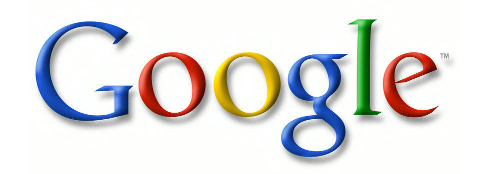
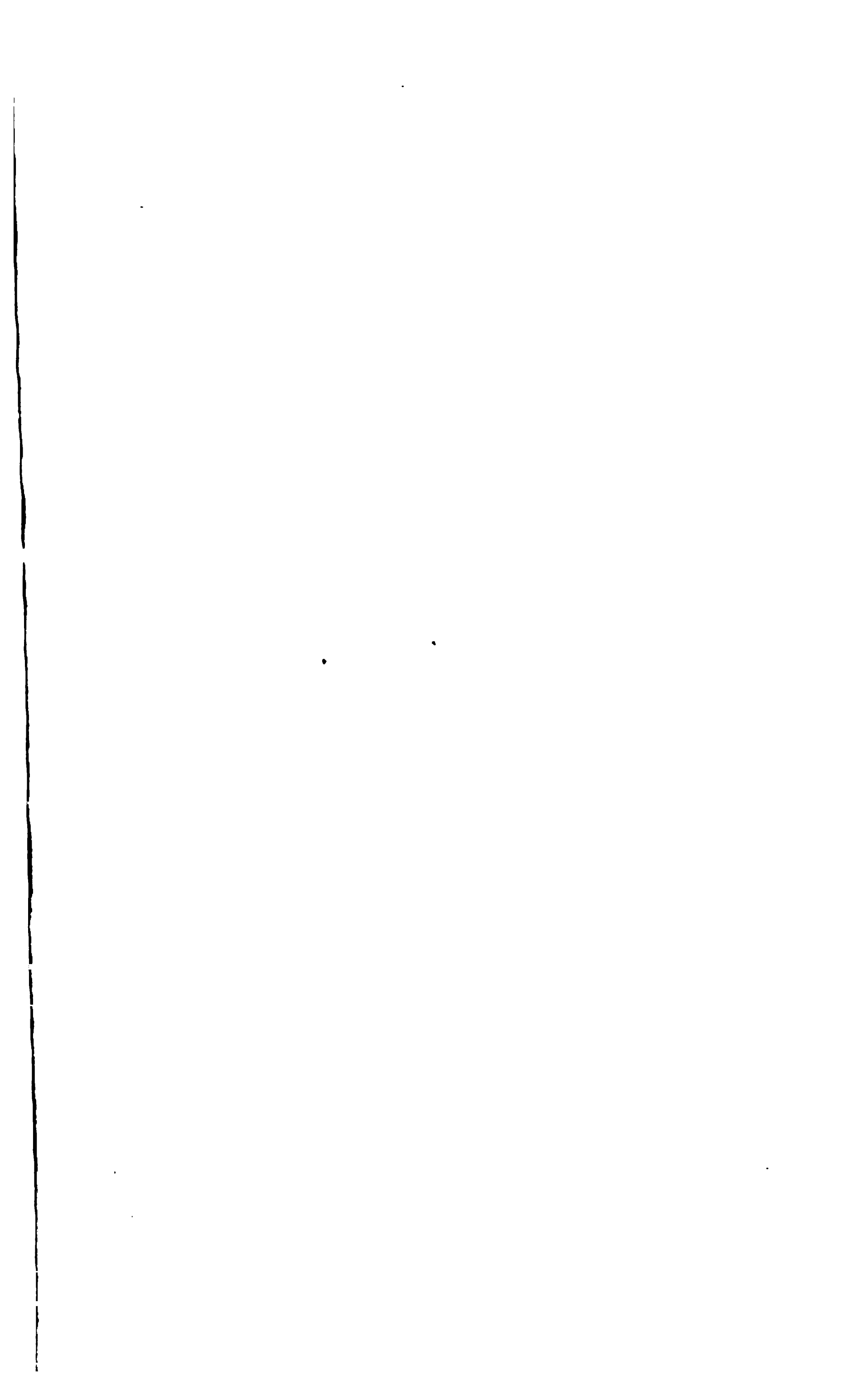








KLEINE SCHRIFTEN

VON

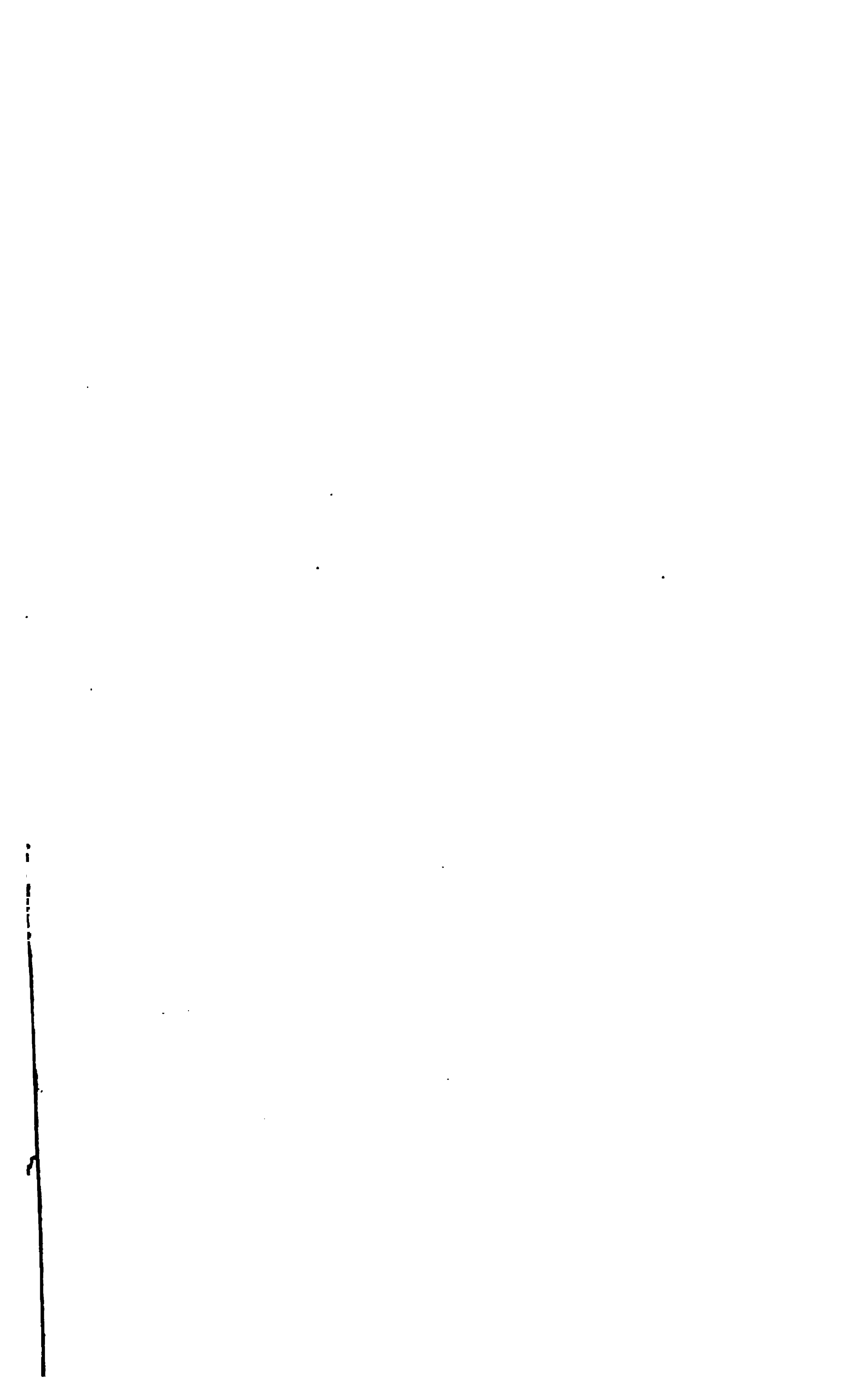
FRANZ KERN.

ERSTER BAND.

BERLIN 1895.

NICOLAISCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG

R. STRICKER.





ZU DEUTSCHEN DICHTERN.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

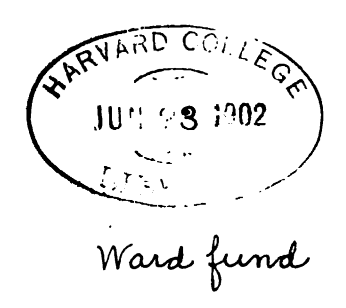
VON

FRANZ KERN.

BERLIN 1895.

NICOLAISCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG

R. STRICKER.


HARVARD COLLEGE
JUN 23 1902

Vorwort.

Der Gedanke, seine gedruckten und ungedruckten Aufsätze zur deutschen Litteratur gesammelt herauszugeben, ist von meinem verstorbenen Vater selbst oft erwogen worden. Er hätte diesen Plan gewiss auch ausgeführt, wenn ihm ein längerer Lebensabend beschieden gewesen wäre. So ist es jetzt Sohnespflicht, aus seinem Nachlasse bekannt zu machen, was er selber für diesen Zweck zurückgelegt hatte.

Aber allmählich erweiterte sich der Plan. In die kleinen Schriften, von denen vorerst drei Bände geplant sind, schien es wünschenswert auch die Arbeiten aufzunehmen, welche sich auf die griechische Litteratur und philosophische Dinge beziehen, wenn anders diese Sammlung eine Vorstellung von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit geben soll. Aber ausgeschlossen ist Alles, was in den engsten Bereich der klassischen Philologie gehört, wie die Quellenuntersuchungen zu der pseudoaristotelischen Schrift über Xenophanes, Gorgias, Melissos und Konjekturen zu Sophokles. Die bibliographischen Nachweise über diese Arbeiten wird ein Verzeichnis am Schlusse des letzten Bandes bringen.

Der vorliegende Band bringt Aufsätze zur neueren deutschen Litteraturgeschichte, die zu einem Teil bereits in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung gedruckt sind. Andere wie z. B. die Aufsätze über Platen und Ernst Moritz Arndt waren bisher noch nicht veröffentlicht. Der

zweite Band wird vorzugsweise Goethe und Sophokles gewidmet sein, der dritte bringt die Aufsätze zur Philosophie und ihrer Geschichte.

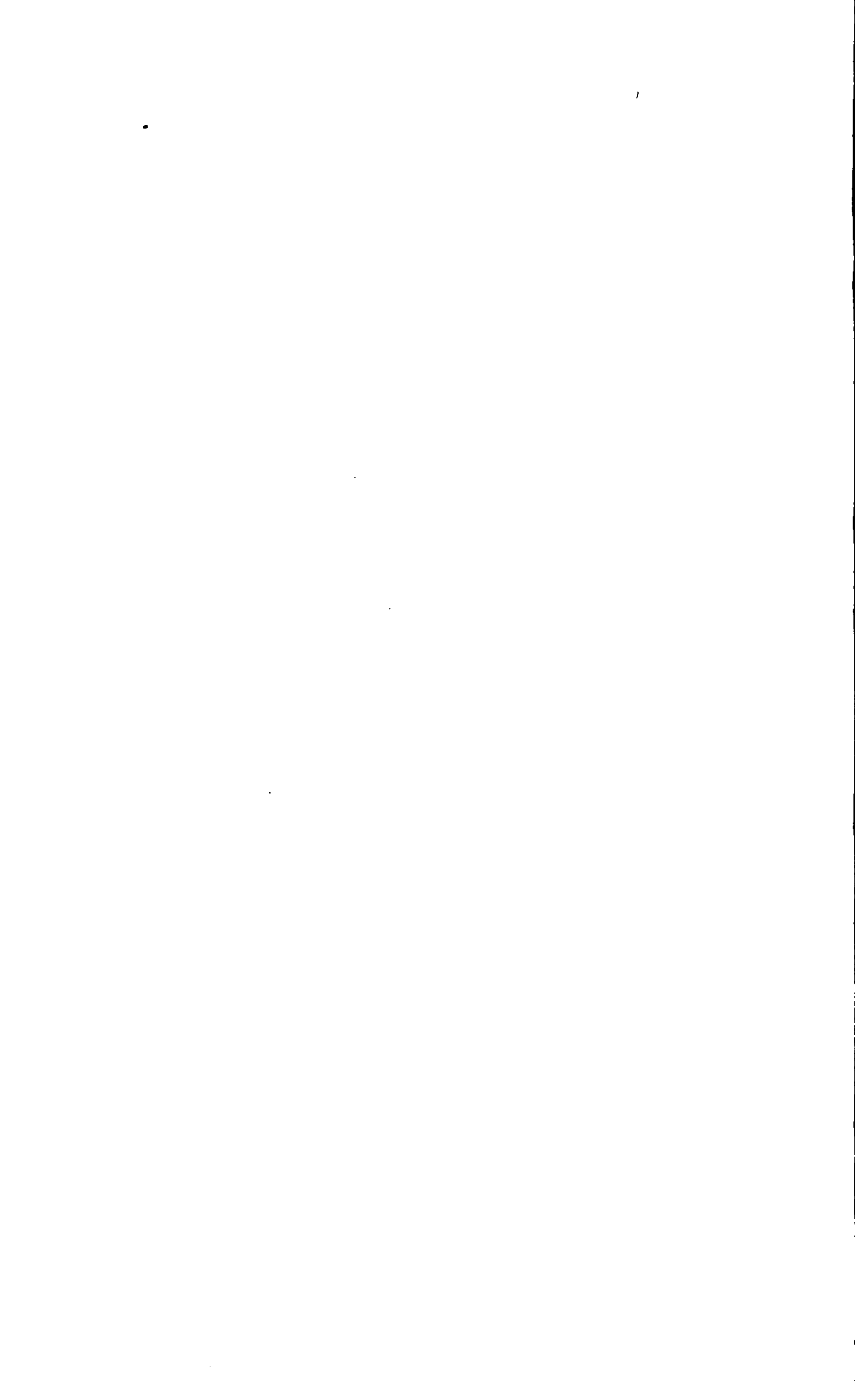
Die von mir herrührenden Zusätze sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Sie sind entweder den handschriftlichen Notizen meines Vaters entnommen wie u. a. S. 22 oder stellen Hinweisungen auf andere Publikationen desselben dar. Ich habe mich aber nicht für berechtigt gehalten, die beiden Aufsätze über Rückert zu redigieren und die schon in dem ersten enthaltenen Ausführungen über das poetische Tagebuch zu tilgen.

Für manche freundliche Hilfe, die mir bei der Herstellung dieses Bandes geleistet worden ist, bin ich von Herzen dankbar. Zwei hochverehrten Männern treibt es mich, diesen Dank auch öffentlich auszusprechen, meinem Onkel, Herrn Gymnasialdirektor Georg Kern und Herrn Gymnasialdirektor D. Dr. L. Bellermann, welche auch eine Durchsicht des vorangeschickten Lebensabrisses freundlichst unternommen und mich durch manchen wertvollen Wink zu grossem Dank verpflichtet haben.

Berlin, Anfang März 1895.

Otto Kern.

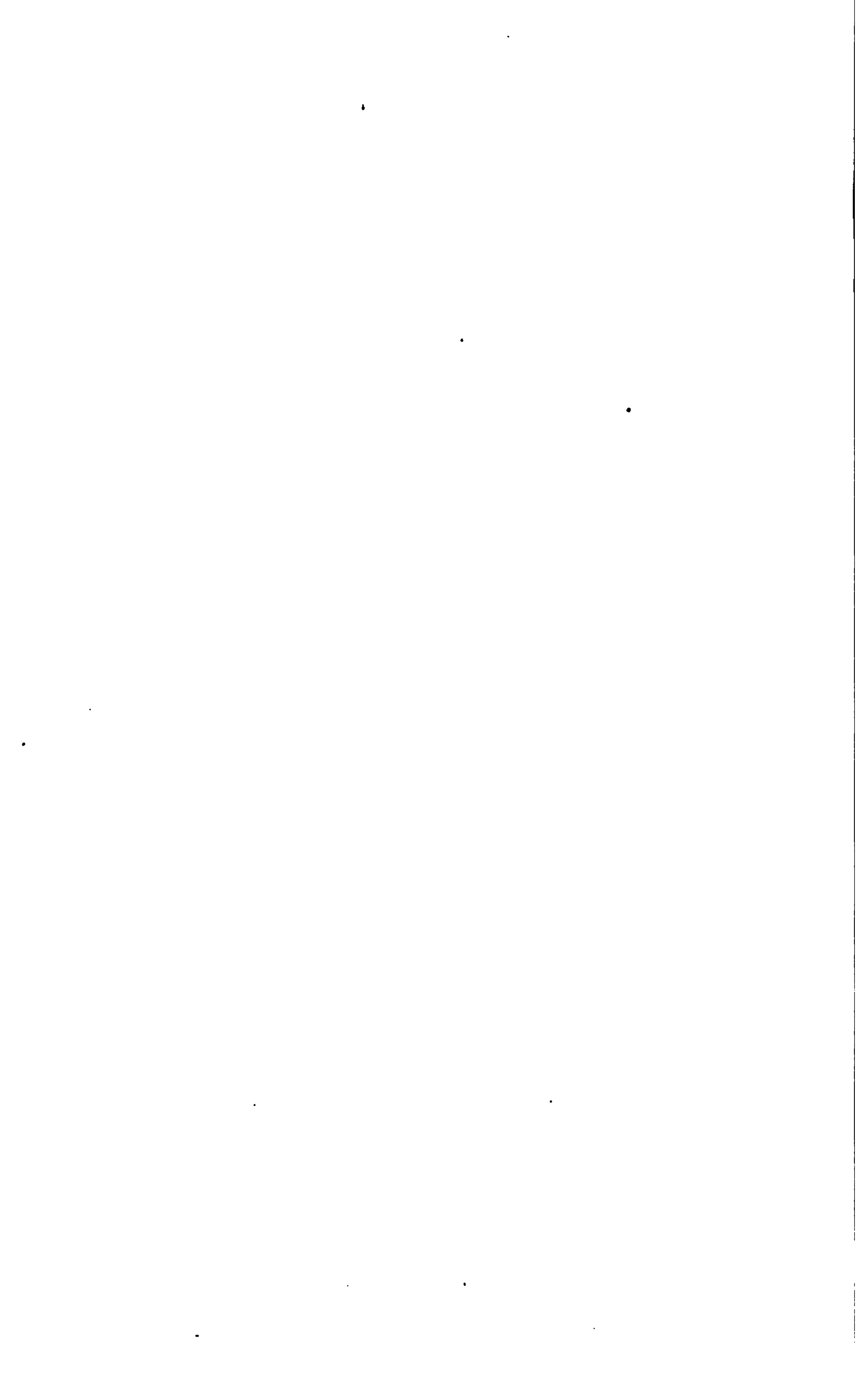
Inhaltsverzeichnis.



Franz Kern

geboren am 9ten Juli 1830

gestorben am 14ten Dezember 1894.



Ludwig Giesebrecht dichtete im Jahre 1828 als Lehrer am Marienstifts-Gymnasium in Stettin zu der Einführung eines neuen Amtsgenossen, des Grammatikers K. E. Aug. Schmidt, einige Strophen, welche unter Carl Loewes Leitung von den Schülern gesungen wurden. Giesebrecht hat das schöne, innige Gedicht später in seine Gedichtsammlung aufgenommen und ihm die Überschrift „Des Lehrers Los" gegeben. Der Dichter blickt zu den Bildern alter Lehrer des Gymnasiums auf, die in der Aula vor ihm hängen:

Was mahnst du ernste Halle,
Ihr Bilder rings herum?
Des Lichtes Träger alle,
Fast alle tot und stumm;
Kaum weiss man eure Namen,
Kaum was ihr selber wart;
Doch habt ihr Lichtes Samen
Gestreuet und gewahrt.

Es wird auch uns ergehen,
Wie euch geschehen ist:
Wir sind, wir werden gehen
Nach einer kurzen Frist.
Nur unser Mühn und Warten
Hier um des Wissens Born
Bleibt in der Menschheit Garten
Ein stilles Samenkorn.

Gegrüsst in solchem Bunde,
Du Freund auf gleicher Bahn,
Dem wir in ernster Stunde
Nun als dem Unsern nahn:
Das Los der treuen Alten
Wird dein, wird unser Los,
Wohl auf wie sie zu walten,
Entsagend, kräftig, gross!

Schmidt, Giesebrecht, Loewe haben nach dieser Stunde noch lange Jahre an derselben Anstalt mit reichstem Erfolge gewirkt, und unter ihren Augen wurde zwanzig Jahre später ein Jüngling zur Universität entlassen, der sich des Segens, welcher von diesen seinen Lehrern auf ihn gekommen ist, stets bewusst geblieben ist, der es selbst öffentlich ausgesprochen hat, dass er ausser seinem Vater keinem Menschen, dem er im Leben begegnet, zu grösserem Dank verpflichtet sei als seinem Lehrer Ludwig Giesebrecht. Dieser Jüngling hiess Franz Kern.

Jetzt hängt auch sein Bild in der Aula eines grossen Gymnasiums, und jetzt gelten auch von ihm die Worte seines Lehrers. Auch ihn wird das Los des Lehrers treffen, und mehr begehrte er nimmer. In den Herzen seiner Schüler wird er fortleben, wie in seiner Seele die Bilder seiner Stettiner Lehrer fortgelebt haben, und ihnen wird die kurze Biographie, welche der älteste Sohn seinen gesammelten Schriften an die Spitze stellen möchte, so wenig Neues bringen wie seinen Freunden. Aber trotzdem wird vielleicht auch ihnen das Lebensbild, zu dessen Entwurf ich mich nicht ohne ein Gefühl der Bangigkeit entschlossen habe, willkommen sein.

Franz Kerns Vater, George Friedrich Kern, stammte aus dem pommerschen Städtchen Treptow an der Rega. Er war in Stettin Regierungssekretär und vermählt mit Friederike Schulz, deren Eltern in Stettin lebten. In dieser Ehe wurden sechs Kinder geboren, drei Söhne und drei Töchter. Die beiden jüngsten waren zwei Knaben, von denen Franz der ältere war. Er ist am 9. Juli 1830 in Stettin geboren. Sein älterer Bruder Otto fand in jugendlichen Jahren, als er eben eine feste Anstellung als Prediger erhalten sollte, beim Baden in den Wellen der Rega seinen Tod. Der Vater war ein hochbegabter, frommer Mann. Franz Kern erzählte gern von seinem Vater, von den weiten Spaziergängen, die er als Knabe mit ihm in die Umgegend Stettins, einmal bis nach Stargard hin unternommen habe, und noch wenige Monate vor seinem Tode

sprach er mit herzlicher Rührung von der gemeinsamen griechischen Lectüre, die er mit dem Vater als junger Student betrieben, von dem heiligen Ernst, mit welchem dieser noch als Fünfziger die griechische Sprache erlernt habe, um das neue Testament, in dessen Schriften er lebte, in der Ursprache kennen zu lernen. Er war ein Mann, der gewiss auch ein weit hervorragenderes Amt ganz ausgefüllt hätte, wenn ihm ein solches übertragen worden wäre. Ein ungewöhnlicher Wissensdrang trieb ihn nach dem Spaziergange, der auf die Bureaustunden folgte, zu seinen Büchern. Besonders erregten ihn die theologischen Streitfragen mächtig. Lange Zeit beschäftigte er sich mit Gedanken über eine neue Organisation der christlichen Kirche, bei welcher er für die Gemeinde grössere Befugnisse verlangte. Er verhandelte darüber mit Ludwig Giesebrecht; er correspondierte mit dem ihm zugethanen Kirchenhistoriker J. A. W. Neander in Berlin; ja er wandte sich mit seinen Plänen an das Cultusministerium und sogar an König Friedrich Wilhelm III. In seinem Hause herrschte christliche Frömmigkeit. Für die Seinen dichtete er geistliche Lieder und versuchte auch historische Begebenheiten wie den Reichstag von Augsburg dichterisch zu gestalten. So lange der Vater lebte, wurde das Familienleben durch keinen Verlust gestört. Die Kinder wuchsen alle kräftig und gesund zur Freude der Eltern auf. Im Jahre 1849 starb der Vater, einundsechzigjährig. Franz war damals Student in Berlin.

Stettin besass in jener Zeit nur ein Gymnasium, das Marienstiftsgymnasium, welches im Herbst vorigen Jahres sein dreihundertundfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Kern ist von Sexta bis Prima Schüler dieser Anstalt gewesen, und als er im Herbst 1848 zur Universität entlassen wurde, gaben ihm seine Lehrer als Prämie Rosts Lexicon Homericum-Pindaricum mit. Der künftige Philolog hatte sich also schon auf dem Gymnasium deutlich offenbart. Und das Lehrerkollegium des Stettiner Gymnasiums konnte sich damals wahrlich der ausgezeichnetsten Gelehrten als Lehrer rühmen. Direktor war K. Fr. W. Hasselbach, ein

Schüler F. A. Wolfs, der von 1828 bis 1854 das Gymnasium geleitet hat. Für diese Zeit sind Ludwig Giesebrechts Gedichte eine wichtige Quelle; durch sie wird man in das schöne, reiche Leben der Schule mitten hineingeführt. Sie sind ein Nachklang aus der stolzesten Zeit, auf welche das Gymnasium zurückblickt, und die auch der neueste Chronist des Marienstiftsgymnasiums, Dr. M. Wehrmann, so beurteilt hat. Dafür aber, dass das Gedächtnis an diese Zeit wach bleibe, hat nächst Giesebrecht wohl niemand mehr gewirkt als der Mann, dem diese Zeilen gelten.

Franz Kern hat seinem Lehrer Ludwig Giesebrecht ein biographisches Denkmal gesetzt, das auch kürzlich bei der Jubelfeier des Marienstiftsgymnasiums als besonders wertvolle Quelle für die Geschichte der Anstalt bezeichnet worden ist, und das viele ehemalige Schüler des grossen Dichters mit einem Gefühl der Dankbarkeit aus der Hand gelegt haben. Kern hat die Biographie im Jahre 1874 verfasst als erster Direktor des neu gegründeten Stadtgymnasiums. Er hat nicht nur die reiche Gedankenwelt dargelegt, die in Giesebrechts Gedichten enthalten ist, er hat nicht nur auf die grosse Schönheit seiner Lieder nachdrücklich hingewiesen und seinem Bedauern Ausdruck gegeben, dass solche Dichtungen so wenig bekannt sind, denn der Name dieses Dichters sollte in keiner Darstellung der deutschen Dichtung fehlen, nein, auch für das ganze geistige Leben Stettins in der Mitte dieses Jahrhunderts bleibt die dem schlichten Schulmanne gewidmete Biographie eine wichtige Quelle. Am besten verweist man also den, welcher die Lehrer kennen lernen will, die auf Franz Kern gewirkt haben, auf dieses Buch und lässt ihn selber sprechen und Zeugnis ablegen. Vor allem weiss er uns natürlich die mächtige Persönlichkeit Giesebrechts zu schildern, die jedem mit dem Gefühl der Ehrfurcht erfüllen musste, der ihn zum ersten Male sah; er führt uns den mutigen, unerschütterlichen Kämpfer für Religion und Gesittung vor die Augen, den hohen Mann, der — veranlasst durch den kleinlichen

Angriff eines kurzsichtigen Kollegen — das stolze Wort gesprochen hat:

> **Die Schemen draussen sinken oder steigen,**
> **Hochheilge Wissenschaft, dir bin ich eigen.**

Freilich verschweigt der Biograph auch nicht die Schwächen von Giesebrechts Unterricht, der sich immer an die Begabtesten wandte und so auf die grosse Masse seiner Schüler weniger gewirkt hat. Aber Kerns Jünglingsseele hat von seinen Lehrern niemand so ergriffen wie dieser, und die Empfindungen, die er als Jüngling hegte, hat er als Mann bis in seine letzten Tage treu bewahrt und oft ausgesprochen. Gern rühmte er den Gedankenreichtum und die gedrungene Kürze seiner Darstellung und pflegte sie wohl als Muster anzuführen, wenn er etwa einmal eine lange und inhaltsleere Rede gehört oder gelesen hatte; besonders war ihm ein Beispiel in ihrer Art die Rede, welche Giesebrecht am 21. September 1866 bei seinem Scheiden vom Gymnasium gehalten hat, und deren Schlussworte die tiefe und selbstgewisse Frömmigkeit des Mannes zu grossartigem Ausdruck bringen: „„Wer hätte höheren Anspruch auf meinen anbetenden Dank als Gott, der mich durch Trauer und Freude bis hieher geleitet hat; aber — das ist unser heiliges Geheimnis, des Allmächtigen und des Staubgeborenen. Ich schweige, ich gehe: meine Klause ist bereitet".

Eine wertvolle Ergänzung zu Giesebrechts Lehrthätigkeit lag in dem Unterricht von K. E. A. Schmidt, zu dem nach Kerns Urteil gerade die am meisten hingezogen wurden, die sich von dem ersteren mehr abgestossen fühlten. Auch ihm hat Kern stets ein dankbares Andenken bewahrt, und es ist mehr als eine Vermutung, wenn man Schmidts sprachlichen Unterricht als die erste Anregung zu Kerns grammatischen Studien auffasst. Denn als er in Berlin mit dem Aufbau seiner grammatischen Theorie Ernst machte, hat er Schmidts Beiträge zur Geschichte der Grammatik sehr oft befragt.

Als Dritter wäre Ferdinand Calo zu nennen, dessen von Giesebrecht begonnene Biographie Kern vollendet hat. Aber soll man alle einzelnen aufzählen, die dem Knaben und Jüngling als Lehrer begegneten? Es ist gerechter auf das Lehrerkollegium als ein Ganzes hinzuweisen, dessen „schlagendes Herz" Hasselbach war. Nur einer muss noch herausgehoben werden, weil sein Unterricht nächst dem Giesebrechts am stärksten auf Kern eingewirkt hat. Das war Hermann Bonitz in den griechischen Lehrstunden, die er in Obersecunda erteilte. Bonitz ist von 1842 bis 1849 Oberlehrer und Professor am Marienstiftsgymnasium gewesen. Er hat den Jüngling in die Dialoge Platons eingeführt, und die Pietät, welche der Schüler dem Lehrer dankbar schuldete, hat der Meister erwidert, indem er auch an der hervorragenden Stelle, zu welcher er ausersehen war, sich des Schülers vom Marienstiftsgymnasium oft erinnerte. Denn Bonitz ist es in erster Linie gewesen, der Kerns Berufung an das Köllnische Gymnasium in Berlin angeregt hat.

Von solchen Lehrern unterrichtet, der Sohn eines solchen Vaters, bezog Kern die Universität Berlin und ward noch Zeuge der Nachwehen des Märzes von 1848. Von den akademischen Lehrern, deren Kollegien er hörte, nannte er am meisten die Namen von Boeckh, Lachmann, Trendelenburg, Ernst und Georg Curtius. Sparsam und einfach verlebte er seine dreijährige Studentenzeit in Berlin, angestrengt in seine Studien vertieft. Unter den philologischen Freunden, mit denen er namentlich Sophokles eifrig las, befand sich Ferdinand Schultz, der ihm nach langen Jahren als Direktor des Gymnasiums in Charlottenburg den ersten Band seiner Meditationen in Erinnerung an die gemeinsame Sophokleslektüre widmete.

Mitten in die Zeit des Studiums fiel des Vaters Tod und zwang zu baldigem Abschlusse der Universitätsjahre. Nach sechs Semestern bestand Kern das Staatsexamen: in den klassischen Sprachen prüfte ihn Meineke, im Deutschen Trendelenburg. Gleich darauf kehrte er nach Stettin zurück, trat in das königliche Seminar ein und begann kaum zwei-

undzwanzigjährig seine Lehrthätigkeit am Marienstiftsgymnasium. Hasselbach war nur noch zwei Jahre sein Direktor. Auf ihn folgte Carl Peter, der von Anklam nach Stettin berufen wurde, und als dieser bereits nach zwei Jahren nach Schulpforta ging, um die Leitung der Landesschule zu übernehmen, wurde das Direktorat dem Historiker A. G. Heydemann übertragen, der neben E. Curtius längere Zeit Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich gewesen war. Kern unterrichtete damals in den unteren Klassen, und die Schüler, die zu dieser Zeit ihm anvertraut waren, erzählen gern von der besonderen Frische seines Unterrichts, einer Frische, die er nicht nur in den Lektionen, sondern vor allem auch auf dem Turnplatze zeigte. Denn er war ein Freund jeder körperlichen Übung. Er hat als Student mit seinen Freunden gefochten, als junger Lehrer mit seinem Bruder Georg gerudert, und mit den Knaben geturnt und gespielt. Seine alten Lehrer wurden ihm jetzt Kollegen und Freunde. Mit Calo, dessen reiche Bücher- und Kupferstichsammlung er bewunderte, trat er in nahen Verkehr, und mit seinen gleichaltrigen Amtsgenossen wie Hugo Ilberg, Karl Schnelle, Richard Volkmann, Arnold Hug, verband ihn herzliche Freundschaft. Und bald trat auch sein Bruder Georg in dasselbe Lehrerkollegium ein. In vertrauteren Vereinigungen trieb Kern philosophische und philologische Studien mit einem Kreis von Freunden, von denen ausser den oben genannten und seinem Bruder noch Robert Most, jetzt Direktor des Realgymnasiums in Koblenz, und Georg Hess, der vor ihm verstorbene Gymnasialdirector in Erfurt, hervorzuheben sind. Anderthalb Jahr lang haben die beiden Brüder an der Anstalt, der sie selber ihre Jugendbildung verdankten, zusammen gewirkt. Dann folgte Franz einem Rufe als Subrektor an das neugegründete Gymnasium in Pyritz, dessen Direktor A. Zinzow war. Inzwischen hatte sich das Elternhaus Kerns aufgelöst, die Mutter war 1857 gestorben; eine Schwester hatte sich mit dem späteren Rektor Hermann Thime verheiratet, und

die noch unverheiratete Schwester Therese begleitete ihn nach Pyritz.

In der kleinen pommerschen Stadt richteten sich die Geschwister behaglich ein, und es fand sich auch bald ein geistig sehr angeregter Kreis zusammen, der sich namentlich in dem Hause des Landrats von Schöning zu Vorträgen und gemeinsamer Dichterlektüre versammelte. Hier hat Franz Kern namentlich für Schopenhauer zu wirken versucht, dessen Bekanntschaft ihm zuerst Richard Volkmann vermittelt hatte. Er war kein unbedingter Anhänger der Philosophie Schopenhauers — aber er war ein aufrichtiger Bewunderer des dritten Buchs der „Welt als Wille und Vorstellung“; den Einfluss desselben lehrt ja auch sein Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima. Aber in Pyritz blieb Kern nicht lange; denn bereits nach Jahresfrist, im Jahre 1860, gelangte an ihn der ehrenvolle Ruf nach Schulpforta. Sein Stettiner Direktor C. Peter hatte ihn nicht vergessen.

Als er dort am 3ten Oktober 1860 durch Peter feierlich eingeführt wurde, sagte er am Schlusse seiner Antrittsrede, die er an mehrere Epigramme Schillers angeknüpft hatte: „Mit dem heutigen Tage erschliesst sich mir eine neue Wirksamkeit. Da liegt es mir nahe, Ihnen, hochgeehrter Herr Rektor, aus vollem Herzen dafür zu danken, dass Sie an Ihrem Teile meinen Eintritt in diese Schule möglich gemacht haben. Sie haben mit freundlicher Nachsicht im Beginne meines amtlichen Lebens mir zur Seite gestanden und Rat und Hilfe mir nie versagt. Die Erinnerung daran war in mir wach geblieben seit jenen Jahren; nun mich ein freundliches Geschick an die Schule geführt hat, die unter Ihrer Leitung blüht, gebe Gott, dass es mir gelingen möge, nicht völlig Wertloses für diese Anstalt zu leisten. Und Sie, meine hochverehrten Herren Kollegen, nehmen Sie freundlich den Fremdling auf, den Unbekannten, der mit froher Hoffnung und mit dem Gefühle der Ehrfurcht in Ihre Mitte tritt. Sie freilich konnten mir nicht unbekannt bleiben, sind doch zum Teil Ihre Schriften seit

Jahren für mich Quellen des Wissens und der Belehrung gewesen. Ja, habe ich doch die Freude unter Ihnen einen zu begrüssen, der während seines Wirkens am Stettiner Gymnasium durch persönliche Anregung mir mehr gewesen ist, als er ahnen mag und ich selber ermessen kann". Dies war Wilhelm Corssen, der während Kerns Schulzeit zwei Jahre lang Lehrer am Marienstiftsgymnasium gewesen war, und mit dem ihn nun herzliche Freundschaft verband. Im Jahre 1866 schieden sie beide zusammen von der Anstalt, Corssen, um in den Ruhestand zu treten, Kern, um als Direktor nach Oldenburg zu gehen. In Schulpforta hat Kern sechs glückliche Jahre verlebt. Er besass ein schönes Bild von dem Lehrerkollegium jener Zeit. Wer es betrachtet und neben Peter Männer wie Koberstein, Steinhart, K. Keil, Corssen sitzen sieht, der muss zugeben, dass Kern auch hier unter ganz besonders günstigen Umständen in das Kollegium eingetreten ist. Von den Jüngeren waren es aber vor allem zwei Männer, mit denen Kern in den engsten persönlichen Verkehr getreten ist, aus dem bald eine Freundschaft erwuchs, welche ihn durchs Leben begleitete. Das sind der jetzige Rektor der Landesschule Dietrich Volkmann und der Philosoph Max Heinze. Diese beiden sind während der Pförtener Zeit sein täglicher Umgang gewesen, und sie haben auch miterlebt, wie der Zweiunddreissigjährige sich seinen eigenen Hausstand gründete.

Es war eine Stettinerin, die der Stettiner heimführte, die jüngste Tochter des Arztes F. Runge, welche einst seine Schülerin gewesen war. Er hat über zweiunddreissig Jahre mit ihr zusammen gelebt in Freud und Leid, und er ist sich, um seine Worte zu gebrauchen, des milden Sonnenscheins, den sie über sein Leben ausbreitete, immer dankbar bewusst gewesen. Fünf Kinder sind in dieser Ehe geboren; drei von ihnen noch in Schulpforta. Sein Haus ist ihm stets ein Quell des reichsten, reinsten Glücks gewesen. Denn wie sein Lehrer Giesebrecht trug auch Kern kein Verlangen „nach dem breiten, aber flachen Strom gesellschaftlichen Lebens; er hatte an der Häus-

lichkeit, an dem engen Kreise der nächsten Verwandten genug.“ So floss sein Leben in Schulpforta ruhig und friedlich dahin, „sechs inhaltreiche Jahre“, wie er selbst urteilte, „viel reicher an freudigen wohlthuenden Stunden als an Momenten des Schmerzes und der Enttäuschung“. Zugleich sind dies auch die Jahre, in denen er seine schriftstellerische Thätigkeit begann und zwar auf dem Gebiete der griechischen Philosophie.

Schon in früheren Jahren hatte er sich philosophischen Studien gewidmet, hatte Kant und Schopenhauer eifrig gelesen und den grossen griechischen Denkern, namentlich Platon und Aristoteles manche Stunde ernster Arbeit gewidmet. Selbständige Forschungen verwandte er zuerst auf die eleatische Schule, und das Pförtener Programm Quaestionum Xenophanearum capita duo (1864) war der erste Anfang einer langen Reihe von Veröffentlichungen über vorsokratische Philosophen. Es war selbstverständlich vor allem Heinze, mit dem er in regem Gedankenaustausch darüber lebte — aber brieflich verhandelte er über Xenophanes und die ihn betreffende pseudaristotelische Schrift auch mit Zeller und Ueberweg. Als er Pforta verliess, wussten die Kollegen ihm kein passenderes Geschenk zu machen als Zellers Meisterwerk über die griechische Philosophie. Und war er auch mit Zellers Beurteilung der vorsokratischen Philosophen in sehr vielen Punkten nicht einverstanden und ist er auch bis zuletzt von der vollen Glaubwürdigkeit der dem Aristoteles zugeschriebenen Schrift *περὶ Ξενοφάνους, περὶ Ζήνωνος, περὶ Γοργίου* überzeugt gewesen, er hat es oft bekannt, wie mächtig ihn das Werk Zellers, den er später in Berlin auch persönlich kennen lernte, angeregt und gefördert hat. Es hat lange Jahre gegeben, in denen wohl kaum ein Tag vorüberging, an welchem er nicht seinen Zeller in die Hand nahm, und die Collectaneen, die noch jetzt aus jenen Jahren vorliegen, zeigen, wie energisch er der Entwicklung der griechischen Philosophie nachgegangen ist. Es war sein Gedanke, die Geschichte der Philosophie von dem Banne zu befreien, den

Aristoteles auf sie gelegt hat. Kurze Zeit vor seinem Tode, als ihn bereits schweres Siechtum befallen hatte, ward ihm die Freude, dass ihm Heinze die achte, von ihm bearbeitete Auflage des Ueberwegschen Grundrisses schickte, in der von neuem seine Auffassung der xenophaneischen Lehre vorgetragen wird. Freilich danken konnte er selber dem Freunde nicht mehr für seine Gabe.

Er muss in diesen Jahren — darauf deutet manches hin — an eine zusammenhängende Darstellung des Mysticismus gedacht haben; denn bei den Griechen blieb er nicht stehen. Sehr eingehende Studien widmete er dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius, und sein erstes Buch, das er nicht lange vor seinem Weggange aus Schulpforta bei Hirzel in Leipzig erscheinen liess, galt dieser Dichtung. Es ist das Buch, welches er Ludwig Giesebrecht gewidmet hat, der dem alten Schüler und Kollegen auf das herzlichste antwortete. Aber hiermit sind wir auch schon an das Ende dieser glücklichen Pförtener Jahre gelangt; denn in demselben Briefe spricht Giesebrecht sein Bedauern aus über Kerns Entschluss Preussen zu verlassen und fügt am Schlusse hinzu: „So Gott will, kommen andre Zeiten, die Sie zu uns zurückführen."

Kern ist nur wenige Jahre ausserhalb Preussens gewesen. Im Frühjahr 1866 erging an ihn der Ruf, die Leitung des Gymnasiums in Oldenburg zu übernehmen. Heinze war ihm vorangegangen, als Erzieher und Lehrer der Söhne des Grossherzogs. Die Stellung, welche Kern dort antrat, war keine leichte, da er als der Jüngste an die Spitze des Lehrerkollegiums trat. Aber gerade in Oldenburg ist ihm die dankbarste Erinnerung geblieben, das haben den Seinen die letzten Wochen wieder deutlich vor die Seele geführt, und er selber hat sich stets mit grosser Freude seiner Oldenburger Zeit erinnert, wo er nach seinem Ausspruch ganz besondere Begabung unter seinen Schülern antraf. Von den Kollegen, die mit ihm arbeiteten, traten ihm zwei vor allen nahe, A. Lübben, mit dem er ein — leider sehr wenig verbreitetes — deutsches Lesebuch in zwei Bänden

herausgab und Eduard Wellmann, der unter Kerns Augen hier seine Lehrthätigkeit begann. Neben dieser Arbeit und der steten Beschäftigung mit seinen Eleaten verwandte er viel Zeit auf das Studium der Dichtungen Friedrich Rückerts, dessen Gedankenlyrik ihn tief bewegte und erregte. Wer sich in der schwierigen Gedankenwelt der Weisheit des Brahmanen zurecht finden will, kann dies sicherlich nicht besser thun als an der Hand Kerns. So hat er auch selbst seine Arbeit aufgefasst; denn als er später in Stettin einer Nichte sein Buch über die Weisheit des Brahmanen schenkte, begleitete er die Gabe mit den schönen Versen:

Majestätisch hohe Bäume,
In das Blau des Himmels ragend,
Und geheimnisvollstes Dunkel
In entlegnen Waldesschluchten!
Hier Gesträuch mit süssen Beeren,
Schönste Labung für den Wandrer,
Aber auch entlaubte Stämme,
Kahler Fels mit dürftgem Moose,
Oder wirres Schlinggewächse,
Das den Fuss des Wandrers fesselt.
Dort auf sonn'ger Waldeslichtung
Prangt es wie ein Blumengarten.
Quellen rieseln, Vögel singen,
Heilig rauscht es durch die Wipfel.
Welch Gewirr und welche Fülle!
Doch wie schwer den Weg zu finden
Durch den Wald und seine Wunder.
Oft bin ich in ihm gewandelt,
Hab' mich oft in ihm verirrt,
Doch allmählich ward ich heimisch.
Und nun macht's mir grosse Freude
Andre durch den Wald zu führen.

Aus dem Gedicht geht hervor, dass er auch niemals die Schwächen Rückerts verkannt hat und nie müde geworden ist auf den goldenen Weizen sowohl wie auf die leere Spreu hinzuweisen. Darum beschäftigte ihn seit Jahren der Wunsch, den unendlichen Reichtum der Rückertschen Poesie durch eine Auswahl seiner Dichtungen dem deutschen

Volke vorzulegen. Mit seinem Freunde Ludwig Bellermann hatte er gleich am Anfang seiner Berliner Zeit den Plan zu einer solchen Ausgabe gefasst. Damals scheiterte dies nur daran, dass der Frankfurter Verleger Rückerts die Zeit dazu für noch nicht gekommen hielt. Und jetzt, wenige Wochen vor seinem Tode, kam von Leipzig die Anfrage an ihn, ob er diese Arbeit übernehmen wolle. Aber es war zu spät; er konnte nicht einmal mehr eine zusagende Antwort geben. Denn schon zeigten sich die Vorboten seiner Todeskrankheit.

Bereits nach wenigen Jahren erhielt er einen Ruf an das städtische Gymnasium in Danzig, welchem er Ostern 1869 Folge leistete. Sein Nachfolger in Oldenburg wurde Heinrich Stein, der bis dahin Oberlehrer an demselben Danziger Gymnasium gewesen war, dessen Leitung nun Kern übernahm. Auch in Danzig war seines Bleibens nicht lange, und diese Zeit brachte ihm manches harte Lebensschicksal. Denn schwere Krankheit von Frau und Kindern trübte das sonst so harmonische Zusammenleben mit seinen Kollegen, und unter diesen selbst wurde gerade der eine, in dem er einen alten, lieben Freund vom Marienstiftsgymnasium wiedergefunden hatte, der ideal gesinnte Franz Bresler, in dieser Zeit durch den Tod dahingerafft. In der Gedächtnisrede, die er ihm am 31. Oktober 1870 hielt, zeigt jedes Wort, wie schweres Leid er um den Freund trug, von dessen Begabung er urteilte, dass er vor keiner wissenschaftlichen Aufgabe, die menschlicher Scharfsinn lösen könne, hätte zurückschrecken müssen. Doch auch nach Breslers Tod hätte ihn noch manches Band an Danzig festgehalten in „amtlichen Verhältnissen, in denen er sich wohlfühlte", wenn nicht jetzt ein Ruf gerade aus seiner Vaterstadt an ihn ergangen wäre. Das hat er selbst öffentlich ausgesprochen.

Stettin hatte sich in den Jahren, in denen Kern abwesend war, immer mächtiger entwickelt, und nach dem französischen Kriege begann in jeder Beziehung ein neuer Aufschwung der Stadt. So war der Mangel eines zweiten, städtischen Gymnasiums längst fühlbar. Bereits 1868 wurde

der Anfang zu einer Art Progymnasium gemacht — der erste Direktor des neuen Gymnasiums an der grünen Schanze wurde aber Kern, von dem Magistrat seiner Vaterstadt dazu berufen. Zehn und ein halbes Jahr hat er an dieser Anstalt gewirkt, — und als er Michaelis 1881 von dem Lehrerkollegium Abschied nahm, da konnte er sagen, dass es ihm wäre, als ginge er von Freunden weg, die ihm herzlich zugethan seien, und diese Treue haben ihm seine alten Kollegen gehalten bis über das Grab hinaus. Unter den ersten Kränzen, die seine Bahre schmückten, befand sich der vom Stadtgymnasinm in Stettin, und gleich nach dem Eintreffen der Todesnachricht aus Berlin hat ihm sein Nachfolger Professor H. Lemcke vor den versammelten Schülern herzliche Worte der Erinnerung geweiht.

In Stettin fand Kern eine lange Reihe seiner Jugendfreunde wieder, vor allem seinen Bruder Georg, der bis zu seinem Weggange nach Prenzlau (1876) sein Kollege am Stadtgymnasium war. Es ziemt mir nicht zu sagen, was der Bruder dem Bruder gewesen; aber es würde ein sehr wesentlicher Zug im Lebensbilde meines Vaters fehlen, wollte ich schweigen von der innigen Freundschaft, welche diese beiden Brüder verbunden hat, von dem regen geistigen Austausch, in dem sie bis zu dem Tode des Älteren gestanden haben. Sie lebten zusammen in ihrem Sophokles und Homer, ihre litterarischen Pläne teilten sie einander mit. Ihre geistige Gemeinschaft hat die örtliche Entfernung nimmer trennen können, und als nun im Oktober vorigen Jahres sich die Hoffnung erfüllte, dass beide in derselben Stadt wirkten — ach, da trat der Tod an den Älteren heran und zerstörte so auch jene frohe Zuversicht.

Von den Stettinern seien hier ausser dem Bruder noch zwei namentlich aufgeführt, beide alte Freunde aus der ersten schaffensfreudigen Lehrerzeit, der eine längst tot, der ehemalige Stadtschulrat Heinrich Balsam, dem Kern die Berufung nach Stettin am meisten zu verdanken hatte; der andere, Robert Most, auch verwandtschaftlich mit ihm verbunden, steht mit uns trauernd an dem frischen Grabe. So

knüpften sich in Stettin viele alte Bande wieder fest, auch mit den Eltern und Geschwistern seiner Frau, und es schien so, als ob nun das Wanderleben beendet sei. Auch zu litterarischer Beschäftigung fand sich hier manche Stunde der Musse. Die Eleaten standen im Vordergrunde; aber hier in Stettin wurde auch das Leben Giesebrechts verfasst, und die erste energische Arbeit an der Umgestaltung der deutschen Grammatik ist hier geschehen. Den wissenschaftlichen Aufbau seiner Grammatik besprach er eingehend mit seinem Bruder und Robert Most, während er für die Durchführbarkeit seiner Reformen im Volksschulunterricht an seinem Schwager Thime einen stets bereiten Berater hatte. Es ist der Jahrgang 1880 der „Pommerschen Blätter für die Schule und ihre Freunde", in dem er zum ersten Male für die Neugestaltung der deutschen Schulgrammatik eintrat.

In Stettin war Kern der Führer der wissenschaftlichen Kreise, den wissenschaftlichen Verein entfachte er zu neuem Leben, und als im Jahre 1879 auf der Philologenversammlung in Trier Stettin als nächster Versammlungsort vorgeschlagen wurde, da richtete F. Bücheler die telegraphische Anfrage an ihn, ob er das Präsidium derselben übernehmen wolle. Er sagte zu; zweiter Präsident wurde der Nachfolger Heydemanns am Marienstiftsgymnasium G. Weicker. Die beiden Präsidenten waren Kollegen und Freunde, und unter ihrem Vorsitz, bei der regsten Beteiligung der Einwohnerschaft von Stettin ist die fünfunddreissigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner abgehalten worden. Der Mühe und Aufregung gab es dabei genug; aber der Lohn war reich — denn über das Gelingen der sehr zahlreich besuchten Versammlung herrschte nur eine Stimme, und in der Schlusssitzung bekannte Wilhelm Schrader, dass die Eröffnungsrede des ersten Präsidenten ein bezeichnendes Symbol und glückliches Wahrzeichen der Versammlung gewesen sei, die sogleich auf die reine und ideale Höhe der antiken Philosophie geführt habe. Die Versammlung brachte Kern die Bekanntschaft mit manchem hochgeschätzten Philologen und Schulmanne; aber unter diesen allen muss

einer genannt werden, mit dem er bald darauf in Berlin in innigen, freundschaftlichen Verkehr trat, Ludwig Bellermann. Kern und Bellermann hatten schon früher miteinander in Briefwechsel gestanden; Sophokles war der Anknüpfungspunkt, und wie unendlich oft haben noch später die beiden Freunde über sophokleische Tragödien und die Werke der beiden grossen deutschen Dichter miteinander verhandelt!

In Stettin wurde es mit den Jahren stiller und einsamer. Teure Verwandte, die älteste Schwester und der Schwiegervater waren gestorben, der Bruder war nach Prenzlau, R. Most nach Koblenz verzogen. Da kam völlig unerwartet an einem Winterabend des Jahres 1881 aus Berlin ein Brief des Stadtschulrats Cauer mit der Anfrage, ob Kern bereit sei, als Nachfolger von Adalbert Kuhn das Direktorat des Köllnischen Gymnasiums zu übernehmen. Er erklärte sich dazu bereit und schied also von seiner Stettiner Wirksamkeit. Was ihm diese Zeit gewesen ist, das hat er in seiner letzten Abiturientenrede in Stettin am 28. September 1881 nach einem kurzen Rückblick auf die Vergangenheit ausgesprochen: „Wohl mir, dass ich als Schulmann solche freundliche Wirklichkeit kennen gelernt habe. Die Erinnerung an das helle Bild wird in mir leben fort und fort. In den letzten Wochen war in mir ein Auf- und Niederwogen von Schmerzgefühlen über das bevorstehende Scheiden aus wohlthuendsten Verhältnissen und von Vorstellungen über meine künftige Wirksamkeit, nicht ohne Bangigkeit, aber doch auch nicht ohne frohe Hoffnung auf glückliches Gelingen, heute in dieser Scheidestunde kein anderes Gefühl in mir, als das der wehmutsvollen Dankbarkeit".

Er war sich bewusst, dass er in Berlin ein grosses Erbe anzutreten hatte. Aber er stand damals als Einundfünfzigjähriger in der Blüte seiner Jahre, mitten im freudigsten Schaffen und reich an wissenschaftlichen Plänen für die Zukunft. So zog er denn frohen Mutes hinüber in diese letzte Heimstätte seines vielbewegten Lebens, und die dreizehn Jahre, die er hier noch verleben sollte, sind ihm eine

glückliche Zeit geworden. Er hat es öfter ausgesprochen, dass er niemals mehr gearbeitet habe als in seiner ersten Berliner Zeit. Damit meinte er nicht die Arbeiten für die Leitung der grossen Lehranstalt, die er übernahm; denn diese Art der Thätigkeit war ihm ja seit langen Jahren vertraut. Vielmehr dachte er an seine eingehenden und umfangreichen Arbeiten litterarischer Art. Dabei war es ihm eine erfreuliche Fügung des Glückes, dass seine Beziehung zu L. Bellermann sich jetzt bald zu persönlichem, regem und vertrautem Gedankenaustausch und allmählich zur herzlichsten gegenseitigen Freundschaft entwickelte. Was einen der beiden Männer litterarisch oder persönlich interessierte und bewegte, das wurde mit dem Freunde besprochen und erwogen. Es hat in diesem ganzen Jahrzehnt wohl kaum einer von ihnen irgend etwas drucken lassen, was der andere nicht zuvor gelesen oder beurteilt hatte, worüber nicht meist eingehende und lebhafte Gespräche geführt worden waren, und oft gingen die Korrekturbogen fast täglich hin und her.

Die angestrengteste Arbeit widmete er seinen grammatischen Plänen, bei denen es sich freilich zunächst nur um eine praktische Neugestaltung der deutschen Schulgrammatik handelte. Aber seine erste im Jahre 1883 erschienene selbständige grammatische Schrift „Die Deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen“ zeigte sofort, dass er in logische und sprachphilosophische Probleme tief einzudringen wusste. Durch diese kleine Schrift, die 1888 in zweiter Auflage erschien, eröffnete sich Kern ein weites Arbeitsfeld, das auch der Kämpfe nicht entbehrte. Aber jeden Angriff schlug er mit bereiter Waffe ab; er antwortete den Gegnern in besonderen Brochüren oder in Zeitschriften. Und von vielen Seiten, namentlich aus der Schule der Junggrammatiker erhielt er begeisterte Zustimmung, und dieselbe mehrte sich von Jahr zu Jahr. Er verfasste selbst einen Grundriss der deutschen Satzlehre, nach dem an mehreren Schulen unterrichtet wird. Aber stärker als durch die Benutzung seines Lehrbuches, dem bald noch ein Leitfaden für die unteren

Klassen folgte, zeigte sich der Einfluss seiner Lehre in den neuen Auflagen alter Schulgrammatiken. Zur Stellungnahme zu der mit mancher toten Doktrin gründlich aufräumenden Reform wurde jeder Lehrer des Deutschen angeregt. Den völligen Sieg seiner Sache hat er nicht erlebt; aber er glaubte fest daran, dass es in der Folgezeit seiner Arbeit einst gelingen werde, den Ballast einer unverstandenen Terminologie aus der deutschen Schulgrammatik zu beseitigen, und vielen Lehrern ist seine Reform geradezu als eine befreiende That erschienen. Besonders freute er sich darüber, dass seine Reformvorschläge auch in Österreich und Nordamerika energische Beachtung fanden. Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob er nicht praktischer verfahren wäre, wenn er seine Reform an der Grammatik einer fremden Sprache z. B. des Lateinischen begonnen hätte. Er selber war diesem Gedanken abgeneigt, so sehr er sich natürlich freute, dass auch lateinische und französische Schulgrammatiken seinen Wegen folgten. Der Muttersprache galt seine mühevolle Arbeit. Den Lehrern wollte er den schwierigen Unterricht in ihr erleichtern und bei den Schülern wollte er freudiges Interesse an ihrer Erlernung erwecken.

Aber auch die anderen Zweige des deutschen Unterrichts suchte er auf jede Weise zu fördern und zu heben. Davon zeugen die Schriften, in denen er aus seinen reichen Erfahrungen mitteilte, davon zeugen und werden zeugen seine Schüler. Es lag ihm wenig daran, seinen Schülern eine grosse Masse litterarhistorischer Kenntnisse zu übermitteln; sein Bestreben war es, sie in die grossen Dichter einzuführen, sie heimisch zu machen in Goethe und Schiller. Und das konnte er, da er selber in ihnen lebte. Je älter er wurde, desto mehr wandte er sein Studium den Dichtungen Goethes zu. Vor allem beschäftigte er sich lange Jahre mit Torquato Tasso. In Stettin begann er seine Veröffentlichungen über dies Drama mit einem Aufsatz über die Handlung desselben, und das letzte Buch, das er verfasst hat, ist der im Jahre 1892 erschienene grosse Commentar. Dazwischen liegen unter anderem noch die kleine Schulausgabe und eine Streitschrift

gegen Kuno Fischer, auf welche der Heidelberger Gelehrte leider in einem Tone erwiderte, der jede weitere Verhandlung über die streitigen Punkte abschneiden musste.

Auch in die Probleme, welche uns der Faust aufgibt, griff er sehr entschieden in einer kleinen Schrift „Drei Charakterbilder aus Goethes Faust" ein, und viele Beobachtungen zu dieser Dichtung legte er in Anmerkungen zu den Kreyssigschen Vorlesungen über Goethes Faust nieder, deren zweite Auflage er im Jahre 1890 auf den Wunsch seines Verlegers und Freundes R. Stricker besorgte. Eine Auswahl der Goetheschen Lyrik ging direkt aus dem Unterricht hervor — er wollte auch noch Hermann und Dorothea und Iphigenie für die Schule bearbeiten, wie er überhaupt noch reich an litterarischen Plänen war, als ihm die Todeskrankheit die Feder aus der Hand nahm. So schwebte ihm seit Jahren der Gedanke vor, ein Buch über die Komposition der Ilias zu schreiben; den Vorläufer dazu nannte er einen Auszug aus der Ilias, den er für die Velhagen-Klasingsche Sammlung deutscher Schulausgaben besorgt hatte. In der Einleitung zu diesem hat er, wie er selbst im Vorwort sagt, „einiges als etwas sicher Begründetes und Zweifelloses dargestellt, worüber gelehrte Kenner der Ilias anders denken mögen." Es ist sehr zu bedauern, dass er den bei weitem grössten Teil seiner Beobachtungen nicht mehr hat veröffentlichen können; damit ist ihm ein Wunsch versagt worden, den er auf das lebhafteste hegte.

Man sollte meinen, dass die Thätigkeit in der Schule und diese ausgedehnte litterarische Beschäftigung seine Zeit ganz ausgefüllt hätten. Und doch ist ein wesentlicher Zweig seiner Amtsthätigkeit noch nicht berührt worden, die Leitung des königlichen pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen. Er war kaum ein Jahr Direktor des Köllnischen Gymnasium, als ihm der Minister auf Bonitz' Vorschlag jenes Amt übertrug, und er hat dasselbe verwaltet bis in die letzten Leidenswochen hinein, als die Todeskrankheit längst ihre Schatten auf ihn geworfen hatte. Am 28. November 1894 hat der

todesmatte Mann unter grosser körperlicher Anstrengung in seiner Wohnung die letzte Seminarstunde abgehalten.

Ein Leben reich an Arbeit, reich an Mühen, aber auch reich an Lohn und Freude ist in ihm erloschen. Er hat einmal einen Aufsatz über Schillers Ideale von Menschenglück (unten S. 19) verfasst und darin die Worte geschrieben: „Schiller hatte jetzt, wie er sich ausdrückt, ‚eine Leidenschaft zu stiller Freude‘, er wusste sein Leben reich erfüllt durch seine poetische Arbeit, seine friedevolle Häuslichkeit, sein herzliches, ihm unendlich viel Anregung bringendes Verhältnis zu Goethe.“ Diese „Leidenschaft zu stiller Freude“ besass auch Kern. Ihn zog es niemals in die geräuschvolle Welt. Schon als junger Lehrer in Stettin und Pyritz mied er den grossen Strom der Geselligkeit. Aber fröhlich war er mit seinen Verwandten und Freunden und sass mit ihnen bei angeregten philosophischen und ästhetischen Gesprächen bis in die Nacht hinein. Er war ein Freund des wissenschaftlichen Gesprächs und schlagfertig in der Debatte. In Berlin waren es vor allem Bellermann und Schulrat R. Pilger, mit denen er lange, schöne Abende bei Lutter und Wegener in vertraulichem Gespräch verbrachte. Und auch nach den Sitzungen der Vereine, deren Mitglied er war — der Gesellschaft für deutsche Litteratur und des allgemeinen deutschen Sprachvereins — verkehrte er gern in einem Kreise geistig angeregter Männer; ja in diesem Austausch von Meinungen und Ansichten lag für ihn oft der Hauptzweck des Abends. Hier muss auch der griechischen Gesellschaft (Graeca) gedacht werden, der er seit Dezember 1881 angehörte, und die sich in regelmässiger Wiederkehr alle zwei Wochen Freitags versammelt. Hier fand er eine Anzahl hochgeschätzter Amtsgenossen sowie anderer hervorragender Männer von bedeutender amtlicher oder litterarischer Stellung, deren Umgang und Gespräch ihn erfreute.

Was er endlich dem Collegium gewesen ist, dem er dreizehn Jahre lang angehört hat, das mag auch hier der Schluss des schönen Nachrufs ausdrücken, den ihm dasselbe nach dem

Tode gewidmet hat: „Klarheit und Ruhe des Denkens, reiche Kenntnis der alten und neuen Philosophie, lebendige Auffassung des hellenischen Geistes, innige Vertrautheit mit unserer vaterländischen Litteratur, ausdauernde, liebevolle Hingebung an das Studium unserer Muttersprache — solche Kräfte in seltener Fülle und Verbindung machten den Hingeschiedenen für die wissenschaftlich strebende Jugend zu einem Meister tiefergreifenden und veredelnden Unterrichts und für seine Mitarbeiter zum stets anregenden Führer. Diese Vorzüge des Geistes fanden in der Duldsamkeit seiner Gesinnung, der Milde und dem Wohlwollen des Herzens, der Ruhe des Urteils und Wortes ihre harmonische Ergänzung. So galt er uns, so unserer Jugend als ein reichbegnadeter, freudig und fruchtbar schaffender Mann; und, wenn mannigfache Gebiete der Wissenschaft und des Unterrichts seiner lange eingedenk sein werden, so wird uns, seine Amtsgenossen, hinfort sein Bild aneifernd begleiten."

Giesebrecht und Rückert sind die Sänger deutscher Häuslichkeit gewesen. Auch deshalb waren sie Kerns vertraute und verehrte Dichter. Denn er lebte und webte ganz in seiner Häuslichkeit und in seiner Familie. Die „Leidenschaft zur stillen Freude" sprach sich auch in der Art aus, wie er die ihm verliehene Gabe der Dichtkunst gebrauchte. In seinen jungen Jahren hat er viele sehr schöne und innige Lieder gedichtet, die jetzt seiner Familie ein heiliges Vermächtnis sind. Denn niemals hat er daran gedacht, sie zu veröffentlichen, und es geschähe sehr gegen seinen Willen, wenn wir jetzt damit hervortreten wollten. Zur Hochzeit seines Bruders liess er eine Auswahl als Manuskript drucken — es war ein Teil der Lieder, die er seiner Braut gesungen hatte. Unter diesen steht eines, das später auch in Musik gesetzt worden ist, welches wir hier vollständig abdrucken, weil eine Strophe bereits in der schönen Gedächtnisrede mitgeteilt worden ist, die ihm am 18. Dezember Prediger C. Krüger in der Aula des Köllnischen Gymnasiums hielt – ein Gedicht, das die Seinen in den Tagen des Schmerzes fortwährend begleitet hat:

Menschenblüte, todgeweiht,
Welkt wie flücht'ge Rosen,
Aller Glanz verfällt der Zeit,
Der erbarmungslosen.

Musst nach stetem Sonnenschein
Nicht vergeblich trachten,
Abend bricht gewiss herein,
Und einst wird es nachten.

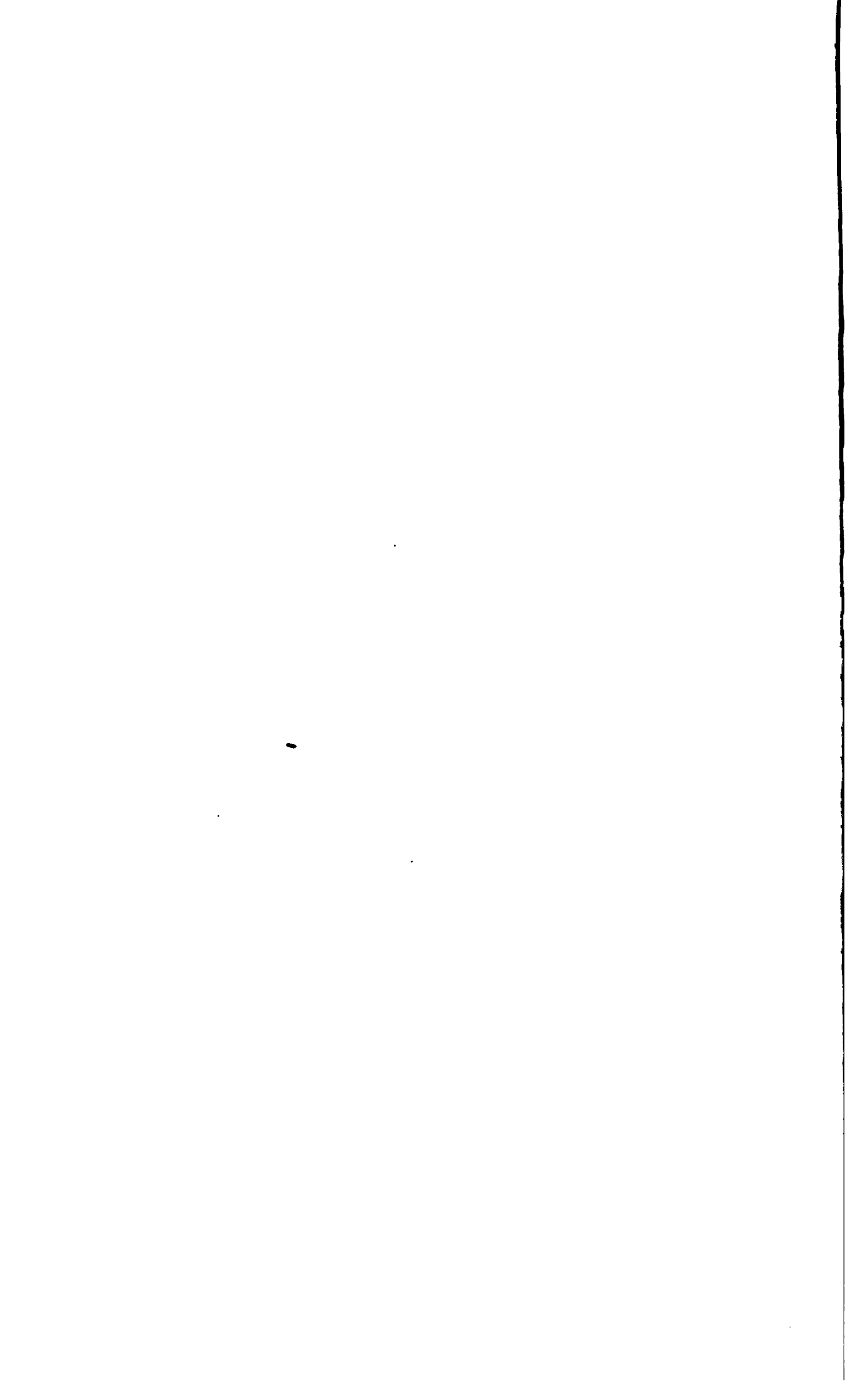
Herz, ergieb dich nur darin
Und lass' dir genügen,
Lerne du mit stillem Sinn
In dein Los dich fügen.

In späteren Jahren dichtete er weniger. Aber bei besonderen Anlässen bediente er sich gern der gebundenen Sprache, die er mühelos beherrschte.

Wohl sind auch ihm schwere Stunden der Sorge nicht erspart geblieben; aber der sonnenbeglänzten Tage gab es doch unendlich mehr in seinem Leben. Seine Frau ist ihm die innigst geliebte Pflegerin und treue Genossin geblieben bis in die letzte heilige Todesstunde, und von seinen Kindern hat er keines durch den Tod verloren. Das Jahr 1889 brachte ihm die Freude der Verheiratung seiner ältesten Tochter mit dem Oberlehrer Dr. Gottfried Koch. Im Oktober desselben Jahres nahm der älteste Sohn von den Eltern Abschied, um eine Studienreise nach Italien und Griechenland zu unternehmen. Und als diese Reise länger ausgedehnt wurde, als wir angenommen hatten, da reisten die Eltern im Herbst 1890 dem Sohn nach Venedig entgegen. Nach einigen herrlichen Tagen trennten sich die Eltern von dem Sohn, der nach Griechenland zurückging — und wie hat sich dann, als der Sohn immer östlicher zog und immer länger fernblieb, die Sehnsucht des Vaters gesteigert, und wie hat er in den Briefen teilgenommen an allem, was jener erlebte. Als dann endlich der ersehnte Tag der Rückkehr gekommen war, begann zwei Tage darauf mit dem Tode der Schwiegermutter eine Reihe von trüben Ereignissen, sorgenvollen Tagen. Aber es schien, als ob es noch

einmal licht werden sollte. Die Eltern hatten ihre Kinder wieder alle um sich. Von den Töchtern suchte die älteste verheiratete, so oft sie nur konnte, mit ihrem Gatten und ihren Kindern das geliebte Vaterhaus auf, die jüngere waltete ununterbrochen treu besorgt um den teuren Vater. Der jüngste Sohn hatte seine Studienzeit in Göttingen eben beendet; der zweite, der sich dem militärärztlichen Beruf widmet, war aus Strassburg nach Charlottenburg versetzt worden, und dazu war der Bruder mit freudigen Hoffnungen soeben erst nach Berlin übergesiedelt — da griff mit rauher Hand der Tod ein und nahm das teuerste Besitztum weg. Eine verderbenbringende Krankheit hatte sich in dem starken Körper langsam vorbereitet. Atemnot erschwerte ihm die Erfüllung seiner Berufspflichten; die Ärzte erkannten schon Mitte Oktober, dass eine Hoffnung auf Besserung nicht vorhanden sei. Furchtbare Zukunftsbilder schwebten seinem Sohne vor, der ihn mitbehandelte, und seinem Schwager Max Runge in Göttingen, der ihn noch wenige Tage vor seinem Tode besucht hatte. Dann kam in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten Dezember der Tod als Erlöser. Als am Nachmittag vorher sein Bruder Georg bei ihm war, da begann während des letzten Gesprächs, das die beiden Brüder miteinander führten, die Sprache schon zu versagen. Darauf spielte er mit den Kindern noch in gewohnter Weise Schach und hörte zuletzt ihren Vorlesungen aus Goethes Hermann und Dorothea und Tasso, wie es schien, aufmerksam zu. Mit einem herzlichen „Gute Nacht“ schied er von ihnen. Und dann ist es ihm ergangen, wie es sich sein Brahmane gewünscht hat:

Und wenn mir soll die Uhr des Lebens stille stehn,
Mög' es so unvermerkt und sanft im Schlaf geschehn!



I.

Über den Dichter Angelus Silesius.[1])

Vielleicht gibt es unter den Dichterpersönlichkeiten des siebzehnten Jahrhunderts keine zweite, über welche die Urteile so weit auseinandergegangen sind, wie über Johann Scheffler, der sich in einigen Schriften Angelus Silesius nannte, ein Name, unter welchem er heutzutage bekannter ist als unter seinem wahren Namen. Litterarhistoriker wie Philosophen — denn eine von seinen Schriften wenigstens verlangt den philosophischen Beurteiler nicht minder wie den ästhetischen — haben sich über ihn bald mit ungemessenem Lobe, bald mit entschiedenem Tadel, ja mit deutlicher Abneigung ausgesprochen.

Vilmar urteilt, seine Lieder seien durch Innerlichkeit und Innigkeit so ausgezeichnet, dass sie zu den besten aller gehören, und schliesst seine kurze Besprechung damit ab, dass er ihn als eine der hervorragendsten Dichterpersönlichkeiten im Laufe zweier Jahrhunderte bezeichnet, die abgesehen von dem evangelischen Kirchenliede allein im Stande wäre, uns mit dem traurigen siebzehnten Jahrhundert einigermassen auszusöhnen.

Einen schneidenden Gegensatz zu diesem begeisterten Urteile bildet die Kritik von Gervinus, der an unserm Dichter fast nichts Gutes lässt, sondern ihn von seiten seines Charakters, seiner poetischen Begabung, seiner philosophischen Bedeutung sehr tief stellt und wie von persönlichem Unwillen gegen ihn getrieben höhnend und spottend über ihn spricht.

---

[1]) [Vgl. des Verfassers Buch „Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. Leipzig 1866."]

Vermittelnd zwischen beiden, gleich fern von jenem übermässigen Lobe wie von diesem fast gehässigen Tadel ist das Urteil Kobersteins, der es rühmend anerkennt, dass sich unter seinen geistlichen Liedern sehr schöne befinden, aber auch die nicht selten hervortretende Tändelei nicht ungerügt lässt. Schroff genug stehen sich auch die Urteile der Philosophen, die des Angelus Silesius gelegentlich Erwähnung thun, gegenüber. Leibnitz, der zum grössten Teil noch sein Zeitgenosse war, verkennt nicht die geistige Bedeutung des Mannes, ist aber begreiflich mit dem kühnen Pantheismus, der sich in vielen seiner Sprüche zeigt, sehr wenig einverstanden und charakterisiert sie als „fast zur Gottlosigkeit sich hinneigend“. Späterhin wurden Lob und Tadel unbedingter und unverhüllter. Hegel spricht von der grossen Tiefe und Kühnheit der Anschauung und Empfindung und von der wunderbar mystischen Kraft der Darstellung, und in dieses Lob stimmt Schopenhauer mit ein, der sonst sehr wenig Berührungspunkte mit Hegel hat, indem er der unabsehbaren Tiefe des Angelus Silesius gelegentlich Erwähnung thut. Dagegen nimmt ein anderer früherer Philosoph aus der Kantischen Schule Anstand, überhaupt irgend welche Gedanken des Mannes als philosophische gelten zu lassen.

Wenn nun nach zwei Jahrhunderten in solcher Weise die Urteile über einen Schriftsteller so verschieden lauten, wenn dem rücksichtslosen Tadel so offenbare Anerkennung noch in der Gegenwart gegenüber tritt, so sind wir, meine ich, von vorn herein befugt anzunehmen, dass er selber nicht völlig unbedeutend sein kann, und dass die extremen Urteile über ihn schief erscheinen durch den Parteistandpunkt, auf dem sich der Beurteiler befunden hat; denn der Kampf, der um Angelus Silesius tobte und an dem er thätigen, leidenschaftlichen Anteil nahm, ist noch heute nicht ausgekämpft, und die Gedankenwelt, die in ihm lebte, hat auch noch heutzutage ihre Bewunderer und Spötter, ihre Widersacher und Verteidiger.

In wie fast komischer Weise aber Parteileidenschaft die ruhige, nüchterne Kritik über unsern Dichter verdrängt hat, ist recht einleuchtend aus der Beurteilung, die Menzel, den ich freilich auch sonst nicht als Muster eines Kritikers gelten lassen will, in seiner Litteraturgeschichte über ihn gibt.

Derselbe Mann nämlich, der sich bei seiner Besprechung der protestantischen Kirchenlieder durch seinen Hass gegen die wiedererrungene Freiheit des religiösen Gefühls zu dem Dictum verleiten lässt, es sei kein Schade, wenn aus den Gesangbüchern alle Lieder entfernt würden, in denen das Wort „Ich" vorkommt, derselbe wählt zum Belege seiner günstigen Beurteilung unsers Dichters, in dessen Lieder er zum Teil das Zarteste findet, was ein frommes Gemüt empfinden und aussprechen könne, gerade solche und nur solche Gedichte, in denen das „Ich" eine sehr grosse Rolle spielt, z. B. „Ich will dich lieben, meine Stärke" oder „Liebe, die du mich zum Bilde".

Solche lächerliche Übereilung und Unbesonnenheit in der Beurteilung des zum Katholicismus übergetretenen Mannes ist freilich nichts Auffallendes bei einem Kritiker, der seine Erzählung von der geistlichen Dichtung der Protestanten mit folgendem für die protestantische Kirche wenig schmeichelhaften und auch formell verunglückten Gleichnis beginnt: „Wie eine reine Quelle ihr Rinnsal zuweilen mitten durch einen trüben Sumpf unverdorben fortleitet, so zieht sich der goldene Faden ächter Poesie durch die protestantische Lyrik fort."

Um ein klares Bild von Scheffler zu gewinnen, wird es unerlässlich sein, zuerst einen Blick auf die Hauptmomente seines Lebens zu werfen. Das Material zu der kurzen Lebensskizze nehme ich aus der in Breslau im Jahre 1853 erschienenen gründlichen und gediegenen litterarhistorischen Untersuchung über Angelus Silesius von Kahlert, der ausser den bis dahin benutzten Hülfsmitteln auch Urkunden aus dem Nachlasse des Dichters, die aus der Bibliothek des Breslauischen St. Mathiasklosters, in welchem Angelus zuletzt gelebt hat, nach Aufhebung der schlesischen Klöster in das schlesische Provinzialarchiv übergegangen sind, hat benutzen können und dadurch manche noch in neuester Zeit angeregte Zweifel zum Beispiel über die Identität von J. Scheffler und Angelus Silesius bis zur Evidenz erledigt hat.

Johann Scheffler wurde in Breslau im Jahre 1624 geboren, in einer Zeit also, in welcher das religiöse Denken und Sinnen in dem Vordergrund des geistigen Lebens stand, und in einem Lande, das in noch höherem Grade, als andere deutsche Länder von religiösen Interessen, die sich oft in schroffer

Feindschaft gegenüber traten, erfüllt und beunruhigt war. Protestantismus und Katholicismus rangen in heftigem Streite mit einander, und ebenso leidenschaftlich war der Hass innerhalb der evangelischen Kirche zwischen Reformierten und Lutherischen; die starre, völlig intolerante lutherische Orthodoxie richtete sich mit feindlichen, lieblosen Angriffen nicht nur gegen den offen ausgesprochenen Calvinismus, sondern auch gegen die Männer, die sich der feststehenden orthodoxen Formel nicht unbedingt zu eigen geben wollten, sondern wenn auch innerhalb des lutherischen Bekenntnisses stehend, mit eigenen Worten ihr religiöses Gefühl auszusprechen versuchten oder neue Prüfungen der angenommenen Formel unternahmen. Man beschuldigte sie inquisitorisch des heimlichen Calvinismus.

Die Reaktion gegen solchen unberechtigten Zwang blieb nicht aus. Gerade in Schlesien fand die Bildung religiöser Sekten, die überhaupt in jener Zeit lag, den günstigsten Boden, und dem Kirchentum gegenüber, welches das religiöse Leben ein für allemal in bestimmte Sätze und Begriffe, an denen im mindesten zu rütteln als unheiliger Frevel galt, eingefangen zu haben glaubte, drängte sich das religiöse Gefühl von einzelnen und von Gemeinschaften mächtig nach einem freieren, durch Kirchensatzung nicht eingeschränkten Verkehr mit Gott. Alles äussere Kirchenwesen, alle Dogmen wurden von diesen gering geschätzt, man suchte zurückzugreifen zum Urchristentum, das durch die Reformation noch nicht hergestellt sei. Dahin gehört aus früherer Zeit Caspar Schwenkfeld und Valentin Weigel, die in Schlesien zahlreiche Anhänger zählten, Jakob Böhme, der in Schefflers Geburtsjahr starb und in seinem Jahrhundert eifrige Leser seiner dunklen theosophischen Schriften fand, der „als Irrlehrer von der evangelischen Geistlichkeit verfolgte Sprottauer Weissgerber Christoph Kotter“, und ganz besonders ist hierher zu rechnen Abraham von Franckenberg, weil er grossen persönlichen Einfluss auf Scheffler gehabt hat. Zu welchen Absonderlichkeiten aber und abgeschmackten Phantastereien dieses durch den Gegensatz gegen die starre Orthodoxie genährte Streben, das in alchymistischen und kabbalistischen Studien die lauterste Erkennungsquelle fand, am Ende führte, offenbart uns neben den Gedichten Knorr's von Rosenroth vornehmlich das Dichten und Leben von Quirinus Kuhlmann, der wie Knorr ein Landsmann von Scheffler

war und der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts angehörte. Dieser Anhänger Jakob Böhme's glaubte sich von Gott dazu berufen, eine neue Jesusmonarchie zu begründen, die er nicht Christentum, sondern Kuhlmannstum nannte, wie er eine Sammlung seiner Gedichte mit dem Namen Kühlpsalter bezeichnete, kam auf seinen Kreuz- und Querzügen auch nach Konstantinopel, wo er den Sultan für dieses Kuhlmannstum zu gewinnen suchte, ein Versuch, den er dort beinahe mit dem Tode des Aufgespiesstwerdens bezahlt hätte, stand aber wahnwitzigen Eifers voll von ähnlichen Versuchen nicht ab, sondern bemühte sich später, sein Ideal in Russland zu verwirklichen. Auf Befehl des Patriarchen wurde er aber in Moskau verhaftet und nach kurzem Prozess lebendig verbrannt.

So religiös aufgeregt, zum Teil bis zum Wahnsinn war die Zeit, in der Scheffler lebte, und Schlesien war von diesem Hader und Zank, der sich um kirchliche Dogmen drehte, ganz besonders erfüllt. Da begreift es sich leicht, dass Schefflers innerliche, tiefe Natur, sein leidenschaftliches Gemüt, das Gervinus ohne allen Grund ableugnet, davon frühzeitig berührt wurde.

Die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung erhielt er auf dem Elisabethanischen Gymnasium zu Breslau und machte als Schüler desselben seine ersten dichterischen Versuche. Mit Sicherheit nachzuweisen als aus dieser Zeit sind keine von den vorhandenen Gedichten; dass er aber als Breslauer Gymnasiast zu dichten angefangen, geht aus einem Programm des Gymnasiums vom Jahre 1642 hervor, nach welchem in diesem Jahre „eine deutsch-poetische Mayenlust mit der in der Schule zu St. Elisabeth blühenden Jugend“ angestellt worden ist, bei welcher Gelegenheit Johann Scheffler die Nachtigall beschrieben hat. Von Breslau begab er sich im nächsten Jahre nach Strassburg, wo er als Studiosus der Medicin immatrikuliert wurde. Von 1644 bis 47 hielt er sich in Holland auf, wo er Jakob Böhme's und anderer Mystiker Schriften eifrig studierte, in dieser Richtung auch durch persönliche Anregung, an der es dort um diese Zeit nicht fehlte, bestärkt wurde und sich auch wohl viel mit religiöser Poesie beschäftigte. Von Holland ging er nach Padua und promovierte dort. Darauf kehrte er in seine Heimat zurück und wurde gleich von dem Herzog Sylvius, Fürsten von Oels,

als Hofmedikus angestellt. Der Herzog war ein Mann von ernster Gesinnung, der während einer Pest den Orden des Totenkopfes stiftete „zum steten Andenken an die allgemeine Sterbensnotwendigkeit“, wie es in dem Statut heisst. Dem lutherischen Bekenntnis war er mit solcher Strenge treu, dass seine reformierte Gemahlin nicht einmal in Oels ihren Beichtvater haben durfte. Dieser streng confessionelle Standpunkt des Herzogs konnte einem Manne von der Lebensrichtung Schefflers nicht zusagen; in offenbare Konflikte aber kam er mit dem Haupte der Geistlichkeit im Fürstentum, dem Hofprediger Freitag, der sein Censoramt über die in der herzoglichen Buchdruckerei zu druckenden Schriften dazu benutzte, Schefflers asketischen Schriften die Druckerlaubnis zu versagen mit dem Bemerken, dass „seine fürstlichen Gnaden und dessen Priesterschaft sonst in Verdacht geraten würden, als ob sie den Enthusiasmus begünstigten.“

Der Hofprediger von starrer Rechtgläubigkeit und der Hofmedikus mit seinem überströmenden religiösen Gefühl passten nicht zusammen. Nicht drei Jahre hielt es Scheffler in seinem amtlichen Verhältnisse aus, und diese Zeit, in der er von der lutherischen Geistlichkeit vielfach angefochten und beunruhigt mit dem Hofprediger Freitag einem Fürsten diente, ist sicherlich für ihn eine Zeit innerer schwerer Kämpfe gewesen, in die vielleicht nur sein Freund Abraham von Franckenberg Einblick hatte. An diesem trotz seiner mystischen Schwärmerei von allen wegen seiner milden Frömmigkeit geachteten Manne hat er wohl einen Halt gefunden, wenn ihn seine Umgebung, welche die Tiefe seines Denkens und Empfindens nicht verstand, anfeindete und verketzerte. Als er durch Franckenbergs Tod auch diesen Halt verloren hatte und sich nun inmitten der ihm fremden und feindlichen Umgebung einsam und verlassen fühlte, trat er 1653 zur römisch-katholischen Kirche über, wohl in der Hoffnung, in ihrem Schoosse wegen seiner mystischen Spekulationen weniger beunruhigt zu werden, als von den orthodoxen lutherischen Theologen. Das sind die Thatsachen, und wir haben keinen Grund, diesem Übertritt irgend welche egoistische Beweggründe unterzuschieben, und die Verdächtigungen gegen den Mann, die wir bei Gervinus finden, dass er, wenn auch nicht lediglich, doch von äusseren Rücksichten auf Ehre und Einfluss dazu

bestimmt gewesen, sind einfach zurückzuweisen, als jedes thatsächlichen Anhaltes entbehrend. Gesteht Gervinus doch selbst zu, dass Scheffler sich, wenn nicht heimischer, so doch heimlicher in der Kirche finden musste, die es innerhalb ihres Schoosses mit den Satzungen der Rechtgläubigkeit nicht so genau nahm, wie die argusäugigen lutherischen Theologen.

In der Firmung nahm Scheffler den Namen Angelus an, von einem spanischen Mystiker des 16. Jahrhunderts Joannis ab Angelis, wie, allerdings ohne hinreichende Begründung, erzählt wird. Zum Unterschiede von anderen des gleichen Namens fügte er demselben die Bezeichnung Silesius hinzu; und unter dem vollständigen Pseudonym Johannes Angelus Silesius erschienen in der Folge seine bedeutendsten Schriften, vor allen sein cherubinischer Wandersmann, mit dem wir es nachher besonders zu thun haben werden. Nach seinem Übertritt wurde er von Kaiser Ferdinand III. zum k. k. Hofmedikus ernannt. Diese Auszeichnung, die lediglich als eine Folge seines Glaubenswechsels anzusehen ist, wird, wer nicht von vornherein von der Unlauterkeit seiner Absichten überzeugt ist, nicht als ein Ziel betrachten können, das er durch seinen Übertritt erstrebt habe, wie Gervinus in seinem protestantischen Eifer die Sache anzusehen scheint. Die Persönlichkeit Schefflers war bedeutend genug, dass man ihn einerseits der ehrenvollen Auszeichnung für würdig halten konnte und dass man andererseits Freude darüber empfand, dass er vom Protestantismus abgefallen sei. Begreiflich haben Zeitgenossen es an Verdächtigungen nicht fehlen lassen, auch wenn sie völlig aus der Luft gegriffen waren. So hiess es „der verdorbene Doctor medicinae Scheffler sei aus Mangel an Lebensmitteln abgetreten und von den Kreuzherren unterhalten worden“, während er doch ein nicht unbedeutendes Vermögen besass, das er bei seinem späteren Eintritt ins Kloster armen Leuten schenkte. Übrigens war mit dem k. k. Patent kein Gehalt verbunden, wie er es doch als herzoglicher Leibarzt bezog. Scheffler selbst hat die Beweggründe zu seinem Übertritt, gleich nachdem er geschehen war, in einer besonderen Schrift auseinandergesetzt.

Späterhin erhielt er die Priesterweihe, erwarb sich die besondere Gunst des Fürstbischofs von Breslau, Sebastian von Rostock, der ihn als Hofmarschall und bischöflichen Rat in

seine Nähe zog. In diese ersten zehn Jahre nach seinem Übertritt fällt die Sammlung und Herausgabe seiner beiden bedeutendsten dichterischen Werke der „geistlichen Hirtenlieder“ und des „cherubinischen Wandersmanns.“ Vom Jahre 1664 aber liess Scheffler, der inzwischen manchen gehässigen Angriff erfahren hatte, eine Reihe polemischer Schriften erscheinen, in denen er mit leidenschaftlicher Begeisterung, mit grosser Beredsamkeit, aber auch mit sophistischen Künsten und derber Rücksichtslosigkeit die Sache des katholischen Glaubens gegen den evangelischen hartnäckig verfocht, denen es natürlich evangelischerseits nicht an Gegenschriften desselben Charakters fehlte. Im Ganzen hatte er 55 Streitschriften erscheinen lassen, aus denen er später in klösterlicher Musse 39 auswählte und unter dem Gesamttitel „Ecclesiologia“ herausgab. Während er diese prosaischen Schriften theologischen Inhalts verfasste, lag sein dichterisches Schaffen wahrscheinlich darnieder; nach denselben erschien von ihm noch ein grösseres poetisches Werk „Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge“, ein Gedicht, in dessen Geschmacklosigkeiten und tendenziösem Zelotismus der Dichter jener vorhin erwähnten Poesieen kaum wiederzuerkennen ist. Der Polemiker scheint in ihm den Dichter getötet zu haben.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Scheffler im Stift der Kreuzherren zu St. Matthias in Breslau. Aber auch die Einsamkeit klösterlichen Lebens brachte dem von heftigen körperlichen Schmerzen geplagten Manne nicht die ersehnte Ruhe. Er starb im Juli des Jahres 1677 drei und fünfzig Jahre alt.

Von seinen Werken gehören seine theologischen Streitschriften nur der aufgeregten Zeit an, in der sie entstanden, und sind für die Gegenwart ohne alle Bedeutung. In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts hat sie Gaupp vom evangelischen, Wittmann vom katholischen Standpunkt beleuchtet. Dauerndes Interesse aber verdienen seine beiden Dichtungen, die er vor dem Beginn seiner heftigen Angriffe auf das Luthertum schuf und herausgab. Der vollständige Titel des einen Werkes lautet: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche, gesungen von Johann Angelo Silesio und von Herrn Georgio Josepho mit ausbündig schönen Melodeyen geziert.“ In der

ersten Ausgabe waren es drei Teile, in späteren ist ein vierter und fünfter dazugekommen.

Der Inhalt der „heiligen Seelenlust" sind einzelne Lieder, die durch die Lebensgeschichte Jesu bis zu seiner Himmelfahrt wie durch ein episches Band zusammengehalten werden. Glühende, sehnsüchtige Liebe der Seele zu Christo durchzieht alle diese Gedichte, in denen die innige Gemeinschaft mit ihm unter dem Bilde der bräutlichen Liebe, wie es nach dem frühen Missverstehen des hohen Liedes Salomonis gäng und gäbe geworden war, vorgestellt ist. So ist manches Lied von einer tändelnden Weichlichkeit, die dem ernsten religiösen Sinn widerspricht, und die Hineinmischung antiker Mythologie thut gewiss auch dem poetischen Werte bedeutenden Eintrag. Trotz dieser Mängel ist aber das Buch nicht so niedrig zu stellen, wie Gervinus meint, der besonders treffliche Poesie in dem Ganzen nicht findet, und ihm vorwirft, dass der Dichter statt poetischer Bilder und Gedanken Gemeinplätze gebe und die Leichtigkeit seines Vorbildes Friedrich von Spee nicht erreiche und weit hinter Paul Gerhard zurück bleibe. Dass der Jesuit Friedrich von Spee aus Kaiserswerth sein Vorbild gewesen, ist ebenso wenig erwiesen, als es ungerecht ist, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, dass er dem Grössten nicht gleich komme. Es finden sich aber in der „heiligen Seelenlust" auch Lieder, die zu den schönsten und innigsten gehören, die noch heutzutage in den Kirchen gesungen werden; ich meine die jedem bekannten vorhin schon erwähnten Lieder „Ich will dich lieben, meine Stärke", „Liebe, die du mich zum Bilde" und vor allen das kräftige: „Mir nach, spricht Christus unser Held". Wenn diese gegenwärtig in evangelischen Kirchen gesungen werden, wissen freilich die wenigsten, die ihr Gemüt dadurch erbauen, dass ihr Dichter in erbittertem Kampfe gegen das lutherische Bekenntnis sein Leben hingebracht hat.

Die oben kurz besprochene Sammlung geistlicher Lieder hatte religiöses und ästhetisches Interesse; bei dem zweiten poetischen Hauptwerk kommt das philosophische hinzu, und wenn im Eingange dieser Abhandlung Urteile von Philosophen über Angelus Silesius erwähnt wurden, so beziehen sie sich nur auf dieses zweite Werk. Es hat den Titel: „Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann oder geistreiche Sinn- und Schlussreime, zur göttlichen Beschaulichkeit an-

leitende". Dieses dichterische Werk enthält in sechs Büchern anderhalb tausend Epigramme, gewöhnlich aus zwei Alexandrinern, seltener aus mehr bestehend. Epigramme zu schreiben war im siebzehnten Jahrhundert Mode; Scheffler benutzte die beliebte Form dazu, um in sie seine mystische Vorstellung von Gott und seine Vereinigung mit dem Menschen zu giessen. So ist denn trotz der grossen Anzahl der Epigramme ihr Inhalt kein mannigfaltiger, das Buch ist vielmehr reich an lästigen Wiederholungen, die den Leser ermüden. Systematische Ordnung sucht man in ihm vergebens, doch findet man gruppenweise neben einander oft gleichartige zusammengestellt; diese kleinen Gruppen selber sind jedoch wieder sehr willkürlich durcheinander geworfen. Durch diesen Mangel an Disposition ist es nicht leicht einen klaren Überblick über die Gedankenwelt Schefflers zu gewinnen, zumal wir es mit einem schwer verständlichen Dichter zu thun haben, dessen Sentenzen nicht überall so plan und platt sind, dass man ohne besondere Mühe, wie Gervinus meint, den Sinn erraten kann.

Der Inhalt des cherubinischen Wandersmanns hat nur insofern Ähnlichkeit mit der „heiligen Seelenlust", als in ihm dasselbe Wunder der Vereinigung des Menschen mit Gott in zugespitzten, kurzen, treffenden Gedanken mehr dem Verstande, so weit es geht, zugänglich gemacht werden soll, während die Gedichte jener Sammlung ein Ausdruck des gesteigerten religiösen Gefühles sind, das diese Vereinigung aus tiefster Inbrunst sucht und endlich gefunden hat.

In diesem Sinne ermahnt Angelus Silesius die Gottesgelehrten, das fruchtlose Grübeln zu lassen; über die Erkenntnis muss man hinausgehen, sich in das Dunkle begeben, um das Licht zu schauen, das Unaussprechliche, das man Gott zu nennen pflegt. Und sollte es uns dunkel bleiben, wir könnten doch Gott haben; denn Gott ist nicht selbst das Licht, das Licht ist nur sein Kleid. Der Verstand bringt uns Gott nicht nahe, sondern die Liebe:

> Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein;
> Verstand und hoher Witz muss lang im Vorhof sein.

Diese Liebe ist nun aber ganz in jenem an Scheffler oft mit leidenschaftlicher Härte gerügten pantheistischen Sinne

zu verstehen, nach dem der Mensch zur Wesenseinheit mit Gott gelangen soll. „Erkenntnis Gottes ist nur in dem, der das, was er erkennen will, selber geworden ist". Dieses Dogma ist der nicht misszuverstehende Inhalt mehr als eines Epigramms; so z. B. folgender:

> Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
> Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.
>
> In Gott wird nichts erkannt. Er ist ein ewig Ein.
> Was man in ihm erkennt, das muss man selber sein. —

und in einem ausführlicheren Epigramm:

> Was Gott ist, weiss man nicht; Er ist nicht Licht, nicht Geist,
> Nicht Wonnigkeit, nicht eins, nicht was man Gottheit heisst,
> Nicht Weisheit, nicht Verstand, nicht Liebe, Wille, Güte:
> Kein Ding, kein Unding auch, kein Wesen, kein Gemüte.
> Er ist, was ich und du und keine Creatur,
> Eh wir geworden sind, was er ist, nie erfuhr.

Ist man nun aber zu jener innigen Gemeinschaft mit Gott und dadurch zu einer Erkenntnis seines Wesens gelangt, so ist es ein ganz fruchtloser Versuch dies auszusprechen, denn:

> Je mehr du Gott erkennst, je mehr wirst du bekennen,
> Dass du je weniger ihn, was er ist, kannst nennen.

In demselben Sinn sagt er:

> Mensch, so du willst das Sein der Ewigkeit aussprechen,
> So musst du dich zuvor des Redens ganz entbrechen.

So steht ihm auch der, welcher in seligem Stillschweigen an seinem Gott genug hat, über dem, der seines Lobes und Preises voll ist. So in dem schönen Epigramm:

> Geschäftig sein ist gut, viel besser aber beten,
> Noch besser stumm und still vor Gott den Herren treten.

Die Geringschätzung aller menschlichen Erkenntnis führte ihn nun auch dazu, die Offenbarung, die doch immer in das ungenügende menschliche Wort gekleidet blieb, nicht eben hoch zu stellen. Bei ihm heisst es:

> Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit,
> Und dass Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

In einem andern Epigramm fordert er den Leser auf, sich von der Sucht, in der Schrift zu grübeln, um da Gottes Sohn zu finden, frei zu machen; zu ihm selber solle man gehen, ohne Vermittelung des geschriebenen Wortes. Noch weniger lässt er die Vermittelung durch Menschen gelten:

Wie thöricht thut der Mann, der aus der Pfütze trinkt,
Und die Fontaine lässt, die ihm im Haus entspringt.

Wie auf dem Gebiet des Erkennens, so will er auch in der Erwerbung der Seligkeit niemand zwischen sich und Gott haben, selbst das Erlösungswerk erwähnt er in den zuerst geschriebenen drei Büchern des Wandersmanns nur selten und hebt nachdrücklich dabei immer das eigene Arbeiten an der inneren Heiligung hervor:

Wird Christus tausendmal in Betlehem geboren
Und nicht in dir; du bleibst doch ewiglich verloren.

Des Herren Christi Tod hilft dir nicht eh', mein Christ,
Bis auch du selbst für ihn in ihm gestorben bist.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht', erlösen.

Ich sag', es hilft dir nicht, dass Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden.

Gott hat wohl g'nug gethan, doch du trägst nichts davon,
Wenn du nicht auch in ihm erkriegest deine Kron.

Obgleich nun nach Angelus Silesius Erkenntnis Gottes nur der hat, der das zu Erkennende selber geworden, und solche Erkenntnis, wenn ein Mensch zu ihr gelangt ist, für den andern immer unmittelbar bleibt, so hat er doch in vielen seiner Epigramme über Gottes Wesen sich vernehmen lassen, also das Unsägliche und Unaussprechliche zu sagen versucht. Von diesem Vorwurf sind aber überhaupt nur die Mystiker frei, die nichts geschrieben haben, die aber darum wieder auch nicht Gegenstand einer Besprechung werden können.

Natürlich fehlt es nicht an Widersprüchen und Ungereimtheiten, die aber so auffällig sind, dass sich Angelus ihrer durchaus bewusst gewesen ist, die er sogar in den engen Raum eines Epigramms absichtlich hineinzwängt. Was dem gesteigerten religiösen Gefühl, dem verzückten Schauen in sich

harmonisch und sonnenklar erscheinen mochte; wenn es in die Form des Begriffes und logischer Rede herniedersteigen soll, wird sogleich wüst und unklar und lautet oft wie barer Unsinn, von dem sich Menschen, die an der begrifflich erfassbaren Welt völliges Genüge finden, und deren Denken nie sich selbst unklar wird, da es nie in die Tiefe des Lebens hinuntergeht, mit Unwillen und Geringschätzung abwenden; andere aber, welche die ernste Überzeugung mit sich herumtragen, dass das scharfsinnigste Denken immer nur an der Erscheinung und ihren Verhältnissen unter einander haften bleibt und in das Wesen selber nie eindringt, sich oft in wunderbarer Weise angezogen fühlen, da sie darin einen Versuch sehen, das auszusprechen, was auch ihnen die tiefinnerste Seele erfüllt.

Dem pantheistischen Dichter nun ist Gott nichts und alles, er hat alle Namen und doch keinen. Er wird alles, was er will, und bleibt doch wie er ist. In Gott ist alles Gott. Er schafft nichts Neues, die Kreatur ist nicht aus ihm hervorgegangen, es liegt noch alles in seinem Schoosse beschlossen. So vergeht (oder wie er sich zuweilen ausdrückt) zerwird auch nichts; nur die der Welt anhaftende Finsternis wird einst von ihm zerbrochen. In Gott giebt es kein Vor und Nach, er sieht alles zugleich:

> Die Rose, welche hier dein äussres Auge sieht,
> Die hat von Ewigkeit, in Gott also geblüht.

So ist es eine Vermenschlichung Gottes, wenn man von ihm sagt, er sehe irgend etwas vorher, da er alles, Vergangenes wie Zukünftiges, als gegenwärtig sieht.

Wer sieht nicht aus diesen Sätzen, dass die Anschauung der zeitlichen Aufeinanderfolge unserm Dichter nur als ein menschliches Vermögen gilt, dem keine Realität ausser ihm entspreche? Diese Verneinung des objektiven Vorhandenseins dessen, was wir Zeit nennen, gipfelt in dem widerspruchsvollen Epigramm, dessen Sinn aber nach dem Mitgeteilten leicht zu erfassen ist:

> Gott ist noch nie gewes't, und wird auch niemals sein;
> Und bleibt doch nach der Welt und war vor ihr allein.

Diesem ewigen Urgrund aller Dinge, der selbst aller Dinge tiefinnerstes Wesen ist, ist alles gleich, und weil er in allem lebt, ist alles gleich vollkommen; denn er ist der Brunnen und das Meer, aus dem alles kommt und wohin alles zurückkehrt.

Gott hat an sich das höchste Genügen, er kann nichts anderes, als sich selber lieben; und wie es der Sonne nicht weh thut, dass wir uns von ihr kehren, so empfindet auch Gott keinen Schmerz darüber, wenn der Mensch zu Grunde geht und in die Verdammnis fährt.

Dem auffallenden Inhalt der eben erwähnten Sprüche, die den wesentlichsten Inhalt des Christentums, die Lehre von der erbarmenden und erlösenden Liebe, völlig negieren, steht eine ungemein grosse Anzahl anderer gegenüber, deren Inhalt mit den erwähnten unvereinbar erscheint. Man höre nur:

> Gott liebet mich allein, nach mir ist ihm so bange,
> Dass er auch stirbt vor Angst, weil ich ihm nicht anhange.

Der Widerspruch ist aber doch nicht so schneidend, wie er aussieht. Er löst sich, wenn man in Erwägung zieht, wie sich Angelus und die Mystiker, aus denen er schöpfte, das Leben in Gott dachten. Von Liebe zu Gott erfüllt sein, zu ihm emporschauen in Freud und Leid, von seinem Geist sich regieren zu lassen und in seiner Kraft nach seinen Geboten zu wandeln, genügte jener verzückten Schwärmerei nicht. Ihr Ziel, das sie sich als erreichbar dachten, war, zur völligen Wesenseinheit mit Gott zu gelangen durch die vollständige Ertötung des eigenen Willens. Gott kann keinen andern als sich selbst lieben; ist aber der Mensch zu dieser Einheit mit ihm gelangt, dann bedarf Gott nicht weniger des Menschen als Gott seiner. Das ist das schauerlich-Übergöttliche, das Vilmar bei all seiner Bewunderung des Tiefsinnigen und Hochpoetischen an Scheffler tadelt. Viel hat zu solchen Sprüchen, die von jeher gerechten Anstoss gegeben haben, sicherlich auch der Umstand beigetragen, dass man sich gewöhnt hatte, das Verhältnis des Menschen zu Gott unter dem unpassenden Bilde der bräutlichen Liebe vorzustellen, für welche das gegenseitige innige Bedürfen charakteristisch ist. Dabei musste die Vorstellung von der erlösenden und erbarmenden Liebe in den Hintergrund treten. Überhaupt muss hervorgehoben

werden, dass in den ersten Büchern des cherubinischen Wandersmanns wenige Sprüche speziell christliche Färbung haben. Der Pantheismus klingt überall vernehmlich durch, und die Person Jesu ist ihm oft nur ein Ideal, das durch völlige Einswerdung mit Gott jeder erreichen kann. So erscheint ihm die Anschauung Gottes als des Dreieinigen als eine von der nicht das Wesen der Dinge erfassenden, zeitlichen Vorstellungsweise auseinandergezogene Erkenntnis:

Der Vater war zuvor, der Sohn ist noch zur Zeit,
Der heilige Geist wird sein im Tag der Herrlichkeit. —

oder er benutzt diese Lehre zu Spielereien mit mathematischen Anschauungen:

Gott Vater ist der Punkt, aus ihm fleusst Gott der Sohn
Die Linie: Gott der Geist ist beider Fläch' und Kron'.

Späterhin traten positiv christliche Anschauungen, aber fast ohne alle Polemik gegen die evangelische Lehre mehr in den Vordergrund, und erst wenn der mystisch-pantheistische Dichter seine Leier ganz verstummen lässt, entwickelt sich aus ihm der streitsüchtige katholische Theolog, der andern die Freiheit des Denkens und Empfindens bestritt, die er selbst mit glühender Sehnsucht gesucht und in der katholischen Kirche hatte finden wollen. Das ist eine grosse Wandelung, aber psychologisch gar nicht so rätselhaft, wie es manchen erschienen ist, die deshalb den Dichter Angelus und den Theologen Scheffler für zwei verschiedene Personen ausgeben wollten.

Die bei weitem grösste Anzahl der Epigramme dreht sich aber nicht um theoretische Untersuchungen der menschlichen Erkenntnis und des göttlichen Wesens, sondern sie hat zu ihrem Inhalt den mystischen Verkehr mit Gott. Als einzig würdiges Ziel alles menschlichen Strebens erscheint in ihnen das Gleichwerden mit Gott, die Vergottung, ein Ausdruck, der schon von dem Verfasser der „deutschen Theologie“ mehr als einmal gebraucht wird. Für dieses Ziel gebraucht er auch den negativen Ausdruck „Selbstvernichtung“, und gemeint ist damit das völlige Aufhören jeder Individualität. Unser Herz muss ganz aus uns heraus, sonst zieht Gott nicht in uns herein. Werde Gott, willst du zu Gott; und da nichts wird, was

zuvor schon ist, so müssen wir zuvor zunicht werden, wenn wir vom ewigen Licht geboren sein wollen.

Dahin gehört das Epigramm, das er im Anschluss an Augustin dichtete:

> Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.
> Gott wirst du, liebst du Gott; und Erde, liebst du Erden. —

oder:

> Hier fliess ich noch in Gott als eine Bach der Zeit,
> Dort bin ich selbst das Meer der ewgen Seligkeit. —

und in umgekehrter Anschauung:

> Sag an, wie geht es zu, wenn in ein Tröpfelein,
> In mich, das ganze Meer, Gott ganz und gar fleusst ein?

So ist ihm das edelste Gebet, wenn der Beter sich in das, vor dem er kniet, inniglich verwandelt, und das seligste Geschick, in dem Meer der Gottheit zu ertrinken.

Es kann nicht meine Absicht sein eine ermüdende Zusammenstellung der ungemein vielen Epigramme zu geben, die in ähnlicher Weise das Ziel der mystischen Sehnsucht bezeichnen. Wundern aber können wir uns nicht, dass man in den angeführten Sprüchen einen lästerlichen Pantheismus fand, wenn auch ohne Zweifel ihr Dichter von der innigsten Liebe zu Gott durchdrungen war.

Der Unterschied zwischen Gott und Menschen verschwindet völlig in Epigrammen, wie folgende sind:

> Ich weiss, dass ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
> Werd' ich zu nicht, er muss vor Not den Geist aufgeben.
>
> Dass Gott so selig ist und lebet ohn Verlangen,
> Hat er so wohl von mir, als ich von ihm empfangen.
>
> Ich bin so gross als Gott, er ist als ich so klein,
> Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

So bleibt denn als Unterschied zwischen Gott und dem vergotteten Menschen nichts übrig, als dass eben beide zwei Personen sind. Das sagt er in dem Epigramm:

> Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid,
> Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

Ja, wir finden unter seinen Sprüchen sogar einen, der auch diesen letzten Unterschied als zwischen Gott und der seligen Seele nicht mehr bestehend aufhebt:

> Die seel'ge Seele weiss nicht mehr von Anderheit,
> Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.

Freilich wird in einem von diesem weit getrennten Spruche dies Gottgleichwerden auf Gottes Gnade zurückgeführt:

> Aus Liebe wird Gott ich, ich aus Genaden Er,
> So kommt ja all mein Heil nur bloss von Ihme her,

aber man wird doch nicht anstehen, in diesem ganzen religiösen Gefühlsleben, wie es in Schefflers Epigrammen vor uns liegt, eine, wenn auch nicht zu verhöhnende, so doch sonderbare und beklagenswerte Verirrung des menschlichen Geistes zu finden. Dass zu der Erreichung jenes hohen, sehnsüchtig verlangten Zieles nach unserm Dichter nur die vollständigste Asketik führt, versteht sich von selbst; und ebenso begreiflich ist es, dass bei dieser schwindelnden Mystik das sittliche, thatkräftige Handeln, das männliche Streben nach Zielen, deren Erreichung der Menschheit frommt, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Die stille Ruhe in Gott, das gewaltsame Niederhalten alles eigenen Willens, das völlige Unbekümmertsein um das, was um uns vorgeht, die Unerschütterlichkeit der Seele in Lust und Leid, klösterliche Abgeschiedenheit von allen Interessen, welche die Menschenwelt in buntem Wechsel bewegen, bleibt das Ideal, nach dem der Mystiker in Schefflers Sinn zu streben hat.

Diese Lebensanschauung hat er überall in seinem Werk ausgesprochen und in dieser praktischen Lehre bleibt er sich überall konsequent.

Nichts in dieser Welt scheint ihm eines ernstlichen Strebens würdig; was in ihr geschieht, ist entweder so, dass man es tief beklagen oder verlachen muss:

> Fürwahr, wer diese Welt recht nimmt in Augenschein,
> Muss bald Demokritus, bald Heraklitus sein.

Ihn kümmert nicht, ob es draussen Tag oder Nacht ist:

> Mich wundert (sagt er), dass du darfst den Tag so sehr verlangen,
> Die Sonn' ist meiner Seel noch niemals untergangen.

Der Himmel ist in dir und auch der Höllen Qual;
Was du erkies't und willst, das hast du überall.

Mag man nun mit Recht den merkwürdig kühnen Pantheismus, der aus dem cherubinischen Wandersmann unverhüllt uns entgegentritt, missbilligen und verwerfen, mag man viele von den anderthalb tausend Sprüchen dunkel und verzwickt, formell verfehlt und manche geradezu geschmacklos finden, eine interessante Erscheinung ist der Dichter und sein Werk jedenfalls.

Ich sehe in ihm einen Mann, der vor dem Resultate seines sehr scharfsinnigen und tiefen Denkens erschreckend und in seinem ernsten und auf den Grund gehenden Sinnen beunruhigt durch Gewissenszwang, der von Leuten ausging, denen er geistig weit überlegen war, unverstanden von der Welt, die ihn umgab, und selbst nicht vermögend die Probleme, die in seinem Verstande aufdämmerten, zu völliger Klarheit und zu befriedigender Lösung zu bringen, in der allerinnigsten und unmittelbarsten Gemeinschaft des Gefühles mit Gott den ersehnten Frieden suchte und gewiss auch fand, so weit er nicht durch die theologischen Kämpfe, an denen er den leidenschaftlichsten Anteil nahm, aus dieser beschaulichen Ruhe herausgerissen wurde.

Freilich nahm die Unruhe in ihm wohl mit den Jahren zu, statt abzunehmen, und die Gottesliebe, die sich in den Sprüchen des cherubinischen Wandersmanns, so feurig sie auch erscheint, doch frei von aller gehässigen Polemik gegen Andersdenkende hielt, bethätigte sich in der zweiten Hälfte seines Lebens meistens in wilden, mit Erbitterung geführten Parteikämpfen, so dass von ihm gerade umgekehrt das schöne Wort gilt, das wir unter seinen Epigrammen finden:

Die Liebe, wenn sie neu, braus't wie ein junger Wein,
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

II.

Schillers Ideale vom Menschenglück.

Den Musenalmanach für das Jahr 1796 beschloss Schiller mit einem Gedicht, in welchem er von diesen Poesieen, eigenen und fremden, sagt:

> Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
> Sie tönten, sie verhallen in der Zeit. —

und weiterhin die Lieder mit Blumen vergleichend:

> Der Lenz entflieht, die Blume schiesst in Samen
> Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Dasselbe Gedicht stellte er später in der Sammlung seiner kleineren Poesieen an den Schluss und bezeichnete so alle diese Gedichte als schnell verhallende Klänge, als Blumen, die rasch hinwelken, nachdem sie Frucht angesetzt haben.

Die Hoffnung, die in diesen melancholischen Worten liegt, hat sich glänzend erfüllt; und wenn man erwägt, dass ein geistreich aufgeschlossenes Wort bis in unabsehbare Fernen wirkt, so ist gar nicht zu ermessen, wann einmal die Wirkung der Schillerschen Dichtungen, ich meine die mittelbare, aufhören werde. Aber auch die unmittelbare wird hoffentlich noch lange dauern und in Bezug auf einzelne noch zunehmen. Denn die Befürchtung, die in dem Abschiedsgedicht enthalten ist, hat sich bis jetzt wenigstens glücklicherweise noch nicht bewahrheitet. Noch tönt uns immer der Klang der wohllautenden, geistvollen Verse ins Ohr, wir bewundern noch immer die ungewöhnliche Pracht dieser Liederblüten; ihr Herbst ist noch nicht gekommen. Vieles von dem, was nach Schillers Tode, ja zum Teil schon das, was nach Goethes

Tode von dichterischen Schöpfungen gefiel, frappierte, entzückte und mehr als ein Lustrum oder gar ein Decennium lang als schönste Blüte dichterischer Kunst galt, ist heute schon veraltet und kaum noch gekannt; künstliche Blumen, verstaubt und verblichen, oder zerrissen und weggeworfen. In Schillers Gedichten aber blüht auch uns späten Nachkommen noch ein reicher Frühling, von dem sich jeder, der es nicht thöricht verschmäht, Geist und Gemüt erquicken lassen kann.

Freilich gilt das nicht in gleicher Weise von allen, ohne Einschränkung aber von denen, die man unter dem Namen der dritten Periode zusammen zu fassen pflegt, also von denen, die in Jena und Weimar entstanden sind. Viele, sehr viele von diesen sind allen bekannt, allen wert, dem hochgebildeten wie dem schlichten Manne aus dem Volke, den Alten wie den Jungen. Aber es ist doch unter ihnen auch manches Gedicht, das auf einen sehr kleinen Kreis von empfänglichen und andächtigen Lesern beschränkt ist. Auch unter den aufrichtigen Bewunderern des Dichters gibt es wohl manche, denen der Inhalt eines Gedichtes wie „der Tanz“, „die Geschlechter“, „der Führer des Lebens“, „Shakespeares Schatten“ nicht sogleich gegenwärtig ist. Lässt sich das doch nicht einmal von dem allerdings nicht leicht verständlichen, aber über alles Lob erhabenen „Ideal und Leben“ behaupten.

Solche Betrachtung verdienen nun wegen ihrer bleibenden Schönheit und erfordern wegen der Tiefe ihrer Gedanken auch die beiden Gedichte „das Glück“ und „der Genius“, das erste, in welchem Schiller zusammenfasst, welche Lebensgüter ihm als die unbedingt wertvollen gelten, das zweite, in welchem er mit philosophischem Ernst und mit dichterischer Weihe eine Darstellung gibt von dem, was ihm unter diesen wertvollen Gütern als das allerwertvollste erscheint. Zu den Anschauungen dieser Gedichte hat sich Schiller aber erst nach vielen Kämpfen, nach vielen Lebenserfahrungen, schmerzlichen und wohlthuenden, hindurchgerungen. Sie stehen in schroffem Gegensatz zu denen, welche ihn in der phantastisch aufgeregten, trüb verworrenen Zeit erfüllten, als er in Stuttgart und in Mannheim lebte.

Damals kannte er die Welt und das Menschenleben sehr wenig, umsomehr spiegelt sich in den Gedichten jener Jahre sein ungestüm verlangendes, friedeloses Herz wieder. Sie

werden jetzt wenig gelesen, jedenfalls sehr selten in der ursprünglichen Form, in welcher sie in der Anthologie erschienen. Reinen ästhetischen Genuss findet niemand mehr in ihnen, am wenigsten der Litterarhistoriker, wie aufmerksam auch immer dieser sie zu betrachten Ursache hat. Diese Art Schillerscher Poesie ist veraltet. Ist sie doch nur die hässliche Raupe, aus der sich der Schmetterling mit den leuchtenden Farben später entwickelt hat. Die für Schillers Vorstellung vom Menschenleben und dem Glück, dessen die Menschenseele teilhaftig werden kann, wichtigsten Gedichte dieser Sammlung sind die sogenannten Lauraoden, in denen er bekanntlich die verwitwete Hauptmannsfrau Luise Vischer, die später mit einem Studenten in die weite Welt ging, in leidenschaftlicher Weise besungen hat, oder vielmehr nicht sie selber, denn von ihrer Persönlichkeit erfahren wir so gut wie nichts, sondern sein eigenes exaltiertes Gefühl des vermeintlichen Glücks und der Verzweiflung über die Schranken desselben. Auf diese Jugendproductionen in später Zeit zurückblickend, hat der Dichter selber sie insgesamt als überspannt bezeichnet, voll von unbändiger Imagination, nicht selten Unedles mit platonischem Schwulst umschleiernd. Mit Recht. Denn innige treue Zuneigung, eine Liebe, die, dem festgewurzelten Baum gleich, durch reiche Frühlingsblüte goldene Herbstesfrucht verspricht und verbürgt, sucht man in diesen überschwänglichen Dichtungen vergebens. Entstanden aus momentanen Aufregungen, aus wertlosesten, wenn auch noch so gewaltsam ihn beherrschenden Stimmungen verleugnen sie ihren Ursprung nicht, wie rednerisch aufgebauscht, wie anspruchsvoll auch diese Empfindungen vor den Leser treten. Sie wurden auch nicht tiefer und wahrer dadurch, dass Schiller versuchte, durch masslose Phantasterei dem Allerflüchtigsten den Anschein der Ewigkeit zu geben, beides, der Ewigkeit rückwärts wie vorwärts gedacht. Seltsam genug, dass der klarste philosophische Denker unter allen deutschen Dichtern sich in diese unwegsamen Regionen verstiegen hat, in denen kein Begriff uns mehr leitet, keine fassbare Anschauung die Seele ergreift und erfreut, kein menschliches Gefühl mehr zu unserem Herzen spricht.

Mit wie brennenden und grellen Farben er auch das gegenwärtige Glück bei der Geliebten schildert, sein paradiesisches Fühlen, sein wütendes Entzücken, und wie Erde und Himmel

wie zerronnen um die Liebenden schwimmen, er weiss sehr wohl, dass auf dieses flüchtige Aufblitzen der Leidenschaft, in der er damals sein Glück finden wollte, um so tiefere, trostlosere Nacht folgte. Deshalb verlegt er sein Glück in eine zukünftige Ewigkeit, die ihm dauernd dasselbe geben soll, was ihm der Augenblick gibt, um es ihm sogleich wieder zu nehmen. So phantasiert er davon, dass einst der Gott der Zeit, Saturn, seine Braut, die Ewigkeit, nach der er sich immer sehnt und die bis jetzt stets vor ihm entflohen ist, zu dauernder Vereinigung finden werde, d. h. wenn man nüchtern das freilich dem Menschengeist ganz Undenkbare ausdrücken will, dass einst keine Zeit mehr, kein Vorher und kein Nachher, kein wechselnder Zustand mehr sein werde, sondern die eine, ganz ungeteilte Ewigkeit. In diese Ewigkeit nun verlegt er die wertlose Glücksempfindung des Augenblicks, um dadurch und dadurch allein ihr unendlichen Wert zu geben:

Einst so hör' ich das Orakel sprechen,
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochtzeitsfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Dann, so tröstet er seine Laura, werde auch ihrer gegenseitigen Liebe sich eine schönere Aurora röten, die einen endlosen Tag des Glückes verspreche. So das Glücksideal eines hochbegabten, leidenschaftlich träumerischen Jünglings, der von dem, was die Erde wirklich Wertvolles hat, damals freilich wenig, bedauernswert wenig zu sagen wusste[1]).

Aber auch sogar die Ewigkeit, rückwärts gedacht, die unendliche Vergangenheit nimmt er für seine Leidenschaft in Anspruch. In dem jedem, der genauer mit Schiller vertraut ist, wohl bekannten Gedicht „Geheimnis der Reminiscenz“ sucht er nach einer Erklärung seines glühenden Verlangens,

---

[1]) [Das schauerliche Gegenbild in Kabale und Liebe IV, 4 (Ferdinand): „Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammnis geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser hohles Wimmern in Eins geschmolzen — und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusingen ihre Schwüre — Gott! Gott! die Vermählung ist fürchterlich — aber ewig!“ Dagegen sagt derselbe Ferdinand V, 7: „Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen; goldene Jahrtausende hüpften, wie Bräute, vor unserer Seele vorbei.“]

ewig starr an dem Mund der Geliebten zu hängen, und träumt nun, wie sie beide einmal schon im Strahl erloschener Sonnen, also in ganz unvordenklicher Zeit, eins gewesen sein müssten, sie beide zusammen ein einziger Gott; jetzt seien sie nur noch die schönen Trümmer des Gottes, aber in ihnen sei geblieben ein unersättlicher Drang, das verlorene Wesen, wie er sich drastisch und unschön ausdrückt, wieder in sich einzuschlingen, Gottheit zu erschwingen. Lauter leere Träumereien, unmöglich auch nur vorübergehend ernst gemeint, aber durch den ungraziösen Ernst, mit dem sie vorgetragen werden, auch den Leser verhindernd, dem Träumenden in seine Traumwelt zu folgen.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie Goethe beinahe zehn Jahre früher, im Götz und im Werther, ähnliche Gedanken ausgesprochen hat, freilich nicht als eigene Empfindungen, sondern sie solchen Personen in den Mund legend, die er eben als krankhaft aufgeregte dadurch schildern will. So lässt er den bereits zum Selbstmord entschlossenen Werther mit dem Gedanken an Lotte schreiben: „Gott wird mich trösten, bis du kommst, und ich fliege dir entgegen und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesicht des Unendlichen in ewigen Umarmungen". Und in der ursprünglichen Form des Götz sagt Franz, der in mancher Hinsicht mit dem Stuttgarter Schiller wohl verglichen werden kann, zu Adelheid: „Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, ehe das Licht geboren ward, oh, ich würde an deinem Busen der Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Punkte den Keim von tausend Welten gebaren und die Glut der Seligkeit von tausend auf einen Punkt fühlten". Seiner persönlichen leidenschaftlichen Empfindung hat Goethe, so viel ich in der Erinnerung habe, nur einmal in ähnlicher Weise, aber viel menschlicher in einem Gedicht an Frau von Stein Ausdruck gegeben, in welchem er meint, die Geliebte müsse in abgelebten Zeiten schon einst seine Schwester oder seine Frau gewesen sein. Freilich eine harmlose Äusserung verglichen mit dem, was er die wild aufgeregten Personen seiner Dichtungen sagen lässt, und mit dem, was der Lyriker Schiller in seiner ersten Periode als seine eigene Empfindung ausspricht.

Dass in dieser Periode ihm kein Glücksideal vor der Seele gestanden hat, welchem nahe zu kommen dem Herzen Frieden

bringt, das liegt auf der Hand und war ihm selber nicht verborgen, mag er, während er diese Gedichte concipierte und niederschrieb, wie wir kaum glauben können, tief erfüllt gewesen sein von diesen Überschwänglichkeiten. Wie wenig aber dieser exaltierte Zustand dauernd war, zeigt deutlich seine „Melancholie an Laura", wohl das allersonderbarste von allen Liebesgedichten der Welt, mit seinem masslosen Jammer über die Vergänglichkeit desselben, was er in jenen andern Gedichten als ungeworden und unzerstörbar bezeichnet hatte. Und gegen seinen Willen gibt er auch in diesem Gedicht die beste Kritik über sein damaliges Glückideal in den Versen, die er freilich anders gemeint hat, als ich sie jetzt anwende:

Unglückselig! unglückselig, die es wagen
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen.

Friede war in dieser unruhigen Seele unmöglich; trug doch selbst seine Sehnsucht aus diesem trügerischen Augenblicksglück hinaus in eine reinere Welt einen seltsam tumultuarischen, bakchantischen Charakter. Oder klingt es nicht seltsam, wenn er sagt: „Ätherlüfte einzusaugen, Leierklang aus Paradieses Fernen, ras' ich in mein trunkenes Ohr zu ziehn". Rasendes Verlangen hat aber noch niemand zum Frieden geführt, wie denn auch sein Übertünchen des Wertlosen mit brennenden Farben das Wertlose nicht wertvoll gemacht hat. Aber nur zu sehr glich Schiller damals dem Menschen, der an dem eignen Zopf, nämlich an seinen Phantasmen, aus dem Moore sich emporziehen möchte, oder dem, der sein gebrechlich gezimmertes Haus dadurch fester zu machen glaubt, dass er dem Holzwerk die Farbe des Marmors gibt. Es geht eben nicht anders, als dass man mit tapferem Entschluss und unzerbrechlicher Energie sich zum festen Ufer durcharbeitet; und wohl uns, wenn sich dann eine hülfreiche Hand uns entgegenstreckt. Und wer zu dem Gebäude seines Lebensglücks nicht festes, wenn auch noch so unscheinbares Gestein wählt, darf auf dauernden Bestand nicht hoffen.

Seitdem Schiller mit Christian Gottfried Körner bekannt wurde und in ihm den edelsten, an seinem äusseren Ergehen wie an seiner inneren Entwickelung teilnehmendsten Freund gefunden hatte, bereitete sich in ihm eine mächtige Umwandlung vor. Sie vollzog sich allmählich in der zweiten Hälfte der

achtziger Jahre. Die Einflüsse, die so günstig auf ihn einwirkten, waren ausser der uneigennützigen Freundschaft, die er über alles Hoffen gefunden, besonders die wissenschaftlichen Studien, geschichtliche und philosophische, in die er sich versenkte, sein Vertrautwerden mit griechischer Dichtung und die herzliche Zuneigung, die ihm Charlotte von Lengefeld entgegenbrachte, und die er selber für das edle, gebildete und anmutige Mädchen empfand. Das dichterische Hauptwerk in diesen Jahren des Überganges war Don Carlos; von kleineren Dichtungen fallen wenige in diese Zeit, aber genug, um klar erkennen zu lassen, wie sich nun sein Ideal von Menschenglück gestaltete.

Trat in der ersten Periode das heisse Verlangen nach Lust und Genuss in den Vordergrund[1]), so sehen wir nun wenigstens zunächst den Dichter erfüllt von dem Gedanken einer allgemeinen, vollkommenen Weltbeglückung, also nicht mehr egoistische, aber chimärische Träumereien. Sein persönliches Glück kann aber kein Mensch finden in der blossen Vorstellung eines nicht einmal deutlich vorstellbaren Glücks aller Menschen, in der Vorstellung eines niemals wirklichen, das aber einzig dadurch, dass es Wirklichkeit wird, Wert haben würde, ganz verschieden von den dichterischen, die Wirklichkeit verklärt, d. h. das Wesentliche von ihr widerspiegelnden Gebilden, die diesen Anspruch niemals erheben und doch nichts weniger als Utopieen sind. Enthusiastischen Ausdruck dieser Vorstellung von einem allgemeinen Völkerfrühling in einer schwungvollen Sprache, die einmal alle Welt entzückte, uns aber nicht mehr gefällt, hat Schiller bekanntlich in dem Lied „An die Freude“ gegeben, einem Gedicht, das in der tiefen Glücksempfindung, welche ihm die Freundschaft mit Körner brachte, seinen Ursprung hat. Diese Empfindung hatte er auch für seine Seele gehofft, noch bevor er den neuen Freundeskreis kennen lernte. Schrieb er doch von Mannheim an die Freunde: „Bei Ihnen werde ich glücklich sein. Ich wars noch nie“. Das Glück, das er in den Lauraoden besungen hatte,

---

[1]) [Ähnlich sagt Ferdinand in Kabale und Liebe I, 7 im Gegensatz zu dem Glücksideal des Vaters (Herrschaft und Reichtum): „Mein Ideal von, Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück! — In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben!“]

war also eitel Täuschung gewesen. Aber auch die so sehr viel edlere, erhebende Stimmung, die in dem Lied „An die Freude“ atmet, konnte ihm kein dauerndes Glück verbürgen. Der Dichter war von einem Extrem in das andere gesprungen, von der aufs höchste gesteigerten persönlichen Lustempfindung in die abstracte Vorstellung einer allgemeinen Seligkeit, und war so vorbeigestürmt gerade an dem, was dem einzelnen Glück gewährt und zugleich das ist, was allein ein allgemeines Glück allmählich vorzubereiten im Stande ist.

Wie hätte auch Schiller sich lange an der aussichtslosen Vorstellung erfreuen sollen, dass unter dem zaubermächtigen Einfluss der Freude Bettler Fürstenbrüder werden, dass Gram und Armut sich nur melden solle, um mit den Frohen sich zu erfreuen, an der seltsamen Vorstellung, dass Kannibalen in der Traube goldnem Blut Sanftmut trinken; oder welchen Erfolg konnte es haben, wenn ein Kreis freudig erregter Menschen bei dem Sternenrichter schwörend sich verpflichtet, dem Verdienste seine Krone zu geben und der Lügenbrut Untergang zu bereiten. Und nun gar die letzte Strophe des Gedichtes in der ursprünglichen Form, wie es in der Thalia erschien, diese Strophe, die Schiller mit Recht später weggelassen hat, in welcher Grossmut auch dem Bösewicht verheissen wird und gleichsam, wie ein Beschluss, den der Freundeskreis fasst, verkündet wird:

> Allen Sündern soll vergeben,
> Und die Hölle nicht mehr sein.

Es ist malitiös, was Jean Paul in der Vorschule der Ästhetik von dem Gedicht sagt, aber es ist wahr, dass nämlich in demselben aller mögliche Jammer zum Wegtrinken und Wegsingen eingeladen sei. Dennoch ist es Decennien lang in Gesellschaften gern gesungen worden; doch ist daraus nicht zu viel zu schliessen; denn auch heute noch ertönt in geselligen Vereinigungen manches Lied, dessen Sänger sich die Empfindungen, denen sie durch ihre Töne Ausdruck geben, keineswegs immer klar zum Bewusstsein bringen, geschweige denn, dass sie aus Herzensgrund damit übereinstimmten.

In Bezug auf die Stimmung ist mit dem „Lied an die Freude“ kein anderes lyrisches Gedicht aus dieser zweiten Periode, noch weniger eins der dritten zu vergleichen, wohl

aber der Don Carlos. Als Dichtung unendlich hoch über dem Liede stehend, wenn auch die allzu üppige und überladene Sprache einem geläuterten Geschmack recht oft widerspricht, fesselnd durch die sittliche Erhabenheit so mancher Gedanken, lässt das Drama doch zu wenig klar erkennen, welches eigentlich das Weltbeglückungsziel des Marquis Posa in seinem unmöglichen Gespräch mit dem Könige ist, wie denn dieser Held selber in seinem Handeln nicht das Zweckmässige findet und in seinen Reden nur allzuviel declamiert. Dazu kommt, dass nach dem ersten Plan, nach dem Schiller in Bauerbach arbeitete, das Drama auf eine Satire gegen Pfaffentum und Inquisition angelegt war, nach dem zweiten, in Mannheim concipierten, auf eine Familientragödie, und erst bei seiner Arbeit in Loschwitz sich Marquis Posa mit seinem Evangelium des Völkerfrühlings beim Dichter in den Vordergrund drängte. Aber auch so ist die Ähnlichkeit der Seelenstimmung, die den Dichter in seinem Freudenhymnus und die in vielen Partieen des Carlos ihn erfüllte, unverkennbar.

Wie geringe Zeit nun das exaltierte Gefühl, das Schiller in dem „Lied an die Freude“ mit so masslosem Jubel verkündete, in ihm herrschend blieb, wird recht klar aus einem Gedicht, das er ein Jahr darauf dichtete, ich meine „Die Resignation“ mit dem Anfange: „Auch ich war in Arkadien geboren“. Sehr richtig sagt Hoffmeister von demselben: „Wie in dem Gedichte „An die Freude“ der Sänger das Glück bewillkommnet, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm“. Es böte manches Interesse, auf dieses Gedicht näher einzugehen, z. B. auf die Auffassung des darin vorkommenden berühmten, so oft citierten Satzes „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, der nach meiner Meinung nur dann den für den Zusammenhang nötigen Sinn erhält, wenn man „Das Weltgericht“ als Subject des Satzes betrachtet, und nicht, wie es Viehoff thut, „Die Weltgeschichte“, doch muss ich darauf verzichten und mich darauf beschränken, dem Gedicht im allgemeinen seine Stellung in dem Gedankenzusammenhang anzuweisen, der uns beschäftigt[1]).

Der Dichter lässt zu einem am Menschenglück Verzweifelnden einen Genius herantreten, der dem verzweifelten

---

[1]) [Vgl. des Verfassers Kommentar zu Goethe's Tasso (1893) S. 348.]

— natürlich ist es Schiller selber — über die beiden einzigen Möglichkeiten, die beiden einzigen Wege, auf denen das Glück zu finden sei, Auskunft gibt. Der Orakelspruch lautet: „Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heissen Hoffnung und Genuss. Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andre Schwester nicht. Geniesse, wer nicht glauben kann. Wer glauben kann, entbehre". An Schärfe und Deutlichkeit lässt dieses Wort des Genius gar nichts zu wünschen übrig, destomehr an Besonnenheit und Wahrheit, die, wenn irgendwo hier gerade in der Mitte liegt. Der Mensch, der sich auf seinen persönlichen Genuss, zumal auf den sinnlichen, beschränkt, findet auf diesem Wege das Glück sicherlich nicht. Die Erfahrung ist so alt wie die Menschengeschichte, und wohl dem, der zu rechter Zeit sich von ihr belehren lässt. Aber auch der, welcher seinen Frieden nur finden möchte in den blossen Vorstellungen von einer künftigen goldenen Zeit, in welcher er sich als der Seligen einen denkt, und darum auf jeden gegenwärtigen Genuss verzichtet, mag selten darin allein seinen Frieden gefunden haben, wie denn auf diesem Wege nur von sehr wenigen mit entschlossener und dauernder Energie gewandelt wird, so viele auch immer sich davon den Anschein geben. Der Genuss, den das Erdenleben bietet, wird uns Menschen, wie wir nun einmal sind, immer eine willkommene Erholung sein; und welcher ernst Gesinnte möchte des tröstlichen und erhebenden Gedankens, den jene Aussicht bietet, in der Unsicherheit des Lebens entbehren? Aber dauernd ruhen kann die Seele weder in dem einen noch in dem andern. Das Entweder — Oder also, das Schiller den Genius wie eine Offenbarung aussprechen lässt, ist durchaus unrichtig: weder die schrankenlose Genusssucht führt jemals zum Frieden, noch die mit Ernst durchgeführte Askese. Unmenschlich ist beides, mag man das eine nun als untermenschlich, das andere als übermenschlich bezeichnen.

Doch der Sinn des Gedichts ist damit noch nicht erschöpft. Sehr unzweideutig erklärt der Genius die Hoffnung auf das Künftige als trügerisch. Das Glück, meinte er, liege eben in der Hoffnung selber, nicht in einer späteren Erfüllung; denn er schliesst mit den Worten:

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen;
Dein Glauben war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen.
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Wer nun wirklich sein Leben nach dem Worte dieses diabolischen Genius einrichten wollte, der den Genuss als die eine Blume, die dem Menschen blüht, bezeichnet, und als die zweite scheinbar eben so wertvolle, die Hoffnung, die aber durch die Leugnung einer Erfüllung ganz wertlos wird, der war damit auf die Lebensauffassung zurückgeschleudert, die Schiller in den Lauraoden so begeistert gepriesen hatte.

Wir wissen aber alle, dass unser Dichter diesem Genius, in dem seine eigene verzweifelte Stimmung zwar vorübergehend beredten Ausdruck fand, nicht vertraut hat, dass er sich nicht dem Leben wieder zuwandte, das er in Stuttgart oder Mannheim führte, dass er vielmehr einen Mittelweg eingeschlagen hat, der ihn zum Frieden geführt hat auch mitten in beengender Entbehrung und unter körperlichen Leiden. Der besondere Weg freilich, den er ging, war ihm gewiesen durch seine hohe geistige Begabung, aber in dem Allgemeinen kann ihm jeder nachahmen, dass er sich entschliesst, sein Glück zu suchen in gewissenhafter Arbeit für die Welt, in tapferem Verzichten auf manche bei der Thorheit in hohem Preise stehende oder durch unsern Lebenslauf uns versagte Güter, in heiterem und dankbarem Hinnehmen jeder uns zugänglichen Erdenlust, die unsere Pflichterfüllung nicht beeinträchtigt.

In diesem allgemeinen Glücksideal liegt nun auch das besondere Lebensideal Schillers beschlossen, nach welchem er seit der glücklich überwundenen Stimmung, die in dem zuletzt besprochenen Gedicht sich aussprach, unermüdlich gestrebt hat bis zu seinem beklagenswert frühen Tode. Das besondere in seinem Leben war die vornehme Art und der ungewöhnlich grosse, weithin reichende Erfolg seiner Arbeit, seiner unsterblichen dichterischen Schöpfungen. Dies von ihm erreichte leuchtende Ziel hat schon vor seiner Seele gestanden, als er aus den drückenden Mannheimer Verhältnissen zu Körner sich flüchtete; aber erst nach der Vollendung des Don Carlos. durch den er mit den unklaren Jugendidealen auf

immer abschloss, begann er die Vorarbeiten, die es ihm möglich machten, zu der Höhe sich emporzuheben, auf der er nun für alle Zeit neben Goethe steht. Es waren seine philosophischen und geschichtlichen Studien, ohne die weder seine herrliche Gedankenlyrik, die vielleicht einzig dasteht in der Literatur aller Völker, noch sein Wallenstein hätte entstehen können, es war sein gründliches Kennenlernen der griechischen Dichtung, die ihn zu den reineren und edleren Formen führte, in die sich von nun an seine Begeisterung ergoss. Und so deutlich war er sich dessen bewusst, was er aus den griechischen Tragödien zu lernen hatte, dass er noch drei Jahre nach der Beendigung des Carlos und nach seinen Übersetzungen des Euripides an Körner schrieb: „Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein."

Dieses dreifache, das Studium der Geschichte, der Philosophie und der Griechen konnten ihn erst zum glücklichen Dichter machen, ihn in seiner Arbeit völlige Befriedigung finden lassen; aber auch, was ihn als Menschen glücklich machen sollte, ward ihm um dieselbe Zeit zu teil. Er lernte Charlotte von Lengefeld in Rudolstadt kennen. Rudolstadt, so hoffte er, sollte ihm „der Hain der Diana" werden; der von stürmischen, ziellosen Leidenschaften, wie von Erinyen Umhergetriebene sah in dem anmutigen, liebevollen Mädchen seine die trüben Wirrnisse aus seinem Herzen verscheuchende Iphigenie. Sie ist es ihm geworden, voll und ganz, und wir werden sehen, dass auch seine spätern Gedichte davon deutlich Kunde geben, wenn er sie selber auch vielleicht nur in einem Gedichte (noch vor seiner Verlobung) nachweisbar angeredet hat. Aber, bevor nun seine Leier auf Jahre verstummte, hat er von dem für ihn als Dichter wichtigsten Einfluss, von der Gewalt, welche die griechische Dichtung auf sein Geistesleben gewann, klares Zeugnis abgelegt in seinen „Göttern Griechenlands."

Unverstand und Engherzigkeit hat ihm dies Gedicht sehr übel genommen, es fehlte nur, dass man, auf dies Actenstück gestützt, Schiller in allem Ernst zum Polytheisten stempelte; und doch ist das Gedicht nichts weiter, als der schwungvolle Ausdruck der Freude eines phantasievollen Dichters, der zum

ersten Male einen klaren Einblick gewinnt in die phantasievolle und doch niemals masslose Welt der griechischen Dichtung, der betroffen von dieser ungeahnten Schönheit sein Entzücken darüber in den Wunsch kleidet, einer Zeit anzugehören, von der jedes Kind weiss, dass sie nie existiert hat, z. B. der Zeit, als Daphne in den Lorbeer und Niobe in einen Stein verwandelt wurden. Das thörichte Missverständnis ist wohl daher entstanden, weil Schiller allerdings in diese Schilderung imaginärer Zustände auch einzelne Bilder des geschichtlichen griechischen Lebens hineinwob. Nun gab es aber in der That einzelne Zustände und Erscheinungen im altgriechischen Leben, nach denen sich zurückzusehnen man doch einem Dichter am allerwenigsten verübeln sollte. — Doch blieb Schiller nicht bei dieser Sehnsucht; fast unmittelbar auf die „Götter Griechenlands“ folgten die „Künstler“, ein Gedicht, in welchem er zum ersten Mal die Aufgabe und Bedeutung derjenigen menschlichen Thätigkeit sich anschaulich zu machen sucht, die später wieder und in viel vollendeterer Weise als früher seine ausschliessliche Lebensarbeit werden sollte.

„Die Künstler“ wurden im Jahre 1789 beendigt; von da an bis zum Jahre 1795 hat Schiller kein selbständiges, nennenswertes Gedicht geschrieben, nur vereinzelte Stammbuchblätter und metrische Übersetzungen. Es waren Jahre der inneren Sammlung, der vorbereitenden Studien. Erst nachdem er den in der Litteraturgeschichte als ganz vereinzeltes Phänomen dastehenden Freundschaftsbund mit Goethe geschlossen hatte, fing ein neues und überaus reiches und geläutertes dichterisches Schaffen an, voll Klarheit und Freudigkeit, aus einem beruhigten und doch auf das Wärmste empfindenden Herzen heraus, unermüdet und rastlos bis zu der unvollendeten Arbeit am Demetrius. Das sind die Gedichte der dritten Periode.

In diesen Gedichten hat sich nun Schiller wiederholt darüber ausgesprochen, was ihm als Ideal des Menschenglücks erscheint, sowohl wie er es in seinem Leben verwirklicht sah, als auch wie er es als ein von göttlicher Huld gegebenes, durch kein menschliches Thun erreichbares sich vorstellte.

Eins der ersten Gedichte — es steht jetzt unter den Votivtafeln — ist ein klarer Protest gegen die Überschwänglichkeiten des Freudenhymnus und der Posastimmung, gegen die unpraktischen Weltverbesserungsideale. Er führt darin einem

Weltverbesserer zu Gemüt, dass liebevolle thätige Teilnahme an dem Schicksal der Menschen, mit denen wir zu verkehren haben, viel grösseren Wert hat, als das Träumen von vollkommenen allgemeinen Zuständen, die vielleicht nie sich verwirklichen. Das Gedicht schliesst mit den Worten:

Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Lass du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Schiller hatte jetzt, wie er sich ausdrückt „eine Leidenschaft zu stiller Freude", er wusste sein Leben reich erfüllt durch seine poetische Arbeit, seine friedevolle Häuslichkeit, sein herzliches, ihm unendlich viel Anregung bringendes Verhältnis zu Goethe. Wenn er auch das in seinem kurzen Leben nicht erfüllen konnte, was Goethe als Maxime aussprach und selber befolgte:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten! —

so war der jugendliche Ungestüm, in die Unendlichkeit, bald so, bald so, mit einem Sprunge hinein zu gelangen in ihm erloschen; sein der Welt so überaus wertvolles dichterisches Schaffen, gefördert durch Liebe und Freundschaft, wurde ihm nun zugleich zum Schaffen an seinem eigenen Glück, wie denn das reinste eigene Glück immer nur dann erreicht wird, wenn es nicht bezweckt war. Voll von dieser Stimmung dichtete er in demselben Jahre (1795) seine „Ideale". Man darf sich bei der Lectüre dieses Gedichts nicht dadurch täuschen lassen, dass er die hinter ihm liegende Zeit mit hellen Farben ausmalt und den Anschein erweckt, als sehne er sich dahin zurück. Es ist damit ähnlich, wie mit den „Göttern Griechenlands". Es sind zum Teil keine Wirklichkeiten, von denen er singt, sondern die Vorstellungen des Glücks, die er früher gehegt hat, zum Teil Zustände, in denen er noch immer lebte und ein viel reicheres Leben führte als früher, wenn er es sich auch aus vorübergehender Verzagtheit nicht eingestehen mochte. Mit dem zweiten meine ich sein dichterisches Schaffen, mit dem ersten aber, wenn er z. B. von den heiteren Sonnen singt, die seiner Jugend Pfad erhellt haben — wir wissen besser, wie

es mit diesen heitern Sonnen bestellt war — oder wenn er klagt, dass das Glück mit seinem goldenen Kranz ihm leichtfüssig entflohen sei — er wäre selber in Verlegenheit gekommen, hätte er angeben sollen, wann und wo vor seiner Ehe dieses Glück mit goldnem Kranz sein eigen gewesen sei. Um so wahrer ist das stille dankbare Gefühl, mit dem er das Gedicht schliesst:

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Unter der leisen zarten Hand der Freundschaft ist zwar nicht seine Frau allein zu denken, sondern auch Körner und vor allen andern Männern Goethe, aber an seine Frau hat er doch vorzugsweise gedacht, nicht bloss, weil das liebende Teilen der Lebensbürde auf sie am besten passt, sondern auch, weil er mit dieser Freundschaft seine stille häusliche Beschäftigung in unmittelbare Verbindung bringt. Er wendet eben absichtlich möglichst wenig emphatische Ausdrücke an, Freundschaft für innigste Liebe, Beschäftigung für geniale Arbeit. Auch was er Sandkorn nennt, sind nach unserer Schätzung mächtige Bausteine. In dieser Beschäftigung und dieser Umgebung hat er sich wohl gefühlt und seinen Frieden gefunden; und Erquickung und Belehrung für viele tausende ergiesst sich aus den Schöpfungen dieser Stunden noch immer in unversieglichen Strömen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

So sein eigenes Glück, wie er es innerhalb der Lebensumstände, in welche sein Schicksal ihn gesetzt hatte, durch seine Geistesgaben und durch seinen Willen sich gegründet hat. Schiller hat aber auch in einem längeren Gedicht das Glück gepriesen, das durch keinen noch so energischen Willen sich jemals ein Mensch zu eigen machen kann, das ihm vielmehr allein durch seine Geburt ohne all sein Zuthun zu teil wird, also das höchste Ideal möglicher menschlicher Vollkommenheit. Dass der Dichter dabei nicht an den Vorzug hoher Abstammung, an ererbte Millionen, an zufällige Verkettungen günstiger Verhältnisse gedacht hat, kurz an Dinge, die jeder Sturm wieder wegblasen kann, wird jeder glauben, auch ohne das Gedicht gelesen zu haben; aber es lohnt doch der Mühe, zu betrachten, was er zu diesen höchsten, nicht zu erwerbenden, sondern von oben zu uns kommenden Glücksgütern gerechnet hat. Es sind manche darunter, die sein Geschick ihm versagt oder doch nicht so hat zu teil werden lassen, wie er es hier mit begeisterten Worten darstellt[1]).

Der Gedankengang des Gedichts, das durch seine mythologischen Anspielungen und durch Voraussetzung der in den philosophischen Abhandlungen, besonders in der über Anmut und Würde enthaltenen Lebensanschauungen sich nicht eben als allzu leicht verständlich zeigt, ist in möglichst schlichter Wiedergabe etwa folgender: „Die Menschen sind glücklich zu preisen, denen herzgewinnende Schönheit und Anmut, ein das Schwierigste rasch durchdringender Verstand, klar anschauendes Erkennen, die Gabe, ihre Gedanken leicht und schön mitzuteilen, der mächtige Geist, vor dem andere sich beugen, durch ihre Geburt verliehen ist. Sie haben ohne Verdienst, ohne Lebensarbeit schon viel mehr an diesen Gaben, als je ein strebender Mensch durch all sein Arbeiten erreichen kann. Auch auf dem Gebiet der Moral erreicht das Höchste nur die natürliche Begabung. Das Böse, das Unwürdige zu vermeiden vermag

[1]) [Vgl. des Verf. Buch „Zur Methodik des deutschen Unterrichts" (1883) S. 61 ff.]

zwar jeder Mensch durch ernstes Streben; aber ein freies, fröhliches Thun des Guten aus tiefinnerster Neigung kommt nur dem Gottgeliebten, dem Glücklichen zu.

Und alle diese Begabung bringt die schönsten Früchte hervor in der Jugend; doch die, welche das Herrliche vollbringen, haben kaum ein Bewusstsein von dem Ausserordentlichen, was ihnen gelingt. Auch die äusseren Umstände fügen sich dem Glücklichen: das Schiff, auf dem er fährt, geht nicht zu Grunde in den Stürmen; in wilder Feldschlacht trifft ihn nicht das Todesgeschoss.

Uns andern aber geziemt es, nicht neidisch, sondern dankbar zu dem Gottgeliebten emporzuschauen: dürfen wir uns doch erfreuen an dem, was er geleistet hat.

Und alles, was solche genialen Naturen hervorbringen, ist plötzlich da, ist wie ein Wunder, bedarf nicht langer Vorbereitungen, wie alles andere Menschenwerk.

Wie Aphrodite in voller Schönheit aus dem Meere emporstieg, so noch heute jedes geniale Kunstwerk aus dem schöpferischen Augenblick, aus der unendlichen, geheimnisvollen Möglichkeit schöner Bildungen; wie Pallas Athene, mit der Ägis gerüstet, aus dem Haupte des Zeus hervortrat, so noch heute jeder wissenschaftliche geniale Gedanke aus dem Verstande des Forschers, mächtig allen Irrtum niederschlagend."

Das sind die Hauptgedanken des Gedichts. Leider hat es in der Mitte eine Stelle, welche geeignet ist, das Verständnis des Ganzen zu beeinträchtigen, und die ich deshalb vorläufig nur durch die wenigen Worte „in wilder Feldschlacht trifft ihn nicht das Todesgeschoss" wiedergegeben habe. Der Wortlaut hier aber ist folgender:

Zürne dem Glücklichen nicht, dass den leichten Sieg ihm die Götter
  Schenken, dass aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
  Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
  Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der grosse Olymp sich beweget?
  Das verherrlichet ihn, dass ihn die Götter geliebt,
Dass sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
  Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

In der ersten Ausgabe folgten hierauf nun gar noch die allerdings grossen Anstoss gebenden Verse:

> Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
> Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold.

Schiller hätte sich aber entschliessen sollen nicht bloss diese beiden Verse, sondern die ganze auf die Kämpfe in der Ilias sich beziehende Stelle wegzulassen, so schön auch die Verse fliessen. Er hätte die Schönheit doch der Wahrheit opfern müssen. Das Glück des Paris und des Achilles passt gar nicht in den Zusammenhang der übrigen Gedanken, vor allem nicht zu dem unmittelbar folgenden. Dort wird gerade mit grossem Nachdruck hervorgehoben, dass es die Eigenschaft des höchsten, des absoluten Glücks ist, auch andere glücklich zu machen; in dem Verhältnis stehen nun allerdings der Dichter und seine Leser, der Entdecker und die, welche sich die Entdeckung aneignen, der Herrscher und die Regierten. Was soll aber in solchem Gedankenzusammenhang die Erwähnung des Schlachtenglücks, das nach seiner Natur ein lediglich relatives ist, da das Glück des Einen das Unglück des andern hervorbringt[1])? Dem Liebling soll Ruhm zu teil werden, und darum muss Hellas' bestes Geschlecht in den Orkus hinabstürzen. Gewiss war das ein Glück für Achilles, aber nur wenn man das Wort Glück in dem vulgären Sinne nimmt, nach welchem auch ein Lotteriegewinnst unter diesen Begriff fällt. Leider hat diesem fremdartigen Excurs auf die Iliaskämpfe auch ein schönes Distichon nachträglich von Schiller geopfert werden müssen, das ursprünglich unmittelbar davor stand, aber bei näherer Überlegung dem Dichter doch in zu grellem Contrast mit dem Folgenden zu stehen schien, und in der That so erscheinen musste. Es heisst:

> Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
> Durch sein ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott.

Wie konnte auch dieses schöne Wort da stehen bleiben, wo fast unmittelbar darauf auf die furchtbaren, erbarmungslosen Heldenthaten Achills angespielt wird! Dass einige Herausgeber

---

[1]) [Freilich heisst es im Prolog der Jungfrau von Orleans „das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes."]

gegen Schillers Willen dies Distichon wieder in das Gedicht hineingebracht haben, mögen sie vor ihrem ästhetischen Gewissen verantworten.

Abgesehen nun von dieser mythologischen Stelle ist der Gedanke des Gedichts klar: die höchsten Erdengüter, die niemand durch seinen Willen erreichen kann, sind bestrickende Anmut der äusseren Erscheinung, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität und ein angeborenes Herrschertalent.

Dass sich Schiller keinen einzelnen Repräsentanten aller dieser Begabungen vorgestellt hat, braucht kaum bemerkt zu werden; am wenigsten aber hat er an sich selber gedacht, da er gerade meistens solche Vorzüge hervorhob, die er nicht besass und zuweilen schmerzlich genug vermisste, oder wenigstens nicht in der Art sein eigen nannte, wie er sie hier schildert. Das Meiste passt aber auf Goethe, an den er ohne allen Zweifel bei der Conception und Ausführung des Gedichtes auch oft genug gedacht haben wird. Jedenfalls hat man mit vollem Recht unter Goethes Bild in der Weimarschen Bibliothek die ersten vier Verse gesetzt, in denen Schiller die Schönheit der äusseren Erscheinung als ein Geschenk der Venus, das helle, alles klar anschauende Denken und die künstlerisch vollendete Rede als Gaben des Phoebus Apollon und des Hermes bezeichnet, die dem Glücklichen das Auge geöffnet und die Lippen gelöst haben, und die bezwingende Macht, die ein Mensch durch sein ganzes Wesen auf andere ausübt, ein Siegel nennt, das Zeus demselben auf die Stirne gedrückt habe. Das letzte, als praktisches Herrschertalent aufgefasst, würde allerdings ja nur in beschränkter Weise von Goethe gelten können; aber es ist noch die Frage, ob Schiller nicht, so wenig es auf den ersten Augenblick einleuchten möchte, dabei auch an rein ideale Bestrebungen gedacht, nicht an praktische Genialität, ob er nicht an das künstleriche Vermögen gedacht hat, die Welt der phantasievollen Träume nach seinem Gefallen zu regieren, etwa wie Rückert den Dichter sagen lässt: „Ich bin König eines stillen Volks von Träumen, Herrscher in der Phantasieen Himmelsräumen“[1]). Diese Parallele allein wäre freilich völlig unzureichend für die von mir ausgesprochene

[1]) [Vgl. König Karls Worte über die Sänger in der Jungfrau von Orleans I, 2 „Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich“.]

Vermutung; aber von grossem Belang ist es, dass Schiller selber in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" gerade von den naiven modernen Dichtern sagt: „Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn" [1]). Dadurch wird es sehr wahrscheinlich, dass gerade Goethe in seiner Dichtereigentümlichkeit mit diesem Verse gezeichnet ist. So ständen denn die vier Verse in jeder Beziehung mit vollstem Recht unter Goethes Bilde; denn was in ihnen sonst als höchste Vorzüge gerühmt wird, auch die alle Herzen gewinnende Schönheit, bedarf für Goethe keines Beweises:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phoebus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Aber auch wenn im folgenden von hohen, vollendeten Schöpfungen, als gerade der Jugend durch göttliche Huld zugewiesen, geredet wird, so passt das wohl auf Goethes Götz und Werther und auf eine grosse Fülle unsterblicher kleiner Gedichte, sicherlich aber nicht auf die „Räuber" und die Gedichte der „Anthologie". Von vollendeter Kunstform lässt sich bei Schiller doch erst nach Don Carlos und nach den Künstlern reden.

Und wenn am Ende des Gedichts die höchste künstlerische Begabung als eine solche dargestellt wird, die ohne viel Reflexion und Mühe ihre Gebilde schafft, so haben wir unter Deutschlands Dichtern wieder keinen andern, an dem wir diese höchste Begabung in solcher Vollendung kennen, als Goethe. Und sollte Schiller selber nicht gerade an ihn gedacht haben, als er die Verse schrieb:

Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus entsteht wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.

---

[1]) Dazu vergleiche man auch den vorletzten Vers des Gedichtes „Der Genius", der am Schlusse dieser Arbeit mitgeteilt ist.

Aus Goethes Leben haben wir durch eigene Mitteilungen Kenntnis von solchen productiven Augenblicken, die dem entsprechen, was Schiller in seinem Gedicht „Das Ideal und das Leben" von der künstlerischen Conception rühmt, dass schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen das Bild vor dem entzückten Blicke stehe. Als Goethe auf seiner italienischen Reise nach Bologna fuhr, war er in Gedanken mit seiner Iphigenie in Delphi beschäftigt, einem Drama, das bekanntlich von ihm nicht ausgeführt ist. Von diesem künstlerischen Sinnen und Schauen sagte er bald darauf: „Es gibt im fünften Acte eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind". Und auch ein andermal, in früherer Zeit, als er den Weg zwischen Gotha und Erfurt zurücklegend sich mit einer Situation in Wilhelm Meister beschäftigte, liess er die Einzelheiten in seiner Seele entstehen, so lebendig, so sein Herz wie die greifbare Wirklichkeit bewegend, dass er bitterlich zu weinen anfing. Und endlich schrieb er an Schiller, als es sich in der Correspondenz um eine Rechtfertigung des Schlusses von Alexis und Dora handelte, „von dem unerklärlichen Instinct, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden". Bezeichnender aber noch und für mich überzeugend ist folgende briefliche Äusserung von Schiller selber über Goethe: „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen".

Das Höchste nun aber, was als göttliche Gabe dem Menschen zu teil werden kann, ist nicht die wissenschaftliche, nicht die künstlerische, sondern die sittliche Genialität, die tief im Herzen ruhende, freudige Neigung das Gute zu thun, ohne Zwang, ohne Gebot, ohne Kampf, weil es uns natürlich ist so zu handeln, weil die gegenüberliegende Handlung oder Versäumnis uns widrig und hässlich erscheint. Darüber hat Schiller viel in seinen philosophischen Schriften verhandelt, in bestimmtem Gegensatz gegen Kant, der bei der guten sittlichen That von einer Herzensneigung zum Guten nichts wissen wollte und es für gefährlich hielt dieser Neigung dabei irgend welchen Spielraum zu gewähren.

Schiller dagegen meinte, dass „die sittliche Vollkommenheit des Menschen nur aus dem Anteil seiner Neigung an seinem

moralischen Handeln erhellen könne. Der Mensch sei nicht dazu bestimmt einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend sei seine Vorschrift, und Tugend sei nichts anderes als Neigung zur Pflicht. Erst wenn die sittliche Denkart uns zur Natur geworden, sei sie geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwende, so müsse ja der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloss niedergeworfene Feind könne wieder aufstehen, aber der versöhnte sei wahrhaft überwunden". Kants Moral in ihrer Rigorosität war ihm eine Moral für die Knechte, aber nicht für die Kinder des Hauses. Dieser Sinn liegt auch in dem Epigramm, das freilich Kants Ansicht in starker Übertreibung wiedergibt:

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

Diese Schönheit der Seele, diese Anmut des sittlichen Handelns fand er, wenn irgendwo, im Thun und Sein der Frauen verwirklicht, während der Mann im Kampfe des Lebens, im Kampfe mit seinen Leidenschaften sich nur zur Würde und Grösse des moralischen Handelns hindurchringen könne und müsse. Natürlich hat ihm bei diesem Bilde von den Frauen vor allen seine eigene Frau vorgeschwebt. Sie ist es ohne Zweifel auch, die er in folgenden Versen anredet, wenn er ihren Namen auch unter der Überschrift Amanda verborgen hat:

Dünke der Mann sich frei! du bist es; denn ewig notwendig
Weisst du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

In dem Gedicht, in welchem er alle hohen Lebensgüter unter dem Namen „Glück" zusammengefasst hat, wird dieses höchsten aller Güter nur mit folgenden wenigen Versen gedacht, in welchen er leider die Schönheit, die Anmut der Seele mit dem griechischen Worte „Charis" um so undeutlicher bezeichnet, weil er kurz vorher dasselbe Wort in anderm Sinne gebraucht hat:

Gross zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Mit diesen wenigen Worten hat er aber hier wohl deshalb diese ernste Frage behandelt, weil er bereits drei Jahre früher in einem besondern, umfangreichen Gedicht, im „Genius", seiner Überzeugung und Anschauung klaren und beredten Ausdruck gegeben hatte. Dieses Gedicht ist aufzufassen als ein Gespräch zwischen ihm selber und einem jüngern Freunde. Der Freund fragt ihn, ob er sich denn in seinem sittlichen Verhalten durchaus von deutlichen, erst durch tiefes Nachdenken zu erwerbenden Begriffen, von Regeln und Vorschriften leiten lassen, ob er dem unbewussten Triebe misstrauen müsse. Der Dichter antwortet ihm: „Die Poeten singen wohl von einer goldenen Zeit, da der dunkle Trieb der Menschen noch nicht irrte, sondern sicher und stetig auf das Gute und Schöne gerichtet war. Die Zeit ist vorbei. Vermessene Willkür hat den göttlichen Frieden der Natur gestört, das Gefühl entweiht, das Orakel in der Brust verstummen lassen. Nun bedarf es der Einsicht und Weisheit, um feste Normen wieder zu finden." —

Dann fährt der Dichter fort, dennoch wenigstens die Möglichkeit einer in ungetrübter Reinheit empfindenden Seele offen lassend, die er sich dann zugleich mit hoher künstlerischer Begabung ausgestattet denkt:

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weisst du's gewiss, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund

Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Herzen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Wer könnte sich der Gewalt dieser dichterischen Beredsamkeit entziehen, dieser Worte voll von einfacher majestätischer Schönheit. In ihnen liegt das höchste Ideal des Menschenglücks, wie es dem gereiften Mann und Dichter vor der Seele stand.

III.

Zur Erinnerung an Friedrich Rückert.

Zum 16. Mai 1888.

Von Rückerts Haus- und Jahresliedern schliesst eins mit der Strophe:

Einst, wann Seel' und Leib sich trennen,
Sieht mein Auge noch, und bricht,
Dass mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt' und wusst' es nicht.

Die von ihm in diesen wehmütig stolzen Worten gehoffte Erkenntnis ist lange Zeit vor seinem Tode in vielen Deutschen lebendig geworden; aber freilich im deutschen Volke, das heisst, im allgemeinen Bewusstsein der Gebildeten und ästhetisch Empfänglichen ist sie auch jetzt noch nicht vorhanden, volle zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode. Es gibt wohl nur recht wenige, die alle seine Gedichte auch nur einmal durchgelesen hätten, und sehr viele werden wohl auch nicht vorhanden sein, welche eine an überaus wertvollen Gedichten so reiche Sammlung, wie seine Weisheit des Brahmanen, aus wiederholter Lektüre einigermassen gründlich kennen. Es ist

zweifellos, dass andere Dichter, die derselben Zeit angehören und von der abwägenden ästhetischen Kritik etwa auf dieselbe Höhe gestellt werden, wie Uhland, Heine, Lenau, verhältnismässig nicht nur viel leichteren Eingang gefunden haben, sondern auch gegenwärtig in der deutschen Nation ein sehr viel grösseres Publikum haben, das sich an ihren dichterischen Gebilden erfreut.

Man thäte aber unserem Volke Unrecht, wenn man die Schuld dieser beklagenswerten Erscheinung einzig in den Empfangenden und Geniessenden suchen wollte. Auch der Dichter selber trägt mit an der Schuld, weil er zugleich mit den schönsten und herrlichsten Poesieen auch ganz unbedeutende Reimereien, die nur noch von Seiten der Form unter den Begriff Dichtung gehören, seinem Volke dargeboten hat.

Rückert hat einmal über das verkehrte Gebahren mancher Rezensenten sich lustig gemacht, die das viele Unbedeutende, was der Tag bringt, bis in den Himmel erheben, und dafür das wenige Bedeutende, was gleichzeitig erscheint, als solches nicht zu erkennen vermögen. Er spricht diese Klage aus in dem kleinen Gedicht „Tageslitteratur“:

> Die Flut der Poesie wirft an den Strand
> Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
> Darunter echte Perlen liegen.
> Die Knaben Rezensenten schrein:
> Ein neuer Stein, ein neuer Edelstein!
> Und von den Perlen wird geschwiegen.

Die Meeresflut kann das nun einmal nicht ändern, und ebenso wenig ist es zu hindern, dass alljährlich die unbedeutendsten Dichtungen auf den Büchermarkt gebracht werden; es wird auch nach wie vor so bleiben, dass manche Kritiker in ihrem Geschmacksurteil recht verkehrte Wege gehen und eine Zeit lang bewirken, dass Unbedeutendes, ja Hässliches als ein Hohes und Schönstes angestaunt wird, während das Schöne und Edle lange Zeit auf die verdiente Anerkennung warten muss, wie zum Beispiel jetzt noch immer Ludwig Giesebrechts Gedichte. Aber das heisst doch dem Publikum wie dem Kritiker das richtige Urteilen unnötig erschweren, wenn der einzelne Dichter nicht nur das, was er selber für wertvoll hält, dem Volke darbietet, sondern mit diesem zu-

gleich auch vieles andere, was nur für ihn ein ganz persönliches Interesse hat. Mag die Meeresflut viel wertloses Gestein und formlosen Sand an den Strand werfen, der Dichter sollte der von ihm begehrten Anerkennung wegen nur solche Dichtungen veröffentlichen, die er wenigstens selber für Perlen hält; andere werden ohnehin auch noch über diese so sorgsam ausgewählten oft genug anderer Meinung sein.

Aber freilich voller und reicher mögen selten einem Dichter die poetischen Gedanken zugeströmt sein, üppiger wuchernd mag es selten in einem Dichtergarten geblüht haben. Er fand nicht Zeit und hatte keine Lust, vielleicht auch kein Geschick, das Unkraut auszurotten. Er bekennt ja selber von sich:

Als ich meine Lieder sammeln sollte,
Gut' und schlechte scheiden wollte,
Dacht' ich unparteiische Gesellen
Zween zu Richtern zu bestellen.
Aber uneins wurden sie im Amte;
Der erkor, was der verdammte.
Selber warf ich nun mich auf zu richten,
Konnt' es auch nicht besser schlichten;
Was mir heut gefiel, missfiel mir morgen.
Nun so mag der Himmel sorgen
Und der Leser. Hier empfängt er alle,
Les' er aus, was ihm gefalle.

Und in einem Gedicht der Weisheit des Brahmanen rechtfertigt er die ihm nicht verborgene Wertlosigkeit mancher Verse mit folgender Erwägung:

Kann jeder doch die Welt nur seinem Sinn anpassen;
Und was ich fassen soll, muss ich in Verse fassen.
Drum, ob an manchem Vers von mir du habest nichts,
So denk: Den hat für sich der Meister des Gedichts.
Hätt' ich den Vers, an dem du nichts hast, nicht gemacht,
Hätt' ich auch die, woran du viel hast, nicht erdacht.

Aber die Forderung an den Leser in dem ersten Gedicht, selber sich auszulesen, was ihm gefalle, ist im allgemeinen eine zu hohe, und sicherlich ist sie nicht in dem Umfange erfüllt worden, wie er gehofft hat; und die Voraussetzung in dem zweiten Gedicht, dass man das Mangelhafte und Unbedeutende mit dem Gedanken entschuldigen solle, der Dichter

selber habe doch daran sein Vergnügen gehabt, setzt ein inneres, persönliches Verhältnis des Lesers zum Dichter voraus, zu welchem nur die Wenigen gelangen, die von der hohen Bedeutung dieses grossen, reinen und klaren Lyrikers bereits erfüllt sind, denen also der Dichter zu einer menschlichen eigenartigen Persönlichkeit geworden ist, die auch in ihren Schwächen und Sonderbarkeiten dann nichts Abstossendes oder Befremdendes mehr hat.

Beyer erzählt in seiner Lebensbeschreibung Rückerts, dass dieser seine dichterischen Schöpfungen in der letzten Zeit meist seiner Tochter Marie mitgeteilt habe, und da sei es denn zuweilen vorgekommen, dass sie bei aller kindlichen Ehrfurcht vor dem Dichter doch gemeint habe: „Vater, das scheint mir doch zu wenig zu enthalten, um zu den übrigen zu gehören". Dann sei Rückerts Antwort gewöhnlich auf den Gedanken hinausgekommen: „Es hat mir einen Augenblick versüsst, warum soll ich's vernichten?"

Beyer macht dazu die Bemerkung, die ich nicht für treffend halten kann: „In der That würden auch Rückerts schwächere Gedichte nur dann ernsthaften Tadel verdienen, wenn sie es auf ernsthaftes Lob abgesehen hätten". Wie soll man denn den veröffentlichten Gedichten, wie soll man dem Dichter, der sie veröffentlicht hat, es ansehen, ob sie auf ernsthaftes Lob Anspruch machen, oder nicht? Und welche Art des Lobes steht dem ernsthaften gegenüber?

Es ist leicht zu begreifen, dass weder die sechsbändige noch die dreibändige Sammlung so auf das deutsche Volk hat wirken können, wie die vielen in ihnen enthaltenen unsterblichen Gedichte es verdienen. Aber auch die von dem Dichter selber veranstaltete Auswahl, so weit sie auch verbreitet ist, so viele Auflagen sie auch nach seinem Tode erlebt hat, ist noch keineswegs Eigentum unseres Volkes geworden; sie wird vielleicht mehr gekauft als gelesen, während es sonst doch die Regel ist, dass dergleichen mehr gelesen als gekauft wird. Man weiss, dass die Gedichte eine reine und gesunde Nahrung für Geist und Gemüt enthalten, und darum erscheinen sie in schönem Einbande sehr häufig auf dem Geburtstagstisch und dem Weihnachtstisch und werden den Eingesegneten als Mitgift für das Leben von Freunden des Hauses überreicht; aber dass sie nun oft und immer wieder von den Besitzern gelesen

würden, daran fehlt viel. Diese werden eben abgeschreckt durch so manches Gedicht in dieser Auswahl, das den nach dichterischer Erhebung und Erbauung Verlangenden durch seinen phantasielosen Inhalt nichts bietet. Rückert wusste sehr wohl und fand es, wenn irgend ein Dichter, durch seine Schöpfungen bestätigt, dass die Ernte nicht nur an Körnern reich, sondern auch an Spreu ist, und gibt anderen den Rat (Weish. des Brahm. VI, 38), ja die Mühe nicht zu scheuen, sondern aus der Spreu die Körner zu lesen, aber nach seinem eigenen Geständnis verstand er diese Arbeit nicht recht und hat sich wohl keine ernstliche Mühe damit gegeben. Ebenso wusste er sehr wohl (W. d. B. XX, 63. 3), dass der Schöpfertrieb sich erschöpfend übertreiben kann, und manches Reis besser unentwickelt bleibt; ob er aber wusste, dass dieses Wort recht eigentlich auf seine ungewöhnlich reiche Schaffensfreudigkeit passe, ist mindestens sehr fraglich. Ausdrücklich sagt er ja einmal (W. d. B. V, 41), dass er einem misslungenen Liede das ihm einmal verliehene Leben nicht entziehen könne, sondern sich Tage lang damit plagen müsse, das missgeborene Kind zu erziehen. Und hat er wirklich einmal ein Lied, das ihm in den Sinn gekommen ist, unterdrückt, so macht er wohl gar über diese Selbstüberwindung ein Gedicht. So hat eins in seinen gesammelten Gedichten (Band VI, 290) die Überschrift: „Zu einem unterdrückten Gedichtchen“ und schliesst mit dem Verse:

> Du gabst der Welt so manches Lied:
> Behalt' auch eines für Dich eigen.

Mehr aber noch als das Vorhandensein unbedeutender und darum störender Gedichte in der Auswahl ist das Fehlen vieler höchst vortrefflicher zu beklagen. Besonders bedauerlich ist es, dass, vermutlich aus ganz äusserlichen, darum aber nicht weniger zwingenden Gründen, bis jetzt aus dem unerschöpflichen Reichtum, welchen die „Weisheit des Brahmanen“ in sich birgt, nichts für die Auswahl seiner Gedichte benutzt worden ist. Und für die Kenntnis und gerechte Würdigung des Dichters ist diese „Weisheit“, dieses Meer von geistvoller Dichtung, ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, als sein „Liebesfrühling“ und seine geharnischten Sonette.

Hoffentlich kommt bald die Zeit, in welcher durch strenge

Auswahl, aber auch durch eine Auswahl aus allen seinen Dichtungen der grosse und liebenswürdige Dichter seinem Volke so nahe gebracht wird, wie er es verdient, so dass mit der jetzt üblichen Hochachtung vor seinem Namen sich hingebendes und liebevolles Versenken in seine Dichtungen verbindet.

In solche Auswahl für die weiten Kreise unseres Volkes müsste man sich aber auch nicht scheuen, Gedichte mit Auslassung von einzelnen Strophen aufzunehmen; denn gerade bei Rückert sind es oft genug einzelne Sonderbarkeiten und Gewaltsamkeiten, welche für das Verständnis des Ganzen durchaus überflüssig sind und zugleich den reinen ungetrübten Genuss stören. Wie in dem grossen, schönen Garten Rückertscher Dichtungen, der überreich ist an den farbenprächtigsten und duftigsten Blumen und Sträuchern, so manches unschöne Gewächs steht, so hat auch manche einzelne sonst sehr schöne Pflanze unnötige Zweige und Ranken, durch deren Wegschneiden sie nur gewinnen kann. Es ist selbstverständlich, dass im Interesse derer, welche eine solche Auswahl zu irgend einem wissenschaftlichen Zwecke benutzen wollen, die so verkürzten Gedichte als solche, etwa im Register, kenntlich gemacht werden müssten. Jede sonstige Änderung, auch nur die allergeringste, an den Worten des Dichters wäre natürlich unbedingt ausgeschlossen; aber erlaubt man sich nicht die eben angegebene und empfohlene Freiheit, so muss man viele sehr schöne Gedichte ganz weglassen und so den Dichter ärmer darstellen, als er ist; denn mit der Aufnahme dieser Gedichte ohne jene Auslassungen thut man noch Schlimmeres: man erschwert oder hindert geradezu das reine ästhetische Wohlgefallen an ihnen, da das Seltsame und — scheuen wir doch nicht den Ausdruck — das Geschmacklose oft genug so lebhaft und kräftig empfunden und verurteilt wird, dass das benachbarte Schöne dadurch nicht mehr zu seinem Rechte kommen kann. Die Wirkung geistiger Schönheit auf die grosse Menge unterscheidet sich hierin nicht von der Wirkung körperlicher Schönheit. Ein hässlicher Auswuchs im Gesicht lässt die sonstige vollendete Schönheit desselben häufig übersehen.

Wird solche möglichst strenge und zugleich möglichst reiche Auswahl aus Rückerts Gedichten dem deutschen Volke geboten, so ist kaum zu zweifeln, dass bald seine ungewöhnlich

hohe Bedeutung als Lyriker mehr gewürdigt werden wird, und zwar besonders als Dichter der deutschen Häuslichkeit und als Dichter gedankenreicher Poesieen. Auf diesen beiden Gebieten liegen seine höchsten, seine entschiedensten Vorzüge: hier ist er von ganz besonderer, von Wenigen oder Keinem erreichter Eigentümlichkeit.

Ihn auch als Epiker oder gar als Dramatiker zu empfehlen und zu preisen, sollten gerade die, welche ihn zur Anerkennung in weiteren Kreisen bringen wollen, lieber unterlassen. Solche Empfehlung muss Widerspruch hervorrufen und macht denn auch leicht das voll berechtigte Lob, das ihm als Lyriker gezollt wird, in den Augen der bis jetzt noch gegen ihn Gleichgiltigen verdächtig und zweifelhaft.

Beyer, der dem Dichter schon im Jahre 1868 ein biographisches Denkmal gesetzt hat und, von herzlichster Pietät und Bewunderung erfüllt, unermüdlich für seine Anerkennung wirkt, hat meines Erachtens darin gefehlt, dass er die offenbaren Schwächen und Mängel nicht unverhohlen zugesteht und ihn selbst da lobt und empfiehlt, wo nichts zu loben und zu empfehlen ist.

In der Gedankenlyrik — Beyer hat dafür die unglückselige, freilich noch immer übliche Bezeichnung didaktische Poesie — vergleicht er ihn mit Haller, Uz, Kreuz, Gleim und Neubeck und stellt ihn mit Recht hoch über diese Dichter. Mit noch grösserem Unrecht aber fügt er die merkwürdigen Worte hinzu: „Nur Goethe stellt sich etwa in den Gedichten „Gott und Welt" hier neben ihn." Wie konnte Beyer Goethes leuchtende Gedankenlyrik gerade nur auf diese Gedichte beschränken und die Nebenstellung als eine nicht ganz unzweifelhafte ausdrücken? Vor allem aber, wie konnte er hier Schiller ganz vergessen?

Nicht minder auffallend ist Beyers Urteil über Rückert als Epiker. Rückert hatte, als er Goethen das aus dem Persischen entlehnte Epos Rostem und Suhrab widmete — ein Gedicht, in welchem den Glanz der poetischen Sprache jeder bereitwillig anerkennt — die Verse geschrieben:

> Geworden wärst Du uns Homer in bessern Zeiten;
> O lebte mein Suhrab an Deines Hermann Seiten.

Der Mitteilung dieser Verse fügt nun Beyer die Worte hinzu: „Ja, Suhrab lebt nicht nur an Hermanns Seite, er steht uns höher. Wir kennen in Wahrheit keinen deutschen Dichter, der Rückert als Epiker überträfe.“ Mir steht sogar Goethes Bruchstück, die Achilleis, viel, sehr viel höher, als Rostem und Suhrab. Das mag nun von andern bestritten werden; aber die ästhetischen Kritiker, welche Hermann und Dorothea unter jenes Epos stellen, werden schwer zu finden sein.

In den Rückert'schen Dramen übersieht Beyer natürlich die grossen Schwächen nicht; darin folgt er dem allgemeinen, gewiss ausreichend begründeten Urteil über diese Dichtungen. Mit Recht vermisst er in ihnen die „die Handlung beherrschende und beschleunigende Schwungkraft, die für das Drama als solches wirklich noch wesentlicher wird, als die lebendige Gestaltung der handelnden Personen“, das sei „Sache des unmittelbaren dramatischen Instinkts“, aber, fügt er hinzu, „diesen haben z. B. weder Goethe noch Uhland gehabt, Rückert vielleicht am allerwenigsten“. Man mag nun über Uhland als Dramatiker denken, wie man will; wenn man ihn aber in dieser Hinsicht mit Rückert auch nur vergleicht, so thut man ihm schreiendes Unrecht. Und nun gar Goethe in diesem Zusammenhange zu nennen und so von ihm zu reden, kann wohl nur für eine seltsame Übereilung gehalten werden.

Endlich sollen es nun gerade die Mängel der Rückert'schen Dramen sein, vermöge deren sie nach Beyer als ein wirksames Bildungsmittel zur Veredelung der Sitten und des Verstandes der reiferen Jugend in die Hände gegeben werden sollten. Ja, der begeisterte, sich überstürzende Lobredner spricht geradezu von einem Gebrauch der Dramen in den Schulen. Nun dazu wird es hoffentlich nie kommen. So dringend es zu wünschen wäre, dass manche Gedichte aus der Weisheit des Brahmanen den Schulen zugänglicher gemacht würden, als sie es gegenwärtig sind, so entschieden müsste doch dem gewehrt werden, dass jemals seine Dramen in unseren Gymnasien ein Lehrgegenstand werden. Es denkt ja aber auch ausser Beyer wohl niemand daran.

Verzichten wir nur ein für allemal darauf, Rückert als grossen Epiker oder gar als Dramatiker auszugeben, heben dafür aber um so nachdrücklicher hervor, dass er unter den

Lyrikern einer der reichsten, innigsten, gesundesten und liebenswürdigsten ist.

Schon was seine Gefühlslyrik angeht, welch' ein unermesslicher Reichtum bietet sich da dem staunenden Auge dar! Es gibt kaum eine Stimmung unseres Herzens, die wir von diesem Dichter nicht ausgedrückt fänden, in überraschender Neuheit der Wendung, in ewig wechselnden Formen, über die er gebietet, wie ein mächtiger König über seine Unterthanen, in wunderbar ergreifender Sprache.

Er weiss den heitersten Ton der Freude mit derselben Kunst anzuschlagen, wie den der tiefsten Trauer; herzerhebende Gedichte voll religiösen Schwunges wechseln ab mit Liedern, aus denen der helle Zorn über das gedrückte, in die tiefste Schmach gebrachte Vaterland hervorbricht. Den kindlichen naiven Sinn weiss er eben so gut darzustellen, wie den männlichen Lebensernst; das deutsche Heimatsgefühl, wie die rastlose Sehnsucht in die Ferne; den Schmerz über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die harmlose Freude an dieser Welt; die keuscheste, frommste Liebe in all ihren wunderbar wechselnden Stimmungen und die behagliche Zufriedenheit in seiner stillen Häuslichkeit; das Glück, das er in seinem Dichten und Sinnen findet und die Lust an der Natur, der er ihre Sprache abgelauscht hat, wie wenige andere, die er zur Trägerin der reichen Welt seiner Gefühle macht.

Freilich fehlt es da nicht an Widersprüchen[1]). Der junge Dichter voll frischer Lebenslust schlägt andere Töne an, als der alternde Sänger. Das ist nicht anders möglich, und Leser, die daran Anstoss nehmen, müssen an die bekannten Goethe'schen Verse erinnert werden:

> Was eine lange, weite Strecke
> Im Leben auseinander stand,
> Das kommt nun unter einer Decke
> Dem guten Leser in die Hand.
>
> Du schäme dich nicht der Gebrechen;
> Vollende schnell das kleine Buch.
> Die Welt ist voller Widerspruch,
> Und sollte sich's nicht widersprechen?

---

[1]) Vergl. zu dem Nächstfolgenden: Fr. Rückert's Weisheit des Brahmanen, dargestellt und beurteilt von Franz Kern. S. 138.

Schon der nüchternste, ganz phantasielose Mensch sieht oft genug unter ganz denselben äusseren Verhältnissen heute sehr trübe das Leben an und schaut morgen mit frischem, fröhlichem Mut in dasselbe hinein, ohne dass er von dieser Änderung seiner Stimmung sich Rechenschaft zu geben vermag; wie viel mehr also wird das gelten von dem leicht bewegten, phantasiereichen Dichtergemüt!

Und ausserdem darf man nicht ausser Acht lassen, dass etwas anderes ist die flüchtige vorübergehende Stimmung, und etwas anderes der Grundton der Seele, der sich, wie bei jedem Menschen durch all' seine Worte und Handlungen, Lebensgewohnheiten und Liebhabereien, so durch die Lieder unseres Dichters erkennbar genug hindurchzieht.

Mag er heute den Frühling besingen und morgen den Herbst preisen, in diesem Gedichte voll fröhlicher Lebenslust aufjubeln, in einem andern still und ernst sich weit erhoben fühlen über alle irdische Lust — Charaktereinheit, eine in sich abgeschlossene und abgerundete Persönlichkeit erkennt der achtsame Leser leicht in allen seinen Gedichten.

Gewisse Stimmungen aber, die in diese Eigentümlichkeit auch nicht auf Stunden hineinpassen würden, sucht man bei ihm vergebens. Wo triebe er je, wie Heine, mit dem Heiligsten in frivoler Gesinnung frevelhaften Spott? Wo bräche er je, wie Lenau, in herzzerreissende Töne der düstersten Verzweiflung aus? Wo liesse er je, wie Herwegh, seine Leier ertönen zum Preise einer missverstandenen Freiheit, die auf dem Schutt und den Ruinen der gesellschaftlichen Ordnung aufgebaut werden soll? So weit gehen die Widersprüche nicht in seinen Gedichten.

Wir haben nach diesen ihn uns vielmehr vorzustellen als einen Mann, der den Ernst der Gesinnung, die sich abwendet von allem Gemeinen und Selbstsüchtigen und in gläubigem Vertrauen an Gott hängt, zu paaren weiss mit kindlicher Freude an allem Schönen in der Natur und in der Menschenwelt; der zwar erfüllt ist von heiliger Begeisterung für die gerechte Sache seines Vaterlandes, als es von äusseren Feinden bedroht und geknechtet war, unmutsvoll aber vor den wirren Parteikämpfen im Staate selbst entflieht in seine still umfriedete Häuslichkeit; als einen Mann, der leicht von den Gefühlen der Abneigung und der Zuneigung hin und her geschaukelt

wird, mit Stetigkeit aber fest hält an der Treue, die er einmal verpfändet; der das Leben und seine Güter mit dankbarem Sinn geniesst, aber nicht bangt vor dem Augenblick, in welchem es endet.

Es giebt Dichter, die, sobald man von ihnen Kenntnis genommen hat, gleich mit dämonischer Gewalt sich der Seele bemächtigen und sie in ihrem Banne festhalten, Dichter, die es auch in der That verdienen wegen ihrer reichen und bunten Phantasie, wegen ihrer Sprachgewalt, wegen ihres blendenden und funkelnden Witzes. Zu diesen gehört Rückert nicht.

Denn untersucht man genauer, worin eigentlich das sogleich Gewinnende liegt, wodurch sie auch die grosse Masse der sonst für Dichtung wenig Aufgeschlossenen so unsäglich und dauernd entzücken, so wird man nicht selten finden, dass es nicht die dichterischen Vorzüge sind, welche diese Macht ausüben, sondern die sittlichen Mängel, welche neben jenen Vorzügen den Gedichten anhaften, das Unreine, Freche, Gotteslästerliche.

Es gibt Dichter, in deren Blumengarten neben den anmutigsten und duftigsten Blumen auch andere stehen, sehr farbenprächtig, aber von üblem Geruch, ja gefährliches Gift in sich bergend. Auch zu diesen gehört Rückert nicht; aber wohl steht in seinem Garten neben den herrlichsten Liederblüten manch kahles Gestrüpp, ganz unschädlich, aber ohne alle Anmut und Lieblichkeit, manch Küchengewächs, das sehr nützlich sein mag, aber in einen Blumengarten nicht hinein gehört.

Wenn von irgend einer Gedichtsammlung, so gilt dies von der, welche Rückert die Weisheit des Brahmanen genannt hat. Es ist ein sehr umfangreiches Werk, zwanzig Bücher grösserer und kleinerer Gedichte enthaltend, auf etwa 700 Seiten. Über die Schönheit der einzelnen wird der Geschmack der Leser ja gewiss verschieden urteilen; aber ich glaube kaum, — ich will die strengste Kritik voraussetzen, will auch solche Kritiker annehmen, welche nur den objektiven Wert der Gedichte betrachten, nicht die Verbindung, in welcher sie mit dem Leben des Dichters stehen — ich glaube kaum, dass mehr als ein Drittel aus dieser ungewöhnlichen Fülle als unbedeutende würden ausgeschieden werden können. Dann bleibt immer noch ein wahrhaft königlicher Reichtum übrig, teils Gedichte,

die in jeder Hinsicht vortrefflich sind. teils solche, denen man, ohne dem Verständnis des Gedankeninhalts im mindesten zu schaden, nur einzelne Strophen wegzunehmen braucht, um ein schönes, makelloses Gedicht zu erhalten.

Denn was ich vorhin im allgemeinen von Rückerts Gedichten gesagt habe, dass man bei einer Auswahl sich nicht scheuen dürfe, dem grossen Publikum manche Gedichte in verkürzter Form zu geben, findet ganz besonders seine Anwendung auf die Brahmanengedichte.

Zeigt sich in diesen doch so recht, wie der gedankenreiche, phantasievolle, sprachgewaltige Dichter durch Ideenassoziationen, Bilder, Wortspiele und Reime sich zu manchen unnötigen Nebengedanken und Häufungen von Metaphern hat verleiten lassen. Das würde sich in sehr vielen dieser Gedichte mit Leichtigkeit nachweisen lassen.

Sehen wir nun aber von diesen störenden Einschiebseln und von den Produktionen ab, die keine dichterischen Gedanken enthalten oder kein gesteigertes Gefühl ausdrücken, die er aber doch in Reim und Rhythmus brachte, weil nun einmal Reim und Rhythmus seine natürliche Sprache war, so haben wir an der Weisheit des Brahmanen ein Werk, eine Sammlung von Gedichten, mit der sich an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit schwerlich ein anderes innerhalb der Gedankenlyrik vergleichen lässt. Gott und die Natur, das Staatsleben und die Familie, die Welt und der Mikrokosmos des Menschenherzens, die Leistungen in der Philosophie und die verschiedenen Richtungen der Kunst — alles das findet in diesem dichterischen Tagebuch seine Stelle und erscheint in den verschiedensten Beleuchtungen. Und von diesen Gedanken knüpfen sich manche an persönliche Erlebnisse an und werden so zu Gelegenheitsgedichten im schönsten Sinne des Worts.

Aber es sind auch nicht bloss Gedanken, nicht bloss lauteres, schön geprägtes Gold der Betrachtung, was aus der „Weisheit“ hervorleuchtet; es schliesst sich in manchem Gedichte auch die Blüte des unmittelbaren, innigsten Gefühls in anspruchsloser, herzgewinnender Schönheit auf.

So reich ist diese Welt, und eben so gesund und tüchtig ist sie. Sentimentalität, weinerliches Wesen, weltschmerzliche Zerrissenheit, optimistische Lügen, frivole Gesinnung, phrasenhaftes und verschrobenes Wortgeklingel findet in dieser Sammlung keine Stelle.

Und wenn sich nun mit solcher edlen und tüchtigen Gesinnung ein scharfer Verstand und die reichste Bildung, wenn sich damit eine seltene Begabung verbindet, das Seelenlose zu beseelen, ohne in Phantasterei zu geraten, ein überaus glücklicher Takt, Beziehungen aufzufinden zwischen dem Leben in seiner Brust und dem da draussen in Wald und Feld, so dass ihm das Kleinste und das Grösste ein Bild seiner Gedanken und Gefühle wird, denen er bald geistreich scherzend, bald in weihevoller Stimmung Ausdruck gibt, so werden die Gedichte, die aus solchem Sinn und solcher Begabung heraus geboren sind, gewiss sehr bedeutend zu nennen sein und wert, dass man ihnen grössere Aufmerksamkeit schenkt, als es meist bis jetzt geschehen ist.

Unser Volk hat Ursache, auf diese Gedichte, welche der deutschen Eigenart durchaus entsprechen, stolz zu sein; sie sind trotz ihres Titels, der auf das ferne Indien hinweist, trotz des universellen Lebens, das Rückert mit allen Zeiten und Völkern lebte, so recht aus deutschem Geiste entsprossen.

Freilich wer keine lyrische Dichtung gelten lässt, als die, welche man als Stimmungsbilder und Naturlaute bezeichnet, wird mit manchem dieser Gedichte nicht viel anzufangen wissen; denn viele gehören zu der Art, der Rückert selber (V, 1) den Namen mannhafte Poesie gibt:

> Mannhafte Poesie, die Grundsatz und Gedanken
> Führt gegen Phantasie und Traumwerk in die Schranken.

Über die Form und den Inhalt der „Weisheit“ herrschen auch bei denen, von welchen man doch annehmen müsste, dass sie diese Dichtungen genau kennen, zum Teil sonderbare Vorstellungen. So meint Rudolf Gottschall in seiner „Deutschen Nationallitteratur“, es seien lauter Zweizeiler, von denen jeder eine fast vollkommene Selbständigkeit behaupte, eine bestimmte Zahl aber in ein kleineres Gebündel zusammen gebunden werde, und diese wieder in ein grösseres. Der Dichter greife gleichsam in den Sack seiner Weisheit hinein, streue eine Handvoll Spruchatome auf den Tisch und blase sie zu beliebigen Häufchen zusammen. Es seien lauter Sinnsprüche ohne einen einzigen längeren Satz, eine einzige volltönende Periode.

Eine wie seltsame Übereilung sich in diesem Urteil der

Kunstrichter zu Schulden kommen lässt, wird klar durch die Mitteilung des folgenden Gedichts:

Wie, wer aus Finsternis auf einmal tritt ins Licht,
Geblendet ist und sieht vor lauter Sehen nicht;

Und wie hinwiederum, wer aus dem vollen Strahl
Des Tages plötzlich tritt in völlig dunkeln Saal —

Das Auge starrt, bis es dem Wechsel sich gewöhnt,
Und mit der innern Welt die äussre sich versöhnt;

Bis dort das Auge lernt, im Glanze sich zu weiden,
Und hier die Gegenständ' im Dunkel unterscheiden -

So kann ein Menschenherz viel Glück und Unglück fassen,
Doch ist's am glücklichsten in seiner Ruh' gelassen,

Von Glanz geblendet nicht, noch auch von Nacht umhüllt,
Von sanftgedämpftem Licht Aug' und Gemüt erfüllt.

Das ganze Gedicht ist eine einzige kunstvoll gebaute Periode, die durch das Anakoluth des dritten und vierten Verspaares und die dadurch selbständig gemachte Schilderung des äusseren Vorganges zu klarster Übersichtlichkeit gebracht wird.

Ich will aber auch noch eine andere Periode hierher setzen, in der kein rhetorisches Mittel angewendet ist, sondern alles nach den strengsten Regeln der Elementargrammatik zugeht:

Wer vom gebahnten Weg in Unverstand abirrt
Und sich im Waldgeheg des Eigensinns verwirrt,

Dann klagt, dass überall sich Schwierigkeiten finden,
Und niemand weg sie räumt, der ist wohl gleich dem Blinden,

Der von dem Sehenden sich nicht will lassen leiten
Und lieber auf gut Glück und seine Fahr hinschreiten,

Bald tritt in einen Dorn, bald stösst an einen Stein,
Bald in den Graben fällt, bald stolpert übern Rain,

Hier rennt an einen Baum, dort wider eine Mauer,
Den Pflanzer hier verwünscht und dort flucht dem Erbauer,

Und klagt, die Welt sei schief und jeder Weg verbaut,
Da er nur zwischendurch den graden Weg nicht schaut.

Und wie verkennt nun gar derselbe Beurteiler den wesentlichsten Inhalt, den sittlichen Gehalt dieser Gedankenlyrik! Ich halte es für Pflicht, in diesem der Erinnerung an den

Dichter gewidmeten Aufsatze solcher verkehrten Auffassung auf das Entschiedenste entgegenzutreten.

Gottschall meint, die orientalische Moral, die Rückert predige, stehe in einem schwer zu verhüllenden Widerspruch mit unserer Moral, mit der des Occidents. Seine Lebensweisheit biete eine Moral ohne Bewegkraft, ohne kategorischen Imperativ; es werde zwar gemahnt, das Rechte zu thun, aber nicht, weil es das Rechte sei, sondern weil es uns freue, weil es uns feinstehe, zu unserer Lust, zu unserem Schmucke.

Also „ohne kategorischen Imperativ“! Wie reimt sich das mit den Versen (III, 20):

> Du musst das Gute thun, du musst das Wahre sprechen.
> Warum? Damit musst du dir nicht den Kopf zerbrechen.
>
> Es ist kein andrer Rat; wenn du nicht willst, du musst;
> O Heil dir, wenn du es aus innrer Freude thust.

„Eine Moral ohne Bewegkraft“! Bei dem Dichter, welcher mit klarer Besinnung über die täglich an den Menschen herantretende Versuchung so eindringlich mahnt (V, 67):

> Das Unkraut, ausgerauft, wächst eben immer wieder,
> Und immer kämpfen musst du neu das Böse nieder.
>
> Wie du musst jeden Tag neu waschen deine Glieder,
> So die Gedanken auch an jedem Tage wieder.

Rückert soll ferner nach Gottschall uns mahnen, das Rechte zu thun, nicht etwa, weil es nun einmal das Rechte sei, sondern weil wir uns darin behagen, weil es uns „feinstehe“. Das ist nur der Rückert, den sich der Kritiker, ich weiss nicht, woher, eingebildet hat; der wirkliche meint das gerade Gegenteil (IX, 35):

> Du hast ein gleich Gefühl nicht immer deiner Kräfte,
> Doch schaffen musst du, was einmal ist dein Geschäfte.
>
> Wenn du bei deinem Werk nicht fühlst die frische Lust,
> Doch denke darum nicht, dass du nichts Rechtes thust.
>
> Vertrau' dem guten Geist auch in der schlechten Stunde,
> Der, ohne dass du's weisst, doch ist mit dir im Bunde.

und (XVI [II] 9):

> Das Gute thun ist leicht, selbst Schwachen eine Lust,
> Das Böse meiden schwer, Kampf einer Heldenbrust.

Lediglich „zu unserer Lust" das Gute zu thun, soll Rückerts „orientalische Moral" uns auffordern. Genau das Umgekehrte ist aber seine Ansicht in den Versen (XVI [II] 8):

Das Gute thust du nicht, um zu empfinden Lust;
Die Lust empfindest du, weil du das Gute thust.

Und wie nachdrücklich mahnt unser Dichter zur ernsten, sittlichen Arbeit an der Seele, gleichviel, welche theoretischen Überzeugungen man von dem Ursprunge des Bösen habe (X, 20):

Die Strenge sagt, der Grund des Irrtums sei die Sünde;
Die Milde: dass die Sünd' auf Irrtum nur sich gründe.

Was nun von beiden auch Stamm oder Wurzel sei,
Bet' und arbeite, mach' dein Land vom Giftbaum frei.

Man vergleiche damit auch ein anderes Gedicht so ernsten sittlichen Inhalts, dass es völlig unbegreiflich ist, wie Gottschall von dem Eindruck, welchen ein Dichter solcher Verse auf den Leser macht, eine phantasievolle Schilderung machen kann, wie diese: „In die Fluten dieser Weisheit tauchen wir unter, wie in ein erquickendes Bad unter dem tiefblauen Himmel des Orients, der auf die schweigenden sonnverbrannten Wüsten herabsieht — weise zu sein ist unsere Erquickung. Wir wandeln durch diesen Bazar der Weisheitssprüche, wo alle Kleinodien des Ostens, Myrrhen und Balsam ausgelegt sind — was wir einkaufen, wird uns stattlich schmücken. Und so, auf dem bequemen Divan gelagert, hören wir die Fontaine plätschern und blasen die Rauchwolken behaglich zum Himmel."

Ich glaube, der Leser hat eine ganz andere Empfindung, wenn er folgende Verse Rückerts liest (IX, 57):

Du kannst, wenn etwa dir ein Grosses ist gelungen,
Die angestrengte Kraft ein Hohes hat erschwungen,

Dir nicht deswegen nun nachgeben auszuruhn,
Dir nachsehn gar dafür, was Schlechteres zu thun.

Dir auf legt jede Pflichterfüllung neues Joch,
Zu leisten immer das und immer mehr nur noch.

Nicht eigenmächtig kannst du dir den Freibrief schreiben;
O Gottes Knecht, du musst in deiner Knechtschaft bleiben.

Dass aber unserem Dichter als höchstes sittliches Ideal der Zustand des Menschen vor der Seele steht, in welchem er das Gute und Löbliche thut, weil er aus tiefstem Herzensgrund zu diesem Thun sich hingezogen fühlt und keine widerstrebende Regung mehr zu bekämpfen hat, das werden wir doch nicht für eine orientalische Lebensauffassung halten wollen.

Den schönsten Ausdruck hat vielleicht Schiller in den Schlussversen seines unvergleichlichen Gedichtes „der Genius" dieser sehr berechtigten menschlichen Sehnsucht gegeben, hat ihn auch gegeben in dem bekannten Epigramm:

> Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
> Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

Ganz dieselbe Gesinnung findet sich nun auch in der Weisheit des Brahmanen mit schöner Veranschaulichung und mit herzlichen Worten ausgesprochen (VII, 62):

> Mein Herz, sieh' an den Baum in seiner Blütenpracht;
> Es wird ihm gar nicht schwer, was ihn so herrlich macht.
>
> Aus seinem Innern scheint, er braucht sich nicht zu zwingen,
> Ein Strom von Lust und Licht und Liebe zu entspringen.
>
> Mit Mühe ringt er nicht, das Einzle zu gebären;
> Das Ganze lebt und wirkt, er lässet es gewähren.
>
> Du solltest deine Pflicht, wie er die seine, thun,
> Dann wärest du so licht, und bist so trübe nun.

Aus dieser mit Rückert'schen Versen belegten Darstellung muss Jedem einleuchten, eine wie unrichtige Beschreibung Gottschall von dem Inhalt der Weisheit des Brahmanen gegeben hat. Und doch hat, wenn irgend ein Litterarhistoriker, gerade er hohes Interesse für Gedankenlyrik, und hat mehr als einmal über den Wert dieser Dichtungsart sehr beherzigenswerte Worte geschrieben. Wenn nun solch ein Mann trotz alledem eine so ungenaue Kenntnis von diesem Werke Rückerts zeigt, wie dunkel, wie oberflächlich mag erst bei vielen anderen die Kunde von dem Inhalte desselben sein!

Schefer's Laienbrevier, das ziemlich gleichzeitig mit ihm erschienen ist, hat wohl einen viel grösseren Kreis von Lesern gewonnen und steht doch an Gesundheit und Tüchtigkeit der Lebensanschauung und Empfindung ganz gewiss weit unter der Rückert'schen Dichtung. Nur phantastisches Träumen, nur

vorübergehende Verblendung kann ein solches Bild von der Welt und von den Aufgaben des Menschen zeichnen, wie es in jenem Laienbrevier geschieht. Der dort mit Unermüdlichkeit und bis zum Überdruss gepredigte Pantheismus und völlig schattenlose Optimismus steht mit menschlicher Unvollkommenheit und Schwäche in schreiendem Widerspruch. Es hält schwer sich vorzustellen, dass wirklich ein Mensch so empfinden kann, wie es dieser Dichter von sich beschreibt. Und doch haben wir kein Recht anzunehmen, dass Schefer je gedichtet habe, was er nicht empfunden hätte. Sicherlich hat er sich oft, sehr oft in diese hyperideale Weltanschauung hineingeträumt und ist in ihr befriedigt und glücklich gewesen; eben so sicher aber ist es auch, dass er durch die harte Wirklichkeit des Lebens oft genug aus diesen Empfindungen aufgeschreckt worden ist.

Wenn aber diesem Dichter mit seiner ganz besonderen Gefühlswelt Gottschall die Wahrheit der Empfindung nicht abspricht, wie kann er von Rückert sagen, dass bei ihm, was „wie Empfindung aussehe", oft nur eine glückliche Färbung der Sentenzen sei. Zu solcher nicht nur unbewiesenen, sondern schlechthin unbeweisbaren Behauptung, welche unserem grossen Lyriker schweres Unrecht zufügt, bieten weder Rückerts Dichtungen noch sein Leben den allergeringsten Anlass. Wie in aller Welt kommt der Kritiker zu diesem Urteil? Durch welches allerintimste biographische Material? Durch welche Betrachtung und Erwägung über dichterische Form? So lange diese Fragen unbeantwortet bleiben, ist man in gutem Recht über diese Behauptung parodierend zu sagen: was hier wie ein ästhetisches Urteil aussieht, ist vielleicht nur Ausdruck einer Empfindung, nämlich einer im tiefsten Grunde vorhandenen leisen Abneigung gegen den Dichter.

Niemand wird von einzelnen Gedichten Rückerts bestreiten — und ich habe gerade zum Zweck einer gerechten Würdigung nachdrücklich darauf hingewiesen, für manche Verehrer vielleicht zu nachdrücklich — dass in ihnen kein voller Strom der Empfindung zu erkennen ist, weil sie z. B. mit allzu vielem Reimflitter geschmückt sind, weil sie etwas Überkünstliches und Verschnörkeltes haben. Das sieht dann aber eben auch nicht aus wie Empfindung, das zeigt dann auch keine glückliche Färbung im Ausdruck.

Wie unendlich viele Gedichte aber, grössere, wie „die sterbende Blume“ und kleinere und kleinste, wie die „angereihten Perlen“ sind in seinen Werken enthalten, die so mächtig zu unseren Herzen sprechen, dass ihre Entstehung nicht recht verständlich ist, wenn wir nicht das tiefste Gefühl in dessen Brust voraussetzen, der sie geschaffen hat. Wir haben an ihm — diese Erkenntnis wird sich hoffentlich immer mehr Bahn brechen — nicht nur einen der geistvollsten, sondern auch einen der gemütvollsten Lyriker.

Die aus der Weisheit des Brahmanen mitgeteilten Proben sollten nur verkehrten Vorstellungen über die Form und den Inhalt dieser Gedichte entgegentreten; eine Anschauung von der reichen Gedankenwelt, die sich dem Leser dort erschliesst, können sie nicht geben. Solche einigermassen genügende Anschauung könnte nur durch ausführliche Erörterung oder durch Mitteilung sehr vieler Proben gegeben werden, wofür begreiflicher Weise hier kein Raum ist.

Jeder aber, welcher das Buch in die Hand nimmt und darin blättert, Jung oder Alt, Mann oder Frau, gelehrt und ungelehrt, findet — das ist ganz zweifellos — in dieser reichen Sammlung etwas Wertvolles für sich. Diejenigen freilich mögen selten sein, die an allen Gedichten sich erfreuen können; sie müssten nämlich nicht nur im allgemeinen ästhetisch empfänglich, sondern auch litterarisch und philosophisch gebildet sein, müssten herzliche Zuneigung zu der Persönlichkeit des Dichters haben und Interesse an sprachlichen Erscheinungen, um von allen Gedichten etwas zu haben. Für diese werden auch nur wenige Gedichte dunkel und unverständlich sein.

Neuerdings hat F. Reuter in seiner Schrift „Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp“ die seltsame Behauptung aufgestellt (S. 1), dass das Beste für das Verständnis der Rückert'schen Lyrik ausserhalb der Dichtungen selbst, bei Kopp zu suchen sei. Kopp war Amtsgenosse des Dichters in Erlangen, mit ihm auf das Innigste befreundet und hat bei der Sammlung und der Sichtung der Gedichte seines Freundes sehr mitgewirkt. Er soll auch (S. 62) an den Schöpfungen seines rastlos schaffenden Freundes Kritik geübt haben und durch seinen Scharfsinn und sein Gemüt dazu besonders befähigt gewesen sein. Diese beiden Eigenschaften wollen in Sachen der ästhetischen Beurteilung aber nicht viel sagen,

wenn nicht feiner Geschmack dazu kommt. Und wenn nun von Kopp alles, was sein Freund in der Erlanger Zeit veröffentlicht hat, gebilligt worden ist, so hat es ihm an dieser Eigenschaft eben gefehlt. Jedenfalls wird er schwerlich so zu Rückert gestanden haben, wie Merck zu Goethe und Körner oder Humboldt zu Schiller. Den Mangel einer wirklich fördernden Beurteilung scheint doch auch Rückert selber empfunden zu haben, wenn er sagt:

Der gute Freund heisst alles gut,

und

Der gute Freund gibt lauter Lob.

Aber Reuter urteilt über den Gewinn, den man aus näherer Bekanntschaft mit Kopp für das Verständnis Rückertscher Dichtung haben werde, sehr zuversichtlich so (S. 64): „Eingehendes und gründliches Interesse für den fränkischen Dichter wird künftighin nicht beanspruchen können, wer den bayerischen Freund ausser Acht lässt.“ Die Erlanger Periode, die als die vorzugsweise bayerische am meisten Aufklärung bedürfen soll, liegt nach Reuter am tiefsten im Dunkel (S. 56.); auf diese soll nun helleres Licht aus Joseph Kopps Rezensionen, Briefen u. s. w. fallen.

Reuter selbst, dessen kleine Schrift lediglich sich auf Äusserlichkeiten, oft recht sehr unnötiger Art[1]), beschränkt, bringt für eine eingehendere Kenntnis und Würdigung des Dichters nichts; was er nun aber auch künftig aus den reichen Quellen, über die er zu gebieten scheint, zur Freude aller Rückertverehrer bringen wird, das wissen wir doch schon jetzt, dass das Beste für die Erklärung auch ferner immer nur aus der Betrachtung des Dichters selber zu gewinnen sein wird, nicht aus Mitteilungen Kopps, für den er mit liebenswürdiger Begeisterung eintritt. Es wird ganz gewiss innerhalb der

[1]) Was gewinnen wir z. B. für Rückerts Poesieen, ja auch nur für den Gang seines äusseren Lebens aus den Mitteilungen über Henke und die Verlobung seiner drei Töchter (S. 28 f.)? Aber geradezu spasshaft ist es, dass Reuter es für nötig hält, uns Proben von den Anekdoten zu geben, in deren Erzählung Frau Professor Pfaff eine gewisse Meisterschaft entfaltet haben soll.

Dichtungen[1]), nicht ausserhalb derselben zu finden sein, wie bei jedem grossen Dichter.

Dagegen ist nun von allergrösstem Wert für unsere Kenntnis des Dichters sein „Poetisches Tagebuch“, das zum 16. Mai 1888 von seiner Tochter Marie aus dem Nachlass ihres Vaters herausgegeben worden ist.

Dass in den Papieren des unermüdlich, fast bis zu seinem Todestage schaffenden Dichters noch Poesieen vorhanden waren. die bis jetzt unbekannt geblieben sind, darüber war kein Zweifel; dass es aber so viele waren, so schöne und das Herz des Lesers zum grossen Teil auf's Tiefste ergreifende, das haben nur sehr wenige gewusst.

So reich aber auch das dem deutschen Volke in diesem poetischen Tagebuch Gebotene ist — das Buch hat 557 Seiten — diese überaus willkommene Festgabe ist nach Mitteilung von Marie Rückert nur ein Drittel des gesamten poetischen Nachlasses. Zurückgehalten sind bis jetzt noch politische Gedichte, deren Veröffentlichung aber in Aussicht genommen ist. Ferner sind vorhanden eine Anzahl von Distichen, endlich „zahlreiche Liedchen, Sprüche und Erzählungen, die sein tägliches und intimstes Leben, seine Beziehungen zur Familie und zu Freunden schildern“.

Auch diese sollen nach einer Andeutung der Herausgeberin, freilich erst später, veröffentlicht werden. Dass dies in der That geschehe, ist auf das Dringendste zu wünschen, selbst wenn diese jetzt noch zurückgehaltenen Gedichte an Wert denen des Tagebuchs weit nachstehen sollten. Denn wie nachdrücklich ich auch darauf gedrungen habe, dass für die weiteren Kreise eine strenge Auswahl aus Rückerts sämtlichen Poesieen überaus wünschenswert ist, so steht er doch andererseits unter Deutschlands Dichtern so hoch, dass litterarhistorische Rücksichten dringend dazu auffordern, dass alles, was er je ge-

---

[1]) Das ist natürlich auch Rückerts Ansicht selber gewesen. Wer dafür noch ein ausdrückliches Zeugnis haben will, der lese die Verse in seinem poetischen Tagebuch (S. 330):

> Vor Commentatoren, Commentaren
> Möge dich Gott bewahren;
> Was sich nicht selbst erklärt,
> Ist nicht der Erklärung wert.

dichtet hat, durch den Druck für die gelehrte Beschäftigung mit seinem Dichten und Leben zugänglich gemacht werde. Und Familienrücksichten könnten bei einem so reinen und liebenswürdigen Charakter, wie Rückert gewesen, dem kaum im Wege stehen.

Die Gedichte des Tagebuchs hat der Dichter zu seinen Lebzeiten selbst vor den ihm Nächststehenden streng geheim gehalten. Anfänglich sind sie mit fortlaufenden Daten versehen. die aber zuletzt von ihm fast gänzlich fallen gelassen wurden. Die zuerst so klare, ausgeprägte Handschrift wird nach und nach traurig verändert; sie verfällt immer mehr und mehr. bis sie zuletzt fast nur noch in unzusammenhängenden Strichen andeutet. Von diesem reichhaltigen Material, das auf kleinen vergilbten Blättern und Zettelchen nun seit zweiundzwanzig Jahren aufbewahrt blieb, urteilt die Herausgeberin, deren einleitenden Worten ich diese Mitteilungen entnommen habe, am Schluss des Vorwortes mit vollstem Recht, dass es dem Lorbeerkranze, der das edle Dichterhaupt umflicht. ein neues, unverwelkliches Blatt hinzufüge.

Das Tagebuch umfasst die Zeit von 1850 bis zu seinem Tode, am 31. Januar 1866, also die Jahre seiner „Ruhstandsfreuden“.

Rückert war im Jahre 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. in der ehrenvollsten Weise als Professor der orientalischen Sprachen nach Berlin berufen worden. Wohl gefühlt aber hat er sich in dem Treiben der grossen Stadt niemals, weder zu Anfang, als er hier in der Schulgartenstrasse wohnte, noch nachher, als er nach dem Hause an der Ecke der Luisenstrasse und des Schiffbauerdammes übergesiedelt war. Die damalige Berliner Kritik und Politik war nichts für ihn. Er kam sich vor wie die Eule am Mittage in lärmender Krähenschaar. Und ganz unerträglich wurden ihm die Berliner Winter — die Sommermonate brachte er in Neusess zu —, als die ihm innig befreundete Familie Froriep aus Berlin ging. Als er ungefähr um dieselbe Zeit sich zur Abreise nach seinem geliebten Neusess rüstete, freilich um zum Winter wieder nach Berlin zurückzukehren, schrieb er an Frau Froriep die Verse:

Wir beide sind in gleichem Fall,
Nun von Berlin zu scheiden;
Drum fliesset unsrer Thränen Fall,
Jedoch mit Unterscheiden:
Ich geh' und komme wieder her,
Du gehst auf Nimmerwiederkehr:
Wie bist Du zu be — mitleiden!

Wie sehnte er sich immer „aus der staubigen Residenz in den laubigen, frischen Lenz, aus dem tosenden Gassenschrei in den kosenden stillen Mai“, der ihm nirgends auf der Welt lieblicher erschien als in Neusess bei Koburg. Schon im Jahre 1833 sang er bei einem Abschiede von dem geliebten Ort, mit dem Namen spielend:

Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freudenfrohburg,
Ehrenburg und Residenz.

Hier hatte er seinen Liebesfrühling gelebt und gesungen, hier wünschte er bereits in jenem Jahre, auch einmal seinen Lebensherbst zu verleben:

Könnt' ich auch in dir verleben
Meinen Lebensherbst! In dir
Ihn versingen! Das nicht eben;
Gieb nur das Verleben mir.

Rückert, damals ein fünfundvierzigjähriger Mann, war Professor in Erlangen, mit gelehrter Arbeit vollauf beschäftigt, und dennoch ist, wenn irgend eines, gerade das Jahr 1833 durch eine staunenswerte Fülle vortrefflicher Gedichte ausgezeichnet, die dem von gelehrter Arbeit Ruhenden mühelos entströmend ihm die schönste Befriedigung und Erholung gewährten. Dass diese Liedergabe ihm auch noch im hohen Alter treu bleiben würde, wagte er damals nicht zu hoffen. Und doch ist ihm dies, was er als Wunsch kaum auszusprechen wagte, auf das Schönste erfüllt worden. Er hat seinen Herbst in Neusess nicht nur verlebt, sondern dort, nachdem er noch vor den Märztagen des Jahres 1848 auf immer aus Berlin geschieden war, bis zu seinem Tode mit angestrengter gelehrter Arbeit sich beschäftigt und zugleich die schönsten Gedichte ge-

schaffen. Solches Schaffen war für ihn geradezu ein Lebenselement. Er wundert sich freilich zuweilen selber darüber (Poet. Tagebuch S. 5), dass er immer noch Verse mache, findet es aber bei näherer Überlegung als etwas ganz Natürliches.

Ess' ich, athm' ich, trink' ich nicht?
Rieche Duft und schaue Licht?
Nur mit weniger Behagen
Als in jugendlichen Tagen:
Und so fort nach altem Brauch
Geht in meinen Versen auch
Der gedämpfte Lebenshauch.

So lebt er still und zufrieden seine Tage hin, arbeitsam, gedankenvoll (S. 20), und freut sich, dass einem so verlebten Tage ein Morgen folgen soll:

Gleich dem Heute, bis sich senken
Wird ein Abend, der dem Denken
Und der Arbeit Ruh wird schenken.

Es war keine Selbsttäuschung, als er sein Tagebuch vom Jahre 1851 mit Anspielung auf die bekannten Goetheschen Worte (Schluss von „Dauer im Wechsel") mit den Versen eröffnete (S. 27):

Den Gehalt in meinem Busen
Und die Form in meinem Geist
Habt ihr mir bewahrt, ihr Musen,
Da die Locke mir ergreist.

Euer Hauch mein Odem, euer
Anblick meines Lebens Licht.
Nur gedämpfter ward das Feuer,
Aber kälter ward es nicht.

Vorwärts und rückwärts blickend konnte er mit vollem Recht an die Spitze der Tagebuchgedichte des Jahres 1854 (S. 137) das stolze Wort stellen, das zugleich von seiner jugendlichen Kraft Zeugnis ablegt und mit berechtigtem Hochgefühl des bisher Geleisteten gedenkt:

Wenn ich noch zehn Jahre lebe,
Zu arbeiten hab' ich genug;
Wenn ich morgen sterbe,
Gearbeitet hab' ich genug.

Er hat seit jenem Januar noch mehr als zehn Jahre gelebt und noch sehr viel gearbeitet, sehr viel gedichtet.

Als er aber ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1865, einmal eine Abnahme seines wunderbar reichen dichterischen Vermögens zu spüren glaubte, war er, dem Leben und Dichten eins war, auch gleich überzeugt, dass es dann mit seinem Leben zu Ende gehen müsse (S. 541):

Nun will das Lied mit Beben
Zu Ende gehn;
Das heisst: es will das Leben
Zu Ende gehn.

Denn eh' bevor das Leben
Zu Ende geht,
Wird auch das Lied nicht eben
Zu Ende gehn.

Es war aber noch nicht so weit. Er lebte noch einige Monate weiter und dichtete weiter, von Krankheit gedrückt, aber ungebrochenen Geistes, dichtete noch Lieder und Sprüche, die von vollster dichterischer Kraft klarstes Zeugnis geben.

Wer kann ohne tiefste Rührung ein Gedicht, wie folgendes, lesen:

Ich will, so lang's will gehen,
Mich halten auf den Beinen,
Dass, wenn ich mich muss legen,
Das Liegen[1]) kürzer sei.
Ich wollte, dass im Stehen
Der Tod mir möcht' erscheinen,
Ich trät' ihm still entgegen,
Und schnell wär' es vorbei.

Sein letztes Gedicht entstand wenige Tage vor seinem Tode. Es lautet:

---

[1]) [S. 541; Vers 4: Legen.]

Verwelkte Blume,
Menschenkind,
Man senkt gelind
Dich in die Erde hinunter.
Dann wird ob dir
Der Rasen grün,
Und Blumen blühn,
Und du blühst mitten darunter.

Also, bis sein Leben in seinem achtundsiebzigsten Jahre still und sanft erlosch, hat der wunderbare Mann nicht nur auf das angestrengteste wissenschaftlich gearbeitet — er hat eine koptische Grammatik unvollendet hinterlassen —, sondern wie in jungen Tagen, wie in der Zeit des Liebesfrühlings und der Weisheitsernte, seine Tage mit schönen Liedern und Sprüchen geschmückt.

Die Gedichte des poetischen Tagebuchs spiegeln vor allem wieder seine tiefe Empfindung für das Naturleben, bis er nicht mehr zu den Blumen im Garten hinausgehen darf, und diese ihm nun in sein Krankenzimmer gebracht werden (S. 516):

Die Blumen, deren Schimmer
Sonst erste Morgenschau
Mir draussen war im Flimmer
Von frischem Morgenthau;

Sie kommen, da noch immer
Ich kann hinaus nicht gehn,
Zu mir ins Krankenzimmer,
Nach mir sich umzusehn.

Sie sehn mich an mit Sinnen,
Die Primel und die Nelk',
Und gehn verwelkt von hinnen,
Wie sie mich finden welk.

Und auch dann noch denkt er mit Freude an die Zeit, da er den Sonnenglanz vertausendfacht sich hat im Thau spiegeln gesehen oder die Sonne im Abschiedlächeln verstrahlend als rosigen Duft um das Haupt des Gebirges weben, und schliesst mit den wehmütigen Versen (S. 519):

Glückliche, die ihr es seht! Doch Freimunds[1]) Aug' ist erloschen,
Und in Träumen allein schaut er die glänzende Welt.

Das poetische Tagebuch enthält noch sehr viele schöne Gedichte anderer Art, Weisheitssprüche, Gedanken über die Tageslitteratur, über sein häusliches Leben, seine Arbeiten, über seine Freunde; aber ganz besonders ergreifend ist es, darin zu lesen, welcher schöne Herbst seinem Liebesfrühling gefolgt ist, und wie diese innigen Lieder zuletzt in rührenden, reinen Akkorden verklingen.

Das Jahr 1855 beginnt er mit folgenden Distichen an seine Luise (S. 171):

Wenn ich die kleinste der Blumen mit liebendem Auge betrachte,
Seh' ich in Miniatur eine geliebte Gestalt;
Dann versink' ich in Träum', und alle die tausend Blumen
Sind ein einziger Kranz um der Geliebtesten Haupt.

Und am Ende des Jahres 1856 steht dieses Distichon:

Vor oder nach dir sterben, ich weiss nicht, welches ich wünschte;
Mit dir sterben allein wäre der wunschliche Wunsch.

Der Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen; das folgende Jahr schon beraubte den Dichter der treuen Lebensgenossin. Im Frühling dieses Jahres beschlichen ihn Todesgedanken; er glaubte, es sei sein letzter (S. 250); und in der That war es sein letzter mit der, welcher er seinen Liebesfrühling gesungen hatte. Luise Rückert starb am 26. Juni 1857. Als sie von der verzehrenden Krankheit ergriffen war und bei ihrem Anblick bängste Sorgen um dieses kostbare Leben sich des Dichters bemächtigten, schrieb er (am 6. Juni) in sein Tagebuch:

Dein verblichnes Angesicht,
Die verfallne Wange
Und des Aug's erloschnes Licht
Macht ums Herz mir bange.

Trüb ist nicht dein Auge nur,
Auch mein Blick ist trübe;
Blühtest du auf dieser Flur,
Frühling meiner Liebe?

---

[1]) Bekanntlich nannte er sich als Dichter Freimund Reimar.

Kann verblühn, was man geliebt,
Gleich des Frühlings Laube?
Zwischen Bild und Auge schiebt
Sich ein Netz von Staube:

Doch ein Thau vom Himmel stiebt,
Dass der Staub zerstiebe:
Ja, du bist, die ich geliebt,
Du bist, die ich liebe!

Und nun handeln alle folgenden Gedichte dieses Jahres nur von seiner Frau und seinem schweren Verlust. Besonders rührend ist das folgende gleich nach ihrem Tode geschriebene Gedicht, an dessen sprachlich fast zusammenhanglosen Versen in der Mitte man merkt, aus wie tiefer, inniger Empfindung die Worte ihm entströmt sind. Es ist wie ein Sprechen mit thränenerstickter Stimme.

Alle deine Wunden
Sind dir nun verbunden,
Alle deine Schmerzen
Sind dir nun gestillt,
Und in unsern Herzen
Ruht dein teures Bild.

Liebendes Gemüte,
Alle Treu und Güte,
Die du mir gethan,
Mir und all den Deinen,
Unsre Augen weinen,
Diesen Dank nimm an!

Was ich dir verschuldet,
Was du mir geduldet,
Dieser Schuld entladen
Kann mich keine Zeit, —
Lohnen's Gottes Gnaden
Dir in Ewigkeit.

Man muss, um diese Verse nach ihrem vollen Wert und um das reine und tiefe Gefühl des Dichters recht zu würdigen, nicht ausser Acht lassen, dass sie, wie alle Gedichte des Tagebuchs, höchst wahrscheinlich von Rückert gar nicht zum Druck bestimmt waren.

Und nun seine Erinnerung an die von ihm Geschiedene in den folgenden Jahren! Wie er nun ohne sie im Kirchenstand sitzen muss, aber bald mit ihr zusammen im Grabe ruhen wird (S. 270):

In diesem Kirchenstand
Sass ich an deiner Hand;
Nun sitz' ich hier allein,
Und lange wird's nicht sein,
Da sitz' ich auch nicht hier,
Da lieg' ich dort bei dir.

Es weht den Glockenklang
Der Wind und den Gesang
Uns von der Kirch' herbei.
„Dort sassen einst die zwei,"
Spricht drin wohl Mancher, der
Sieht die zwei Sitze leer.

Und gehn sie dann heraus
An uns vorbei nach Haus,
So sprechen sie dabei:
„Dort liegen nun die zwei".

Nun bringt er ihr Blumen auf das Grab und pflückt andere von ihrem Grabe, die er mit ins Haus nimmt (S. 273):

Halb gewelkte bring' ich dir,
Denn ich selbst bin halb verdorrt;
Frisch erblühte reichst du mir,
Wie du selbst nun blühest dort.

Und als er im Jahre 1860 ihr Reseda aufs Grab legt, kommen ihm die Verse in den Sinn (S. 330):

Reseda, farbenarm und reich an Duft,
Dir einst vor allen lieb im Leben,
Reseda leg' ich dir auf deine Gruft,
Reseda selber war dein Leben.

Eins der schönsten Gedichte, nicht bloss dieser Sammlung, nicht bloss Rückerts, sondern innerhalb der deutschen Lyrik überhaupt, ist dasjenige, dem er die Überschrift gegeben hat „Zum Liebesfrühling. Himmelfahrt 1861." Es ist zu lang, um es ganz mitzuteilen, die Schlussstrophen lauten so:

Du hast mich sanft geleitet
Durch lauter Frühling hin,
Die Flügel dann gebreitet,
Zum Himmel zu entfliehn.

Dich hab' ich nicht verloren,
So lang' ich fühlen kann,
Du siehst mich neugeboren
In jedem Frühling an.

Das letzte Gedicht an Luisen schrieb er im Jahre 1864, also zwei Jahre vor seinem Tode, zum Geburtstag derselben, am 17. November. Seine Sehnsucht nach der Verlorenen hatte sich zu einem Traum von ihr gestaltet:

Kommst im Traum mich zu umfangen,
Sprachest: Lang genug allein,
Lang g'nug bist du nun gegangen;
Lass uns wieder gehn zu Zwein!

Aber an sie denkt er auch noch an seinem eignen letzten Geburtstag, am 16. Mai 1865. Er war krank und lebensmüde geworden. Die beiden ersten Verse sind eine Wiederholung aus einem Gedicht des Liebesfrühlings:

Zu meinem Geburtstag, dem sechzehnten Mai,
Wünschte die Liebste mir mancherlei.
Das war zu jener schönen Zeit,
Die lang vorbei ist, lang vorbei.
Nun treten andre zu mir her,
Und wünschen mir wieder mancherlei.
Ich hör' es wohl, sie meinen's gut,
Aber ich bleibe still dabei;
Und eines wünsch' ich selber mir,
Dass dieser Geburtstag mein letzter sei.

Sein Wunsch wurde erfüllt; es war der letzte Geburtstag, den er erlebte.

IV.

Friedrich Rückerts Poetisches Tagebuch.

Wenn eine Charakteristik von Rückerts Dichtung gegeben wird, hat man es sich selten versagt, dabei einen vergleichenden Blick auf Platen zu werfen. Aber zwischen den beiden Zeitgenossen, Landsleuten und Freunden, ist in Bezug auf ihre dichterische Eigenart wohl kaum eine andere Ähnlichkeit, als dass sie Beide durch Goethes Divan angeregt und sehr bald nach dessen Erscheinen, fast gleichzeitig in die deutsche Lyrik die orientalischen Formen einführten und damit einen exotischen Baum pflanzten, an dessen mehr glänzenden als duftigen Früchten sich heute nur sehr wenige noch erquicken. Man mag auch allenfalls noch die beiden politischen Komödien Rückerts mit den beiden litterarischen Platens vergleichen, aber weiter gehen die Ähnlichkeiten zwischen dem fast immer improvisierenden und dem stets feilenden Dichter schwerlich.

Und als Menschen bilden sie geradezu Gegensätze, zwar nicht in ihrer sittlichen Haltung — denn niemand zweifelt an der Tüchtigkeit und Reinheit ihrer Gesinnung — auch nicht in ihren politischen und religiösen Überzeugungen — denn auf männliche Unabhängigkeit und rücksichtslose Wahrheitsliebe war Beider Sinn mit vollstem Ernst gerichtet — aber Gegensätze waren sie sicherlich in ihren Lebenserfahrungen und in der vorherrschenden Gemütsstimmung.

Rückert, der den um sechs Jahre jüngeren Freund um mehr als dreissig Jahre überlebte, verliess nur einmal auf kürzere Zeit das Vaterland und fühlte sich wohl in der beschaulichen Ruhe seiner reichen dichterischen und gelehrten Arbeit in Erlangen und in Neusess; Platen hat Jahre lang Italien ruhelos durchwandert und starb fern von der Heimat.

Rückert hat das stille Glück eines friedevollen Familienlebens in einem langen schönen Leben bis zum Tode kennen gelernt und tief empfunden; an Platens einsamem Sterbelager in Syrakus standen Fremde, denen sein Tod keine Wunde schlug, keine fühlbare Lücke in ihrem Leben zurückliess. In Rückerts Gemüt ist Friede und Heiterkeit und harmonische Stimmung durchaus vorherrschend, in Platens wechseln quälende Zweifel über die dichterische Begabung und trostlose Entmutigung mit stolzen Erwartungen, die einen so hohen Flug nahmen, dass bittere Enttäuschungen unausbleiblich waren.

Beide Dichter aber sind von so lauterer Wahrhaftigkeit, dass schon aus ihrer Lyrik diese Charakter- und Stimmungsverschiedenheiten in ihren Grundzügen ganz unverkennbar hervortreten und darum auch von jedem zugestanden werden; aber ein farbenreicheres und ausgeführteres Bild gewinnen wir doch aus den veröffentlichten Tagebüchern, die Beide, freilich in sehr verschiedener Art, geführt haben.

Platens Tagebuch, herausgegeben von Pfeufer, erschien 24 Jahre nach seinem Tode, also im Jahre 1860. Es ist nicht vollständig veröffentlicht, sondern enthält nur die Zeit bis 1825; das Tagebuch über die letzten zehn Jahre ist, obwohl in Aussicht gestellt, bis jetzt, so viel ich weiss, nicht erschienen. Das Vorhandene kennen wir nur in einer Bearbeitung Engelhardts, seines Erlanger Freundes, der aus der Handschrift nur das ausziehen zu sollen glaubte, was Platens Bildung zum Dichter zu erklären geeignet ist. Das ganze Tagebuch umfasste nicht weniger als achtzehn zum Teil starke Bände. Der Dichter also, der in gewöhnlicher Stimmung sehr wenig sprach, der schweigsam sein konnte bis zur Beleidigung, hat hier von seinem siebzehnten Geburtstage an alles, was sein Gemüt im Laufe des Tages quälend und erfreuend bewegte, mit grosser Ausführlichkeit dem Papier anvertraut. Der Absicht des Bearbeiters meist entsprechend, beziehen sich die von ihm ausgewählten Aufzeichnungen hauptsächlich auf Platens dichterische Bestrebungen, von dem Schäferspiel des siebenjährigen Knaben, über das der Siebzehnjährige zurückblickend berichtet, bis zu der stolzen Freude über den „Gläsernen Pantoffel“ und zu dem ebenso grossen, wie schnell verschwundenen Triumph, den er durch die Aufführung seines Dramas „Treue um Treue“ in Erlangen sich errang.

Wie sonderbar muss es uns heute berühren, wenn wir sehen, dass Platen nach der Vollendung des „Gläsernen Pantoffels“ in seinem Tagebuch mit mehr als Selbstzufriedenheit die Worte niedergeschrieben hat: „Als ich fertig war, bemerkte ich, dass ich etwas zustande gebracht, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete, dass in der deutschen Poesie nichts Grosses mehr geleistet werden könnte. Nun aber lag plötzlich ein grösseres Werk vor mir, über das sich ein hoher Wohllaut der Sprache und eine unbesiegbare Heiterkeit ergoss.“ Welche Verblendung über ein heute nur noch dem Litterarhistoriker bekanntes Drama mit seinen gänzlich verunglückten Wortwitzen! Aber freilich für einige Wochen wurde Platen in der Bewunderung der eigenen Leistung bestärkt; denn als der Dichter das Drama in einer Gesellschaft bei Schelling vorgelesen hatte, liess der Philosoph es hoch leben mit den Worten: „Claribella in alle Ewigkeit! Möge sie nach hundert Jahren noch eben so frisch und blühend sein, als heute!“ Rückerten freilich gefiel der „Gläserne Pantoffel“ gar nicht, auch Platens Eltern sogar sagte das Stück nicht zu, und nun gar Knebel goss in einem Briefe die Lauge des schärfsten Spottes darüber aus. Dennoch fuhr Platen emsig fort, Dramen zu schreiben, und überdachte viele dramatische Pläne, die unausgeführt blieben, und als das Schauspiel „Treue um Treue“ von ihm vollendet war, brachte er es auf die Bühne, und der Erfolg war ein glänzender — durch die lärmenden Studenten im Parterre. Dem gellenden Rufen seines Namens, dem Geschrei, Gestampf, Geklatsch, dem Aufruhr, als ob das Haus einfallen sollte — es sind alles Platens eigene Worte — musste der Dichter sich fügen, und er erschien auf der Bühne, von „unmässigem Beifall“ begrüsst.

Mit der ausführlichen Darstellung dieses Abends, der sicherlich einer der schönsten in seinem „unfrohen“ Leben gewesen ist, schliesst der Engelhardt'sche Auszug des Tagebuchs. Dass aber Platen dennoch weder damals ein dramatischer Dichter von irgend welcher Bedeutung gewesen, noch später geworden ist — denn die litterarischen Komödien kommen dabei nicht in Betracht — darüber ist heute niemand im Zweifel. Wie nun Platens Tagebuch mit der Aussicht auf eine ungewöhnliche dramatische Laufbahn schliesst, so beginnt Rückerts Poetisches Tagebuch um die Zeit, da dieser seinen

kurzen Traum, ein dramatischer Dichter Deutschlands zu werden, für immer ausgeträumt hatte.

Als Rückert nämlich im Herbst 1841 von Erlangen nach Berlin übersiedelte, hatte er diese Veränderung seines Wohnorts auch darum freudig begrüsst, weil er hier die ihm mangelnde technische Bühnenkenntnis am leichtesten zu erwerben hoffte. Hatte sich ihm doch schon in der Zeit, als er die letzten Gedichte der Weisheit des Brahmanen schrieb, das „eigene Gefühl aufgedrungen", dass alles von ihm Geschaffene nur ein Spiel, ein Vorspiel sei, und alle spielend errungene Übung angewendet werden solle auf einen „ernsten Gang". Dass dieses Gefühl ihn, der als Dramatiker nicht einmal mit Platen verglichen werden kann, sehr getäuscht hat, ist die übereinstimmende Überzeugung aller Beurteiler. Ob er selber die Schwäche dieser Dichtungen je erkannt hat, ist sehr fraglich; aber sicher ist es, dass er sich auch während dieses Schaffens glücklich gefühlt und dadurch wohl am meisten die ihm sehr unbehaglichen Berliner Winter sich verklärt hat. Denn er spricht von allen seinen Poesieen, wenn er im Tagebuch die Verse aufzeichnete:

Ich höre sagen:
Das Unglück lehrt das Glück ertragen,
Und wen das Unglück nicht geschult,
Hat um das Glück umsonst gebuhlt.
So muss ich denn auf Glück verzichten,
Denn Unglück schulte mich mit nichten;
Unglücklich war ich in Gedichten
Nur manchmal, — glücklich stets im Dichten.

Man sollte glauben, dass er bei den Gedichten, in denen er nach seinem eigenen Zeugnis unglücklich gewesen, vorzugsweise an die Dramen gedacht habe; aber auch das wird zweifelhaft, wenn man sich der zwei Jahre vorher geschriebenen Verse erinnert:

Manchmal denk' ich meiner deutschen Kaiser,
Die so wenig meiner Zeit gefielen:
Bin ich jünger oder bin ich greiser,
Bin ich dümmer oder weiser
Als die vielen,
Die jetzt lust- und trauerspielen?

Wer Platens Tagebuch einmal durchgelesen hat, erkennt schon aus diesen Proben des Rückertschen, wie ungemein verschieden die Stimmung ist, die in beiden sich kund gibt. Aber sie sind auch sonst in Form und Inhalt weit von einander entfernt. Platens Tagebuch ist ein wirkliches Tagebuch mit genauen Zeitangaben, in Prosa geschrieben mit sehr wenigen eingestreuten Gedichten; es gibt Nachricht von allen wichtigeren, auch vielen unbedeutenden Vorkommnissen, von seiner Lektüre, seinen Gesprächen, seinen Ausflügen und Reisen, aber auch — und zum Teil sehr ausführlich — von seinen Plänen und Enttäuschungen, seinen Lebensansichten und ästhetischen Urteilen.

Rückerts Tagebuch, 22 Jahre nach seinem Tode erschienen, besteht aus lauter Gedichten in den verschiedensten Maassen und Reimverbindungen, und als Tagebuch kann es nur mit dem Recht bezeichnet werden, mit welchem man seinen Liebesfrühling, seine Haus- und Jahreslieder, ja seine Weisheit so nennen könnte. Vielleicht rührt auch der Name „Poetisches Tagebuch“ nicht vom Dichter selber, sondern von der Herausgeberin her, seiner Tochter Marie, die in dem Vorwort berichtet, dass die von ihr veröffentlichten Gedichte, auf kleine vergilbte Blätter und Zettelchen geschrieben, in seinem Nachlass aufgefunden seien. Auch vor den ihm Nächststehenden habe der Dichter diese Verse streng geheim gehalten. Sie seien nur anfänglich mit fortlaufenden Daten in Tagebuchform versehen, weshalb denn die Herausgeberin die Daten — es handelt sich meist nur um die Angabe der Jahre — zum Teil aus ihrer Erinnerung habe herstellen und ergänzen müssen, was nicht immer mit voller Sicherheit habe geschehen können[1]).

Die Gedichte, welche Marie Rückert als Poetisches Tagebuch zusammengestellt hat, beginnen mit dem Jahre 1850, also zwei Jahre nach Rückerts Übersiedelung nach Neusess, und das letzte ist im Jahre 1866, wenige Tage vor seinem Tode geschrieben. Sie bilden einen starken Band von 557 Seiten, in ziemlich engem Druck, — und doch ist diese grosse Fülle von Gedichten nur etwa der dritte Teil des gesamten poetischen Nachlasses.

Zurückgehalten sind bis jetzt noch, aber zur Veröffentlichung in Aussicht genommen, eine Reihe von politischen Gedichten,

[1]) [Vgl. den vorhergehenden Aufsatz S. 62 ff.]

Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen, eine Anzahl von Distichen, die nach dem Urteil der Tochter, obwohl von grosser Schönheit, doch dem poetischen Tagebuch nicht zuzuzählen und einzuverleiben waren, endlich zahlreiche, oft unscheinbare, aber höchst charakteristische Liedchen, Sprüche und Erzählungen, die sein tägliches und intimstes Leben und seine Beziehungen zur Familie und Freunden schildern. Aber auch diese hat die Herausgeberin für ihren damaligen Zweck nicht für geeignet gehalten, meint jedoch, dass sie für die Verehrer und Freunde des Menschen Rückert später vielleicht eine wertvolle Zugabe sein werden.

Es ist doch zu beklagen, dass die politischen Gedichte nicht in das Tagebuch aufgenommen sind, in das sie nach ihrem Inhalt sicherlich hineingehören; zu beklagen auch, dass die schönen Distichen ausgeschlossen sind; denn auch in dem Tagebuch, wie es gegenwärtig vorliegt, steht so manches Distichon und manches andere Gedicht, das mit dem Lebensgange des Dichters nichts zu thun hat, aus diesem Grunde also gleichfalls hätte ausgeschlossen werden können. Und wenn irgend etwas so recht eigentlich dem Tagebuch hätte einverleibt werden müssen, so wären es jene sein intimstes Leben zur Anschauung bringenden Liedchen und Erzählungen gewesen. Dafür hätte aus der gegenwärtigen Sammlung so manches Gedicht wegbleiben können, das weder schön ist, noch etwas zur genaueren Kenntnis des Dichters oder des Menschen beiträgt, und hätte besser seine Stelle gefunden in einer dereinstigen vollständigen kritischen Gesamtausgabe, die zwar nicht im Interesse der deutschen Dichtung — denn es gibt von Rückert viele Verse, die gar keine Gedichte sind — aber im Interesse des Studiums der deutschen Sprache später einmal nötig oder wenigstens nützlich sein wird.

Den Text des Poetischen Tagebuchs herzustellen hat nach der Mitteilung der Herausgeberin grosse, fast unüberwindliche Schwierigkeiten gehabt; denn Rückerts anfangs so klare, ausgeprägte Handschrift hat sich nach und nach traurig verändert; sie ist immer mehr und mehr verfallen, bis sie zuletzt fast nur noch in unzusammenhängenden Strichen andeutet. Kommt nun dazu, dass die mit der Handschrift des Vaters am besten vertraute Herausgeberin die ersten zehn Druckbogen nicht selbst hat korrigieren können, so ist es sehr begreiflich, dass

sich in diesem Teil des Buches hässliche, den Sinn entstellende Druckfehler finden, die am Ende des Buches freilich berichtigt werden. Aber offenbar unrichtige Lesarten begegnen uns auch auf den folgenden Bogen. Ohne Zweifel hat der Herausgeberin philologische Beihilfe gefehlt. Wer wird z. B. glauben, dass Rückert einen Hexameter gebildet hat, wie folgenden, in welchem von Blumen die Rede ist, die sich zu früh herausgewagt haben: „sollen sich unten gedulden, bis all hier hinstarben die andern." Sicherlich ist das „hier hin" nichts als Dittographie eines unleserlichen „hin" oder „hier" und zu lesen ist einfach „hinstarben" oder „hier starben". Noch weniger ist metrisch möglich ein Vers, der ein Pentameter sein soll und doch mit dem trochäischen Ausgang „im Winde" schliesst, wofür es natürlich heissen muss „im Wind". Wer freilich nur auf den Inhalt und den sprachlichen Ausdruck achtet, dem wird das Gedicht mit dem metrischen Fehler mit vollem Recht weit besser gefallen als o h n e den von Rückert selber ganz gewiss nicht gemachten Fehler. Ich will das kurze ansprechende Gedicht mitteilen, wie es im Tagebuch gedruckt ist:

> So viel Geist und Gemüt, nicht so viel aber Gesinnung!
> Was ist Geist und Gemüt ohne Gesinnung? im Winde
> Wind, ein Spiel des Windes, ein Schilfrohr schwankend und wankend,
> Nicht zum Stabe des Wegs, Steuer des Schiffes gemacht,
> Nur zum wehenden Wimpel und flatternden Flagge der Lustfahrt,
> Doch im Sturme bewährt sich die Gesinnung allein.

Vereinzelt kommen auch sonst noch Schreibungen vor, die von Rückert nicht herrühren können und leicht zu emendieren sind, auch unrichtige Zusammenschreibungen und Zeichensetzungen; aber im allgemeinen ist der Text durchaus lesbar, und wir sind der Herausgeberin aufrichtigen Dank schuldig, dass sie die Gedichte ihres Vaters den litterarischen Kreisen zugänglich gemacht hat. Für die breite Menge der Gebildeten, auch derer, die sonst lebhaft empfänglich sind für lyrische Dichtung, ist in der Sammlung zu viel Unbedeutendes, Phantasieloses, Alltägliches, Wortspielereien, als dass man hoffen könnte, dass sie in ihrem gegenwärtigen Umfange dort leichten Eingang finden werde, wie sie denn ja auch in den wenigen Jahren, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, sehr wenig bekannt geworden zu sein scheint.

Aber gegen den Sinn des Vaters hat die Tochter schwerlich gehandelt, wenn sie so unterschiedslos, wie es scheint, wenigstens von der Rücksicht auf den dichterischen Wert nicht geleitet, die vorgefundenen Gedichte abdrucken liess. Wird uns doch erzählt, dass sie in seinen letzten Lebensjahren, wenn Rückert unter anderen Gedichten ihr ein weniger gelungenes mitteilte, freimütig gesagt hat: „Vater, das scheint mir doch zu wenig zu enthalten, um zu den übrigen zu gehören.“ Dann sei die Antwort des Dichters gewöhnlich auf den Gedanken hinausgekommen: „Es hat mir einen Augenblick versüsst, warum soll ich es vernichten?“

So hat Rückert leider schon zu der Zeit gedacht, als er die Brahmanenweisheit schrieb, sicherlich sehr zum Schaden der Verbreitung seiner Gedichte in weiteren Kreisen. Er sagt dort ganz unverhüllt:

Kann jeder doch die Welt nur seinem Sinn anpassen;
Und was ich fassen soll, muss ich in Verse fassen.
Drum, ob an manchem Vers von mir du habest nichts,
So denk: Den hat für sich der Meister des Gedichts.
Hätt' ich den Vers, an dem du nichts hast, nicht gemacht,
Hätt' ich auch die, woran du viel hast, nicht erdacht.

Man kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, in welcher Fülle ihm sein ganzes langes Leben lang die poetischen Gedanken und Bilder, und wenn nicht diese, doch wenigstens die Reime zugeströmt sein mögen. Und wenn ihm in einer Mussestunde wirklich einmal nichts Dichterisches — das Wort im weitesten Sinne genommen — einfallen will, so wird ihm diese unproduktive Stimmung selber ein Anlass, nicht bloss ein, sondern gleich zwei kleine Gedichte darauf zu machen, um so darüber hinwegzukommen. So finden wir im Poetischen Tagebuche vom Jahre 1862 die Verse:

Wenn ich durchwandle diese Matten,
Gedenk' ich, wie in diesen Schatten
Ich oft im Stillen sann und träumte
Und mein Gespann der Musen zäumte.

Und wenn zu träumen und zu singen
Nicht heute Neues will gelingen,
So träum' ich jene Träume wieder
Und widerhalle jene Lieder.

Und gleich darauf eine Variation desselben Gedankens, nur in metaphorischem Ausdruck und dadurch allgemeiner gehalten, und mit lebensphilosophischer Schlusswendung:

> Jede Stunde, jeden Tag,
> Eine Blum' im Garten,
> Etwas was da kommen mag,
> Gutes, Neu's erwarten;
> Und ist Neues nicht beschieden,
> Mit dem Alten sein zufrieden;
> Also kannst du mit Behag
> Kommen aus hienieden.

Aber im allgemeinen beherrschte nicht nur ihn die innige Lust am Dichten und Versemachen, sondern auch er beherrschte die technischen Mittel dazu in so ungewöhnlichem Grade, dass poetische Gedanken, die ihm mitten in gelehrter Arbeit, in seinen koptischen Sprachstudien, plötzlich einfielen, sich mit der grössten Leichtigkeit zu einem Gedicht gestalteten. So erzählt er launig in seinem Tagebuch, wie ihm gegenüber die ernsteste der Musen gesessen und ihn koptisch schreiben geheissen habe, wie er dann auch sehr andächtig, ohne nur einmal aufzublicken, gearbeitet habe. Da aber sei auf einmal durchs Zimmer ein Glanz gehuscht und habe sein Auge getroffen. Und in der leuchtenden Erscheinung habe er die jüngere Schwester jener ernsten Muse erkannt, die ihm aus alten Tagen noch so lieb sei. Die habe ihm ein deutsches Verschen zugehaucht, das von ihm nun ganz verstohlen zwischen das Koptische eingeschoben sei, dass die ältere Schwester den Schmuggel nicht bemerken solle. Ich möchte nicht bezweifeln, dass das dieser kleinen Erzählung voraufgehende Gedicht eben jenes ist, das die Muse der deutschen Dichtung ihm zugehaucht hat; denn es steht in klarer Beziehung zu der gelehrten Arbeit, in die es sich hineingedrängt hat, und die Form erklärt sich am besten als Anrede der Muse an ihn. Die Verse sind aus dem Jahre 1860 und zeugen von seinem berechtigten Dichterstolz und von seiner Abneigung bei der jetzigen Geschmacksrichtung durch Veröffentlichung von Gedichten Dichterruhm sich zu erwerben.

Mit allen Gaben fühlst du dich gerüstet,
Die einem Dichter könnten Ruhm erkaufen;
O wie bescheiden, dass dich nicht gelüstet
Um einen Mann zu mehren einen Haufen!
Denn schwach nur ist, was heut' als Kunst sich brüstet,
Mag auch darnach des Tages Neugier laufen:
Ich muss es loben, dass dein ernstes Denken
Sich in der Vorzeit Schachten will versenken;
Dein rechter Sinn wird dich aufs Rechte lenken,
Und schöne Schätze wirst der Welt du schenken.

Ein beneidenswert reiches inneres Leben, wo solche formvollendeten Gedichte die angestrengte gelehrte und ergebnisreiche Arbeit unterbrechen! Und Ähnliches wissen wir von ihm aus dem Jahre 1862, dem einzigen aus der letzten Lebenszeit, von dem es nach seiner eigenen Bemerkung im Tagebuche feststeht, dass er wirklich einmal sechs Wochen durchlebt hat, ohne ein Gedicht zu machen. Wieder ist er an einem kurzen Wintertage in seine koptischen Studien versenkt. Es wird früh dunkel, und er kann in seinem koptischen Buche die Lettern nicht mehr deutlich erkennen. Da erwachen im erblassenden Scheine des langsam sterbenden Abendrotes in seinem Herzen Erinnerungen an hingeschwundene Tage und Ahnungen ewiger Jugend. Sie wollen im bewegten Gemüt ein Lied werden, das in unhörbaren, nur der Seele hörbaren Lauten sich regt und ringt und sich zu gestalten sucht, aber plötzlich im Halbschatten zerrinnt und erlischt, als die abendliche Studienlampe ins Zimmer gebracht wird und ihn im Koptischen weiter zu lesen mahnt.

Wie hier aus der poetischen Stimmung kein Gedicht geworden ist, so rühmt er sich einmal, dass es ihm gelungen sei, die Verse, die sich ihm in die Tagesarbeit drängten, ganz wegzuräumen, und dass er dadurch viel Papier und noch mehr Zeit erspart habe. Er habe sie dahin gewiesen, wo nichts zu versäumen sei, in den Halbschlaf am Morgen, wo sie sich nach Belieben breit machen könnten, um beim Erwachen in ihr Nichts zu zerstieben. Aber der Ruhm war eitel. Vor den unvermutet und ungewollt ihn überfallenden Versen war er, wie sein Tagebuch lehrt, keine Stunde sicher, nicht in der ernstesten Arbeit, nicht in den sorgenvollsten Stunden, nicht in der Nähe des eigenen Todes. Man kann nicht ohne tiefe

Rührung die schlichten Verse lesen, die er im letzten Winter seines Lebens niederschrieb, als er an dem herannahenden Lebensende nicht mehr zweifeln konnte. Er fühlte seine Lebenskraft schwinden daran, dass die dichterische, die ihm eins war mit seinem Leben, anfing zu versagen:

Nun will das Lied mit Beben
Zu Ende gehn;
Das heisst: es will das Leben
Zu Ende gehn.
Denn eh' bevor das Leben
Zu Ende geht,
Wird auch das Lied nicht eben
Zu Ende gehn.

Und wie selten, vielleicht nie, mag von einem Dichter einer Stimmung Ausdruck gegeben worden sein, wie die ist, welche in folgenden Versen sich ausspricht:

Ich will, so lang's will gehen
Mich halten auf den Beinen,
Dass, wenn ich mich muss legen,
Das Liegen kürzer sei.
Ich wollte, dass im Stehen
Der Tod mir möcht' erscheinen.
Ich trät' ihm still entgegen,
Und schnell wär' es vorbei.

Und in der That, er hat, wie er es vorher wusste, nur um ganz kurze Zeit sein Dichten überlebt. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er sein letztes Gedicht, das wahrlich noch nicht von sterbender Dichterkraft zeugt:

Verwelkte Blume,
Menschenkind,
Man senkt gelind
Dich in die Erde hinunter.
Dann wird ob dir
Der Rasen grün,
Und Blumen blühn,
Und du blühst mitten darunter.

Das also ist schon aus dem Mitgeteilten klar, dass wir an Rückert einen Lyriker haben, dessen Leben mit seiner Poesie so eng und innig verbunden ist, wie bei wenig andern. Freilich war schon früher darüber kein Zweifel; aber sein Tagebuch bringt es auch für seine letzten Lebensjahre zur anschaulichsten Klarheit.

Es ist kein glänzendes, äusserlich bewegtes, aber sehr schönes, freudenreiches Leben gewesen, das der alternde Dichter in Neusess verlebt hat, achtzehn arbeitsame und gedankenvolle Jahre. Selten hat er seine einsame Stille verlassen; selbst der Weg nach dem nahen Koburg war für ihn schon eine unbequeme Reise. Sein Haus war seine kleine „Freudenfrohburg", von deren Schieferbekleidung Friedrich Hofmann einst scherzte, dass dienstbare Geisterhände nachts darauf mit dem Griffel schrieben, was die Vögel singen und was die Wellen plaudern. Das habe dann der Dichter allmorgendlich abgeschrieben; woher hätte er sonst all die Lieder genommen? Hier in seinem kleinen Eckzimmer mit den drei klematisumrankten Fenstern, aus denen er in das Morgenrot und Abendrot hineinschauen konnte, an seinem Arbeitstisch, bedeckt mit Büchern aus allen Sprachen, hat er jahraus, jahrein die sehr langen Vormittage gesessen, tief in sprachliche Studien versenkt, die bei weitem noch nicht alle veröffentlicht sind, und dazwischen so manches Lied niedergeschrieben, nur zu eigener Lust und Erbauung. Aber eine viel grössere Fülle von Gedichten mag entstanden sein in seinem Garten, in welchem die ihm von einem „empfindsamen Freunde" geschenkte Trauerrose die Zweige nicht niederhangen lässt, sondern wie andere Rosen fröhlich aufwärts wächst, da in seinem Garten die Rosen nicht trauern; auf seinem Goldberg, der ihm besser gefällt als Horazens Sabinum, wo er denkend, sinnend und dichtend, auch gern auf der zerbrochenen Bank und am eingesunkenen Tische unter dem spärlichen Blättergeweb des dorrenden Baumes sitzt, wenn ihm dabei auch wehmütige Gedanken kommen an die gebrochenen Stützen des Lebens, an das hingesunkene Glück, an die entblätterte Lust. Oder in der Waldeinsamkeit, wo sich die von den grauen Lettern ermüdeten Augen an den grünen Blättern des neuen Frühlings erholen. Aber die letzten Gedichte hat er in demselben Zimmer geschrieben, wo er einst seinen Liebes-

frühling gedichtet hat. Er erzählt selbst davon, dass, als man ihn, den infolge einer Operation in Bewusstlosigkeit Gefallenen, der besseren Pflege wegen in einen anderen Raum gebracht habe, er aus der Betäubung erwachend sich zu seinem Erstaunen in jenem sanft von der Erinnerung verklärten Zimmer gefunden habe, das von ihm als Bräutigam bewohnt worden sei. Das Gedicht, aus der zweiten Hälfte des Jahres 1865, also wenig Monate vor seinem Tode, fängt an:

> So zum Anfang kehrt zurück das Ende,
> Wie sich falten zum Gebet zwei Hände

und schliesst mit den Versen:

> Wo ich meinen Liebesfrühling schrieb,
> Blüht nun meines Herbstes letzter Trieb.

Und was ist nun ausser dem wenigen, bereits angegebenen der Inhalt all dieser in dem Neusesser Einsiedlerleben von Rückert gedichteten und von ihm sorgfältig geheim gehaltenen Verse? Es ist ein sehr reicher urd wechselnder. Am zahlreichsten sind Naturbilder aller Art, häufig mit Anwendung auf menschliche Verhältnisse, viele aber auch ohne jede Beziehung darauf. Dazwischen Gedichte philosophischen Inhalts, die, so weit sie das menschliche Schicksal berühren, vorwiegend optimistischen Charakters sind oder vielmehr die rechte Mitte halten zwischen trübseliger Anschauung und gedankenloser Schönfärberei, Gedichte erfüllt von religiösem Gefühl, zum Teil in der Form des Gebets, moralische Sentenzen, darunter solche schlichtester Art, die seiner Frau geläufig waren und die er nun in Verse brachte. Er bezeugt es mit den Worten:

> Alle Sprüche, die mir jetzt
> Auf die Zunge kommen,
> Ach, von deinem Mund zuletzt
> Hab' ich sie vernommen.

Auch viele Übersetzungen und Nachbildungen aus der Fülle der Litteraturen, die der grosse Sprachgelehrte beherrschte, finden sich in der Sammlung, besonders viele aus dem Persischen, von denen ich nicht weiss, was davon dem Original angehören mag, und was dem nachschaffenden Dichter.

Wie selbständig er aber das ihm Vorliegende umformen konnte, dafür ist ein lehrreiches Beispiel ein längeres Gedicht mit der Überschrift „der Wasserträger des Stesichorus". Nun gibt es von Stesichorus gar kein Gedicht, das Rückert hier übersetzt hätte, auch kein Fragment ist vorhanden, das demselben angehören könnte. Wir haben nur bei Aelian, dessen Quelle wieder Krates von Pergamon ist, die nüchterne Inhaltsangabe eines Gedichts des Stesichorus, von dem kein einziger Vers auf uns gekommen ist. Nach Aelian hatte es folgenden Inhalt: „Mehrere Schnitter, von der Sonnenglut gequält, sandten einen von ihnen, Wasser zu holen. Der ging mit seiner Sichel und dem Schöpfkruge nach der Quelle, wo er einen Adler, von einer Schlange umwunden, nahe am Ersticken fand. Der Schnitter half dem Boten des Zeus gegen das bösartige Tier, zerhieb die Schlange und befreite so den Adler. Dann schöpfte er Wasser, brachte es den andern und goss es in den Wein, und die Schnitter tranken in recht vollen Zügen zum Frühstück. Als aber zuletzt der Retter des Adlers den Becher an den Mund setzte (denn er machte diesmal den Aufwärter bei der Mahlzeit), kam der Adler herbeigeflogen und schlug ihm mit den Flügeln den Becher aus der Hand. Da nun der Mann voller Entrüstung sich beschwerte über den Undank des Adlers, der doch ein Bote des Zeus sei, sah er plötzlich, als er sich umwandte, die Schnitter alle auf dem Boden liegen, mit dem Tode ringend. Die Schlange hatte nämlich ihr Gift in das Wasser gespieen; das wusste der Adler, und darum rettete er seinen Retter."

Hieraus hat Rückert ein Gedicht von neun Strophen gemacht, im Versmaass und in der Reimverbindung von Goethes Braut von Korinth, nur dass er die beiden kurzen Verse gegen das Ende der Strophe noch um einen mit den beiden andern reimenden vermehrt, also die ohnehin schwierige Form sich noch erschwert hat. Die ersten sieben Strophen sind im Wesentlichen eine Wiedergabe des Aelianischen Berichts; aber der Dichter, der sich um die politische Tendenz der Fabel nicht kümmerte, die freilich auch nur vermutet und keineswegs bewiesen ist, fügte noch zwei Strophen mit überraschendem Inhalt hinzu. Er lässt den Schnitter eine Weile sinnend stehen und dann zu dem Adler sagen:

Wie soll ich dir nun mein Leben danken,
Wenn ich schuldig ihres Todes bin?
Wenn du Diener bist
Des, der droben ist,
Auf! und ohne Frist
Schwing' empor zu Jovis Thron dich hin!

Aus den sel'gen Höh'n zum Erdenthale,
Bring', eh diese sinken in die Gruft,
Von der ewig vollen Lebensschale
Einen Nektartropfen, einen Duft
Von Ambrosia! —
Und der Jüngling sah,
Wie der Adler aufstieg in die Luft.

Hier habe ich den dritten der erwähnten kürzeren Verse fortgelassen, weil er unerträglich geschmacklos ist und leider die ganze Wirkung der lebendigen Dichtung mit der dem deutschen Dichter allein zugehörigen schönen ethischen Schlusswendung nach meinem Gefühl völlig zerstört. Rückert hat nämlich nach der an den Adler gerichteten Aufforderung noch den Vers hinzugefügt: „Krächzend sprach er Ja."

Neben solchen Nachbildungen und Umarbeitungen begegnen uns im Tagebuch viele Urteile über orientalische und occidentalische, antike nnd zeitgenössische Litteraturwerke. Teils sind diese Urteile an sich wertvoll und verdienen Beachtung, teils sind sie wenigstens von Interesse für die Kenntnis seiner Persönlichkeit.

So spottet er mit vollem Recht über die lange Überschätzung Pindars, wenn er auch mit offenbarem, natürlich ihm selber bewussten Unrecht als ganzen Inhalt der ersten olympischen Ode die Thatsache angibt:

Dass der Reitknecht eines sizilianischen
Tyrannen mit dem besten Ross aus dessen Stall
Den Kranz erritten auf der Bahn Olympias.

Homer stellt er mit Ramayana, Schahnameh, den Nibelungen und der Bibel zusammen. In Ramayana verkennt er zwar nicht die phantastischen Fratzen und den formlos gährenden Wortschwall, was Homer uns verachten gelehrt habe; aber nach seiner Überzeugung zeige doch die Ilias nicht so hohe Gesinnung, so tiefes Gemüt, wie jenes Gedicht. In einem

andern Epigramm freilich meint er, man könne sich wohl auch an Schahnameh und Ramayana, wie an den Nibelungen erfreuen; nur müsse man dann Homer vergessen. Endlich schliesst er ein kulturhistorisches Gedicht mit dem Ausspruch: Homer ist nächst der Bibel nicht zu missen.

Gern vergleicht er auch Altes mit Neuem. So Heine mit Catull in dem Gedicht:

Es geht mir fast mit Heine so
Wie mit Catull: ich kann nicht froh
Der unvergleichlich leichten Anmut werden
Vor zwischenlaufenden unzüchtigen Geberden.

Vergleich' ich Heine mit Catull?
Ja, in der Worte süssem Gift;
Doch was die Verskunst anbetrifft,
Ist Heine gegen jenen Null.

An der offenbaren Übertreibung in diesem Urteil hat wohl der vortreffliche Reim ganz allein die Schuld.

Fein und durchaus richtig ist das Epigramm über Orest und Hamlet:

Hamlet ist unser moderner Orest; kein anderes Beispiel
Zeigt so deutlich, wie weit ab ist antik von modern.

Nur ist dabei zu bedenken, dass es durchaus nicht sicher ist, dass gerade das älteste Altertum, die homerische Dichtung, den Muttermord des Orestes schon kennt, dass vielmehr diese pikante Weiterbildung der Sage, die von Aischylos an bis Goethe dramatisch noch keine das Gemüt völlig befriedigende dramatische Behandlung gefunden hat, wahrscheinlich erst der griechischen Lyrik und Dramatik angehört[1]).

Hafisens und Goethes Lieder stellt er zusammen mit seinen eigenen in einem kleinen Gedicht, das von grossem Stolz eingegeben ist und manchem guten Christen gewiss ein böses Ärgernis bereitet:

Die Engel, die Hafisens Lieder
Und Goethes täglich im Himmel singen,
Wenn sie einmal sie legen nieder,
Will ich sterben und meine bringen.

---

[1]) [Vgl. des Verfassers kleine Schrift „Deutsche Dramen als Schullektüre" 1886 S. 34.]

Herder will er nach Jean Pauls Urteil als einen blühenden Werder zwischen Morgen- und Abendland gern gelten lassen; einen Dichter aber nenne ihn nur der Missverstand. Die beiden Schweizer Gessner und Gotthelf haben nach ihm nur Eines gemeinsam, die alttestamentlichen Vornamen, Salomo und Jeremias. Sonst habe der eine auf seiner Hirtenschalmei süssliches Dudeln geblasen, und der andere rauhes Gekreische darein gepfiffen. Wenn er aber durchaus zwischen beiden wählen solle und müsse, so möchte er doch noch lieber den Salomo als den Jeremias, lieber schwächliches Zephyrgesäusel als den sausenden Föhn, lieber ein fades Rosengedüftel als all den kräftigen Mistjauchduft. Ein Urteil, das bei vielen grossen und berechtigten Widerspruch finden wird. Von jetzt noch lebenden Dichtern spricht er mit grosser Anerkennung von Heyse und Freytag. Heyse ist ihm der Einzige, der bei der schlichten, von Goethe vorgezeichneten Erzählungsart geblieben ist, und in Freytags Romanen sieht er der Zeitentwickelung vollen Kreis uns entrollt; was wir begraben und was wir aufbauen sollen; er habe Weltepochen gleich Erzbuchstaben mit Künstlerhand gestochen.

Wenn er so gern das neue Gute anerkennt und auch seiner eigenen Poesie mit stolzem Selbstgefühl gegenübersteht, so ist er doch aufs Innigste überzeugt, dass den beiden Weimarer Heroen keiner gleich gekommen ist. Dem gab er Ausdruck in einem Sonett, als er von der Aufstellung seiner Büste im Goethehause in Frankfurt Nachricht erhalten hatte. Die Terzette desselben lauten:

> Nur Goethe sollt' in Goethes Hause thronen;
> Und wenn ihr sucht nach einem Nebenmanne,
> So sei es jener, den er fand in Weimar.
>
> Von beiden, die in unsres Ruhmes Kronen
> Sich teilen, ist zu meilenweit die Spanne
> Des Abstands bis zu weiland — Freimund Reimar.

In der Poesie war er durchaus Idealist. Sie war ihm die kastalische Flut, in welche die irdischen Dinge getaucht werden müssen, um von dem anhaftenden Schmutz befreit zu werden, und gegen Dichter, welche mit Vorliebe das Widerwärtige und Nichtswürdige darstellen, verhielt er sich durchaus ab-

lehnend. Auf die Lektüre solcher Dichtungen gehen seine Verse:

> Ist das wirklich geschehn, so ist nichts weiter zu ändern,
> Und in den ewigen Rat Gottes ergeben wir uns.
> Doch, ist nicht es geschehn und hast du, Poet, es erfunden,
> Dann sein strenges Gericht übt der beleidigte Sinn.

Wie würde er über manche Erscheinungen der Gegenwart geurteilt haben! Freilich kann die idealistische Dichtung — und das ist oft geschehen — in tötliche Langweiligkeit ausarten, aber die sogenannte realistische dafür in erschreckende Frechheit. Lebensbilder aber geben weder die eine noch die andere. Die kühnen Dichter der letzten Art werden durch immer kühnere überboten. Und wo ist die letzte Grenze? Gewisse Dinge müssen ja polizeilich, medizinisch, statistisch festgestellt werden; aber den Dichter braucht man mit ihrer Darstellung nicht zu bemühen. Und es ist gefährlich, hier über das thatsächlich Festgestellte hinaus die freischaffende Phantasie walten zu lassen. Wird übrigens das Wort Idealisieren in seinem richtigen ästhetischen Sinne aufgefasst, so muss jeder Dichter und muss überall idealisieren. Manche haben nur merkwürdige Liebhabereien in den Stoffen, die sie aus der unendlichen Fülle des Wirklichen für ihre künstlerische Thätigkeit aussuchen.

Gegenüber solchen verzerrten Darstellungen menschlicher Verhältnisse, in denen jeder einzelne Zug mit vollster Treue einer trüben Wirklichkeit nachgebildet sein mag, ohne dass darum die Komposition des Ganzen irgend welchen Anspruch auf psychologische Wahrheit zu erheben berechtigt ist, bringt es eine wahre Erquickung, in ein Leben hinein zu schauen, wie es so urkundlich wie möglich, in Rückerts Tagebuch vor uns liegt. Besonders ergreifend sind darin die Gedichte, in denen er sich über das Verhältnis zu seiner Frau ausspricht bei der bangen Befürchtung vor ihrem Scheiden, während des traurigen Tages selber und in den rührenden, immer und immer wieder sich ihm aufdrängenden Liedern nach ihrem Tode. Diese in der Lyrik aller Zeiten vielleicht einsam stehenden kleinen schlichten Gedichte wollen aber nicht analysiert und im Einzelnen beurteilt, sie wollen einfach gelesen und nachempfunden sein.

Auch die Gedichte, die ihm das Nahen des eigenen Todes eingab, machen gerade durch den sich darin aussprechenden Wechsel der Stimmung den Eindruck vollster Wahrheit. Im allgemeinen war wohl die Stimmung in ihm vorherrschend, die sich in den Versen zeigt, in denen er sich das Wort des Todeslebensmuts seines alten Freundes Wangenheim zu eigen macht: „Parat, doch nicht pressiert zu gehn.“ Todessehnsucht und Lebensverachtung sind jedenfalls nur in ganz vereinzelten trüben Stunden in sein Herz gezogen. Der Wunsch zu sterben, sagt er, ist in der Jugend ein süsses Schwärmen,

> Im Alter ein nachdenklich Wort,
> Doch rechter Ernst weder hier noch dort.

Seine Familie, seine Wissenschaft, seine Dichtung sind ihm sein langes Leben hindurch eine reiche und reine Quelle der Freude gewesen. Was ihm die Poesie im besonderen gewesen ist, zeigt ein Gedicht, das er wenige Wochen vor seinem Tode, schon bei der Gewissheit des nicht mehr fernen Todes, in sein Tagebuch geschrieben hat:

> Balsam allen Wunden,
> Trost in bösen Stunden
> Hab' ich nur gefunden,
> Poesie, bei dir.
>
> Lass mich einsam bange
> Nicht im letzten Gange,
> Bleib', o bleib' so lange,
> Poesie, bei mir.
>
> Hauch hinweg die Schwüle,
> Bleib' dem heissen Pfühle
> Nah, dass ich die Kühle
> Der Erlösung fühle,
> Poesie, bei dir.

Er hat es ja oft genug schmerzlich empfunden, dass er in seinem Leben nicht die Anerkennung gefunden hat, auf die er mit vollstem Recht Anspruch machen konnte. Auch als Gelehrter nicht immer. Es hat ihn nachhaltig gekränkt, und musste den hochverdienten Sprachforscher kränken, dass die Jenenser Fakultät ihm bei seinem fünfzigjährigen Doktor-

jubiläum das Diplom nicht erneuert hat. Als ihn kurze Zeit nachher die Studenten jener Universität zum 75sten Geburtstage und zugleich zum 50jährigen Jubiläum seiner geharnischten Sonette begrüssten, antwortete er in einem Gedicht, das folgende Strophen enthält:

> Zwei Jahre früher, da noch auf den Nacken
> Uns lag der Knechtschaft Bürde,
> Da ward in eurer Musenstadt gebacken
> Für mich die Doktorwürde.
>
> Vergessen haben's die Magnifizenzen;
> Habt Dank, Kommilitonen!
> Statt ihrer wolltet ihr mit Ehrenkränzen
> Nachträglich mich belohnen.

Aber das mag wohl ein ganz Vereinzeltes sein. Dagegen hat bei seinen Lebzeiten bestanden und besteht noch immer ein starkes Missverhältnis zwischen seiner Bedeutung als Dichter und der Anerkennung, die er als solcher gefunden hat. Es ist ja richtig, dass man durch Auslesen aus seiner gesamten Lyrik einen starken Band füllen kann mit lauter solchen Gedichten, dass ein Leser, der ihn daraus allein kennen lernt, mit Fug und Recht und voll Erstaunen und Befremden sagen dürfte: „Das soll ein Dichter sein?" — aber eben so gewiss ist es, dass man eine Sammlung von mehr als einem Bande und von lyrischen Gedichten allerverschiedenster Art herstellen könnte, welche solchem Leser den Ausruf nahe legen müsste: „Welch' ein genialer, fürstlich reicher Dichter!" Rückerts eigene Auswahl bezieht sich weder auf die ganze Fülle seiner Lyrik, noch hat sie stets in bezug auf das Dargebotene das Rechte getroffen. Soll aber der edle, ebenso geistvolle wie gemütvolle Dichter noch einmal die gerechte Würdigung erfahren, die er z. B. auch bei Scherer durchaus nicht gefunden hat, so wird solche Sammlung ein dringendes Erfordernis sein. Dass von den darin aufgenommenen Gedichten das eine und das andere um einzelne Strophen verkürzt werde, würde ich gerade bei seiner dichterischen Eigentümlichkeit für zulässig halten, wenn nur sonst jede, auch die kleinste Änderung vermieden wird. Denn es ist manches Gedicht vorhanden, das mit solchen wegzuschneidenden Strophen ganz unerträglich, und ohne dieselben höchst vor-

trefflich ist. Rückert hat sich eben zu derlei Auswüchsen bald durch blosse, nicht gezügelte Ideenassoziation, bald durch die unbesiegliche Lust am Reim verleiten lassen. Viele aber von den nicht aufgenommenen Gedichten könnten für das grössere Publikum immer noch dadurch verwertet werden, dass Einzelnes aus ihnen für eine eingehende biographische Darstellung benutzt würde. Wünschenswert freilich wäre es, dass, bevor diese letztere Aufgabe unternommen wird, erst der umfassende Briefwechsel mit Platen, der unserm Dichter durch Verleihen abhanden gekommen ist und von Heinrich Rückert lange vergeblich gesucht worden ist, wieder aufgefunden werde.

Treten so einmal seine Gedichte ohne die störende Begleitung der missglückten, einige vielleicht befreit von den Anhängseln und Auswüchsen, vor das deutsche Volk, so ist doch noch zu hoffen, dass der Lyriker einst richtig gewürdigt werde, der Goethen am nächsten steht, und eines sogar vor ihm voraus hat, weil darin eben sein Leben einen andern Inhalt hatte, die Darstellung edler, reiner Häuslichkeit[1]).

V.

Chamissos Faust und Peter Schlemihl.

In seiner Ästhetik hat Hegel den Goetheschen Faust „die absolute philosophische Tragödie“ genannt und in ihr „die tragisch versuchte Vermittlung des subjektiven Wissens und Strebens mit dem Absoluten“ gesehen. Wesentlich dasselbe, aber kürzer und klarer und dadurch die Unrichtigkeit dieser Auffassung noch deutlicher hervorkehrend, sagt Hettner in seiner Litteraturgeschichte, wenn er Goethe die Faustsage „zur Tragik des menschlichen Erkenntnislebens umbilden“ lässt.

Die Auffassung ist und bleibt unrichtig, mag man nun an

---

[1]) [Vgl. oben S. 43 ff.]

den ersten Teil der Dichtung allein, mag man an beide Teile denken. Im zweiten möchte es schwer sein, von einem Erkenntnisdrange, der zu tragischen Verwicklungen führt, irgend etwas zu entdecken; und im ersten schliesst Faust doch nicht darum seinen Vertrag mit Mephistopheles, weil er von dem „armen Teufel", wie er ihn verächtlich nennt, Lösung wichtiger Probleme, Aufklärung über das Weltgeheimnis hofft, sondern deshalb, weil dieser ihm als mächtiger Diener behilflich sein soll, das Leben, die Wirklichkeit mit ihren Freuden und Leiden kennen zu lernen. Dem Taumel will er sich von nun an weihen, dem schmerzlichsten Genuss, in der Tiefe der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen. Dem Wissen gegenüber hat er jetzt kein anderes Gefühl als das des Ekels, der Wissensdrang gilt ihm als eine Krankheit, von welcher er nun geheilt sei.

Diesem Selbstbekenntnis entspricht denn auch die folgende dramatische Handlung. Nur im Anfang der „Wald und Höhle" überschriebenen Scene finden wir Faust noch einmal mit Gegenständen des Erkennens beschäftigt, und in dieser Beschäftigung — glücklich und befriedigt; sein Glück wäre ein vollkommenes, wenn nun nicht Mephistopheles käme, um seine Leidenschaften zu wildem Feuer wieder anzufachen. In allen übrigen Scenen nach dem Vertrage ist von einem Drange nach Erkenntnis, von Klagen über Erkenntnisschranken, von Zweifeln und deren Lösung, von all dergleichen, gar keine Rede mehr, man müsste denn sein hingeworfenes, verlorenes Wort in der Walpurgisnacht dazu rechnen: „Dort muss sich manches Rätsel lösen", ein Wort, das Faust ausspricht, als er nach dem Brocken hinaufschaut.

Also nach dem Vertrage ist von Erkenntnis und Wissenschaft sehr selten, nur ein einzig Mal die Rede, und dann nur in einem Zusammenhange, in welchem die wissenschaftliche Erkenntnis dem Helden des Dramas als ein seliger Zustand erscheint, in welchem er sich wirklich befindet und gern beharren möchte. Wie kann man bei diesem Sachverhalt das Wort von der „Tragik" des menschlichen Erkenntnislebens in Faust billigen oder auch nur verstehen?

Aber auch die Annahme ist unzulässig, dass der Goethesche Faust durch die Verzweiflung über die Unmöglichkeit erschöpfender Erkenntnis zum Vertrage mit Mephistopheles

getrieben worden sei. Auch so ist die behauptete Tragik hinfällig.

Erstens nämlich quält ihn im Anfangsmonolog nicht nur der Gedanke, dass „wir nichts wissen können“, sondern auch das Bewusstsein „weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt“ zu haben. Er fühlt in sich nicht nur die eine Seele, die sich „zu den Gefilden hoher Ahnen“ emporheben möchte, sondern auch die andere, die in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält. Nach „neuem buntem Leben“ geht sein Verlangen schon vor der Bekanntschaft mit Mephistopheles[1]).

Zweitens aber — und darauf achten manche Faustleser und sogar Fausterklärer viel zu wenig — hat Goethe so klar, wie nur immer möglich, dargestellt, dass Fausts Verlangen nach Erkenntnis, nach Einsicht in den Zusammenhang der Welt vollauf befriedigt wird. Durch das Zeichen des Makrokosmus werden ihm die Kräfte der Natur enthüllt, er sieht in diesen reinen Zügen die wirkende[2]) Natur vor seiner Seele liegen, er erkennt die Harmonie, die im Weltall herrscht. Hätte er nur die eine, die nach Erkenntnis verlangende Seele, so würde ihn dieses heilige Lebensglück dauernd befriedigen, wäre das innere Toben auf immer gestillt, während er in Wirklichkeit dieser reinen Erkenntnisfreude nach wenigen Minuten überdrüssig wird. Mitempfinden[3]) will er das

---

[1]) Schon im Prolog sagt Mephistopheles von ihm:

> Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
> Und von der Erde jede höchste Lust.

[2]) Also das innerste Wesen, die natura naturans, nicht nur naturata.

[3]) Das ist die Stimmung, die auch Lenau in seinem Faust malt:

> Ein unersättliches Verlangen
> Ist meinem Innern aufgegangen;
> Erst war's ein glühendes Entbrennen
> Die Welt zu fassen im Erkennen;
> Nun würde mir, geschöpft in vollen Zügen,
> Erkenntnis nimmermehr genügen.
> Wenn ich die Welt auch denken lerne
> So bleibt sie fremd doch meinem Kerne.

Erdenleben, seine Lust und sein Weh; die Anschauung der Kräfte und des Zusammenhanges der Welt, und wäre sie die vollkommenste, kann ihm nicht genügen; seine zweite Seele geht dabei leer aus. Diese schmachtet noch immer vergebens, und darum zitiert er den Erdgeist, darum schliesst er nachher den Vertrag mit Mephistopheles[1]).

Zur Tragik des menschlichen Erkenntnislebens hat Goethe also die Faustsage nicht umgebildet. Er hat das auch gar nicht versucht und hat es mit vollem Recht unversucht gelassen. Aber von einem andern Dichter ist dieser Versuch in der That gemacht worden, nämlich von Chamisso.

Doch nicht einmal unter Chamissos Gedichten nimmt sein Faust eine hervorragende Stellung ein. Man kann viele Gedichte dieses liebenswürdigen Dichters recht genau kennen und an ihnen sich erfreuen und sie bewundern, wie sie es verdienen, und doch von seinem Faust nur eine sehr undeutliche Vorstellung haben oder dieses kleine dramatische Gedicht vielleicht gar nicht kennen. Unzweifelhaft fehlt es ihm nicht an einzelnen dichterischen Schönheiten, aber das Ganze steht als Kunstwerk nicht hoch, so dass es schon darum Keinem so leicht in den Sinn kommen kann, es mit dem Goetheschen Faust zu vergleichen. Man thäte wahrlich Chamisso schweres Unrecht, wenn man seinen schüchternen Versuch, den allersprödesten Stoff dichterich zu gestalten, in Parallele stellen wollte mit einem Werk, zu dem alle Welt, nicht allein die deutsche, mit staunender Bewunderung emporblickt.

Aber dennoch bietet die Betrachtung dieses Chamissoschen Gedichtes ein eigentümliches Interesse. Man erkennt so recht deutlich, dass heisses Ringen nach Erkenntnis allein und die dadurch herbeigeführte Verschuldung sich zu keiner tragischen Handlung gestalten lässt, und dass Goethe weise, sehr weise daran gethan hat, jedes Erkenntnisproblem von seiner grossen Schöpfung fern zu halten. Denn ich wäre begierig, zu er-

---

[1]) Aus der Skepsis heraus gelangt Faust zu voller anschaulicher Erkenntnis des Seienden, ihn verlangt aber nach einer der Erkenntnis übersteigenden, mystischen Vereinigung mit dem Seienden; dies Verlangen stürzt ihn zunächst in schwere Verschuldung, bis er sich hinauf arbeitet zum höchsten Ziel, der segenbringenden Thätigkeit für Menschenwohl.

fahren, welcher von den vielen Zweifeln, welche die philosophischen Forscher seit Jahrtausenden bewegen, in Goethes Gedicht auch nur von fern angedeutet sein sollte. Es ist im Monolog immer nur ganz im allgemeinen von dem Verlangen nach erschöpfender Erkenntnis die Rede und ganz im allgemeinen von Schranken, die sich diesem Verlangen entgegenstellen. Um was es sich eigentlich dabei in Fausts Seele handeln kann, davon haben die wenigsten Leser des Gedichts eine Vorstellung. Und das ist sehr gut für die Wirkung desselben. Denn hätte Goethe das deutlicher gemacht, so würden unphilosophische Leser, denen schon jetzt der Anfangsmonolog tiefsinnig vorkommt, während er in der That nur in unnachahmlicher Weise den lebendigsten Ausdruck von Gefühlen enthält, diesen Teil der Dichtung überhaupt nicht verstehen, und die philosophisch Gebildeten, wenn sie zugleich Geschmack haben, würden das ihnen Verständliche vielleicht für etwas erklären, was dichterisch besser unbehandelt bliebe.

Denn so steht es in der That mit Chamissos kleiner Faustdichtung; sie ist so weit davon entfernt, ein vollendetes Kunstwerk zu sein, dass sie mit Recht schon jetzt so gut wie vergessen ist.

Handelnde Personen dieses Gedichtes in „dramatischer Form“ sind nur drei: Faust selber, sein guter und sein böser Geist. Auf der Bühne erscheint aber nur Faust; der gute und der böse Geist werden nur gehört, der Dichter bezeichnet sie als „zwei Stimmen“. Von dramatischem Leben kann also nicht von fern die Rede sein.

Die Handlung, wenn man hier überhaupt von Handlung reden kann, ist folgende:

Faust, der sich bereits dem Greisenalter nähert, der keinen Lebensgenuss kennen gelernt, sondern sich unausgesetzt mit philosophischen Grübeleien beschäftigt hat, sitzt abends in seinem Studierzimmer und beklagt auf das Schmerzlichste, dass er über die wichtigsten Fragen der Wissenschaft und des Lebens zu keiner sicheren Überzeugung gekommen, sondern über alle diese Dinge dem quälenden Zweifel verfallen sei. Er kann aber nicht lassen von dem inbrünstigen Verlangen, die sein ganzes Leben vergiftenden Zweifel zu lösen. So nimmt er seine Zuflucht zur Geisterbeschwörung. Da lässt

sich von der linken Seite sein böser Geist, von der rechten sein guter Geist hören, jener ihn bestärkend in seinem Verlangen, dieser mit herzlichen ernsten Worten ihn davon abmahnend. Alle herzliche Mahnung ist aber umsonst. Faust bricht den Stab des Gerichts, der ihm in die Hand gezaubert wird, selber über seine Seele, nachdem ihm der böse Geist dafür versprochen hat, dass er ihm die Schätze der Wahrheit öffnen wolle, nämlich, dass er erkennen solle, was der Mensch zu erkennen vermöge. Die Wahrheit nun, die sogleich nach geschlossenem Vertrage ihm enthüllt wird, lautet:

> Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
> Die nur der blinde Glaube überschreitet.

Natürlich ist Faust durch diese traurige Erkenntnis, für welche er die Seligkeit seiner Seele hingegeben hat, aufs Tiefste erschüttert. Wie er sich gegen den Geist wenden will, den Tod zu erflehen, wird ihm, wie vorher der Stab des Gerichts, ein Dolch in die Hand gezaubert, er wendet die Spitze gegen sein Herz und stösst ihn langsam hinein. Die letzten Worte des Verzweifelten sind:

> Verdammnis, ewige, in deinen Schooss! —
> Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
> Gewissheit doch.

Nüchterner, phantasieloser kann kaum etwas sein, als diese ganz unbedeutende dramatische Handlung, wenn es sich auch in ihr um die höchsten Güter handelt. Und andererseits wieder ist sie ein ganz leeres Phantasiespiel, dem gar keine Wahrheit zugrunde liegt, durch das nirgends eine Wirklichkeit anschaulich oder symbolisch idealisiert würde.

Graulich und grässlich genug ist der erdichtete Vorgang; was soll aber dem bösen Geiste und der Hingabe des Denkers an ihn in der Wirklichkeit des Menschenlebens auch nur von fern entsprechen? Ich weiss darauf nicht zu antworten.

Im Zustande des Zweifels inbezug auf solche Wahrheiten, für die uns weder die Erfahrung noch mathematische Gedankengänge Bürgschaft leisten, haben sich viele Denker befunden, befindet sich auch der Faust Chamissos vor dem Vertrage. Nach dem Vertrage verwandelt sich in ihm nur die Unsicherheit über die Gewissheit solcher Wahrheiten in die Sicherheit

unserer Ungewissheit darüber, das heisst in die Überzeugung, dass der menschlichen Erkenntnis gewisse unübersteigliche Schranken gesetzt sind. Zu solcher klaren Überzeugung zu gelangen, ist zwar nicht jedermanns Sache, denn es ist ohne sehr ernste Geistesarbeit nicht möglich; aber eine Schuld liegt ganz gewiss nicht in diesem Ausgang, also auf dem Wege dahin auch nichts, was irgend eine Ähnlichkeit mit einem Vertrage mit dem Bösen hätte und durch solches äussere Geschehen anschaulich gemacht werden könnte.

Der Goethesche Mephistopheles ist, ganz abgesehen von seiner überaus lebendigen dramatischen Gestaltung, himmelweit verschieden von dem bösen Geist Chamissos, was die psychologische Wahrheit angeht, die veranschaulicht werden soll. In Mephistopheles erscheint die eine Seele, der Trieb in Fausts Herzen verkörpert, mit dem er sich in derber Liebeslust an die Welt mit klammernden Organen hält. Dass Faust diesen widrigen Gefährten hat, darin liegt die ernste, bittere psychologische Wahrheit, dass auch der auf die höchsten und edelsten Ziele gerichtete Mensch nicht frei ist von Regungen, die ihn in das Gemeine und Niedrige hinabziehen können. Darum lässt Goethe den Mephistopheles, um den Gegensatz und die stets bereite Gefahr möglichst grell und scharf hinzustellen, gerade da zum ersten Male dem Faust erscheinen, als dieser mit den heiligsten Gedanken beschäftigt ist; darum fordert er ihn auf, alles Sinnen sein zu lassen, nach den Freuden der Welt zuzugreifen und nicht blöde zu sein; darum führt er ihn — freilich vergeblich — zu dem Gelage in Auerbachs Keller, darum bringt er ihn in die Hexenküche zu dem Zauberspiegel mit dem verführerischen Bilde, unterstützt ihn bei allen Bemühungen, Gretchen zu gewinnen, und lockt ihn, als er im Wald und in der Höhle wieder in stiller Betrachtung Frieden und reueloses Glück gefunden hat, aus dieser seligen Ruhe zurück in das Menschentreiben, in welchem er von Neuem der Versuchung erliegt und nun rücksichtslos das stille Glück einer ganzen Familie zertrümmert.

Wie sehr also auch die Gestalt des Mephistopheles ein Geschöpf der dichterischen Phantasie ist, die in ihr verkörperten Seelenregungen und das aus ihnen hervorbrechende Unheil sind nur allzu wirklich und beruhen leider nicht auf dichterischer Einbildung.

Dagegen entsprechen im Chamissoschen Faust der Wirklichkeit nur die dort erwähnten philosophischen Fragen, das lebhafte Verlangen, sie zu beantworten, und der freilich wohl zu grell gemalte Schmerz über das menschliche Unvermögen, sie befriedigend zu beantworten.

Die Fragen, welche den einsamen grübelnden Denker quälen, sind folgende: 1) Wie kann der Mensch zugleich als ein vorübergehendes, gebrechliches Geschöpf aus dem Zusammenwirken von Naturkräften entstehen und doch auch wieder diese ganze Naturerscheinung durch seine Sinne und sein Denken hervorbringen? 2) Was ist Zeit und Raum, die alles Seiende umfassen und doch nichts wären, wenn nicht Zustände und Gegenstände vorhanden wären[1])? 3) Giebt es ein Ewiges und Unendliches, unberührt von Zeit und Raum[2])? 4) Ist der Wille des Menschen frei oder kann er gar nicht anders handeln, als er wirklich handelt[3])?

Vergebens vertröstet ihn der gute Geist auf ein jenseitiges Leben, in welchem er zur Klarheit darüber kommen werde; hier könne der Mensch nur das Unendliche ahnen und es liebend anbeten. Es ist dies die Stimmung des Goetheschen Faust in der begeisterten Rede zu Gretchen, die mit den Worten über das ewige Geheimnis schliesst:

Erfüll' davon dein Herz, so gross es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Vergebens stellt ihm der gute Geist, noch unmittelbar vor der Katastrophe, vor, dass das menschliche Auge für den Blick in den reinen Sonnenglanz nicht geschaffen sei, sondern nur

[1]) 1. und 2. die Schwierigkeit, die idealistische und realistische Weltauffassung zu vereinigen.

[2]) Die Unbegreiflichkeit Gottes.

[3]) Die Schwierigkeit, die Allgemeingiltigkeit des Kausalgesetzes mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit zu vereinigen.

für die Farben. Es sind dies die schönsten Verse des kleinen Gedichts:

Es wandle im Thale
Der Menschenerzeugte,
Und weide die Blicke
An blumigen Auen.
Nicht wag' er zu heben
In blendende Höhen
Zur Sonne den Blick.
Vom lieblichen Kleide
Der nährenden Erde
Rückstrahlt ihm die Farbe,
Ein sanfteres Licht.
Ihm genüge der bunte,
Der liebliche Schein.
Nicht gierigen Herzens
Erheb' er die Wünsche
Zur Sonne empor.

Erklimmt er der Berge
Beschneiete Gipfel,
Zu nahen der Sonne
Verzehrendem Licht,
Nicht näher der fernen,
Erblindet das Aug' ihm,
Und schwankenden Schrittes
Entgleitet der Fuss.
Der schwindlichten Höhe
Entstürzt er, nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jähligen Fall.

Wozu hier der gute Geist mahnt, das ist die Stimmung des Goetheschen Faust im ersten Monologe des zweiten Teils, als er einen Augenblick in die Sonne hineinschaut, aber sogleich geblendet und von Augenschmerz durchdrungen, sich von dem Flammenübermaass, dem Feuermeer abwendet. Den Rücken gegen die Sonne gekehrt, erblickt er dann den auf dem tobenden, zerstäubenden Wasserfall still ruhenden Regenbogen und schliesst seine Rede mit den Worten:

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben,
Ihm sinne nach, und du begreifst genaue
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Wie kann also in Bezug auf den Goetheschen Faust, der sich im ersten Teil so ganz beseligt durch das Gefühl der Gottesnähe erklärt und im Anfang des zweiten so klar die Schranken der menschlichen Erkenntnis einsieht und nachher von keinerlei Wissensproblemen mehr gefoltert wird, von einer Erkenntnistragödie die Rede sein? Die ist in Chamissos Gedicht enthalten, aber eine völlig unwahre, ganz phantastische und doch phantasielose. Die einer traurigen Wirklichkeit in der That entsprechende Erkenntnistragödie zu dichten hat auch Chamisso glücklicher Weise vermieden, nämlich die Darstellung eines reinen, ganz der metaphysischen Forschung gewidmeten, leidenschaftlich ihr hingegebenen Menschenlebens, das durch diese verzweifelten, fruchtlosen Anstrengungen dem Wahnsinn verfällt. Und doch war sie in den zuletzt mitgeteilten Worten des guten Geistes angedeutet, wo er von dem Erklimmen beschneiter Gipfel redet, von der Erblindung des Auges, von dem schaurigen Fall in die Tiefe.

Die Hingabe aber an den bösen Geist, der ihm Erkenntnis bringen soll, ist ebenso unverständlich, wie das Schicksal des Jünglings in Schillers Bild zu Saïs, der durch Schuld zur Anschauung einer Wahrheit gekommen sein soll, die ihm fortan alle Lebensfreude vergiftet. Ich wenigstens kann mir keine Verschuldung einbilden, die den Weg zur Wahrheit ebnen könnte. Annäherung an die Wahrheit kann immer nur gewonnen werden durch energische geistige, s i t t l i c h übrigens ganz indifferente Anstrengung.

Chamissos Faust ist eine Jugendarbeit. Sie ist gedichtet im Jahre 1803 und ist ein Niederschlag aus den philosophischen Kämpfen seiner Jünglingsjahre. Später, als er sich eingehend und erfolgreich mit Botanik und mit sprachlichen Studien beschäftigte, hat er von der Philosophie nie mehr viel wissen wollen. Als er aber noch mit den schwierigen Fragen, von denen sein Faust Zeugnis gibt, sich beschäftigte, als er in diesen heissen Kämpfen Gefahr lief, an allem, was bis dahin sein Geist und Gemüt mit Liebe und Verehrung umfasste, irre zu werden, „als er alle Systeme auf den Abgrund gegründet sah“, hat ihn, wie er an seinen Bruder Hippolyt schrieb, „die Moral, die er mit unauslöschlichen Zügen auf tiefstem Herzensgrund geschrieben fand, aus dem grässlichen Schiffbruch gerettet.“

In demselben Jahre, in welchem er seinen Faust schrieb und durch diese, wenn auch unbedeutende dichterische Leistung, wie es scheint, für immer mit seinen philosophischen Grübeleien abschloss[1]), machte er, und zwar gerade durch den Faust selber, Bekanntschaft mit Varnhagen von Ense. Die Folge davon war die Herausgabe des Musenalmanachs, des grünen Buchs oder Grünlings, wie er im Kreise der Freunde genannt wurde, die poetischen Thees des grünen Buches bei Hitzig oder bei Chamisso, wenn er am Potsdamer oder Brandenburger Thor als Lieutenant die Wache hatte, die erste glückliche, aber sehr kurze Zeit im Leben des Dichters, die Zeit der Stiftung des Nordstern-Bundes.

Dann folgten für ihn trübe, unruhige Jahre, erst in Berlin, wo den Einsamen nur noch das Studium des Griechischen und der Briefwechsel mit den Freunden erquickte, als er sich „geklemmt sah zwischen schwerwandelnde Rekruten und griechische Lexika", dann nach der schmachvollen Kapitulation von Hameln, die er mit aller Macht, aber vergeblich, zu hindern suchte, ein Aufenthalt im napoleonischen Frankreich, das sehr wenig nach dem Sinne des geborenen Franzosen war. Nach Berlin zurückgekehrt und als Premierlieutenant verabschiedet, lebte er dann wieder ohne bestimmte Lebensziele und Lebensarbeit, und doch bis in den Tod abgemattet und ermüdet. Dann kommt ein Ruf an ihn aus Frankreich, eine Professur anzunehmen, die bei seiner Ankunft bereits aufgehoben war. Darauf lebte er als Gast im Hause der Frau von Staël bis zum Herbst 1812, zu welcher Zeit er nach Berlin zurückkehrte.

Hier liess sich der 32jährige Mann, der verabschiedete preussische Premierlieutenant, der französische Professor ohne Professur, um endlich ein festes Lebensziel zu gewinnen, rasch entschlossen als studiosus medicinae einschreiben und fühlte

---

[1]) Eines seiner „letzten Sonette" schliesst mit dem schönen Ausdruck einer der seines Faust gerade entgegengesetzten Stimmung:

> Nacht wird's, ich kann zum Werke nicht mehr sehen
> Und muss wohl schon die Abendfeier halten.
> Ein Vorhang fällt, ein andrer wallet auf;
> Viel gab, des Wille soll und wird geschehen;
> Ich will zum Dankgebet die Hände falten.

zum zweiten Male sich mit sich äusgesöhnt und zufrieden, jetzt durch wissenschaftliche Arbeit, wie neun Jahre vorher durch dichterische Thätigkeit.

„Ich bin nicht reich, nicht blühend," schrieb er damals, „aber, so gut es gehen will, fleissig und spinne in mir den alten Wurm ein." „Ob arm, alt, vielfach abgeblüht, geht es mir doch wohl." Von der Poesie will er jetzt nicht viel wissen, er hat schon vergessen, dass er je ein Sonett geschrieben, und lobt sich praktischen Fleiss bei einer immer brennenden Pfeife Galgenkanaster. Auch mit der Philosophie hat der Dichter des Faust gründlich gebrochen. „Mir ist", schreibt er, „das müssige Konstruieren und Deduzieren und Haarspalten zum Ekel worden. Leben will ich meiner Ethik; folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir schon Gott die vielen Worte schenken und sich meiner erbarmen."

Chamissos bescheidenes, friedereiches Glück dauerte nur wenige Monate. Das Jahr 1813 musste den geborenen Franzosen, der mit ganzem Herzen Deutscher geworden war, mit den allerpeinlichsten Gefühlen bestürmen, und am unerquicklichsten musste es ihm sein, diese Zeit in Berlin zu verleben. Da verschaffte Lichtenstein, sein Lehrer und Freund, dem bedrängten Manne ein Asyl in Kunersdorf, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte und seinen Peter Schlemihl schrieb, eine kleine schlichte Erzählung, die seinen Namen schnell zu einem weltberühmten machte.

Die kleine Erzählung hat es vollauf verdient, so rasch weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anerkennung zu finden; ja, sie verdient es für immer, als ein bei aller liebenswürdigen Anspruchslosigkeit sehr bedeutendes Kunstwerk hochgehalten zu werden[1]). Nach meinem Urteil gibt es nicht viele deutsche Prosadichtungen, die an Wert ihr gleichkommen, und äusserst wenige, welche sie übertreffen.

Ihr Inhalt ist bekannt, in früherer Zeit freilich allgemeiner und genauer bekannt, als es jetzt leider der Fall zu sein scheint. Dennoch ist auch heutzutage noch eine solche Vertrautheit mit der äusseren Handlung dieses Märchens voraus-

---

[1]) Scherer nennt sie „ein tadelloses Kunstwerk von tiefem Gehalt" das seinen „Weltruhm verdiene".

zusetzen, dass es ganz überflüssig erscheinen müsste, seinen Inhalt anzugeben, wenn es nicht zum Zwecke einer Verständigung über seine Bedeutung notwendig wäre, in einer kurzen Inhaltsangabe gerade die Punkte hervorzuheben, die für die tiefere Auffassung desselben von Bedeutung sind. Allerdings wird das am meisten bei der Lektüre Fesselnde, das Phantasievolle und Humoristische, dabei sehr zurücktreten. Ich darf ja aber auch annehmen, dass mit diesem ungewöhnlichen Reiz der dichterischen Darstellung jeden meiner Leser eigene Lektüre schon längst bekannt gemacht hat.

Peter Schlemihl erzählt seinem Freunde Chamisso seine Lebensgeschichte, nicht von der Kindheit an, sondern seit der Bekanntschaft mit einem steinreichen Herrn John, an den er, ein armer junger Mann, von dessen Bruder empfohlen ist. Er wird in den Park beschieden, wo Herr John gerade eine Gesellschaft um sich versammelt hat, giebt sein Schreiben ab, und auf die gelegentliche Bemerkung des reichen Mannes: „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million, der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft“ ruft er mit vollem überströmendem Gefühl aus: „O wie wahr!“

Nachher überlässt der Wirt und seine Gesellschaft, in der von leichtsinnigen Dingen wichtig und von wichtigen leichtsinnig gesprochen wird, den neuen unbedeutenden Gast sich selbst. Bald wird aber dessen Aufmerksamkeit aufs höchste durch einen „stillen, hageren, ältlichen Mann in altfränkischem grautaffetnem Rock gefesselt“, der alle Wünsche von Mitgliedern der Gesellschaft in zauberischer, ganz unerklärlicher Weise erfüllt, ohne dass ausser Schlemihl irgend einer von den Anwesenden in den seltsamsten Vorgängen etwas Bemerkenswertes oder Ungewöhnliches sieht. Dieser bringt nämlich aus seiner knapp anliegenden Schoosstasche sehr umfangreiche Gegenstände hervor, zuletzt sogar drei gesattelte Reitpferde — alles ohne den Wirt und seine Gesellschaft dadurch in Staunen zu versetzen, die im Gegenteil die schnelle Erfüllung ihrer Wünsche hinnehmen, als müsste das so sein[1]).

---

[1]) Es wird dadurch angedeutet, dass John und seine ganze Gesellschaft in einer Atmosphäre leben, in welcher die Wirksamkeit des Grauen und seine Gaben als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches gelten. Der Dichter malt dadurch eine ganz in den Banden des Bösen liegende Gesellschaft.

Schlemihlen allein war schon lange unheimlich zu Mute geworden; die blasse Erscheinung des Grauen, von der er kein Auge abwenden konnte, wird ihm so schauerlich, dass er sie nicht länger ertragen kann.

So beschliesst er, sich schnell aus der Gesellschaft zu stehlen. Bevor er aber noch den Garten ganz durchschritten hat, kommt ihm der Graue plötzlich entgegen. Schlemihl sieht ihn voller Furcht stier an, wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Der Graue indessen bittet ihn demütig, ihm seinen herrlichen Schatten, auf den, wie es scheine, Schlemihl selber ja wenig Wert lege, zu überlassen; dafür könne er wählen unter allerhand schönen Dingen. Unter diesen nennt er auch Fortunati Glücksseckel. Mit dem einen Wort hatte der Graue Schlemihls ganzen Sinn, wie gross auch vorher seine Angst gewesen, gefangen. Er bekommt einen Schwindel, und es flimmert ihm wie doppelte Dukaten vor den Augen.

Der Kauf wird sogleich abgeschlossen[1]). Schlemihl erhält den Glücksseckel, und der Graue löst den Schatten leise vom Grase, hebt ihn auf, rollt ihn zusammen und steckt ihn in die Tasche.

Doch schon auf dem Wege nach seiner Wohnung sieht Schlemihl, wie thöricht er gehandelt hat: ein altes Mütterchen, die Schildwacht am Thore, die Schuljugend auf der Strasse staunen über seine Schattenlosigkeit, fragen danach und bedauern oder verspotten ihn.

Er springt in einen Mietswagen, und nun allein mit sich, fängt er bitterlich an zu weinen. Seine eigenen Worte über diese Augenblicke sind folgende: „Es musste schon die Ahnung in mir aufsteigen, dass, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den

---

[1]) Das ist in märchenhafter Darstellung Schlemihls „Schuld“, sein „Fehltritt“, wovon er nachher reuevoll spricht. Trotz des tiefen inneren Grauens lässt er sich von Goldgier blenden, in ein Verhältnis zu dem Versucher zu treten. So sagt er auch in Kap. VII.: „Nicht ohne früheres Verschulden trifft mich schwere Strafe.“

Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert[1]), hatte ich jetzt den Schatten für blosses Gold hingegeben. Was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!"

Von nun an geht all sein Streben darauf, den Handel mit dem Grauen wieder rückgängig zu machen[2]); denn viel Freude hat er weder an seiner unerschöpflichen Goldesmenge noch an dem vornehmen Leben, das ihm dafür zu Gebote steht. Sein treuer Diener Bendel wird beauftragt, nach dem Grauen zu suchen. Den er sucht, findet er nicht; dafür trifft er aber zufällig mit einem Manne zusammen, der ihn bittet, seinem Herrn zu sagen, dass er nach einem Jahre zu ihm kommen werde, um ihm ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Dieser Mann war aber niemand anders, als der Graue, der nun auf ein Jahr spurlos aus dem Gesichtskreise Schlemihls verschwindet.

Mit seinem „düstern Geheimnis" vertrauert dieser anfangs in seinen kostbar eingerichteten Zimmern einsam die Tage und Nächte, fürchtend unter der Last seines Kummers zu erliegen, bis er das Geheimnis dem treuen Bendel anvertraut. Der erschrickt, und die hellen Thränen stürzen ihm aus den Augen, als er in die Worte ausbricht: „Weh mir, dass ich geboren ward, einem schattenlosen Herrn zu dienen!" Nach schwerem inneren Kampfe aber ruft er: „Nein, was die Welt auch meine,

---

[1]) Das ist aus der Handlung des Märchens nicht verständlich. Hiesse es „dem Reichtum mein Gewissen geopfert", so würde man darin eine Andeutung finden können, dass schon der Umstand, dass er sich von dem Bruder Johns eine Empfehlung an denselben geben lässt, der erste Schritt zum Unrecht war. Der Schurke Rascal (vergl. Kap. V.) hat „im Portefeuille Papiere auf John".

[2]) Nur dieses Negative kommt ihm zunächst ins Bewusstsein; aber im Traum erscheint ihm schon damals das Positive, das ihm schliesslich Frieden bringen soll. Schlemihl erzählt Chamisso anredend: „Da träumt es mir von Dir, es ward mir, als stände ich hinter der Glasthür Deines kleinen Zimmers und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen: vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in der Stube, und dann Dich wieder, Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt". Er sieht in Chamisso seine künftige eigene Existenz als Naturforscher, jetzt freilich nur die äussere Form derselben, ohne inneres Leben, darum auch für ihn selber noch wirkungslos und unverstanden.

ich kann und werde um des Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlassen."

Mit Hilfe des vorsorglichen Dieners gestaltet sich nun Schlemihls Leben zunächst etwas freundlicher; aber die Stadt, in der man seine Schattenlosigkeit kennt, muss er verlassen.

Als er in dem Städtchen, wo er von nun an zu wohnen gedenkt, ankommt, wird er wie ein Fürst empfangen; denn die von den voraufgeschickten Dienern getroffenen Einrichtungen hatten die Leute dort zu dem festen Glauben gebracht, ihr Herr sei ein inkognito reisender König. Und auch nach Aufklärung des Irrtums gilt er dort für einen unermesslich reichen Grafen. Gleich anfangs lernt er dort Mina, die anmutige Tochter eines Forstmeisters, kennen, wird von leidenschaftlicher Liebe zu ihr erfüllt, gesteht sie ihr und gewinnt auch ihre herzliche, innige Zuneigung.

Nach dem ersten Liebesrausch durchstürmt aber der peinigende Gedanke seine Seele, dass er, der Schattenlose, mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an sich gelogen und gestohlen habe.

An eine Verbindung darf er nicht denken, bevor er wieder menschlich unter den Menschen im Besitze seines Schattens leben kann. Er verlebt qualvolle Tage, stets in Angst, dass sein Geheimnis trotz der grössten Vorsicht an den Tag kommen werde, stets die Stunde herbeisehnend, in welcher der Graue sich wieder zeigen werde. In der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der baldigen Verhandlung mit diesem erklärt er den erstaunten Eltern des Mädchens, er gedenke am ersten des künftigen Monats um die Hand der Tochter anzuhalten; so lange müsse er noch warten, weil sich bis dahin manches ereignen dürfte, was Einfluss auf sein Schicksal haben könne.

Vor Ablauf der Frist aber noch greift in sein Schicksal ein untreuer Diener ein, Namens Rascal, der hinter das Geheimnis seines Herrn gekommen war und den Sorglosen um unglaublich viel Gold bestohlen hatte. Dieser Rascal entdeckt dem Forstmeister die Schattenlosigkeit Schlemihls, um dessen Verlobung mit Mina unmöglich zu machen und selber ihre Hand zu gewinnen. Der Forstmeister ist empört über Schlemihls „unerhörte Frechheit" und gibt ihm auf, binnen drei Tagen vor ihm mit einem wohlangepassten Schatten zu erscheinen; am vierten sei Mina die Frau eines andern.

Schlemihl durchschweift nun, dem Wahnsinn nah, in irrem Lauf Wälder und Fluren. Da begegnet ihm, genau ein Jahr nach dem Verkauf des Schattens, der Graue und verspricht ihm den Schatten zwar nicht gegen den Glücksseckel, aber gegen die Verschreibung seiner Seele wiederzugeben. Schlemihl solle unterschreiben mit einem Tropfen seines Blutes, das von einem frischen Dornenriss aus seiner Hand quoll.

Der aber, mit stieren Augen den unheimlichen Menschen ansehend, fragt ihn, wer er denn eigentlich sei, und hört die Antwort: „Ein armer Teufel, gleichsam so eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für vortreffliche Künste schlechten Dank erntet[1]).“

Schlemihl aber denkt nicht daran, auf den Handel einzugehen, obwohl der Graue über die Seele, dieses närrische X, diese galvanische Kraft oder polarisierende Wirksamkeit spottet und ihm das Schicksal Minas vor Augen stellt, die dem niederträchtigen Schurken Rascal ausgeliefert werde, obwohl er ihm den heiss ersehnten Schatten zeigt, den er mit geschicktem Wurf auf der Haide entfaltet. Der Ärmste lehnt jede Verbindung mit dem hässlichen Schleicher, dem hohnlächelnden Kobold entschieden ab, nicht sowohl Grundsätzen folgend[2]), als weil dieser ihm von Herzensgrunde verhasst ist. So verlebt er drei bange Tage in der Einsamkeit.

Durch eine Veranstaltung des Grauen ist Schlemihl als unsichtbarer Zeuge in dem Garten des Forstmeisters gerade in der Stunde des vierten Tages gegenwärtig, da Mina das entscheidende Wort zu Rascal sprechen soll. Da flüstert ihm der Graue die schnellen Worte zu: „Und das könnten Sie erdulden! Was fliesst Ihnen denn statt des Blutes in den Adern?“ Mit rascher Bewegung ritzt er ihm eine leichte Wunde in die Hand. „So unterschreiben Sie.“ Schlemihl hat die Feder zum Unterschreiben in der Hand.

---

[1]) Auch Mephistopheles im Faust erscheint als fahrender Scholast und klagt, dass man den ganzen Tag die Hände voll zu thun habe und dem Herrn nie an der Nase spüren könne, was ihm gefalle und was man lassen solle.

[2]) Man denkt an die Worte des Prologs zum Faust: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“ Hierher gehört auch das Verhalten (vergl. weiter unten) Schlemihls bei dem metaphysischen Vortrage des Grauen.

An dieser wichtigen Stelle seiner Lebensbeschreibung redet Schlemihl seinen Freund Chamisso mit folgenden Worten an, die für das Verständnis des Märchens von Bedeutung sind: „Lieber Freund, wer leichtsinnig nur den Fuss aus der geraden Strasse setzt, der wird unversehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er sieht dann umsonst die Leitsterne am Himmel schimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muss unaufhaltsam den Abhang hinab und sich selbst der Nemesis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt' ich durch Liebe freveInd in eines anderen Wesens Schicksal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben gesäet, wo schnelle Rettung von mir geheischt war, eben rettend blindlings hinzuzuspringen? Denn die letzte Stunde schlug." Aber „hier trat, wie so oft schon in mein Leben, ein Ereignis an die Stelle einer That[1]). Ich weiss nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele, unter dem Drange so mächtiger Empfindungen, zuschreiben soll, ob der Erschöpfung meiner physischen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geschwächt, ob endlich dem zerstörenden Aufruhr, den die Nähe dieses grauen Unholds in meiner ganzen Natur erregte, genug, es befiel mich, als es an das Unterschreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine Zeit lang wie in den Armen des Todes."

Man sieht, dass Schlemihl es so darstellen will, als ob er nicht das mindeste sittliche Verdienst dabei habe, dass er seine Seele nicht dem Grauen verschrieben. Aber da wir uns selber immer nur aus dem, was wir thun, kennen lernen, so konnte auch er nicht wissen, ob er in der That unterschreiben werde, wenn er auch bereits die Feder angesetzt hätte. Und zweitens ist die Ohnmacht keine zufällige, sie wird ohne Frage mit hervorgebracht durch die ungeheure Spannung seiner Seele, durch den unsäglich schweren Kampf in seiner Brust, in welchem es sich nicht darum handelt, durch die Unterschrift irgend ein irdisches Gut für sich zu erlangen, sondern einen heissgeliebten Menschen vor einem traurigen Schicksal zu bewahren. Also wirken hier sittliche Mächte mit; und wenn

---

[1]) Unmittelbar auf diese Worte folgt in dem Märchen eine Betrachtung, die mir den besten Aufschluss für das Verständnis von „Adalberts Fabel" zu geben scheint.

nun Gottes Hilfe eingreift, so greift sie in einer für uns verständlichen Weise ein, so dass auf Schlemihls Ohnmacht viel mehr, als auf den in den Himmel getragenen Faust die Worte passen:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen[1]).

Als Schlemihl aus der langen Ohnmacht erwacht, erfährt er, dass das reine, edle Mädchen dem Schurken Rascal angehört. Nun duldet es ihn hier nicht länger; dem treuen Bendel schenkt er seine reiche Habe, und in nächtlicher Stunde reitet er von dannen, unbekümmert, welchen Weg sein Pferd ihn führen werde; denn er hat nun weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

Da gesellt sich ein Fussgänger zu ihm; sie kommen in ein Gespräch, und der Fremde entfaltet seine Ansichten von dem Leben und der Welt und geht sehr bald auf metaphysische Probleme über. Es schien dem bekümmerten Schlemihl, als ob er mit grossem Talent ein festgefügtes Gebäude aufführe, das in sich selbst begründet sich emportrug und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand. Der Vortrag lenkt den Ärmsten für kurze Zeit von seinem Leiden ab, und er hätte sich ihm willig ergeben, wenn er ebenso seine Seele, wie seinen Verstand, in Anspruch genommen hätte: aber was er eben am liebsten gesucht hätte, das gerade vermisste er gänzlich in dem glänzenden philosophischen Vortrage[2]).

Als er bei dem ersten Schein der Morgendämmerung einen prüfenden Blick auf seinen geistreichen und scharfsinnigen Begleiter wirft, erkennt er zu seinem Entsetzen in demselben den Mann im grauen Rock.

Der lässt nun nicht von ihm; und wenn er eben vergeblich versucht hatte Schlemihls Verstand gefangen zu nehmen, so sucht er nun, als sie ausruhend vor einer tiefen Höhle sitzen, aus welcher das Gebrause unterirdischer Ströme

---

[1]) Wie hoch nämlich der Goethesche Faust über Chamissos immer stehen mag, das kann nicht geleugnet werden, dass das Streben und Mühen, von der Gewalt des Bösen loszukommen, in dem Märchen sehr viel deutlicher gezeichnet ist, als in dem Drama.

[2]) Die Versöhnung mit sich selbst, den Frieden der Seele.

aus ungemessener Tiefe heraufschallt, auf seine Phantasie zu wirken. Er malt ihm mit verschwenderischer Einbildungskraft sorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was er in der Welt, kraft seines Seckels, ausführen würde, wenn er erst seinen Schatten wieder in seiner Gewalt hätte.

Aber bei Schlemihl steht es fest, nachdem er seine Liebe hingeopfert, seine Seele nicht, sei es um alle Schatten der Welt, dem rätselhaften Schleicher zu verschreiben, gegen den er unüberwindlichen Hass empfindet[1]). So weist er ihn mit entschiedenem Wort von sich. Der gehorcht; aber bevor er scheidet, offenbart er ihm, dass er jeden Augenblick zu seinem Dienst erscheinen werde, wenn Schlemihl mit den Goldstücken im Seckel rassle. „Befehlen Sie“, fügt er hinzu, „auch in der Ferne über Ihren Knecht; Sie wissen, dass ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und dass die Reichen besonders gut mit mir stehen. Sie haben es selbst gesehen.“

Da treten Gestalten aus alter Zeit, da er den Grauen zuerst kennen lernte, vor Schlemihls Seele. Schnell fragt er: „Hatten Sie eine Unterschrift von Herrn John[2])?“ Der Graue lächelt: „Mit einem so guten Freund hab' ich es keineswegs nötig gehabt.“ „Wo ist er?“ fragt Schlemihl, „bei Gott, ich will es wissen.“ Da steckt der Graue zögernd die Hand in die Tasche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen erscheint Thomas Johns bleiche, entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegen sich zu schweren Worten: „Justo iudicio Dei iudicatus sum; iusto iudicio Dei condemnatus sum“.

Da wirft Schlemihl entsetzt schnell den Seckel in den Abgrund und spricht zu dem Versucher die Worte: „So beschwör' ich Dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! Hebe Dich von dannen und lass Dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Der Graue erhebt sich finster und verschwindet sogleich hinter den Felsenmassen.

---

[1]) Diese Abneigung Schlemihls gegen den Grauen wird sehr oft und sehr stark in dem Märchen hervorgehoben, während Mephistopheles bis zum letzten Augenblick Fausts mit ihm verbunden bleibt.

[2]) Dass bei dieser letzten Versuchung ihm John, in dessen Garten er seinen Schatten verloren hatte, in die Erinnerung kommt, dass er gerade diese Frage thut, scheint mir von grosser Wichtigkeit für die Bedeutung des Schattens zu sein.

Nun sitzt Schlemihl da ohne Schatten und ohne Geld, nur ein paar Goldstücke hat er noch in der Tasche; aber er ist heiter, ein schweres Gewicht war von seiner Brust genommen. Er legt sich in den Schatten der nächsten Bäume und schläft ruhig ein. Da erscheinen ihm im Traume anmutige Bilder: Mina blumenbekränzt, holdselig ihn anlächelnd schwebt vorüber, auch der ehrliche Bendel mit freundlichem Gruss. Noch viele Gestalten sieht er, auch seinen Freund Chamisso im fernen Gewühl; ein helles Licht scheint, es hat aber keiner einen Schatten, und, was noch seltsamer ist, es sieht nicht übel aus[1]).

Als er aus dem seligen Traume aufgewacht ist, eilt er von hinnen, meist durch dunkle Wälder, und sucht abends in den Dörfern ein bescheidenes Unterkommen. Sein Ziel ist zunächst, Arbeit in einem Bergwerk zu finden; denn er hatte wohl erkannt, dass allein angestrengte Arbeit ihn gegen seine zerstörenden Gedanken schützen könne. Auf dieser Wanderung halten aber seine feinen Stiefel, die für den reichen Grafen berechnet waren, nicht lange vor; er kauft in einem kleinen Flecken andere, aus Sparsamkeit nicht neue, aber noch gute und starke, die ihm ein schöner, blondlockiger Knabe[2]) freundlich lächelnd einhändigt, indem er ihm Glück auf die Reise wünscht.

Weggehend erkennt er an den unglaublich schnell vor ihm sich verändernden Landschaftsbildern bald, dass er Siebenmeilenstiefel an den Füssen hat. Da fällt er in stummer Andacht auf seine Kniee und vergiesst Thränen des Dankes; denn klar steht ihm plötzlich seine Zukunft vor der Seele. Seine eigenen Worte darüber sind: „Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu

[1]) Ist, wie ich glaube (vergl. weiter unten), der Schatten die notwendige Achtung, in der wir bei den Mitmenschen stehen müssen, um das Leben unter ihnen auszuhalten, so wird in diesem Traume gesagt, dass wir in einem jenseitigen, vollkommenen Leben nicht mehr auf das (auch häufig fehl gehende) Urteil anderer angewiesen sind.

[2]) Es liegt sehr nahe, hierbei an den Knaben in Goethes Schatzgräber zu denken, der dem nach Schätzen Verlangenden den Weg zum Frieden zeigt. — Den Siebenmeilenstiefeln Schlemihls entspricht Fausts Zaubermantel im ersten Teil, oder, wenn man an das letzte Ziel Fausts denkt, noch genauer Helenas Gewand im zweiten Teil.

einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluss, den ich fasste. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiss darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen[1])."

So wird Schlemihl Naturforscher; seine Wohnung nimmt er in Ägypten in einer Höhle, wo früher christliche Einsiedler wohnten. Nun durchwandert er die Welt, sammelt und forscht; nur nach Neuholland und nach den Zoophyteninseln der Südsee kann er trotz der Siebenmeilenstiefel nicht gelangen, und muss so erkennen, dass alles, was er sammeln und erforschen sollte, schon im Ursprunge blosses Fragment zu bleiben verdammt sei. „O mein Adalbert", ruft er bei dieser Mitteilung schmerzlich aus, „was ist es doch um die Bemühungen der Menschen!"

Dennoch lebt er treu seiner wissenschaftlichen Arbeit, kauft sich, als sein Zaubergold erschöpft ist, für Elephantenzähne Bücher und Instrumente in London und Paris, kauft sich Hemmschuhe über die Siebenmeilenstiefel, um nahe Gegenstände gemächlich untersuchen zu können, und nährt sich von Eiern und Früchten. Für mangelndes Glück hat er als Surrogat die Nicotiana, und sein einziger Gesellschafter ist ein treuer Pudel, namens Figaro.

Einmal noch kehrt er gegen seinen Willen in die menschliche Gesellschaft zurück. Er stürzt im hohen Norden durch einen unglücklichen Zufall in das eisig kalte Meer, rettet sich wohl, wird aber bei seinem eiligen Lauf von Westen nach Osten und von Osten nach Westen, um sich wieder zu erwärmen, vom Fieber ergriffen und stürzt bewusstlos nieder. Zum Bewusstsein zurückgekehrt, findet er sich in einem guten

[1]) Diese der Wirklichkeit entsprechende Erkenntnis ist der Zustand Fausts beim Betrachten des Makrokosmuszeichens, das Schauspiel, das ihn nur ganz vorübergehend entzücken kann. Schlemihl dagegen findet sich, wie das Folgende zeigt, sogar in den Gedanken, dass diese Erkenntnis immer nur eine fragmentarische sein werde. Und doch handelt es sich bei ihm nicht im allgemeinen um Erkenntnis der Welt, sondern nur um die Erkenntnis eines beschränkten Gebiets.

Bette, in einem schönen geräumigen Saale. Niemand kennt ihn dort, er gilt den Krankenpflegern als Numero Zwölf. Auf einer schwarzen Marmortafel aber an der Wand sich gegenüber sieht er mit grossen goldenen Buchstaben seinen Namen Peter Schlemihl und darunter noch mehrere Reihen von Wörtern, die er nicht entziffern kann. Er befindet sich im Schlemihlium, einer wohlthätigen Stiftung seines alten Dieners Bendel zu seinem Andenken. In dieser Stiftung übt auch die verwittwete Mina Werke der Barmherzigkeit. Eines Tages sieht er die beiden an seinem Bette stehen; sie sprechen von ihm.

Ohne sich zu verraten, scheidet aber Schlemihl aus dem Schlemihlium und lässt auf einem Zettel die Worte zurück: „Auch eurem alten Freunde ergeht es nun besser als damals, und büsset er, so ist es Busse der Versöhnung."

In seine Höhle zurückgekehrt, arbeitet er unermüdlich weiter und trifft dafür Sorge, dass vor seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden, besonders sein grosses Werk: Historia stirpium plantarum utriusque orbis. Chamisso wird beauftragt, seine wundersame Lebensgeschichte einst zu veröffentlichen. Und diesen redet er mit den letzten Worten derselben so an: „Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem bessern Selbst leben, oh so brauchst du keinen Rat[1])."

Dass in diesem Märchen in der Person des Helden Anspielungen auf Chamisso enthalten sind, ist bekannt. Chamissos Diener hiess gleichfalls Bendel, sein Hund Figaro, die Kleidung wird ähnlich geschildert, Schlemihls Freude an der Nicotiana passt auf den leidenschaftlichen Raucher Chamisso; vor allem aber ist gleich das Interesse für die Natur, besonders die Pflanzenwelt.

Zum Teil hat das Märchen auch prophetischen Charakter für sein Leben. Denn wenige Jahre nach seiner Veröffent-

---

[1]) Darum nicht, weil er dann überhaupt nicht so leicht in die Gefahr kommen kann, durch eine sittlich bedenkliche Handlung die Ehre, seinen Schatten, zu verlieren.

lichung trat der Dichter seine Reise um die Welt an[1]), und seine Manuskripte hat er wirklich der Berliner Universität geschenkt.

Aber dass Chamisso sonst in Schlemihl sich selber zeichne, daran ist gar nicht zu denken. Wo wäre denn in seinem Leben eine solche Verschuldung, ein so furchtbarer, wenn auch glücklich bestandener Kampf zu finden, wie das Märchen ihn symbolisch darstellt?

Man hat den Verlust des Schattens[2]) als Chamissos Vaterlandslosigkeit deuten wollen. Völlig unrichtig, wie man schon aus einem Gedicht Chamissos hatte lernen können, in welchem er im Gegensatz zu Schlemihl ausdrücklich sagt: „Ich habe meinen Schatten nie verloren."

Noch thörichter urteilt Kurz, der Erklärung Ampères sich anschliessend: der an sich bedeutungslose Schatten sei so etwas wie gesellschaftliche Gewandtheit, Mitmachen der Mode, Orden, Titel und dergleichen. Wem solches fehle, solchem Schattenlosen bleibe nichts übrig, als sich von der sogenannten guten Gesellschaft zurückzuziehen, wenn er nicht sein besseres Selbst verkaufen wolle, um zu einem Schatten zu gelangen.

Es ist ganz dabei übersehen, dass der Schatten bei jedem als etwas zum Leben in jeder Gesellschaft, nicht nur der sogenannten guten, Notwendiges vorausgesetzt wird. Er ist etwas Selbstverständliches, worauf keiner achtet, der es besitzt; dessen Mangel aber jeder schwer empfindet, etwas eigentlich Negatives, wie es auch der wirkliche Schatten ist, so wie die Gesundheit von der die Gesunden kaum sprechen, welche aber die Kranken schmerzlich vermissen.

Und in der That vergleicht auch einmal Chamisso selber die Gesundheit mit dem Schatten. Wenige Wochen vor seinem Tode, als er schon leidend war, sagte er zu einem Freunde: „Die Leute haben so oft gefragt, was der Schatten sei; ja wollten sie fragen, was jetzt mein Schatten sei, so würde ich

[1]) Chamisso spricht im Anfang der Beschreibung seiner Reise von den lichtreichsten Träumen, die ihm im Schlemihl vorgeschwebt hätten.

[2]) Ganz andere Bedeutung, als im Schlemihl, hat der Verlust des Schattens in der von Lenau behandelten schwedischen Volkssage, die er Anna betitelt. Dort ist der Verlust des Schattens, die äussere Unnatürlichkeit, Strafe für die innere Unnatur eines Weibes, das durch Zauberei Unfruchtbarkeit sich verschafft hat.

sagen, es sei die fehlende Gesundheit, meine Schattenlosigkeit bestehe in meiner Krankheit."

Das kann er natürlich in dem Märchen nicht sein. Achten wir hier auf Schlemihls Verhältnis zu John, auf seine anfängliche, unbegrenzte Verehrung des Reichtums, auf sein Bekenntnis eines übereilten Fehltritts, einer frühen Schuld, die ihn aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen habe, so werden wir unter dem Schatten[1]) wohl nichts anderes verstehen können, als die bürgerliche Ehre, die gute Meinung anderer[2]). Den Verlust dieser wiegt ja kein Reichtum auf.

W. Scherer gibt zu, dass man durch die Erzählung an die Thatsache sich erinnert fühlen könne, wie oft Reichtümer mit unreinen Händen erworben werden, wie leicht das „Nichts der Ehre" dabei verloren gehe und den Menschen aus der Gesellschaft stosse. Aber er will von dieser Symbolik nicht viel wissen. Lieber sieht er in dem Märchen ein symbolisches Selbstporträt des Dichters[3]). Schlemihl heisse auf deutsch „Pechvogel", und sein eigenes geringes Talent für die Welt, das ihn zur Einsamkeit, zum Verkehre mit der Natur hinzog, habe Chamisso diesem Pechvogel verliehen.

Dass an ein Selbstporträt, wenigstens bis zum Hineinschleudern des Seckels in den Abgrund, nicht zu denken ist,

---

[1]) Recht belehrend über die Bedeutung des Schattens ist eine Stelle im vierten Kapitel. Dort ist die Rede von einem „Handelsmann, der bankerott gemacht hatte, um sich zu bereichern, der allgemeine Achtung genoss, und einen breiten, obgleich etwas blassen Schatten von sich warf." Der Schatten ist breit, denn die Achtung ist noch eine allgemeine; er ist aber blass, denn die Achtung ist in Gefahr zu verschwinden.

[2]) Nicht etwa eine Ehre, eine Meinung, die durch irgend welche Leistungen erst zu erwerben wäre, sondern die von jedem gilt, der sie nicht durch sein Handeln verscherzt. Diese Ehre ist uns also angeboren. Vergl. in Chamissos Gedicht „An meinen alten Freund Peter Schlemihl" den Vers „Den Schatten hab' ich, der mir angeboren."

[3]) Ich meine, dass man in Schlemihl noch weniger ein Selbstporträt des Dichters sehen darf, als in den Worten des Doppelgängers, den Chamisso in dem tiefernsten Gedicht „Erscheinung" folgende Charakteristik von sich geben lässt:

> Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
> Ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
> Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.

dafür bürgt schon Chamissos eigene, vorhin mitgeteilte Ausserung[1]).

In einem 1883 erschienenen Berliner Programm[2]) über unser Märchen wird beiläufig und missbilligend gesagt: „Schliesslich hat man sogar in ihm ein Seitenstück zum (Goetheschen) Faust sehen wollen."

Wenn man überhaupt ein Märchen, das auch für ein Kindergemüt unendlich viel Anziehendes hat, mit dem gewaltigen Lebenswerk des grössten deutschen Dichters vergleichen darf, wenn eine Ähnlichkeit auch bei Gegensätzen, die auf gleichem Gebiete sich bewegen, vorhanden ist, so ist allerdings und ohne jeden Zweifel Peter Schlemihl ein Seitenstück zu Goethes Dichtung; er ist nämlich ein umgekehrter Faust, wenn man nur an den ersten Teil denkt.

Vom heissen Drange, die Wahrheit zu erkennen, geht Faust aus; die blosse Erkenntnis, als sie ihm gegeben wird, verschmäht er als wertlos, begehrt am Allleben der ganzen Natur, der Menschheit teilzunehmen und wird in den selbstsüchtigen Lebensgenuss verstrickt.

Schlemihl hat sein Glück in dem durch Schuld ihm gewährten Reichtum vergebens gesucht, widersteht allen Lockungen auf diesem Wege noch weiter abwärts zu gehen und findet Ruhe in der wissenschaftlichen Arbeit, die Faust gleich im Anfang des Dramas verlässt, um das Leben kennen zu lernen und in schwere Verschuldung zu geraten.

Berücksichtigt man auch den zweiten Teil, so finden beide, Faust und Schlemihl, endlich ihren Frieden, beide in edelster Thätigkeit, aber auf entgegengesetzten Gebieten.

In einem seiner zahmen Xenien sagt Goethe:

> Ehre verloren — viel verloren!
> Musst Ruhm gewinnen,
> Da werden die Leute sich anders besinnen.

---

[1]) Sie allein muss uns auch schon hindern, mit Scherer (Anmerkungen zum 13. Kapitel) anzunehmen, dass „der Schatten, genau gesagt, in Chamissos Intention die Fähigkeit sei zu scheinen."

[2]) [G. Hofmeister, Adelbert von Chamisso, Berlin 1883, Programm der Charlottenschule S. 28.]

Zur Erläuterung dieser Verse kann Schlemihls Leben dienen — von aussen angesehen, wenn man an das Schlemihlium denkt und seine Historia stirpium plantarum utriusque orbis. Sehen wir es aber von innen an, versetzen wir uns in die Stimmung der zweiten Hälfte seines Lebens, dann denken wir daran, dass der Name Schlemihl nicht ursprünglich so viel bedeutet wie Pechvogel, sondern dass die eigentliche Bedeutung dieses Namens keine andere ist als „Friede Gottes“[1]).

VI.

Zur Erinnerung an Joseph von Eichendorff.

(Zum 10. März 1888.)

„Ich möchte nicht dichten, wenn es nur Spass wäre; denn wo dürfen wir jetzt noch redlich und wahrhaft sein, wenn es nicht im Gedichte ist .... Ist das Beten und all unsere schönen Gedanken um des Reimes willen auf dem Papiere, so hol' der Teufel auf ewig den Reim sammt den Gedanken.“ Das sind Worte Eichendorffs in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“, die er dort natürlich einer seiner Personen in den Mund legt, die aber, wenn irgend welche in diesem Roman, er selber aus tiefstem Herzen geschöpft hat. Hat er die gleiche Mahnung doch ausdrücklich in eigenem Namen den Dichtern und sich selber zugerufen in den Versen:

Den lieben Gott lass' in dir walten,
Aus frischer Brust und treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

[1]) [Nach der Veröffentlichung dieses Aufsatzes in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1886 hat Herr W. Günther in Wolgast dem Verfasser freundlichst mitgeteilt, dass bereits Simrock (Deutsche Mythologie, 4. Auflage, S. 482) Schlemihls Schatten bei Lebzeiten Chamissos mit dessen Zustimmung auf die äussere Ehre gedeutet hat.]

Wahrhaftigkeit, Frömmigkeit, Frische sind denn auch die Eigenschaften, die in Eichendorffs Dichten und Leben mit vollster Deutlichkeit hervortreten und die Erinnerung an ihn zu einer durchaus wohlthuenden und herzerfrischenden machen.

Vor hundert Jahren (am 10. März) ist er auf Schloss Lubowitz bei Ratibor geboren und am 30. November 1857 in Neisse gestorben.

In seiner Novelle „Dichter und ihre Gesellen“ lässt er Fortunat sagen: „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue schafft sich Bahn über alle Berge.“ Der erste Teil dieses Spruches hat sich bereits an seinen Liedern erfüllt und wird sich gewiss weiter erfüllen. Wir dürfen wohl Gedichte, die vor achtzig und siebzig Jahren entstanden sind, mit zu den alten rechnen. Zu diesen gehören nun auch solche Lieder von ihm, wie: „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „O Thäler weit, o Höhen“, „Vergangen ist der lichte Tag“, „Es weiss und rät es doch keiner“, „Ich kann wohl manchmal singen“, „In einem kühlen Grunde“, „Wohin ich geh' und schaue“. Und bis jetzt sind diese so neu und frisch, ergreifen immer und immer wieder mit solcher Gewalt das deutsche Gemüt, dass dadurch klar wird, dass sie nicht einem vorübergehenden, oft genug seltsamen Zeitgeschmack Entstehung und Beifall verdankt haben, sondern Erzeugnisse eines dichterischen Geistes sind, der mit vorübereilender Mode nichts zu thun hat.

Aber auch der zweite Teil des Spruches wird sich hoffentlich noch an Eichendorffs Gedichten erfüllen. Nicht dass alle, als sie gedichtet wurden und erschienen, zu dem „rechten Neuen“ gehört hätten; aber es gibt ausser jenen allbekannten vielgesungenen Liedern noch so manches von ihm gedichtete, das damals in der That zu dem „rechten Neuen“ gehörte und wohl verdient, in deutschen Herzen heimisch zu werden.

Von den Vielen, welche die oben erwähnten Lieder haben singen hören, weiss so mancher kaum, wer ihr Dichter ist; denn in Eichendorffs Gedichten zu lesen und diejenigen wieder und immer wieder zu lesen, die dem eigenen Geschmack und der besonderen Stimmung des Lesenden zusagen, ist bis jetzt stets nur Sache weniger Freunde deutscher Dichtung gewesen. Vielleicht dringt der Dichter mehr in die grössere Menge ein,

seit in diesem Jahre eine sehr billige Gesamtausgabe der Gedichte bei Reclam in Leipzig erschienen ist.

Aber auch das Leben des Dichters, so wenig merkwürdige, spannende Ereignisse oder anziehende Verwicklungen es aufzuweisen hat, ist wert, genauer gekannt zu werden. Denn wir gewinnen aus der Kenntnis seines schlichten Lebensganges die wohlthuende Überzeugung, dass zwischen dem Dichter und dem Menschen die vollste Übereinstimmung herrschte, dass er das auch gelebt und empfunden hat, was er gedichtet hat, dass die Lieder in der That nur der Wiederklang seiner frohen, tapferen und ernsten Seele sind.

Vor Kurzem hat Heinrich Keiter[1]) eine Schrift erscheinen lassen „Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen“. Der Hauptinhalt derselben ist zwar, wie der Verfasser mit Recht sagt, eine „ästhetisch-kritische Besprechung der einzelnen Werke Eichendorffs“ und „eine Charakteristik seiner Dicht- und Denkweise“; neue Aufschlüsse über sein Leben habe er nicht geben können, da auf den drängenden Wunsch des Dichters sein gesamter Briefwechsel habe verbrannt werden müssen. Aber wir müssen dem Verfasser doch auch für den biographischen Teil seiner Arbeit dankbar sein, da er das, was er an gedrucktem Material über Eichendorff in unserer Litteratur vorgefunden, für seine Darstellung benutzt hat. Der katholische Kritiker aber hat sich dem katholischen Dichter gegenüber im allgemeinen Unbefangenheit des Urteils zu wahren verstanden.

Überblicken wir nach dieser Darstellung den Lebensgang des Dichters, so steht dieses Dichterleben vor unseren Augen als ein makelloses, tapferes, innerliches, arbeitsvolles, durch Freundschaft und Liebe verklärtes, also trotz der Schwächen, die er gehabt haben mag, trotz der Schranken, die ihm gesetzt waren, trotz der Schmerzen, die ihm nicht erspart worden sind, als ein glückliches Menschenleben.

Er hat die schönsten Kindheits- und Knabenjahre auf Schloss Lubowitz verlebt, im gastfreien, reichbegüterten Hause der Eltern, des tüchtigen Vaters und der frohen, geistvollen Mutter, mit Geschwistern, die er innig liebte, durch Unterricht schnell gefördert, allen Idealen früh zugewandt, dabei aber

[1]) [Keiter, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. März 1888. Köln 1887.]

auch körperlichen Übungen zugethan bis zur Waghalsigkeit. Der grosse Garten um das Schloss mit seinen schattenden Bäumen, mit den Nachtigallen und Wasserkünsten, die Jagdausflüge und weiten Streifzüge in der Umgegend gaben die höchste Lust dem für die Natur so innig empfänglichen Knabengemüt.

Als Gymnasiast in Breslau gehörte er zu den besten Schülern und lernte seinen Homer über die Forderungen der Schule hinaus genau und gründlich kennen. Mächtig zogen ihn aber auch musikalische und theatralische Aufführungen an, und Schiller erfüllte damals seine Seele. Natürlich versuchte er sich auch selber in Gedichten; sie waren meist heiterer, launiger Gattung. Mit dem 16. Lebensjahre hatte er die Gymnasialzeit rühmlich abgeschlossen, ging nach Breslau, um Rechtswissenschaft zu studieren, und setzte dann sein Studium in Halle fort. Doch er beschränkte sich nicht auf sein Fachstudium, sondern fühlte sich auch mächtig durch die Vorlesungen F. A. Wolfs angezogen; beherrscht aber wurde seine Seele durch den romantischen Naturphilosophen Steffens.

Wenige Wochen, bevor die Schlacht bei Jena geschlagen und die Universität Halle durch Napoleon geschlossen wurde, kehrte er in das elterliche Haus zurück, und ging erst im folgenden Jahre nach Heidelberg, um weiter zu studieren.

Hier lernte er die Männer kennen und schloss mit ihnen ein inniges Freundschaftsbündnis, die auf ihn — „den letzten Ritter der Romantik" — den mächtigsten Einfluss ausüben sollten, Görres, Brentano, Arnim. Hier trat er auch zum ersten Male in „Asts Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" als Dichter in die Öffentlichkeit, freilich unter dem angenommenen Namen Florens, von seinem gleichaltrigen und gleichstrebenden Freunde, dem Grafen Loeben, zu diesem ersten Schritt in die Öffentlichkeit auf das dringendste aufgefordert.

Nach Beendigung der Universitätsstudien ging er auf den Wunsch der Eltern, bevor er in die Heimat zurückkehrte, erst noch nach Paris, erfreute sich an den dortigen Kunstschätzen, verglich altdeutsche Handschriften für Görres und staunte das ihm ganz neue Leben der grossen Stadt an. Aber nur wenige Wochen hielt er dort aus. Die Rückreise ging zunächst wieder nach Heidelberg und von da in Kreuz- und Querzügen durch Süddeutschland und endlich über Wien nach Hause.

Hier verlebte er nun den schönsten Jugendtraum, dichtete

als 20jähriger Jüngling viele seiner anmutigsten Lieder, lernte seine spätere Frau kennen, Luise von Larisch, die sehr jugendliche Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, und verlobte sich mit ihr, wenn auch nach dem Wunsch der Eltern seiner Braut die Heirat wegen der zarten Jugend ihrer Tochter noch auf längere Zeit hinausgeschoben wurde. An ein Eintreten in den Staatsdienst dachte er damals nicht, sondern bereitete sich in angestrengter praktischer Thätigkeit darauf vor, eins der väterlichen Güter zur Bewirtschaftung zu übernehmen, um dort den eigenen Herd zu gründen und dem ersehnten häuslichen Glück die Stätte zu bereiten.

Eine Reise nach Berlin aber im Herbste 1809, die er auf Loebens Einladung unternommen hatte, und die durch die kriegerischen Zeiten bedenklich zunehmende Verschuldung der väterlichen Güter machten ihn anderen Sinnes.

In Berlin fand er nicht nur Arnim und Brentano wieder und schloss mit Adam Müller einen Freundschaftsbund, sondern hörte auch Fichtes Vorlesungen und war Zeuge von den leise und mächtig sich vorbereitenden Bestrebungen, von dem fremden Drucke sich zu befreien.

In dieser schwülen und patriotisch doch so erregten Zeit wurde Woche für Woche im Theater Schillers Jungfrau gegeben. Eichendorff besuchte sehr oft das Theater, und so wird er gewiss auch solcher Vorstellung beigewohnt haben, wie die war, von der Ludwig Giesebrecht als Augenzeuge berichtet hat. Wenn die Darstellerin der Jungfrau, so erzählt dieser, als Gefangene in der Angst um ihren König sich betend auf die Kniee warf:

> Höre mich Gott, in meiner höchsten Not!
> Hinauf zu dir, in heissem Flehenswunsch,
> In deine Himmel send' ich meine Seele —

da war kein Beifallklatschen mehr, da füllten sich die Augen mit Thränen der Andacht, der heiligen Freude, wenn dem Gebet die Erhörung folgte, der schmerzlichen Siegeslust, wenn die Siegerin verwundet da lag, der Erhebung, wenn sie einer Verklärten gleich mit ihrer Fahne sich aufrichtete und sterbend niedersank.

So fühlte Berlin in den Tagen unserer Erniedrigung, und Berlin war damals mehr als die Hauptstadt des Landes, es

war das schlagende Herz der Nation: was hier gefühlt wurde, wurde weithin in Deutschland mitgefühlt.

Nach Lubowitz zurückgekehrt, hatte Eichendorff zunächst den Geschmack an der Landwirtschaft, die ihm nur sein eigenes, persönliches Glück begründen sollte, verloren und richtete seinen Sinn auf Thätigkeit für weitere Kreise. Mitwirkend war aber für den daraus entstandenen Entschluss, in den Staatsdienst zu treten, auch die Rücksicht auf die ungünstiger gewordene Vermögenslage des Vaters, die ihn auf die Beamtenlaufbahn hinwies.

Den Katholiken zog sein Herz nach Österreich. Er bestand die Staatsprüfungen in glänzender Weise, und seine ersten Schritte und Leistungen im österreichischen Dienste durften ihn zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Anregendsten Verkehr fand der junge romantische Dichter in Friedrich Schlegels Hause. Dorothea Schlegel, Moses Mendelssohns Tochter, die wie ihr Mann zum Katholizismus übergetreten war, nahm an Eichendorffs Dichtungen das lebendigste Interesse; sie ist es auch gewesen, die seinem damals beinahe vollendeten Roman den Titel „Ahnung und Gegenwart“ gab, durch welche Bezeichnung der Inhalt desselben aber gerade nicht mit grosser Klarheit angedeutet ist. Auch Adam Müller kam um diese Zeit nach Wien, und das Freundschaftsbündnis zwischen ihm und Eichendorff wurde noch fester und inniger. Dagegen zog ihn Theodor Körner, den Dorothea im Einverständnis mit ihm für „unbedeutend“ erklärte, wenig an; doch auch zu Wilhelm von Humboldt fühlte sich Eichendorff, obwohl er ihn genauer kennen lernte, eben nicht hingezogen. Wie wäre das aber auch von einem Freunde Adam Müllers möglich gewesen! Der mit dem hellsten Blick vorwärts schauende Staatsmann und Gelehrte musste dem auf das Mittelalter gerichteten Romantiker unverständlich bleiben.

Als Dichter wurde Eichendorff damals in weiteren Kreisen dadurch bekannt, dass einige Lieder von ihm, auch das von manchem heute noch für ein Volkslied gehaltene „In einem kühlen Grunde“ in Kerners deutschem Dichterwald vom Jahre 1812 erschienen. Das Gedicht ist nur durch einen sonderbaren Zufall noch zum Abdruck in jenem Jahre gekommen. Kerner erzählt, er habe das ihm zugeschickte Blatt mit dem Gedicht, nachdem er es mit grossem Vergnügen ge-

lesen, auf den Schreibtisch nahe an dem offenstehenden Fenster gelegt, und von da sei es durch einen vorüberfahrenden Windstoss durchs Fenster hoch in die Luft und weit weg getragen. Kerner bewohnte damals ein freigelegenes, ländliches Haus. — Nun habe er das entflohene Blatt mit Hilfe eines scharfsehenden Jägers in Wäldern und Feldern gesucht, aber vergebens. Am anderen Tage aber sei ein mit Maultrommeln und Fingerringen handelnder Tiroler zu ihm gekommen und da habe er das Blatt mit dem eifrig gesuchten Gedicht als Hülle eines Fingerringes entdeckt. Der Tiroler hatte das Blatt auf einem Flachsfelde gefunden und seine Waare hineingewickelt. So war das Lied, nach Uhland, zu einem fliegenden Blatt geworden, aber „muntere Jugend" hatte es nicht „eingehascht".

Von Wien aus kam Eichendorff auch noch in zunächst schriftliche Verbindung mit Fouqué, zu dem er als zu einem allgemein anerkannten Dichter mit Bewunderung emporblickte, und über dessen freundliche, warme Anerkennung er sich von Herzen freute.

Eichendorff fühlte sich in Wien sehr wohl, er hatte sich, wie ein Freund von ihm schrieb, völlig „eingewienert". Als aber der Februar des Jahres 1813 kam, zögerte er keinen Augenblick, dem Rufe des Königs von Preussen zu folgen. Weder der Gedanke an die glänzenden Aussichten im österreichischen Staatsdienst, noch an den ihm winkenden Dichterruhm, noch an die innig geliebte Braut konnten ihn hindern, für die Ehre und Freiheit des deutschen Vaterlandes in den Kampf zu ziehen.

Er trat in das Lützowsche Freikorps ein, wurde aber wenig befriedigt von dem im ganzen thatenlosen Umherziehen; nur an die kecken Streifzüge im Spreewalde dachte er später noch mit Freude zurück. Nach ernstlicher Kriegsarbeit verlangend, ging er nach Böhmen und focht mit in der siegreichen Schlacht bei Kulm. Der Garnisondienst in Glatz und Torgau aber, zu dem er darauf, sehr gegen seinen Willen, sich bequemen musste, war wenig nach seinem Sinn. Und als eine von Eichendorff verfasste Bittschrift der Offiziere der letzteren Garnison um Berufung auf den Kriegsschauplatz keinen Erfolg hatte, bat er nach dem Abschluss des ersten Pariser Friedens um seine Entlassung.

Nun ging er nach Lubowitz, und nun endlich konnte er die Braut heimführen, ohne freilich eigentlich eine dauernde Heimat, einen Ort für seine Thätigkeit zu haben; denn in Lubowitz konnte und wollte er nicht bleiben. Er suchte eine Anstellung in Berlin, sie wurde ihm auch bei der Regierung in Aussicht gestellt; aber wenigstens anderthalb Jahre ohne Gehalt und Diäten zu dienen, wie von ihm erwartet wurde, gestatteten ihm seine Vermögensverhältnisse nicht. Er hoffte nun auf Wien und wäre „mit unbeschreiblicher Freude in sein liebes, altes Österreich zurückgeflogen." Da vermittelte Freund Fouqué, den er im Kriege persönlich kennen gelernt hatte, den Druck seines Romans „Ahnung und Gegenwart" für ein bescheidenes Honorar und versah ihn auf Eichendorffs Bitte mit einigen einführenden Worten, und so erschien das Buch im Jahre 1815 zu einer für die Wirkung auf die Zeitgenossen sehr ungünstigen Zeit, aber erleichterte ihm doch die Sorgen um die Zukunft.

Doch bevor der Roman noch erschien, eilte Eichendorff wieder zu den Waffen, nachdem er seine junge Frau in den Schutz befreundeter Familien gestellt hatte. Auch diesmal war es ihm nicht vergönnt, in grossen Schlachten mitzukämpfen. Das Regiment, dem er angehörte, erreichte die Hauptarmee einen Tag nach der Schlacht bei Waterloo. Aber an dem Einzuge in Paris nahm er teil; und so erfüllte sich, was er früher in freudiger Begeisterung gesungen hatte:

Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, über'n Rhein,
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein.

Nachher war er diensttuender Offizier bei Gneisenau, der ihn sehr hoch schätzte, und von diesem erfuhr er von dem inzwischen erfolgten Erscheinen seines Romans.

Nach Beendigung des Krieges nahm er sogleich seinen Abschied und eilte nach Oberschlesien, wohin seine Frau mit dem inzwischen geborenen Sohne gegangen war. Er verlebte nun Monate tiefsten Glückes, aber auch banger Sorge um die Zukunft seiner Familie. Gern hätte er jetzt in stiller Zurückgezogenheit der landwirtschaftlichen Arbeit, der Poesie, den Seinen gelebt; aber die väterlichen Güter waren so ver-

auf Schöns Veranlassung, während desselben eine Geschichte des Schlosses Marienburg und seiner Wiederherstellung zu schreiben. Nach der Vollendung dieser Arbeit, welche er in Danzig zum Abschluss brachte, wiederholte er im Jahre 1844 sein Entlassungsgesuch, das nun bewilligt wurde.

So war ihm die letzte Zeit seines dreizehnjährigen Berliner Lebens durch amtliche Erfahrungen getrübt worden; ein noch viel dunklerer Schatten aber war über die erste Zeit desselben gefallen. Bald nach seiner Übersiedelung nach Berlin nämlich war ihm ein zweijähriges Töchterchen gestorben, ein Kind, an dessen Wesen er ganz besondere Freude gehabt hatte. Dem tiefen Schmerze des Dichters darüber verdankt das deutsche Volk die unvergleichlichen „Lieder auf den Tod meines Kindes", die wohl für alle Zeit als der innigste Ausdruck eines tiefen Gefühls gelten werden.

Abgesehen von dieser schmerzerfüllten Anfangszeit und den unerquicklichen letzten Monaten hat sich Eichendorff in Berlin offenbar wohl gefühlt. Die Hoffnung, den heissen Wunsch, in einem katholischen Staate zu wirken, hatte er schon in seiner Königsberger Zeit aufgeben müssen, da die Schritte, die er damals zur Erreichung dieses Zieles that, erfolglos geblieben waren. Er hatte nämlich damals (1828) Görres gebeten, ihm zu einer Anstellung behilflich zu sein. Es heisst in dem Briefe an diesen: „Mich verlangt endlich nach einer auf das Höchste im Leben gerichteten Thätigkeit, und ich biete einen reinen, treuen Willen und meine besten Kräfte, die ich hier in kleinem Krieg nutzlos aufreibe". So schmerzliche Sehnsucht nach einer frischen, ungehemmten Thätigkeit empfand er also damals noch selbst als Mitarbeiter eines Mannes, der ihm aufs Herzlichste zugethan war.

Aber er fand sich und musste sich finden in das nun einmal, wie es schien, Unabänderliche und wurde nach seiner Übersiedelung in die preussische Hauptstadt durch den überaus anregenden und vielseitigen Verkehr, in den er sehr bald eintrat, mit dem Leben in Preussen mehr und mehr ausgesöhnt. Man braucht nur folgende Namen zu wissen, um von der Vielseitigkeit der Anregung, die ihm in Berlin wurde, eine Anschauung zu haben: Savigny, Johannes Schulze, Kortüm, Karl von Raumer, Hitzig, Chamisso, Franz Kugler, Felix Mendelssohn.

Auch dichterisch blieb er ungemein thätig, bei aller sorgsamen und angestrengten Berufsarbeit. In sehr ergötzlicher Weise hat er in einem Gedicht die beiden Thätigkeiten einander gegenübergestellt:

Aktenstösse nachts verschlingen,
Schwatzen nach der Welt Gebrauch,
Und das grosse Tretrad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.

Aber glauben, dass der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber andre überwitzen,
Dass ich mit dem Federkiel
Könnt' den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Der „Plunder“ (ein Lieblingswort bei ihm) zeigt recht den Romantiker, und bei dem „Narrenspiel“ hat er hauptsächlich die auf freiheitliche Entwickelung im Staat gerichteten Bestrebungen im Sinn, denen er auf das allerentschiedenste abgeneigt war. Konstitutionalismus war ihm ein Greuel. Das gehört zu den im Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Schranken, die in seinem Lebensgange hervortreten.

Auch in Sonetten und anderen Gedichten machte er damals seinem Herzen Luft; doch hat er die meisten derselben, obwohl er von ihnen nicht gering dachte, wieder vernichtet. In einem Sonett ruft er den Altliberalen mit Anspielung auf den vorwitzigen Zauberlehrling und den überklugen Adepten zu:

So habt den Zeitgeist ihr gebannt, gemodelt,
Und wie so lustig dann der Brei gebrodelt,
Ihm eure Zaubersprüche zugejodelt.

Und da's nun gährt und schwillt und quillt — was Wunder,
Wenn platzend dieser Hexentopf jetzunder
Euch in die Lüfte sprengt mit allem Plunder!

Nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst war er zunächst noch einige Zeit in Danzig geblieben und ging dann

nach seinem geliebten Wien, wo er von den vielen Freunden seiner Gedichte mit stürmischer Begeisterung empfangen wurde, die auch in den Zeitungen, in Deputationen, in Ständchen, in Ballfestlichkeiten zum Ausdruck kam. Er nannte alle diese Veranstaltungen mit gutmütigem Spott ein Halloh und schrieb darüber in einem Briefe: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter vollauf. Dieser alte Spruch trifft hier in Wien bei mir ein; die Leute wollen mich durchaus zum berühmten Manne machen."

Trotz der begeisterten Aufnahme, die er in Wien gefunden hatte, und der angenehmen Geselligkeit, die ihn dort umgab, — er verkehrte auch mit Feuchtersleben und Stifter — ging er doch schon im Jahre 1847 wieder nach Berlin, wohin sein Schwiegersohn, der Hauptmann von Besserer-Dahlfingen, versetzt war. Die Stürme des Jahres 1848 vertrieben ihn aber gleich wieder von dort, und er wählte nun Dresden zum Wohnort. Hier lebte er viel zurückgezogener als in Wien und Berlin. Seinem tiefen Unwillen über die Bewegungen der Zeit gab er in dem Märchen „Libertas und ihre Freier" Ausdruck, in welchem die Vertreter liberaler Gedanken in den Personen des gelehrten Doktor Magog und seines Freundes Rüpel mit grosser Derbheit und, wie die Bewunderer der Dichtung meinen, auch mit treffendem Witz verhöhnt werden. Rettung sah er damals gegenüber dem „wilden Strom entfesselter Gedanken", der ihm „Thron, Burg und Altar verschlungen" zu haben schien, wie heute den sozialistischen Gefahren gegenüber die Zentrumspartei, nur in der katholischen Religion, in dem „Schiff der Kirche", das ungefährdet bleibt in Sturm und Wogengebrause.

Mitten in diesen politischen Erregungen aber sprach sich sein edler Sinn, sein besonnenes Urteil über anders Denkende in dem schlichten, schönen „Spruch" aus, dem jeder von Herzen zustimmen wird:

Magst du zu dem Alten halten,
Oder Altes neu gestalten,
Mein's nur treu und lass Gott walten!

Im Jahre 1850 kehrte er nach Berlin zurück und lebte hier in glücklicher Musse seinen litterarischen Arbeiten. An einen Verwandten schrieb er in dieser Zeit: „Möge Dir der

Himmel dereinst auch ein so ruhiges und zufriedenes Alter bescheeren, wie mir." Geräuschvollere und grössere Geselligkeit vermied er möglichst; in näherem Verkehr aber stand er damals mit Radowitz, Cornelius und A. Reichensperger. Der Letztere schildert ihn als eine zarte, schmächtige Erscheinung, als überaus anspruchslos, fast an Schüchternheit grenzend, übrigens von sehr angenehmen und gewinnenden Formen.

Fünf Jahre dauerte sein Aufenthalt in Berlin; er wäre aber wohl bis zu seinem Lebensende hier geblieben, wenn nicht seine Frau, im Jahre 1855 gefährlich erkrankt, sehnlichst gewünscht hätte, zu ihrer jetzt in Neisse lebenden Tochter gebracht zu werden. Als sie hier gegen Ende des Jahres gestorben war, blieb er in dieser Stadt, in der Nähe der Tochter und in der Nähe des Grabes, welches das umschloss, was ihm auf der Erde das Liebste gewesen war. Noch um zwei Jahre überlebte er die Frau, mit der er länger als vierzig Jahre alle Freuden und Leiden geteilt hatte. Dann starb er infolge einer Erkältung nach kurzer Krankheit, umgeben von allen seinen Angehörigen, einen sanften Tod ohne jedes schmerzliche Ringen der Seele und fand die letzte Ruhe auf dem Kirchhof zu St. Jerusalem unter schönen Lindenbäumen.

Eichendorffs Leben, wie wir es in seinen Umrissen kennen gelernt haben, muss als ein glückliches gelten. Wie sollte auch so das Leben eines Mannes nicht genannt werden, der die fröhlichste, an reinen Genüssen reichste Kindheit verlebt hat, als Jüngling für das Vaterland mit tapferem Sinn dem Tode ins Auge hat schauen dürfen, in angesehener Stellung und mit grosser Anerkennung seine friedliche Mannesarbeit gethan, in langer glücklicher Ehe mit einer vortrefflichen Frau verbunden war, von vielen Freunden hochgeschätzt und geliebt worden ist, und in den letzten Jahren, getragen von dem wohlverdienten Dichterruhm, ganz seinen idealen Bestrebungen hat leben können, bis er, noch mitten in dichterischen Entwürfen, als beinahe Siebzigjähriger durch einen sanften Tod sein Leben beschlossen hat.

Über die Wirkung der Eichendorffschen Poesie hat H. Keiter am Schlusse seiner Schrift gewiss richtig geurteilt, wenn er sagt: „Eichendorffs Stellung in der deutschen Litteratur ist schon jetzt eine fest bestimmte: er wird all-

gemein als einer unserer hervorragendsten Liederdichter bezeichnet. Seine Romane und Novellen werden, abgesehen von dem „Taugenichts“, vom grossen Publikum kaum noch gelesen; die schönsten seiner Lieder aber sind in das Volk gedrungen, werden von Tausenden gesungen im Salon, im Konzert, bei festlichen Gelegenheiten, auf der Wanderschaft; sie werden gesungen vom fröhlichen Wandergesellen, vom flotten Bruder Studio, von der sentimentalen Salondame und der verliebten Bauerndirne — und viele gibt es, die nie erfahren, welcher Dichter ihnen die ergreifenden Lieder geschenkt hat. Sie sind übergegangen in den Liederschatz unseres Volkes, und das ist das bleibendste Denkmal, das einem Lyriker gesetzt werden kann.“

In diesem zusammenfassenden Urteil hat Keiter Eichendorffs Dramen, obwohl er sie doch im Verlauf seiner Darstellung besprochen hat, nicht einmal mehr erwähnt. Mit vollem Recht. Denn die drei Dramen, die Eichendorff in seiner Königsberger Zeit geschrieben hat, zwei Trauerspiele „Ezzelino von Romano“ und „Der letzte Held von Marienburg“, und ein dramatisches Märchen in Tieckscher Manier „Meierbeths Glück und Ende“ sind alle verunglückte Versuche auf dem dramatischen Gebiet, wofür seine Begabung auch entschieden noch unzureichender war, als für epische Gestaltung.

Dessen ist sich auch Keiter deutlich bewusst, wenn er den beiden Tragödien Mangel an künstlerischer Perspektive, Zersplitterung durch Episoden, epische Breite vorwirft und den festen Zusammenhang, den Organismus in ihnen vermisst, da in ihnen Scene auf Scene ohne notwendigen Zusammenhang folge. Man muss es also aus der Eingenommenheit des Biographen für seinen Helden erklären, wenn er trotz dieser mit den Thatsachen übereinstimmenden Erkenntnis dennoch von Eichendorffs bedeutender Begabung für das Drama redet, welche bei allen äusserlichen Mängeln durch jene Trauerspiele in glänzender Weise bekundet worden, und wenn er meint, dass der unbefangene Urteiler in beiden ein echt dramatisches Leben empfinde. Der unbefangene Beurteiler! Das war eben der, welcher jene Mängel, die wahrlich keine äusserlichen sind, so treffend hervorgehoben hatte.

Von dem im allgemeinen ablehnenden Urteil aber, das er über „Meierbeths Glück und Ende“ fällt, ein Stück, in welchem man die meisten Anspielungen nicht mehr verstehen kann, und das, was man leicht versteht, den Hohn gegen Scott, sehr bedauern muss, hat der Biograph nachher nichts zurückzunehmen, und die Wenigen, welche das Stück kennen, werden mit ihm darin übereinstimmen.

Bekannter ist des Dichters phantastisches Lustspiel, „Krieg den Philistern“, das vorher, in der Danziger Zeit, entstanden oder wenigstens veröffentlicht worden ist. Es ist auch verständlicher und anziehender; aber dennoch hat Gödeke wohl Recht, wenn er demselben fast nur noch als einem Zeugnis für die innere Entwickelung des Dichters Bedeutung zuschreiben will, und mit Recht hat Keiter Schölls weit darüber hinausgehende Anerkennung des mutwillig mit der dramatischen Form spielenden Lustspiels entschieden zurückgewiesen.

Später, als er schon in Berlin war, hat Eichendorff noch einmal einen dramatischen Versuch veröffentlicht und zwar im regelmässigen Lustspiel. Es heisst „die Freier“. Keiter nennt es einen „tolllaunigen Fastnachtsschwank“, rühmt an ihm höchst komische Situationen, verhält sich aber sonst nicht nur selber sehr kühl gegen die in der That unbedeutende Dichtung, sondern verwahrt sich auch gegen Wolfgang Menzels sonderbare Anpreisung desselben, der in ihm grosse Feinheit erkennt und mehrere Charaktere mit so hoher Genialität gestaltet findet, dass sie an Shakespeares beste Lustspiele erinnern sollen. Mich erinnern an Shakespeare nur die vielen Wortwitze, die wahrlich an Shakespeares Komik nicht das Beste sind, die aber hier geradezu bis zum Unerträglichen gehen. So ist es doch z. B. eine sehr gewaltsame Art von Witz, wenn dort einer, sein Pferd anpreisend, es seinen Augapfelschimmel nennt und auf den Einwand, dass es ja ein Brauner sei, nun berichtigend sagt, es sei sein Augenbrauner. Noch schlimmer aber ist es, dass eine Nebenperson des Dramas dadurch charakterisiert wird, dass sie durch den falschen Gebrauch oder die Verstümmelung von Fremdwörtern, man weiss nicht, ob selber sich lächerlich machen oder mit dem Bewusstsein, Unrichtiges zu sagen, absichtlich Lachen er-

regen soll. Das Letztere aber wird man wohl annehmen müssen, wenn derselbe (ein Weinschenk), welcher seine Gäste mit „Bon schnur, Bestiös!“ begrüsst hat, welcher nachher von „Parassol donneur“, von „Fasanerien“ statt Phantastereien, von „Profession“ statt Protektion spricht, dennoch beim Aussprechen des Namens der Gräfin Adele den gelehrten und von ihm begründeten Witz macht: „wollt' sagen Krudele; denn sie stösst alle ihre Liebhaber vor den Kopf“. Und wenn der Zuhörer oder Leser noch gar seinen Verstand ernstlich anstrengen soll, um den Witz herauszufinden, z. B. zu ergründen, was das Kauderwelsche „labet egal“ eigentlich bedeuten soll, so ist das gewiss eine unerhörte Zumutung, solche Nüsse aufzuknacken.

Höher steht Eichendorff als erzählender Dichter; aber seine eigentliche dichterische Stärke zeigt sich auch in diesen Schöpfungen keineswegs. Wer sie heute noch liest, der thut es in der Regel wohl nur, weil er den Lyriker Eichendorff lieb gewonnen und aufrichtig schätzen gelernt hat und darum ihn nun auch von jener anderen Seite kennen lernen möchte, um ein deutliches Bild von der ganzen Dichterpersönlichkeit zu gewinnen, also aus litterarhistorischem Interesse. Wer solches Interesse nicht hat, den kann man kaum einladen, von diesen Dichtungen Kenntnis zu nehmen.

Zwar sind die einzelnen Situationen in ihnen oft genug mit höchster Anschaulichkeit gezeichnet, es sind prachtvolle Einzelbilder; aber die Erzählung ist springend und wenigstens scheinbar nicht selten zusammenhanglos und reich an unerhörten Zufällen. Ganz unvermutet kommen die Personen an, ganz unvermutet finden sie sich nach langer Trennung zusammen. Sie handeln aus Motiven, die aus dem Voraufgegangenen nicht immer klar sind, und die zum Teil auch aus dem, was etwa später darüber mitgeteilt wird, keineswegs stets deutlich werden. Geheimnisvolle Ereignisse tragen sich zu, die sich erst dann aufklären, wenn das unverständlich gebliebene Ereignis mit seinen manchmal sehr in Betracht kommenden Einzelheiten durch das weitere, oft sehr abenteuerliche Geschehen aus der Phantasie und dem Gedächtnis des Lesers schon fast verwischt ist. Das Ereignis hatte eben, da man seinen Zusammenhang mit der Haupthandlung nicht verstand und nicht verstehen konnte, nicht

den genügenden Eindruck gemacht, dass es der Leser noch wie ein gegenwärtiges vor Augen haben könnte.

In seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" sagt Eichendorff von den Lesern Folgendes: „Das sind die rechten Leser, die mit und über dem Buche dichten. Denn kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und ungeduldig, nicht den Mut verspürt, die goldnen losen Sprossen zu befestigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe ewig tot, und er thäte besser zu graben oder zu pflügen, als so mit unnützem Lesen müssig zu gehen."

Eichendorff hat im allgemeinen gewiss Recht mit seiner Forderung, dass zu tieferem und reicherem Genuss der phantasievollen Schöpfung des Künstlers der Leser nachschaffende Phantasie mitbringen müsse, die hauptsächlich bei der wiederholten Lesung in immer lebendigere und für den Leser sehr erfreuliche Thätigkeit treten wird, bis nach dem Maasse seiner Begabung ein kongeniales Verständnis des genialen Werkes erreicht ist. Aber die Phantasie des Lesers wird nur dann willig und leicht in Arbeit treten, wenn schon bei der ersten Lesung ihm ein in seinen Umrissen klares und fesselndes Bild des Ganzen geboten worden ist. Verliert er bei dieser öfter den Faden, begegnen ihm unverständliche Charaktere, von denen er auch bei weiterem Lesen nicht recht absieht, wie sie so haben werden oder sich so haben verändern können, bleiben ihre Zusammenhänge dunkel, welche der Dichter ohne alle Mühe hätte klar machen können: so wird er eben zu wiederholter Betrachtung, zum Erklimmen der „goldenen losen Sprossen" nicht angeregt, sondern bei aller Anerkennung des echten Metalls, aus dem die einzelnen Sprossen der Leiter bestehen, wird er bedauern, dass es dem Dichter nicht beliebt hat, die losen etwas fester zu fügen.

Die äusseren Thatsachen, das sinnfällige Geschehen muss vom Dichter so klar und verständlich, wie nur immer möglich, gemacht werden; dahinter kann dann noch immer sehr viel Unausgesprochenes, aber eben in den Thatsachen selber Liegendes verborgen sein, was selber herauszufinden dem Leser viel reichere Freude bereitet, als wenn auch dies der Dichter klar und deutlich ausgesprochen und dadurch einen Kommentar zu seinem eigenen Werke geliefert hätte. Auch der

Wirklichkeit schnurstracks widersprechende Phantasmen braucht der Dichter gewiss nicht zu scheuen, wenn die Wahrheit des Lebens dadurch veranschaulicht werden kann; aber umgekehrt etwas mit dem Schein nüchterner Wirklichkeit umkleiden, wohinter doch nur Phantastisches steckt, ist weder Recht des Denkers, noch des Dichters.

So gilt im allgemeinen von dem Gewebe in Eichendorffs erzählenden Dichtungen, dass es sehr viel mehr aus Morgenduft, als aus Sonnenklarheit gewebt ist; aber freilich die unbestreitbare Thatsache, dass sie alle, auch die krausesten und am meisten phantastischen, doch so viel Morgenduft enthalten, dass viele Einzelheiten in ihnen mächtig zum Gefühl und zur Phantasie sprechen, erhebt sie unendlich weit über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre und stellt sie alle in den Rang genialer dichterischer Versuche.

Von den erzählenden Dichtungen pflegt man jetzt die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" am höchsten zu stellen. Sie hat in der That auch etwas Anziehendes durch die klare Anschaulichkeit und naive Treuherzigkeit, mit welcher der „Taugenichts" die seltsamen Führungen seines Lebens erzählt, und wir gönnen dem sangeslustigen, bei seiner Trägheit doch auch genügsamen, gutherzigen und für Gottes schöne Natur so empfänglichen Burschen von Herzen das unerhörte Glück, das ihm in den Schooss fällt. Dazu kommt, dass viele schöne Lieder in die Erzählung eingestreut sind und an einzelnen dichterisch erfundenen Situationen kein Mangel ist; aber das Ganze ist sehr weit von Kunstvollendung entfernt. Aber geradezu unverständlich ist es mir, wenn man der liebenswürdigen und anmutigen Novelle nun gar ethischen und religiösen Gehalt zuschreiben will, woran Eichendorff bei diesem Phantasiespiel ganz gewiss nicht gedacht hat.

Das thut nun aber Keiter in seiner kritischen Würdigung der Dichtung. Nach ihm soll die Novelle uns nicht nur den Genius Eichendorffs in gleichsam verdichteter Form darbieten (das geschieht vielmehr in seiner Lyrik), soll nicht nur schlechthin als eine Perle der Erzählungskunst zu bezeichnen sein (das ist nur richtig, wenn man die Erzählung gesondert von Erfindung beurteilt), sondern es soll in ihr auch die Wirklichkeit, nicht wie bei den übrigen Romantikern durch die Hebelkraft des Verstandes in höhere Regionen empor-

gedrückt, sondern mit dem Zauber echter Poesie übergossen sein. Die Wirklichkeit! Welche kühne Behauptung von diesen phantastischen Erfindungen, vor allem aber von diesen psychologischen Unmöglichkeiten!

Lächeln aber muss man darüber, dass Keiter, der den Helden der Novelle als ein durchaus harmonisches Gemüt bezeichnet, als einen Menschen, dessen Seele sich in dem schönen Gleichgewicht aller Kräfte wiege, es in der That für nötig hielt, ausdrücklich zu versichern, dass er dennoch kein Idealmensch sei, desgleichen man nie gesehen habe; er habe noch so viel menschliche Schwächen, dass wir ihn als Unsersgleichen betrachten müssen.

Ich denke denn doch, dass im Gegenteil die meisten sich schönstens dafür bedanken werden, mit diesem unverbesserlichen Faulenzer in eine Klasse gestellt zu werden, der allerdings schon deshalb nichts Böses thut, weil es ihm zu unbehaglich ist, überhaupt etwas zu thun. Diese Trägheit, die Eichendorff mit köstlichem Humor geschildert hat, die aber, wo sie in der Wirklichkeit des Lebens sich zeigt, keinen sehr angenehmen Eindruck zu machen pflegt, soll nun „aus einem unerschütterlichen Gottvertrauen“ hervorgehen, der Taugenichts also am Ende gar nicht nur moralisches, sondern auch religiöses Vorbild sein. In der Wirklichkeit aber werden die Menschen in diesem gedankenlosen Gottvertrauen zu ihrem Heile bald genug erschüttert und lernen, dass da, wo es nicht so märchenhaft zugeht wie in dieser Novelle, paradiesische Faulheit nur die kurzen Mussestunden innerhalb der Lebensarbeit erfüllen kann, und dass der, welcher das süsse Nichtsthun zum ganzen Inhalt seines Lebens machen will, elendiglich zugrunde geht. Ich halte es für philisterhaft, in solchem anmutigen Phantasiespiel nach ethischen Wahrheiten zu suchen und sich unbefriedigt von ihm abzuwenden, wenn man sie darin nicht findet; es heisst aber sowohl die wirkliche Welt wie die Hauptaufgabe der Poesie, ein verklärtes Abbild derselben zu geben, gänzlich verkennen, wenn man in diesem geistreich und gemütvoll durchgeführten novellistischen Scherz ein Spiegelbild der Wirklichkeit oder ein Ideal des menschlichen Lebens erkennen will.

In den erzählenden Dichtungen sind bekanntlich viele Lieder enthalten; zum teil gehören sie zu den schönsten Perlen

der Eichendorffschen Lyrik und sind solche, welche, auch abgelöst von der Handlung und den Situationen, völlig verständlich sind und mit allen Einzelheiten unmittelbar zum Herzen sprechen; zum teil aber haben sie nur Wert und Bedeutung und erhalten volle Klarheit durch den epischen Zusammenhang, in welchem sie dort stehen. Diese letzteren wären besser aus der Sammlung der Gedichte fortgeblieben, da sie demjenigen, welcher die Situation nicht kennt, für die sie gedichtet waren, in manchen Einzelheiten, ja sogar in der Auffassung des Ganzen Rätsel aufgeben, zu deren Lösung er manchmal umsonst seinen Scharfsinn anstrengen wird.

So ist in dem dritten der Gedichte, welche jetzt zusammen die Überschrift „Wehmut" haben, — es fängt mit den Worten an: „Es waren zwei junge Grafen, verliebt bis in den Tod" — manche Einzelheit schwer verständlich, doch kann es noch so oder so verstanden werden; völlig dunkel muss aber für jeden, welcher den Zusammenhang in dem Roman „Ahnung und Gegenwart" nicht kennt, aus welchem es herausgerissen ist, die Verbindung der ersten beiden Strophen mit dem Inhalt der übrigen sein. Wenigstens diese beiden Strophen hätte der Dichter aus der Sammlung weglassen sollen, wenn er auch von denen verstanden zu werden wünschte, welche den Zusammenhang mit der Handlung nicht kennen oder ihn wieder vergessen haben[1]).

---

[1]) Vor kurzem hat Heinr. Meisner als „Erinnerungsgabe bei der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Eichendorffs" „Gedichte aus dem Nachlasse" desselben herausgegeben. Die Grundlage dieser Nachlese bildet (nach Vorwort XI) der Nachlass des Dichters, wie ihn jetzt die königliche Bibliothek besitzt. In seine Nachlese hat aber der Herausgeber auch Gedichte aufgenommen, welche Eichendorff in andere Werke verflochten hat, ohne sie später in die Sammlung der Gedichte selbst aufzunehmen, und hofft, dass dieses Verfahren bei den Freunden der Eichendorffschen Muse der Entschuldigung kaum bedürfen werde; denn es finde sich manche wertvolle Perle noch darunter. — Dagegen wäre auch nichts zu erinnern; doch hätte bei jedem solcher Gedichte die Quelle angegeben werden müssen, mindestens aber musste es als ein bereits gedrucktes bezeichnet werden. Das ist nun aber leider nicht geschehen; ja es ist dem Herausgeber sogar begegnet, dass er ein längst in der Sammlung gedrucktes (eben dieses Gedicht von den beiden jungen Grafen) in die Nachlese aufgenommen hat.

Aber auch sehr bekannte Gedichte, schöne, vielgesungene, leiden in Einzelheiten an Unklarheiten, welche erst verschwinden, wenn man weiss, welcher Person dasselbe und in welcher Lage es ihr vom Dichter in den Mund gelegt worden ist. Ich weise nur auf folgendes Lied hin:

Es weiss und rät' es doch keiner,
Wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach, wüsst' es nur Einer, nur Einer,
Kein Mensch es sonst wissen soll!

So still ist's nicht draussen im Schneee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken sind.

Ich wünscht', es wäre schon Morgen
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis dass ich im Himmel wär'!

Der nachdenkliche Leser fragt, wie mit dem Wunsche in der ersten Strophe und der in ihr ausgesprochenen Liebesseligkeit die Todessehnsucht in der letzten Strophe stimmt. Und völlig deutlich kann der Zusammenhang in den Gedanken und Gefühlen nicht werden, wenn man nicht weiss, wer das Lied singt und in welcher Lage. Der Sänger ist nämlich (in dem Roman „Ahnung und Gegenwart“) ein Mädchen, das, als Knabe verkleidet, dem Grafen Friedrich, zu dem es in heisser, hoffnungsloser Liebe entbrannt ist, von einem Orte zum andern folgt. Der Graf hat Wohlgefallen an dem jungen, treuen Diener, ohne den wirklichen Sachverhalt auch nur von fern zu ahnen. Als er einmal in einer Winternacht nach Hause kommt und mit Erwin — unter diesem Namen ist das Mädchen sein Diener — über eine vorzunehmende Reise spricht und dieser dabei sein tiefstes Naturgefühl offenbart, küsst der Graf den begeisterten Knaben auf die Stirn. „Da fiel er dem Grafen um den Hals und küsste ihn heftig, mit beiden Armen

ihn fest umklammernd. Voll Erstaunen machte sich Friedrich nur mit Mühe aus seinen Armen los, es war etwas ungewöhnlich Verändertes in seinem Gesichte, eine seltsame Lust in seinen Küssen, seine Lippen brannten, das Herz schlug fast hörbar, er hatte ihn noch niemals so gesehen." Gleich darauf eilt der Knabe weg und Friedrich hört ihn nun das oben mitgeteilte Lied singen.

Nun ist die tiefe Beseligung klar, die in den Anfangsworten sich ausspricht, die sogar für einen Augenblick den leidenschaftlichen Wunsch hervorruft, dass der hoffnungslos Geliebte davon erfahren möge. Aber der Wunsch wird sogleich unterdrückt; er am allerwenigsten darf etwas von dem Geheimnis wissen. Und nun folgt auch gleich auf den kurzen Jubel der Verzicht auf alles Lebensglück und der schwermütige Wunsch, im Jenseits endlich Frieden zu finden[1]).

So sind noch manche Gedichte, die jetzt in der Sammlung als selbständige stehen, in bezug auf ihren poetischen Wert und ihre Verständlichkeit nur in dem Zusammenhange zu würdigen, in welchem sie Gefühlsausdrücke handelnder Personen sind; aber es bleiben doch sehr viele übrig, die keines in solcher Weise zu beschaffenden Kommentars bedürfen.

Sie sind geschöpft aus der Lebenserfahrung des Dichters, aus seiner Liebe, seiner patriotischen Begeisterung, aus seiner ernsten, religiösen Auffassung des Menschenlebens, vor allem aber aus seiner begeisterten Freude an der Natur, die man nicht mit Unrecht als eine Art von „Naturtrunkenheit" bezeichnet hat.

In dieser Art von Lyrik ist Eichendorff Meister und unabhängig von jedem Vorbilde. Wir werden so unmittelbar von diesen innigen Liedern ergriffen; sie greifen uns so mächtig ans Herz, dass wir in ihnen Gedichte von höchster Kunstvollendung anerkennen müssen.

---

[1]) Eine gewisse Schwierigkeit liegt aber noch darin, dass in Str. 2 angenommen wird, das Lied werde in einer Winternacht gesungen (womit auch die Handlung des Romans stimmt), und in Str. 3 wieder eine andere Jahreszeit angenommen wird. So lässt aber auch der Dichter seinen Taugenichts von Hause weggehen, während der Schnee vom Dache thaut, und noch an demselben Tage durch wogende Kornfelder fahren.

Nun wäre es ja verkehrt, von jeder Lyrik, ja auch nur von der Gefühlslyrik zu verlangen, dass sie wie Jubeltöne oder Klagelaute, die aus der Brust hervorbrechen, uns mit elementarer Gewalt ergreife; aber ebenso gewiss ist es, dass, wo die dichterische Gestaltung der Rede so wirkt, ein ganz eigener Reiz über sie ausgegossen ist, der eben auch die sonst für Poesie Unempfänglichen erfreut oder erschüttert. Ja, man kann sagen, dass in dieser unmittelbaren, allgemeinen und dauernden Wirkung diese ungekünstelten und doch so kunstvollen Lieder den gewaltigsten Tragödien gleichen, während sie sonst zu diesen das entschiedene Gegenteil bilden. Das weite unendliche Reich der Dichtung zwischen diesen verschiedenen Arten bleibt eben vielen Menschen fast gänzlich verschlossen. Es ist so, als wenn Jemand die Schönheit des Wassers nur erkennen könnte entweder in dem wie Edelstein in der Sonne blinkenden Thautropfen oder in dem ungestüm wogenden Meere, dagegen in den anmutigen Bächen, den stolzen Strömen, dem leise hin und her wogenden Meer und dem spiegelglatten See keine Erscheinungen sähe, die zu liebender und bewundernder Betrachtung einladen könnten.

Mögen also immerhin in dem unendlichen Gebiet der Poesie die Eichendorffschen Dichtungen, so weit sie bleibenden Wert haben, nur auf eine kleine, eng begrenzte Art beschränkt sein: innerhalb dieser Art gehören sie zu dem allerschönsten, was darin gedichtet worden ist.

Die Reinheit und Tüchtigkeit seiner Gesinnung, die Innigkeit und Ungeschminktheit seiner Ausdrucksweise nimmt den Leser und Hörer sogleich gefangen, und die Lieder, die man einmal lieb gewonnen, bleiben für alle Zeit dem Ohre vertraute Klänge. Sie sind so recht eigentlich zum Eigentum des deutschen Volkes geworden.

Aber der Lieder, die gegenwärtig so in den deutschen Gemütern haften, sind doch nur wenige. Der wertvolle Schatz der Eichendorffschen Lyrik ist sehr viel grösser, als man nach der Zahl der jetzt im Volke lebenden Lieder vermuten darf. In weitere Kreise sind meist nur diejenigen gedrungen, welche sich auch durch eine glückliche Komposition dem Ohre eingeschmeichelt haben.

Es wäre mir ein Leichtes, wohl ein halbes Hundert von solchen Eichendorffschen Gedichten namhaft zu machen, die

wenig bekannt und doch sehr vortrefflich sind. Aber eine blosse Aufzählung von Überschriften oder Liederanfängen würde kaum jemand dazu bewegen, sich mit diesen Gedichten bekannt zu machen, und zu einer eingehenden und empfehlenden Besprechung einzelner Lieder ist hier nicht der Ort. Das sei aber doch bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages ausgesprochen, dass von seiner eigenen Dichtung sein schöner Spruch gilt, nach welchem reiche poetische Stoffe auch da vorhanden sind, wo sie vor dem Zauberwort des Dichters keiner geahnt hat:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Und mit demselben Nachdruck sei daran erinnert, dass Eichendorff ein Dichter war, welchem „anders sein und singen“ als „ein dummes Spiel“ galt, und der mit vollstem Recht über seine Poesie die schlichten, treuherzigen Worte schreiben konnte:

Was mir das Herz bewogen,
Das sagte treu mein Mund,
Und das ist nicht erlogen,
Was kommt aus Herzensgrund.

VII.

Zur Würdigung von Uhlands Gedichten.

Die ungerechtesten Urteile, die mir über Uhland bekannt geworden, sind gefällt von dem grössten deutschen Dichter und von einem der geschmackvollsten Philosophen unseres Jahrhunderts. Goethe schrieb nicht lange vor seinem Tode, also zu einer Zeit, in welcher Uhlands wohlverdienter Ruhm im deutschen Volke festgegründet war, an Zelter: „Aus der Region, worin Uhland waltet, möchte wohl nicht Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen."

Nicht viel günstiger hatte er sich früher gegen Eckermann über ihn geäussert, aber doch zugegeben, dass sein Ruhm wegen seiner Balladen, in denen man ein vorzügliches Talent gewahr werde, einigen Grund habe.

Gerade die Balladen aber sind es, auf die der Philosoph Arthur Schopenhauer, dem sonst niemand, welcher das dritte Buch seines Hauptwerkes gelesen hat, Geschmack absprechen wird, sein überaus hartes, wegwerfendes, ganz ungerechtes Urteil gründet. In einer mit maassloser, oft geradezu komischer Leidenschaft geschriebenen Abhandlung „über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird", sagt Schopenhauer[1]) Folgendes: „Wer ist denn dieses Zeitalter, dass es an der Sprache meistern und ändern dürfte? — was hat es hervorgebracht, solche Anmaassung zu begründen? Grosse Philosophen, wie — Hegel; und grosse Dichter, wie Herrn Uhland, dessen schlechte Balladen zur Schande des deutschen Geschmacks 30 Auflagen erlebt haben und 100 Leser haben gegen Einen, der Bürgers unsterbliche Balladen wirklich kennt. Danach messe man die Nation und das Jahrhundert, danach."

---

[1]) [Frauenstädt Aus A. Schopenhauers handschriftlichem Nachlass S. 63.]

Die ungerechten Urteile beider, von ihnen selbst nicht veröffentlicht, zum teil nur im Gespräch hingeworfene Äusserungen werden zum guten Teil wohl ihren Grund in ihrer nur sehr flüchtigen Bekanntschaft mit Uhlands Gedichten haben; sonst wären sie in der That höchst auffallend. Dass wenigstens Goethes Kenntnis der Gedichte nicht hinlänglich war, um öffentlich sie irgend einer Kritik zu unterwerfen, geht aus demselben Gespräch mit Eckermann hervor. Nach dessen Bericht nämlich soll er gesagt haben: „Übrigens habe ich über seine Gedichte kaum ein Urteil. Ich nahm den Band mit den besten Absichten zu Händen, allein ich stiess von vorne herein gleich auf so schwache und trübselige Gedichte, dass mir das Weiterlesen verleidet wurde.“

Möglich ist es übrigens, dass Goethes Urteil nicht ohne Einfluss auf Schopenhauer gewesen ist, der eine Zeit lang mit ihm durch gemeinsame wissenschaftliche Arbeiten in häufigem persönlichem Verkehr stand. Gewiss aber ist es, dass Goethes hartes Urteil Uhland der Gunst des deutschen Volkes nicht entfremdet hat, und schwerlich wird auch Schopenhauers erst aus seinem Nachlasse bekannt gewordene, im Zorn hervorgesprudelte gehässige Äusserung dem liebenswürdigen Dichter irgend etwas rauben von dem Ruhm, den sich sein Name errungen, und von der Verehrung, welche seine ganze Persönlichkeit auch bei denen stets so leicht gefunden, die ihn nur aus seinen Gedichten und den schmucklosen Berichten über seinen Lebensgang kennen.

Wie aber das Publikum an seinem Liebling festgehalten hat, so ist auch das Urteil der Kritiker und Litterarhistoriker im allgemeinen ihm entschieden günstig; es sind nur wenige, vereinzelte Stimmen, die entweder ihm durchaus abgeneigt sind, oder, wie Goethe in seinem Gespräch mit Eckermann, über ihn laue und fast widerwillige Worte des Lobes, aber entschiedene und harte des Tadels hören lassen.

Als Ergebnis der ästhetischen Kritik über ihn kann das jetzt als feststehend gelten, dass Uhland nach Goethe und Schiller im Lied und in der Ballade eine der bedeutendsten Erscheinungen, wenn nicht geradezu die bedeutendste ist.

Uneiniger sind die Kritiker in der Wertschätzung seiner Dramen. Während der eine sie kurzweg als schwache Versuche abfertigt, erklärt ein anderer, allerdings darin wohl ganz

allein dastehender — es ist Wienbarg — ihn für den geborenen Dramatiker, dessen Entwickelung nur durch die fehlende Anerkennung verhindert sei. Der gefeierte Balladendichter sei nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und schnöde beseitigte Dramatiker.

Am besten hat seinen Wert als Dramatiker wohl Otto Jahn in seinem kleinen, aber inhaltreichen und sorgfältigen Buch über Ludwig Uhland bezeichnet. Jahn schliesst seine kurze, klare, sehr überlegte Besprechung der Uhlandschen Dramen mit den Worten: „Die Schönheiten in Uhlands Dramen, welche zu den köstlichsten Perlen unserer Litteratur gehören, sichern ihm die dauernde Gunst der Leser, aber schwerlich die zündende Wirkung von der Bühne.“ Aber freilich, was zündet heute nicht alles und macht ein prasselndes, qualmendes Feuerwerk, das immerhin einige Monate dauert, bis es kläglich verpufft! Die stille, leuchtende Schönheit, die nur der ruhig Betrachtende erkennt, sie aber auch als Lebenselement in sich aufnimmt, wie die Blume das Sonnenlicht, wird bei ihrem Hervortreten immer nur von wenigen richtig gewürdigt.

Ohne Zweifel ist Uhland am bekanntesten und gefeiertsten als Balladendichter; wir wissen viele halb auswendig, ohne dass wir sie haben lernen wollen; sie haben uns in früher Jugend oft mächtig ergriffen und sind noch immer unserm Ohre liebe und angenehme Klänge. Sie lassen die Sage, das deutsche Mittelalter ohne romantische Verzerrung, ohne phantastisch mystische Zuthaten vor unserm Auge auftauchen in edlen, kraftvollen Gestalten; sie fesseln durch die wohlthuende Wärme des Gefühls, die in ihnen lebt, jedes unbefangene Gemüt. Mit Recht sind die erzählenden Gedichte so hoch gestellt worden, mit Recht sind sie Eigentum unseres Volkes geworden. Begreiflicher Weise gilt das nicht von allen ohne Ausnahme, und selbst sehr bekannte und vielgesungene unter ihnen haben Schwächen, auf welche mit gutem Grund die Kritiker aufmerksam gemacht haben.

So ist das ganz Unhistorische mancher Balladen als ein Fehler derselben bezeichnet worden. Nur darf man darin nicht so weit gehen, dass man es überhaupt tadelt, wenn der Dichter seinen Stoff ganz frei erfindet und gestaltet; das aber muss als Forderung hingestellt werden, dass, wo der Dichter frei erfindet, er den Mangel des historischen oder sagenhaften

Hintergrundes ersetzen muss durch einen die ganze Erfindung beseelenden und zusammenhaltenden wahren Gedanken. Das ist z. B. nicht der Fall in dem Gedicht „des Sängers Fluch". Alles dreht sich um den Gedanken, dass die Macht des von heiligem Zorn durchbebten Gesanges die stolzeste Herrlichkeit vernichten kann. So wenigstens fasst man den Gedanken des Gedichtes gewöhnlich auf; ich meine nun aber, dass dieser Gedanke von der Wunderkraft des Gesanges, der ja eine blosse Fiktion ist, sich notwendig einem gegebenen historischen oder sagenhaften Stoff hätte anlehnen müssen. Der Gedanke hält zwar die Begebenheiten der Erzählung zusammen, schwebt aber ebenso in der Luft, wie die Thatsachen selbst. Wie wenig würde uns das Tiecksche Gedicht Arion, das einen ähnlichen Gedanken von der Macht des Gesanges, der hier wunderbar rettend wirkt, durch die bekannte Sage veranschaulicht, gefallen können, wenn das ganz frei erfundene Poesie wäre. Die einzige Strafe, die in unserm Gedicht den blutdürstigen König trifft, ist die, dass sein Name in der Nachwelt nicht fortlebt, eine Strafe, die er gar nicht empfindet, ein Schicksal, das viele Millionen guter, tüchtiger Menschen mit ihm teilen, unter andern auch der fluchende Sänger selber samt seinem Sohn. Ausserdem ist es ungemein schwer zu glauben, dass sich eine einzelne, für diesen König sehr unbedeutende Thatsache aus dem Leben und der Regierung desselben im Gedächtnis der Nachwelt erhalten haben soll, die nicht einmal mehr seinen Namen kennt. Auch die Situation mit dem aufrecht aufs Pferd gebundenen toten Jüngling ist eine recht bedenkliche Erfindung. Die tönende Pracht der Rede in Uhlands Gedicht, die hier, wie sonst nie bei ihm, fast an Rhetorik streift, hat die Mängel nur zu leicht übersehen lassen.

Vollständig vermieden sind solche Fehler in einem andern Gedicht Uhlands, das einen ähnlichen Gedankeninhalt hat, aber bei weitem nicht so bekannt ist, wie des Sängers Fluch. Es ist das vierte von denen, welche er unter der gemeinsamen Überschrift Sängerliebe zusammengestellt hat, Don Massias. Die Lieder des in den Kerker geworfenen und nachher im Kerker ermordeten Sängers umtönen ewig lebend und unzerstörbar den Tyrannen wie Geisterstimmen, und quälen ihn bis zu seinem Tode. Auch abgesehen von dem gegebenen

Stoff ist hier ein Gedanke, dem niemand Wahrheit absprechen wird.

Von dem Vorwurf werden wir unsern Balladendichter also nicht freisprechen können, dass er zuweilen den historischen Hintergrund vermissen lässt, ohne diesen Mangel durch andere Vorzüge zu ersetzen. Ganz verkehrt aber ist die Art, wie Rudolf Gottschall denselben Vorwurf begründet. In seiner Litteraturgeschichte, die sich bekanntlich überhaupt durch Haschen nach witzigen, packenden Wendungen, die ihm nicht immer gelingen, eben nicht vorteilhaft auszeichnet, hat er in seiner Besprechung Uhlands folgenden unglaublichen Satz: „Schon die häufigen Deminutive, die Töchterlein, Kränzlein, Röslein beweisen, dass alle diese Gestalten kein selbständiges Leben haben, sondern noch mit den Eierschalen des Gemütes, aus dem sie hervorgekrochen, umherlaufen.“ An diesem Satz ist alles eben so unwahr, wie unschön; denn dass in den Deminutiven so etwas stecken soll, wie unser Kritiker will, ist wohl noch keinem Grammatiker und keinem Ästhetiker je in den Sinn gekommen.

Andere epische Gedichte Uhlands leiden unter der unglücklichen Wahl des sagenhaften Stoffes; ich nenne nur eins, den Kastellan von Couci. Wolfgang Menzel bezeichnet es als ein Gedicht von höchster Schönheit, und Karl Barthel hebt es als ganz besonders ergreifend hervor. Mir will es aber scheinen, als ob die Thatsache, dass ein Ritter seinen Knappen beauftragt, nach seinem Tode sein Herz der Geliebten zu überbringen, dass der Gemahl derselben es dem Knappen entreisst, der nichts ahnenden Frau beim Mittagsmahle mit rohem Scherz vorsetzt, und diese aus Schmerz darüber fortan sich jeder Nahrung enthält — dass diese Thatsache so widerwärtig ist, dass sie es nicht verdient in poetische Form gegossen zu werden.

Aber auch einige von seinen, ganz in volkstümlichem Ton gehaltenen kleinen erzählenden Gedichten haben, so allgemein beliebt sie auch sind, dennoch meines Erachtens Flecken, welche die Wirkung des Ganzen beeinträchtigen.

In „der Wirtin Töchterlein“ ist die Empfindung des ersten Burschen, die sich in den Worten ausspricht:

> Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
> Ich würde dich lieben von dieser Zeit

offenkundig unwahr und nur wegen des Gegensatzes zum zweiten erfunden, der von der Vergangenheit der Liebe redet, so dass nun der dritte beides mit kräftigem, innigem Wort zusammenfassen kann. Dieses bedingte „ich würde dich lieben“ ist an sich matt, psychologisch die seltsame Empfindung gar nicht begründet, und an einem offenen Sarge gesprochen, beleidigt sie geradezu das Gefühl. Es ist sehr schade, dass durch diesen Zug das sonst so vortreffliche Gedicht entstellt wird, aber leider ist der Zug für das Gedicht, wie es nun einmal vorliegt, so wesentlich, dass er nicht mehr wegzudenken ist.

Auch das Gedicht „des Goldschmieds Töchterlein“ ist nicht ohne einen erheblichen Anstoss. Durch nichts ist begründet, wie der Ritter der Zuneigung des Mädchens so sicher ist, dass er bei ihrem Vater Kranz und Ring für sie, wie für eine Fremde, bestellen kann. Nur dann würde dieses neckende Versteckspielen einigermaassen entschuldigt sein. Die Person des Ritters scheint mir also entweder unklar gezeichnet, oder, liest man nichts willkürlich in das Gedicht hinein, so erscheint er als ein eitler Geck, welcher von dem Grundsatz ausgeht, dass er allen gefallen müsse. Jedenfalls ist die letzte Strophe ganz überflüssig. Dass das Mädchen aus der Kunst ihres Vaters einen Schluss hätte machen sollen auf diesen vornehmen Bräutigam, ist ein recht unbedeutender Scherz, und dass der Ritter selbst von den hohen Ehren spricht, in die sie mit ihm eingehen soll, ist eine ganz unnötige Prahlerei in seinem Munde, stimmt aber freilich zu dem Bilde, das wir uns nach dem Gedicht von dem Ritter machen müssen. Diese letzte Strophe kann auch recht gut fehlen; mit der vorletzten hat das Gedicht einen viel schöneren Abschluss. Um diese kleine Dichtung ist es nicht minder schade, dass solche Ausstellung an ihr gemacht werden muss. Es gibt wenige, die eine so reizend frische Sprache haben wie diese; und der verfehlten Zeichnung des Ritters gegenüber wirkt die des Mädchens um so wohlthuender.

Das an Uhlands Epik Gerügte sind Einzelheiten, durch deren offene Darlegung das Gesamturteil, das seinen Balladen die höchste Bedeutung zuschreibt, nicht umgestossen werden soll. Welche Reihe schöner Gedichte dieser Art von der ersten Ballade „die sterbenden Helden“, einer Schöpfung von

unvergleichlicher Schönheit, hervorgegangen aus dem Geist des erst siebzehnjährigen Dichters, bis zu den letzten Balladen seiner reifen Mannesjahre, „das Glück von Edenhall“ und „Singenthal“.

Aber eben so hoch wie seine Epik ist seine Lyrik zu stellen, die neben seinen Balladen nicht selten übersehen oder nicht so gewürdigt wird, wie sie es verdient. So schweigt Vilmar von ihr ganz, während er doch seinen erzählenden Gedichten in schönen anerkennenden Worten volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Barthel will trotz der lobenden Worte, die er für sie hat, sie doch nur als Beiwerk und Zugabe in der Uhlandschen Poesie gelten lassen; und nun gar Julian Schmidt hat aus der Lektüre der Lieder die mir ganz unerklärliche Überzeugung gewonnen, dass „aus ihnen uns niemals ein mächtiger Strom der Empfindung entgegentrete“. Geradezu unverständlich aber sind Julian Schmidts unmittelbar darauf folgende Worte. Er sagt: „Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem schönen kleinen Frühlingslied: „Nun muss sich alles, alles wenden“, ist es nicht eine bestimmte individuelle Empfindung, die zu den Gegenständen herantritt, sondern es sind die Gegenstände selbst, die „in süsser Empfindung zittern“. Der Zusammenhang, in welchem diese Worte stehen, fordert, dass man sie als eine Ausstellung an Uhlands Lyrik ansehen soll; in der That ist ihr damit aber das höchste Lob gespendet. Denn das Verhalten des Dichters, wie es Julian Schmidt hier zu fordern scheint, ist gerade das des unbedeutenderen, uns nie so mächtig ergreifenden Dichters. Es sind eben die „weniger begabten, durch keine besonders markierte dichterische Persönlichkeit sich auszeichnenden Dichter, die von dem mit dem Frühling neu erwachenden Leben und Regen in der Natur so zu sagen nur äusserlichen Anlass nehmen, auf das Schildern von Stimmungen des Gemüts und Herzensempfindungen überzugehen“.

Ebenso wie Uhlands Naturpoesie hat man seine vaterländischen Gedichte zum teil ungerecht beurteilt. Wenn aber so die Urteile schwanken, scheint es nicht unangemessen, von neuem einen prüfenden Blick auf Uhlands Bedeutung als Lyriker zu werfen.

Seine lyrischen Gedichte hat unser Dichter selber, teils die Form, teils den Stoff zum Einteilungsgrunde nehmend,

in vier Abschnitte geteilt: Lieder, vaterländische Gedichte, Sinngedichte und als vierten Abschnitt Sonette, Oktaven, Glossen. Die beiden letzten Teile sind am wenigsten reich an solchen Gedichten, die aus vollem Herzen tönen und unsere Seele zur Mitempfindung bewegen. Die Form des Sonetts bleibt uns immer eine fremdartige, mag sie auch so meisterhaft gehandhabt werden, wie von Aug. Wilh. Schlegel und Goethe und später von Rückert und Platen. Kaum irgend eines ist wirklich Eigentum des Volkes geworden. Wie wenige von den vielen, die man gelesen, trägt man mit sich herum. Man bewundert die Grazie und Sauberkeit der Technik und hat sie bald nachher vergessen. Darum ist es nicht wohlgethan, wenn ein Dichter das innigste Gefühl seiner Brust in diese der deutschen Sprache nun einmal widerstrebende Form hineinzwängt, und es war ein entschiedener Missgriff, als Rückert sie gar wählte für Schlachtgesänge und Freiheitslieder.

Nicht übel hat Bürger, der die Form des Sonetts in Deutschland von neuem wieder einführte, ihren Wert für unsere Poesie bezeichnet: „Das Sonett," sagt er, „ist eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff, womit man sonst nichts anzufangen weiss, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen . . . . . Es ist eine artige Einfassung zu allerlei Bescheerungen für Freunde und Freundinnen."

Dem ganz entsprechend sind denn auch von Uhlands Sonetten, welche übrigens sämtlich bedeutende Gewandtheit in der Form bekunden, als die gelungensten die zu bezeichnen, welche zu der von Bürger angegebenen Art gehören. Besonders hervorzuheben sind wohl die Sonette „In Varnhagens Stammbuch", „Der Blumenstrauss", „Die Bekehrung zum Sonett". Das letzterwähnte ist gegen Christoph Friedrich Weisser gerichtet, den Redakteur des Morgenblatts und entschiedenen Gegner aller romantischen Bestrebungen, „das reine Hermelin der alten Schule", wie er in dem geistreich und harmlos scherzenden Gedichte genannt wird.

In ihrer Art sind die Uhlandschen Sonette gewiss nicht gering zu achten; aber eben die ganze Art dieser Poesie wird mit Recht immer nur ein kleines dankbares Publikum haben.

Den Sonetten schliessen sich die Oktaven an, eine poetische Form, die, obwohl der gehäuften Reime wegen immer noch zu den schwierigeren gehörig, dennoch in der deutschen

Dichtung einen guten Klang hat. Ich erinnere nur an Goethes „Zueignung“.

Unter den Uhlandschen Oktaven ist ein Gedicht von ungewöhnlicher Schönheit, der Nachruf an die Königin Katharina von Württemberg. Man muss wissen, wie wenig Veranlassung Uhland in sich fühlte, das Fürstengeschlecht seines Landes in Lobliedern zu besingen, man muss Kenntnis haben von den hartnäckigen Verfassungskämpfen, an denen Uhland hervorragenden Anteil nahm, von dem bitteren Gefühl des Unrechts, das der Dichter mit der Mehrzahl seiner Landsleute gerade in der Zeit, als die Königin starb, erlitten zu haben glaubte, um ganz ermessen zu können, wie schön und innig, wie edel und aufrichtig diese Strophen sind.

Aber auch ohne diese Kenntnis tritt jedem aus dem Gedichte selber lebhaft entgegen, wie unnachahmlich er es hier verstanden hat, freimütig zu reden, ohne zu verletzen, die volle Schale des Lobes auszugiessen, ohne das geringste Wort von Schmeichelei. Es lebt in dem Gedichte die innigste Teilnahme eines freien Bürgers, dem das Recht im Staatsleben und stille Tugend in der Häuslichkeit die höchsten Güter sind, an den Geschicken seines Fürstenhauses. „So schönes Lob ist noch nie einer Königin geworden,“ sagt Varnhagen mit Recht von diesen Versen.

Der König dankte dem in politischen Kämpfen ihm feindlich gegenüberstehenden Dichter mit herzlichen Worten für diesen schönen Ausdruck menschlicher Teilnahme.

Für die schwächsten von Uhlands Gedichten halte ich die, welche er unter dem Namen „Sinngedichte“ zusammengefasst hat. Die Distichen sind wenig gelungene Nachahmungen der Goetheschen; viel Witz und Pointe ist in ihnen nicht zu bemerken, kaum dass man zwei oder drei findet, über die man sich freuen kann, dass sie gedruckt sind. Nicht viel besser sind im Ganzen die übrigen Sinngedichte; um so schöner glänzt unter den unbedeutenden ein kleines Gedicht, das übrigens mit Unrecht von ihm Sinngedicht bezeichnet worden ist, das tiefgefühlte und in der Form durchaus vollendete Gedicht, in welchem der Dichter so rührend und innig der gestorbenen Eltern gedenkt:

Zu meinen Füssen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt.
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Der Sinngedichte sind nur sehr wenige; den mehr als sechsfachen Raum derselben nehmen die eigentlichen Lieder ein, die den ersten Teil der Uhlandschen Lyrik bilden. Diese Lieder sind es, die man mit Recht meist im Sinne hat, wenn man unserem Dichter einen so hohen Platz unter den deutschen Lyrikern gegeben hat. Von diesen Liedern sagt Varnhagen: „Sie sind goethisch", das heisst aber nicht Goethen nachgeahmt, sondern in gleichem Wert mit dessen Liedern: „eben so wahr und rein, so frisch und süss"; und Chamisso: „Ich kann wohl sagen, dass mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat!"

Ausgegangen ist Uhland von der Romantik; dafür sprechen schon seine Glossen und Sonette. Am klarsten aber geht es hervor aus seinem Aufsatze über das Romantische im Sonntagsblatt, das als nur geschriebenes Journal von dem Studenten Uhland und seinen Tübinger Genossen zur Bekämpfung des Morgenblatts gegründet war.

Diesen Aufsatz, in welchem er, sich mit Jean Paul berührend, als das Wesen der Romantik das mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, das Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen bestimmte, sie aber von sich weist als einen phantastischen Wahn des Mittelalters, schliesst er mit den Worten: „Nun so lasst uns Schwärmer heissen und gläubig eingehen in das grosse romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt". Mit der Romantik aber, wie sie in der deutschen Litteratur sich entwickelt hat, ist unserm Dichter nichts Wesentliches gemein, als der mächtige Zug zum Mittelalter. Von allen Auswüchsen der romantischen Schule ist er völlig unberührt geblieben, so eifrig auch Heinrich Heine das Gegenteil behauptet hat. Wie er selbst frei war von aller Überspanntheit, eine durch und durch gesunde, tüchtige Natur, für die nüchternste, wissen-

schaftliche Forschung, wie für energische praktische Thätigkeit gleich begabt, so hat er auch seine dichterischen Schöpfungen von all den Verzerrungen frei gehalten, an denen so viele Erzeugnisse der romantischen Schule leiden.

Auf sein Dichten hat nach seinen eignen Äusserungen am meisten Goethe und nächst ihm Bürger Einfluss geübt. Dass er darin in keiner Selbsttäuschung befangen war, zeigen seine Lieder deutlich genug; und das Urteil von Gervinus, dass auf ihm, wie auf all den schwäbischen Dichtern Schillers Geist geruht habe, mag von Pfizer wahr sein, von Uhland sicherlich nicht; man müsste denn unter Schillers Geist in diesem Falle nichts anderes verstehen als den Sinn für das Grosse, Reine und Edle. Der ruht aber, Gott sei Dank! auf vielen Deutschen, die keinen Vers geschrieben haben. Von Schillers prachtvollem, hinreissendem Redestrom, von dessen philosophischer Tiefe und was man sonst als ihm gerade eigentümlich bezeichnen will, ist in Uhlands Gedichten kaum eine Spur.

Das soll ihm weder zum Lobe noch zum Tadel gesagt sein.

Überblicken wir Uhlands Lieder, so drängt sich als erste Bemerkung die auf, dass leider gerade die an den Anfang gestellten die unbedeutendsten sind. Es sind eben die, über welche Goethe bei seiner Lektüre nicht hinausgekommen ist. Uhland selbst scheint sich das nicht verhehlt zu haben, denn er sagt in seinem poetischen Vorwort zur ersten Auflage, in welchem er die Lieder redend einführt:

> Anfangs sind wir fast zu kläglich,
> Strömen endlos Thränen aus,
> Leben dünkt uns zu alltäglich,
> Sterben muss uns Mann und Maus.

Alle diese Gedichte aber stammen aus Uhlands erster Periode, wenn sie auch teilweise erst später veröffentlicht wurden. Sie also irgend wie auf das Gesamturteil über seine Lieder einwirken zu lassen, wäre beinahe so ungerecht, als wenn man die poetischen Versuche seiner Knabenjahre, die in Notters Nekrolog im schwäbischen Merkur mitgeteilt sind, mit heranziehen wollte. Das aber ist zuzugeben, dass sie Uhland aus seiner Sammlung besser weggelassen hätte. Diese unreiferen Produkte aus der ersten Zeit seines dichterischen Auftretens sind ja aber auch nur wenige; wie gross ist dagegen

die Zahl der Lieder, die mit ihrer milden klaren Schönheit, mit ihrer herzlichen Innigkeit so recht zum Gemüt des deutschen Volkes sprechen.

Was die Reinheit und Vornehmheit des Stils angeht, so räumt selbst Julian Schmidt ein, dass ihm darin nur Goethe zu vergleichen sei. Was Bürger gewollt, aber nur zum teil erreicht hat, ist ihm gelungen, er hat unmittelbar aus dem Gefühl des Volkes heraus in der einfachsten, innigsten Sprache seine Lieder gesungen; das gilt begreiflicher Weise am meisten von denen, welche die Natur und die Liebe, beides oft genug in recht künstlerischer Verbindung, zu ihrem Gegenstande haben.

Liebeslieder ohne Anlehnung an die Natur sind unter seinen Gedichten nur wenige, aber diese auch von hoher Vollendung und wohlthuender Reinheit, bald graziös scherzend, wie „Der Entschluss“, „Der Lauf der Welt“ und „Bauernregel“, bald tief und innig, wie das Lied an die „Ungenannte“ — es ist seine Frau damit gemeint — und vor allem das köstliche Gedicht „Die Abgeschiedenen“. Die schönste Verbindung von inniger Naturempfindung und dem Gefühl der Liebe offenbart sich in den allbekannten und vielgesungenen, echt volkstümlichen Wanderliedern. Sie loben zu wollen, hiesse Wasser in den Strom tragen. Nur die irrige Vorstellung muss abgewehrt werden, die ich in Karl Barthels deutscher Nationallitteratur der Neuzeit finde, dass der Dichter uns in ihnen ein ganzes Drama voll Bewegung und Mannigfaltigkeit, von der Trennung an bis zur glücklichem Heimkehr, darstellte. Wäre das wirklich der Fall, so hätten wir in ihnen ein sehr trübes Bild von der Persönlichkeit des Wanderers, welcher der Leichtfertigkeit geziehen noch sehr milde beurteilt wäre. Von dramatischem Leben kann überhaupt in dieser Gruppe von Liedern gar keine Rede sein; aber es zieht sich auch nicht einmal ein epischer Faden durch die reizenden kleinen Bilder, die in ihrer Selbständigkeit und Abrundung dessen auch gar nicht bedürfen.

Von den Liedern, in denen das Naturgefühl in den Vordergrund tritt, hat Uhland selbst einige unter der gemeinsamen Überschrift „Frühlingslieder“ zusammengestellt. Sie sind ebenso bekannt und beliebt, wie die Wanderlieder. Das schönste unter ihnen ist wohl „die Frühlingsfeier“, die der

überströmenden, religiös gehobenen Freude an der erwachenden Natur, gerade weil sie auf das darstellende Wort verzichtet, den beredtesten Ausdruck gibt:

> Süsser, gold'ner Frühlingstag!
> Inniges Entzücken!
> Wenn mir je ein Lied gelang,
> Sollt' es heut' nicht glücken?
>
> Doch warum in dieser Zeit
> An die Arbeit treten?
> Frühling ist ein hohes Fest:
> Lasst mich ruh'n und beten.

Aber auch sonst hat er in vielen Liedern verstanden, das lebendigste Naturgefühl rein und voll ausströmen zu lassen. So in dem Lied „das Thal“. Das ist kein blosses Wohlgefallen an der Natur, kein wortreiches Bewundern, sondern die tiefe Empfindung eines wahren Dichters, der aus dem innigsten Zusammenleben mit der Natur Trost und Frieden zu schöpfen weiss, wenn er eine Strophe mit den Worten schliesst:

> Natur! wohl braucht es solcher Stunden,
> So innig und so liebevoll,
> Wenn dieses arme Herz gesunden,
> Das welkende genesen soll.

Sein Gemüt bedarf auch nicht stets wechselnder Naturbilder; das schon tausend mal Gesehene wird ihm immer wieder neu. Es ist eben kein neugieriges Beschauen der Landschaft, sondern ein inniges Versenktsein in das Leben der Natur:

> Nie erschöpf' ich diese Wege,
> Nie ergründ' ich dieses Thal,
> Und die altbetret'nen Wege
> Rühren neu mich jedesmal.

Dabei hält er sich aber frei von jeder unwahren Übertreibung. Es gibt gewiss so tiefes Menschenweh, das auch der freundlichste Glanz der Natur nicht lindern kann. Darum sagt er spottend mit vollem Recht:

Wer nur an Regen krank gewesen,
Der mag durch Sonnenschein genesen.

Aber die frohe Ahnung wenigstens kann er aus ihr schöpfen, dass Sorge und Schmerz sich noch einmal zu seligem Frieden verklären:

Wolken seh' ich abendwärts
Ganz in reinste Glut getaucht,
Wolken ganz in Licht zerhaucht,
Die so schwül gedunkelt hatten.

Ja, mir sagt mein ahnend Herz:
Einst noch werden, ob auch spät,
Wenn die Sonne niedergeht,
Mir verklärt der Seele Schatten.

In noch engere Beziehung zu seinem ganzen Leben und Treiben bringt er die Naturerscheinung in dem Gedicht „Der Mohn", dem an Formvollendung wenige gleichkommen. Die im Volke verbreitete Vorstellung von der Gefahr, die dem im Mohne Schlafenden drohe, benutzt er geistvoll, um seinen Dichterberuf dadurch anschaulich zu machen. Man muss dabei sich erinnern, dass seit dem griechischen Philosophen Demokrit die dichterische Genialität oft mit Wahnsinn oder Rausch verglichen worden ist:

Zur Warnung hört' ich sagen,
Dass, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem schönen Thal.
Sie dufteten so milde;
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und echt;
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind wie Sterne klar:
O Mohn der Dichtung! wehe
Ums Haupt mir immerdar!

Und wie wahr und schön ist das Gefühl, dem er beim Anblick des Kirchhofs im Frühling Worte gibt; trüber Ernst bei dem Gedanksn an den Tod von Angehörigen, furchtloser Sinn bei dem Gedanken an den eigenen Tod und zugleich frischer, freudiger Lebensmut:

Stiller Garten, eile nur
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken!

Schliesse fest den schwarzen Grund!
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebsten abverlange.

Will mich selbst die dunkle Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mich gleich, in frischer Luft
Hätt' ich manches noch zu schaffen.

Eine besondere Klasse unter seinen Liedern sind die, in welchen er sich in die Lage und Empfindung anderer hineindenkt und fühlt. So meisterhaft, wie Chamissos Frauenliebe und Leben, das derselben Gattung angehört, sind sie nun freilich nicht; aber es sind doch auch sehr vortreffliche Gedichte. Ich brauche nur an das frische Gedicht: „Des Knaben Berglied" zu erinnern. Denselben Wert haben die nicht so bekannten: „Der Schmied" und „Des Hirten Winterlied". Hierher gehört aber nicht, trotz seiner Überschrift, „Des Schäfers Sonntagslied", denn in ihm ist nichts, was der Situation eines Schäfers eigentümlich wäre; wohl aber ist es eine von seinen allerinnigsten Naturpoesieen, so angethan, dass sie jeder, wes Standes und Geschlechts er sei, nachempfinden kann.

Vereinzelt stehen unter seinen Liedern die Gedichte, in denen er über seine eigene dichterische Thätigkeit reflektiert, z. B. das Gedicht „Rechtfertigung“, in welchem er in gutmütigem Spott über die unklare und unwahre Sentimentalität der Jugend und wohl auch seiner eigenen ersten Schöpfungen den Stab bricht, und diesem unbegründeten weinerlichen Wesen die wohlbegründete Trauer des Mannes gegenüberstellt, der im Leben nach klaren und erreichbaren Zielen strebend, sie dennoch nicht erreicht. Das Lied hat er so recht aus eigener Erfahrung heraus gesungen. Eben dahin gehört „Freie Kunst“ und „Dichtersegen“. In dem letzteren will er seine Poesie nur gelten lassen, wie zerstreute Blumen, die das Ährenfeld schmücken, ohne ihm zu schaden. Es schliesst:

> Freund, mein schlichtes Liederspiel
> Weckt der Blumen nicht zu viel,
> Nur so viel die Ähren schmückt
> Und dein kleiner Enkel pflückt.

Dem ähnlich sagt er in seinem Vorwort:

> Lieder sind wir nur, Romanzen,
> Alles nur von leichtem Schlag,
> Wie man's singen oder tanzen,
> Pfeifen oder klimpern mag.

Ohne es zu wollen hat der liebenswürdige bescheidene Dichter mit den letzten Worten aber auf einen grossen Vorzug seiner meisten Gedichte hingewiesen, die Singbarkeit derselben, die sie mit Goethes unsterblichen Liedern gemein haben.

Es bleibt nun noch eine Seite der Uhlandschen Lyrik übrig, seine vaterländischen Gedichte. Zu unterscheiden sind die, welche sich auf die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch beziehen, und die, welche die württembergischen Verfassungskämpfe zu ihrem Gegenstande haben. Der ersten Gattung sind nur wenige, und sie haben nicht die zündende Kraft der Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf. In der Sammlung seiner Gedichte hat er sie den übrigen Liedern unmittelbar angeschlossen, während die auf Württembergs Verfassungskämpfe und auf die innere Freiheit im ganzen Deutschland gedichteten unter der besonderen Abteilung „Vaterländische Gedichte“ zusammenstehen.

König Friedrich von Württemberg, ein herrschsüchtiger kluger Depot von ungezähmter Sinnlichkeit, hatte im Jahre 1805, durch seinen Gönner Napoleon sich deckend, die beschworene Verfassung gebrochen, zehn Jahre später äusserem Drucke sich fügend, dem Lande eine Verfassung, wie er sie für gut befand, angeboten. In dieser neuen Verfassung war manches Bessere, Zeitgemässere, als in der alten; anderes blieb hinter gerechten Wünchen zurück. Das Volk, einmal durch den Treubruch beleidigt, wollte nicht das Geschenk; es wollte sein „gutes altes Recht".

In diesem ernsten, langwierigen Kampfe nahm Uhland durch Reden und Anträge als Abgeordneter, durch seine Gedichte, die als Flugblätter erschienen, eine hervorragende Stelle ein. Man mag darüber streiten, ob es politisch klug war von Uhland und den ihm gleich Gesinnten, so zähe, so unerbittlich an der alten Verfassung festzuhalten, zumal damals, als nach dem unerwarteten Tode des Königs Friedrich sein Sohn Wilhelm der Erste, unterstützt von seinem liberalen Minister Wangenheim, das Verfassungsleben in entschieden freisinnige Bahnen lenken wollte. Missbilligt man aber auch den politischen Standpunkt der allzu zähen Oppositionspariei, die endlich doch unterlag: auf die moralische Gesinnung unseres Dichters, auf den Wert seiner Lieder fällt darum auch nicht der leiseste Schatten. Das Rechtsgefühl war einmal beleidigt, schwer und tief gekränkt. Dieser Empfindung hat Uhland den beredtesten und bei aller Glut der Überzeugung immer doch maassvollen und edlen Ausdruck gegeben. Voll von diesem Gefühl des schwer gekränkten Rechtes singt er:

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Dass, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Dass er allein in seinen Händen,
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Uhland hat zuerst die Forderungen eines vernünftigen Liberalismus in wohllautende und kräftige Verse gegossen, und ich wüsste keinen, der nach ihm in so schöner Form die

Sehnsucht nach staatlicher Freiheit ausgesprochen hätte. Denn mit der revolutionären Lyrik späterer Tage hat der Dichter, welcher der Königin Katharina einen so schönen Nachruf dichtete, nicht das mindeste gemein.

Aber seine besondere Parteinahme innerhalb der in Württemberg seit 1815 gegebenen Verhältnisse fand Missbilligung auch bei solchen, welchen es an lebhafter Empfindung für Recht und Freiheit wahrlich nicht fehlte, und welche dem Dichter sonst herzlich zugethan waren. So bei Varnhagen, bei Jacob Grimm, bei Rückert.

Goethe aber bedauerte überhaupt, dass sich der Dichter mit dem politischen Parteigetriebe so leidenschaftlich befasste und sprach noch kurz vor seinem Tode dabei zugleich eine etwas lebhaftere Anerkennung Uhlands aus, als in seinem früheren Briefe an Zelter und in früheren Gesprächen mit Eckermann. Die letzte Äusserung nämlich, welche dieser von Goethe aufgezeichnet hat — im März 1832 — schliesst mit dem Namen unseres Dichters und hat folgenden Wortlaut: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaassen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland."

Gewiss hat Goethe im allgemeinen Recht mit seiner Ansicht über Politik und Poesie, und in der That hat Uhland seit seiner erregten Teilnahme an den Verfassungskämpfen und den aus diesem Pathos geborenen Liedern nur noch in zwei Jahren, 1829 und 1834, eine grössere Fülle schönerer Lieder gedichtet. Dem ersten von diesen Jahren gehören die schönen Gedichte an: Der Mohn, Bertran de Born, Tells Tod, gehört auch die Münstersage an, eine frei und mit grosser Kühnheit erfundene Dichtung, geschaffen, um Goethe die begeistertste Huldigung darzubringen. Goethe hatte als Student bekanntlich seinen Namen auf der Plattform des Strassburger Münsters eingemeisselt. Uhland erfindet nun, wie dabei helle Funken aus dem Stein aufgesprüht seien, wie das steinerne Laub der gothischen Verzierungen gerauscht und es im ganzen

Bau gegärt und getönt habe. Er schliesst das Gedicht mit den Worten:

> Wer ist noch, der sich wundert,
> Dass Ihm der Turm erdröhnt,
> Dem nun ein halb Jahrhundert
> Die Welt des Schönen tönt?

Goethe hat von dieser Huldigung wohl nichts mehr erfahren; freilich wusste auch Uhland damals nichts von dessen mindestens sehr kühler Würdigung seiner Gedichte. Als er sie später gelesen, hat ihn natürlich Goethes Urteil tief geschmerzt, aber seine innige Verehrung nicht geschmälert. Im Jahre 1849, als ihn die Politik von neuem auf den Kampfplatz gerufen hatte, schickte er einer Freundin seines Hauses Goethes Gedichte und fügte folgenden schönen Spruch hinzu, fast die letzten Verse, die er gedichtet hat:

> In diesen kampfbewegten Maientagen
> Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
> Und mitten in dem tobenden Gedränge
> Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.

Mochte damals seine dichterische Schöpferkraft auch schon seit fünfzehn Jahren erloschen sein, so weit hat der Politiker doch nie den Poeten aufgezehrt, dass er auch die lebhafte Empfindung für die Poesie verloren hätte. Aber er hat auch noch nach Goethes Tode ein poesiereiches Jahr gehabt, das Jahr 1834. Wer wollte das bezweifeln, wenn er hört, dass diesem Jahr „Das Glück von Edenhall“ angehört, ein Gedicht, das jedem bekannt ist? Aber zu derselben Zeit ist auch „Die versunkene Krone“ gedichtet, ein wohl nicht so allgemein bekanntes Gedicht, aber ein klares Zeugnis für ein ungebrochenes dichterisches Vermögen:

> Da droben auf dem Hügel,
> Da steht ein kleines Haus,
> Man sieht von seiner Schwelle
> Ins schöne Land hinaus;
> Dort sitzt ein freier Bauer
> Am Abend auf der Bank,
> Er dengelt seine Sense
> Und singt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone, stolz und reich;
Sie lässt zunacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir.
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und niemand sucht nach ihr.

Mittelalterliche feudale Herrlichkeit, die mit all ihrer märchenhaften Pracht längst versunken ist, wird der frischen, rüstigen, aber poesielosen Gegenwart gegenüber gestellt, die durch die Person des freien Bauern repräsentiert, nach jener verschollenen Herrlichkeit nicht fragt, ja gar nichts von ihr weiss. Will man diese kulturhistorische Deutung nicht zugeben und in dem Gedicht nur den Gegensatz von tüchtigem, nüchternem Realismus und dem den Tagesinteressen fernen Idealismus, dessen herrliche Schätze der Menge unbekannt sind, ausgedrückt sehen, so thut das der Schönheit des Gedichtes keinen Eintrag.

Dies Gedicht steht also fast am Ende seiner dichterischen Thätigkeit. Uhland war 47 Jahre alt. Ein ähnliches schuf er im Anfang desselben als achtzehnjähriger Jüngling. Es ist das sehr bekannte und mit Recht von allen hochgeschätzte Gedicht „Die Kapelle“. Auch hier ein Gegensatz, aber ein solcher, welcher der jugendlichen, in schwermütigen Vorstellungen sich gern bewegenden Seele näher liegt, als der in der versunkenen Krone ausgeprägte.

Hier bleiben aber die beiden anschaulichen, mit einander kontrastierenden Bilder — harmlose Jugendlust und schwermütiger Lebensernst — nicht so ohne Beziehung auf einander wie der Bauer und die versunkene Krone. Teils durch die Situation selbst, teils durch die beiden letzten Zeilen hat der Dichter vortrefflich den Gedanken ausgedrückt, dass vor dem gebieterischen Ernst des Todes Jugendlust und Jugendscherz verstummen müssen. Vielleicht ist nie von einem Dichter in so knappem Rahmen mit so wenig Strichen, mit so wenig Künstlichkeit, aber mit desto grösserer Kunst der frische Morgen des Menschenlebens der ernsten heiligen Nacht, die ihm einmal sicher folgt, gegenübergestellt worden:

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Ich meine, dass auch aus diesen Versen des jugendlichen Dichters hervorgeht, was der Ästhetiker Vischer mit Recht von der ganzen Uhlandschen Poesie rühmt, dass sie ertöne wie „runder, voller Glockenklang", dass Uhland nichts Blitzendes habe, aber stet und ruhig beleuchte, dass er seine Stämme so rein zu zimmern verstanden, dass nirgends mehr Späne daran hängen.

Und nun alles in allem: Mag ihm, wie man sagt, „aller dichterische Zauber der Persönlichkeit" gefehlt haben, mag er „stumm und spröde" den ferner Stehenden erschienen sein, mögen wir in ihm keinen Dichter haben, bekleidet mit der Majestät von Geistern ersten Ranges; wir haben in ihm doch einen Mann, der von Frühling und Liebe und Vaterland so schöne, so herzliche Lieder gesungen hat, dass sie im deutschen Volke noch in späte Jahrhunderte hinüber klingen werden; denn sie sind „der Ausdruck und Spiegel eines durchaus harmonischen, reinen und edlen Geistes".

Freilich, in die Werkstatt des schaffenden Dichtergeistes können wir nicht hineinschauen, wir können das Gefühl nicht nachempfinden, das den Dichter ergreifen mag, wenn er fern vom Geräusch und Getose des Menschenlebens hinabtaucht in das tiefe, klare Meer der Schönheit und umrauscht ist von seinen heiligen Fluten. Was er aber von dort heraufbringt, die köstliche Perle, ist unser Eigentum, und von Geschlechtern zu Geschlechtern wandert das heilige Sängererbe.

Auch Uhland gehört zu diesen Tauchern, an denen unser Volk so reich ist; und unter seinen Gedichten ist so manche Perle, an deren mildem, reinem Glanz sich auch noch die kommenden Geschlechter erfreuen werden.

VIII.

Über Platens dichterische Bedeutung mit besonderer Beziehung auf Heines Urteil in den Reisebildern.

Eine sehr unerquickliche Erscheinung innerhalb der dichterischen Bestrebungen in unserem Jahrhundert ist die litterarische Fehde zwischen Platen auf der einen und Immermann und Heine auf der anderen Seite. Über Platen, der von Goethe und Rückert angeregt und belehrt im Jahre 1821 seine Ghaselen hatte erscheinen lassen, machte Immermann das grobe Epigramm:

> Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
> Essen sie zu viel die Armen und vomieren dann Ghaselen —

und Heine, diese Verurteilung der Nachbildung orientalischer Formen billigend, teilte es in seinen Reisebildern mit. Platen rächte sich an beiden durch die dem Aristophanes nachgebildete Komödie „der romantische Oedipus“, in welcher er Immermann in unwürdiger Weise verhöhnt als den Vertreter aller verkehrten Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie, wie sie damals sich zeigten, oder wie er selbst es bezeichnet, „der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft, die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasiert und unsere deutsche Heldensprache ganz entweiht“, und zugleich über Heine, Houwald, Müllner, Kind, Raupach, Fouqué bittere Worte des Spottes niederschrieb. Wünscht er doch in diesem Drama allen diesen Dichtern nur

ein Gehirn, um es durch einen einzigen Witzeshieb zu spalten, „um aller Welt zu zeigen eine taube Nuss, mit ungeniessbar'm Floskelmoder angefüllt." Dem unwürdigen Spott folgte von Seiten Heines nichtswürdige Verleumdung. Dieser nämlich entblödete sich nicht, in dem dritten Teil seiner Reisebilder den litterarischen Streit dergestalt ins Persönliche hinüberzuziehen, dass er nicht nur über Platens Armut gemütlos spottete, sondern sogar gestützt auf boshafte Interpretation einiger Sonette ihn geheimer Laster, unnatürlicher Unsittlichkeit öffentlich beschuldigte. Mit Recht verschmähte es Platen, auf die bubenhafte Verleumdung zu antworten; der trotz einer allerdings sehr unangenehm hervortretenden Schwäche sittlich so tüchtige, so edle Dichter durfte das Urteil ruhig der Mitwelt und Nachwelt überlassen. Und so steht denn, wenn wir von seiner ganz unerhörten Selbstüberschätzung absehen, Platen heute als ein Mann da, der empfänglich war für alles Ernste und Erhabene, voll unzerbrechlicher Energie des Willens, treu bis zum Tode in der Freundschaft, ehrlich und offen bis zur Rücksichtslosigkeit, mässig in seinen Ansprüchen an das Leben und mit wenigem zufrieden, voll glühender Liebe zum Vaterland, begeistert für freie und besonnene Entwickelung auf allen Lebensgebieten, ein abgesagter unerbittlicher Feind alles unberechtigten Zwanges und vor allem jeder Heuchelei und Scheinheiligkeit. Wie trüb und dunkel ist dagegen das Bild von dem moralischen Charakter Heines, der sich über Platens Sittlichkeit zum Richter aufwarf. Was aber Heine in demselben Kapitel seiner Reisebilder über den Wert der Platenschen Dichtungen urteilt, ist nicht so ohne weiteres wegzuwerfen; im Gegenteil, ich trage kein Bedenken, diese Kritik, so vernichtend sie ist, als eine in den Hauptpunkten gerechte zu bezeichnen, so häufig man sie auch wegen des widerwärtigen Schmutzes, mit dem sie vermengt ist, übersehen hat. Am schärfsten und richtigsten, nur zuweilen etwas unvorsichtig, hat später vielleicht Julian Schmidt in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert über Platen geurteilt. Mit dieser leidenschaftslosen und nüchternen Besprechung steht Heine nirgends im Widerspruch. Freilich fehlt es nicht an Stimmen, zum teil von gewichtigen Autoritäten ausgehend, die über Platen unendlich viel günstiger urteilen als Julian Schmidt. Dass Minckwitz Platens begeisterter Ver-

ehrer ist, weiss jeder; aber auch Vilmar hält ihn für den „bedeutendsten Epigonen“ und wenn er auch manches tadelt, so hat er das Lob doch zu freigebig gespendet. Lobt er sogar doch sein ganz verunglücktes Drama „der Schatz des Rhampsinit.“ Viel zu hoch stellen ihn Menzel, Kurz, Hub, Gottschall, und ganz unerklärlich ist mir Karl Gödekes rühmende Darstellung in der den gesammelten Werken Platens voraufgeschickten Biographie. So hat denn der Herausgeber von Platens Tagebuch, das vor einigen Jahren im Druck erschien, eine gewisse Berechtigung zu behaupten, dass sich Platens Ansehen als Dichter mit den Jahren mehr und mehr befestigt habe, wenn auch hie und da noch ein Kritiker grollend oder geringschätzig seiner gedenke. Aber die Stimmen dieser ungünstigen Kritik von Heine und Immermann bis auf Julian Schmidt scheinen mir gerechter zu sein als jene, die ihn als einen der vorzüglichsten neueren Dichter ausgeben.

Heine gibt über Platens Dichterwert seine Kritik in folgenden Worten: „Niemand in Deutschland ist gegen poetische Erzeugnisse billiger als ich, und ich gönne einem armen Menschen, wie Platen, sein Stückchen Ruhm, das er im Schweisse seines Angesichts so sauer erwirbt, gewiss herzlich gern. Keiner ist mehr geneigt als ich, seine Bestrebungen zu rühmen, seinen Fleiss und seine Belesenheit in der Poesie zu loben und seine sylbenmässigen Verdienste anzuerkennen. Meine eigenen Versuche befähigen mich, mehr als jeden andern, die metrischen Verdienste des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er seine Verse ausgearbeitet, entdeckt unser Einer weit eher als der gewöhnliche Leser, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verse des Grafen für etwas Leichtes hält, und sich an der glatten Wortspielerei gedankenlos ergötzt, wie man sich bei Kunstspringern, die auf dem Seile balancieren, über Eier tanzen und sich auf den Kopf stellen, ebenfalls einige Stunden amüsiert, ohne zu bedenken, dass jene armen Wesen nur durch jahrelangen Zwang und grausames Hungerleiden solche Gelenkigkeitskünste, solche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunst nicht so sehr geplagt und sie immer in Verbindung mit gutem Essen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es saurer und

nüchterner dabei ergangen, um so mehr preisen; ich will von ihm rühmen, dass kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Ghaselen balanciert, dass keiner den Eiertanz über

∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ — — —
∪ ∪ — — — ∪ ∪ ∪ ∪ u. s. w.

so gut exekutiert wie er, dass keiner sich so gut wie er auf den Kopf stellt. Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiss ihm Gewalt anzuthun . . . Er weiss nur die äusseren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Rundung sich nie edel aussprechen. Nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Liedern und andern Gedichten finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmässig hervorgeblüht. Den beängstigenden Zwang, den er sich anthun muss, um etwas zu sagen, nennt er eine „grosse That in Worten" — so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, weiss er nicht einmal, dass das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis. Ungleich dem wahren Dichter ist die Sprache nie Meister geworden in ihm; er ist dagegen Meister geworden in der Sprache oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto grössere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wusste ja in allen Weisen zu spielen, er versifizierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete so zu sagen manchmal nur auf der G-Saite und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte". Im weiteren Verlauf dieser Auslassungen meint Heine, dass in Platens epischen und dramatischen Gedichten keine Gestalten seien, es seien in ihnen nicht jene lebendigen Traumwesen, jene selbständigen Geschöpfe, die aus dem schaffenden Dichtergeiste, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronions vollendet und gerüstet hervortreten und dass er „nur mit Ramler und etwa A. W. v. Schlegel ein Triumvirat bilde". — Das ist es etwa, was Heine über den Dichterwert Platens urteilt, und sehen wir von der bissigen, boshaften Form ab, in welcher er sein Urteil gibt, so muss man zugeben, dass er ein im ganzen richtiges Bild entworfen hat. Denn was zu Platens Gunsten über einzelne vortreffliche erzählende Gedichte und über seine politische Lyrik noch er-

gänzend hinzugefügt werden müsste, um in das Gemälde voll Schatten noch einiges Licht zu werfen, konnte Heine nicht hinzufügen, weil diese Gedichte später entstanden, als jene Kritik gedruckt wurde. Es ist meine Absicht, das Urteil Heines durch eine eingehendere Besprechung der Platenschen Dichtungen zu begründen.

Das Einzige, worin Freunde und Gegner dieser Poesieen übereinstimmen, ist das Lob, das man ihrer formellen Abrundung, dem reinen makellosen Gewande, in welchem sie erscheinen, gezollt hat. Selbst der erbitterte und boshafte Heine steht nicht an, ihm darin eine Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Dichtung zu lassen, wie sie Ramler und A. W. von Schlegel gehabt haben, und spricht damit wahrhaftig kein geringes Lob aus. Zunächst ist nun aber die Herrschaft über die Form unserm Dichter nicht so unbedingt und für alle seine Gedichte zuzuschreiben, wie man das gewöhnlich zu thun pflegt. Jacob Grimm, der in einem von Gödeke mitgeteilten, ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Schriftstück übrigens für Platens Verdienste um die Form anerkennende, wenn auch nicht unbedingt lobende Worte hat, sagt, er entsinne sich einzelner grammatischer Verstösse bei ihm, die er (wie Grimm gutmütig hinzufügt) absichtlich begangen haben müsse. Ob es Absicht war, ob nicht, lassen wir billig dahingestellt; genug, die Verstösse sind allerdings vorhanden. So hat Platen den unrichtigen Imperativ „tret'“ statt „tritt“, „hangt“ statt „hängt“ konstruiert, das Verbum „wehren“ mit dem Akkusativ, schreibt, „ich darf es ihr merken lassen“ und „eh' zuvor ich ihn belehren konnte“ und stellt zwei Präpositionen neben einander: „für in Zukunft“. Als grammatischen Fehler, nicht bloss als einen Verstoss gegen die Schönheit der Diktion wird man es auch gelten lassen müssen, wenn er schreibt „von lebensfroh Unzähligen umrungen“ statt „von unzähligen Lebensfrohen“. Solche und ähnliche Dinge, wie sie mir bei der Lektüre der Platenschen Dichtungen aufgefallen sind, mag Jacob Grimm gemeint haben, wenn er von einzelnen grammatischen Verstössen spricht. Den aufgeführten werden sich gewiss noch andere anreihen lassen; aber sicherlich werden sie im ganzen doch nur sehr wenige sein, so dass man trotz derselben dem formgewandten Dichter das Lob grammatischer Korrektheit mit gutem Grunde wird lassen können.

In der Behandlung des Versmaasses gilt Platen mit Recht als Meister, sofern man die Vossische quantitierende Metrik für das Deutsche gelten lassen will, und ihr gemäss z. B. das Wort „Deutschland“ als einen Spondäus ansieht, der nicht bloss trochäisch, sondern gelegentlich auch jambisch betont werden könnte. Sicherlich aber ist diese Theorie verkehrt, der Accent ist im Deutschen Hauptsache, accentlose Längen dürfen nur in Ausnahmefällen in der Arsis stehen, wie es auch Fälle gibt, in denen Kürzen, sogar solche, die nur Flexionsendungen sind, an betonter Stelle stehen können und von Platen selbst an solche gesetzt sind. Zu solchen Ausnahmefällen gehört aber nicht die jambische Betonung des Wortes „Deutschland“. Das gegebene Beispiel findet sich in Platens Werken in einem für ihn sehr ungünstigen Zusammenhang. Er hat über Goethes Hermann und Dorothea folgendes Distichon gedichtet:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.

Gegen den Hexameter ist nichts einzuwenden, der Pentameter dagegen, nach Platenscher Metrik gelesen (bleiben der Stolz Deutschlánds, bleiben die Perle der Kunst) gibt dem deutschen Wort eine Betonung, von der die deutsche Sprache vor ihrer Misshandlung durch antike Metrik nichts gewusst hat. Dergleichen ist bei ihm nicht vereinzelt. So misst er „Frühthaú“, während jeder Deutsche „Frühthau“ sagt, so baut er sogar einen Hexameter mit dem Ausgang „Wohlthäter“, ein anderer heisst:

„Lesen und Schreiben ist höllisches Werk, denn ward nicht Johann Faust“

doch soll dieser Vers vielleicht komische Wirkung hervorbringen, ähnlich dem bekannten ridiculus mus.

Messen wir aber den Poeten nach seiner eigenen Theorie, so muss nachdrücklich hervorgehoben werden, dass er in der Nachbildung der schwierigsten antiken Metren die allerhöchste Vollendung und Meisterschaft zeigt. Mir ist nur ein einziger nennenswerter Verstoss gegen seine eigene Theorie aufgestossen in demselben Gedicht, in welchem von „Johánn Faust“ die Rede ist. Ein Pentameter nämlich fängt an: „Ein Exerzierplatz.“ Hier ist freilich der erste Daktylus nur etwas besser als die berüchtigten „Holzklotzpflock“ und „Kirchthurmknopf.“

Platen tadelt Goethes Hexameter; Schillers leiden an denselben Mängeln. Ich meine aber, dass solch ein Distichon, wie das von Schiller

> Religion des Kreuzes, nur du vereinest in einem
> Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich

für das deutsche Ohr vollkommen mustergültig ist, obwohl in ihm zwei Trochäen und vielleicht auch ein Antibacchius nach Platenscher Metrik an Stelle von Daktylen stehen. Die Korrektheit seiner Reime ist allbekannt, und es ist vielleicht ein zu vorsichtiges Lob, das ihm J. Grimm erteilt, wenn er sagt, seine Reime seien fast ohne Tadel. Denn die äusserst seltenen Fälle, in denen er unrichtig gereimt hat, wie „vermagst" und „logst", „Psyche" und „Widersprüche", „nahten" und „Serenaden", „geführet" und „verlieret" oder wenn er das Relativum „welche" als Reimwort gebraucht, ohne damit den Effekt erzielen zu wollen, den Rückert bekanntlich mit seinem Reimwort „und" einmal erreicht hat, verschwinden gegen die sonst durchweg musterhafte Behandlung des Reimes.

Die bis jetzt gerügten Mängel, abgesehen von dem gegen die ganze metrische Theorie erhobenen Einwand, sind sehr gering, und es wäre kleinlich gewesen ihrer überhaupt Erwähnung zu thun, wenn nicht gerade die Formvollendung des Dichters von seinen Anhängern maasslos und unbedingt gepriesen wäre; schwerer fallen ins Gewicht die Ausstellungen, die gegen seine poetische Diktion, besonders gegen die Wortstellung zu machen sind. Ich zweifle, ob man es billigen wird, wenn er vom „Vliess" der Tulpe spricht oder „dumpfe Trauermärsche flöten" lässt, oder wenn er von „liebenden Seilen" spricht; denn erstens kann das Lieben doch wohl nur von den Personen ausgesagt werden, die verbunden sind, nicht von dem Bande selber, und zweitens ist es nicht schön in solchem Bilde statt „Bande" „Seile" zu sagen; es ist wenigstens nicht besser, als wenn man von Tauen spräche. Er nennt Amor den „Gott der rosenroten Liebesknoten", er will mit den Worten „der Bildner hat den Marmorblock erbeten" die bekannte Sage vom Pygmalion bezeichnen, er schreibt „die Mauer, die dich umkreist" während bei diesem Verbum wohl stets an eine Bewegung gedacht wird, oder „der fühlt von Lorbeern seine Schläfen triefen." Zu billigen sind auch gewiss nicht Wörter

wie „musikisch“ statt „musikalisch“ (logikisch statt logisch wäre eben so gebildet) oder das Verbum: „nachmillionen“, welches so viel bedeuten soll wie die unzählige Menge nachrechnen. Schlimmer und gar nicht so selten sind die Verstösse gegen die Wortstellung. Solche Stellungen wie „und ihr rief nach er“, „Auf nimm den Freund“, „Ihr die Hand mit gelindem Druck rührt sanft er“, „Bevor zu ruhn gedenkt er“, gehören nicht zu den Freiheiten, die sich ein Dichter erlauben darf. Sie finden sich übrigens nicht nur in den halsbrecherischen Rhythmen der dem Pindar nachgeahmten Hymnen, sondern auch in den leichtesten Versmaassen, wo sie mühelos zu vermeiden waren, so dass man bei der sonstigen Formgewandtheit Platens versucht wird anzunehmen, er habe sie nicht nur für allenfalls zulässig, sondern für ganz vortrefflich gehalten. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist die Ballade „Gambacorti und Gualandi.“ Wie aller Poesie baar zuweilen Platens gerühmte Darstellung ist, zeigt in auffallender Weise diese Erzählung durch folgendes Experiment. Ich teile den Anfang mit, indem ich kein Wort verändere, zusetze oder weglasse, nur eine bessere Wortstellung gebe: Als der mächtige König Alfons seine Schaaren ausgeschickt, jene weise Florentinische Republik anzufeinden, die Cosimo von Medicis wohlbedächtig verwaltet, hatte Gerhard Gambacorti tief im Schooss des Apennins eine Herrschaft als ein Lehn der Florentiner im Besitz. Durch Verschwägerung war er jenem grossen Albizi verknüpft, welcher aus Florenz vertrieben, nach dem heiligen Grabe ging, bis er zuletzt heimgewandert, Spiel seltner Schicksalslaune, an dem Hochzeittag der Tochter im Exil gestorben war.“ Wer ahnt in dieser ganz nüchternen Darstellung den Anfang einer Ballade? Dennoch ist das der Anfang. Platen hat nur andere, schlechtere Stellung der Worte, durch die er in diese knochentrockne Prosa den trochäischen Rhythmus hineinbringt. Die Platenschen Verse lauten:

Als Alfons, der mächtige König,
Seine Schaaren ausgeschickt,
Anzufeinden jene weise
Florentinische Republik,
Die verwaltet wohlbedächtig
Cosimo von Medicis,
Hatte Gerhard Gambacorti,

Tief im Schooss des Apennins
Als ein Lehn der Florentiner
Eine Herrschaft im Besitz.
Durch Verschwägrung war verknüpft er
Jenem grossen Albizi,
Welcher aus Florenz vertrieben
Nach dem heiligen Grabe ging,
Bis zuletzt er, heimgewandert,
Seltner Schicksalslaune Spiel,
An dem Hochzeittag der Tochter
War gestorben im Exil.

Dies Gedicht ist übrigens keine Jugendarbeit, sondern entstand erst im Jahre 1832. Platen hat ferner an sich berechtigte, ja echt nationale Kunstformen in sehr geschmackloser Weise übertrieben, wie in folgender Strophe die Allitteration:

Bunt am Bach ein Bad zu weben
Bauen Büsche Baldachine,
Balsam bildend buhlt die Biene,
Beet und Blatt und Blüte beben.

Das ist ein sehr schwieriges Kunststück, fast jedes Wort mit B anfangen zu lassen und dabei noch gut zu reimen, ein Kunststück, das vielleicht Goethen nie gelungen wäre; und doch hat diese Strophe einen ausserordentlich, ganz ungewöhnlich geringen dichterischen Wert. Der Dichter wird darin zum Komiker wider seinen Willen. Ein ander Mal fällt ihm ein, den Artikel wegzulassen. Nun kann das ja an richtiger Stelle gelegentlich ohne Anstoss geschehen, und die besten Dichter haben von dieser Freiheit Gebrauch gemacht. Man höre aber, mit welcher geradezu ins Lächerliche gehenden Consequenz er den Artikel in folgendem ganzen Gedicht weglässt:

Ritter ritt ins Weite
Durch Geheg und Au,
Plötzlich ihm zur Seite
Wandelt schöne Frau.

Keusch in Flor gehüllet
War sie, doch es hing
Flasche wohl gefüllet
Ihr am Gürtelring.

Ritter sah es blinken,
Lüstern machte Wein,
Sagte: Lass mich trinken!
Doch sie sagte: Nein!

Grimmig schaute Ritter,
Der es nicht ertrug:
Frau verhöhnt er bitter,
Raubet schönen Krug.

Als er den geleeret,
Fühlt er sich so krank;
Ach für Wein bescheeret
Ward ihm Liebestrank.

Nun durchschweift er Gründe,
Felder, Berge wild,
Klaget alte Sünde,
Suchet Frauenbild.

Stimme lässt er schallen,
Holt es nirgends ein:
Waldes Nachtigallen
Hören Ritters Pein.

Dies Gedicht für ein Spottlied zu halten auf Poeten, die in ungebührlicher Weise von der Weglassung des Artikels Gebrauch machen, erlaubt die Stelle nicht, in der es sich in seinen Gedichten befindet, erlaubt auch schwerlich der Stoff und die Art seiner Behandlung. So bleibt denn nichts übrig, als es für einen Beweis anzusehen, wie weit sich Platen in die Geschmacklosigkeit hinein verirren konnte.

In das Gebiet des Formellen gehört aber ohne Frage auch die Kunst, einen epischen Stoff so darzustellen, dass man den Zusammenhang der Begebenheiten leicht übersieht. Platen hat nur ein grösseres episches Gedicht vollendet, „die Abassiden“. Wie wenig er es hier verstanden hat, die Fäden der Erzählung geschickt zusammenzuknüpfen, zeigt, dass er mehr als einmal eine Phrase gebraucht wie die: „Doch wir wenden nach Amin zurück uns“. Das ist eine Art von Verbindung, die man kaum dem prosaischen Schriftsteller erlauben wird, die aber in einem Epos geradezu unerträglich ist.

Fügen wir nun noch hinzu, dass Platen mit Vorliebe an Formen sich versucht hat, die der deutschen Poesie immer

fremdartig bleiben werden, wie die Formen der orientalischen Poesie mit ihren Ghaselen und Kassiden, wie die horazischen Oden und die pindarischen Hymnen, und auch die Sonette, so dass es entschieden als ein Irrweg anzusehen ist, wenn ein Dichter die volle Glut seiner Empfindung, den Schwung seiner begeisterten Gedanken in solche Formen zwängt, so glaube ich, es ist genug gesagt, um das unbedingte Lob, das Platens Meisterschaft in der Form gespendet wird, auf ein richtiges Maass zurückzuführen. Denn trotz aller Ausstellungen, und wenn auch, wie gezeigt worden, nicht alles nachahmungswürdig ist, verdient er immer noch wegen der Reinheit seiner Reime, seiner Metren, seiner Diktion unsere aufrichtige Bewunderung.

Es fragt sich aber weiter, ob mit der Reinheit der Form schon ihre Schönheit gegeben ist, oder ob nicht der wahre Dichter durch die Form seiner Rede einen Zauber verbreiten kann, der wahrhaftig nicht in ihrer grammatischen und metrischen Reinheit, Glätte und Zierlichkeit liegt, den aber auch der ästhetisch ganz Ungebildete sofort an sich empfindet. Bestände die Form der poetischen Rede nur in Vorzügen, die wir an Platen willig anerkannt haben, wie käme es denn, dass ein in Diktion, Reim und Metrum ganz fehlerfreies Lied, an dem kein Ästhetiker den geringsten Makel nachweisen könnte, dessen Stoff das edelste Gefühl, der würdigste Gedanke wäre, oft auf uns ganz wirkungslos bleibt? Solche Lieder nennen wir dann matt oder frostig, in bestimmte Begriffe können wir aber selten fassen, was dem Liede fehlt. In der Form wird aber der Mangel notwendig liegen müssen; denn ganz derselbe Gedanke, ganz dasselbe Gefühl, von einem anderen Dichter in andere Worte gekleidet, bewegt unser Gemüt auf das Tiefste.

In seinem Aufsatz: „Das Theater als ein Nationalinstitut“ sagt Platen sehr richtig: „Die höchste Vollendung der Form ist Schönheit selbst und fällt mit der Kunst in eins zusammen.“ Richtig ist dieser Ausspruch wenigstens, wenn man ihn auf die Lyrik beschränkt, im Epos und Drama wird man freilich die Erfindung gewiss nicht in das Gebiet des Formellen ziehen können. Das aber scheint mir festzustehen, dass „diese höchste Vollendung der Form“, „diese Seele der Kunst“ in den Gedichten Platens auffallend selten anzutreffen ist; ihm fehlen die Naturlaute, wie Heine

sich ausdrückt, oder wie Julian Schmidt diesen Tadel in Worte fasst: „Es ist bei ihm nie der Strom eines gewaltigen oder innigen Gefühls, der sich seine angemessene Form sucht, sondern überall die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effekt gelangt.“ Diese Worte Julian Schmidts sind aber nicht frei von Ungerechtigkeit. Dass bei ihm nie die Form diese höchste Vollendung habe, ist zu viel gesagt. Ich will eins von seinen Gedichten mitteilen, nicht eins jener bekannten kleinen epischen Gedichte, die mit Recht berühmt geworden sind, wie das Grab im Busento — diese Lichtseite Platens erwähnt der zuweilen sich etwas übereilende Kritiker überhaupt gar nicht — sondern eins von seinen lyrischen aus dem letzten Jahre seines Lebens, darf aber dabei nicht verschweigen, dass ich aus der Mitte sieben Strophen, die durchaus störend sind, weglassen muss.

Süss ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh' gebracht.

Mit feuchtem Augenlide
Begrüss' ich Hain und Flur;
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefe Friede nur.

O mein Gemüt, erfreue
An diesem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch,

Auf dass die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst.
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unter'm Gras du liegst.

Die zweite Ungerechtigkeit, die Julian Schmidt sich zu Schulden kommen lässt, ist, dass er überhaupt über Platens Gefühl sich ein Urteil erlaubt. Wer will dem edlen Mann „den Strom eines gewaltigen oder innigen Gefühls“ absprechen, den er durch seine Gedichte darzustellen suchte? Was weiss der Kritiker von dem, was in des Mannes tiefinnerster Seele lebte und wogte? Wie unendlich viele tragen in ihrer Brust

das innigste, lauterste Gefühl und wissen ihm in Worten keinen Ausdruck zu geben? Das ästhetische Urteil darf nicht weiter gehen, als dass es die Thatsache konstatiert, dass Platen seine Gefühle nur selten in wahrhaft poetische Form gegossen hat, aber in fehlerfreie und tadellose fast immer und häufiger, als die meisten anderen Dichter. Das Urteil also, das man über Platen so häufig hört und liest, die Form seiner lyrischen Gedichte sei vollendet schön, aber sie lasse oft kalt, fände besser diesen Ausdruck: Platens lyrische Gedichte haben meistens nicht die Vollendung in der Form, weil sie das Gemüt selten bewegen. Demnach hätte Heine, der Platens grosse Meisterschaft in der Technik, wenn auch widerwillig und mit spottenden Worten anerkennt, Recht mit seinem Urteil über Platens Beherrschung der poetischen Form.

Eine Würdigung der Gedichte im einzelnen führt zu dem Resultat, dass von seinen „Liedern und Romanzen" sehr wenige bleibenden poetischen Wert haben. Vielleicht eben so wenige sind aber auch als ganz schlecht zu bezeichnen, wie das in seine frühste Periode gehörige Gedicht „Vergissmeinnicht" oder „der Mädchen Friedenslieder."

Die meisten haben den für poetische Stilübungen ausreichenden, für wahrhaft dichterische Leistungen aber nicht genügenden Vorzug, fehlerfrei zu sein. Unter den „Balladen" befinden sich die besten Gedichte, die Platen gedichtet hat. „Der Pilgrim von St. Just", „das Grab im Busento", „der Tod des Carus", „Harmosan", Balladen, welche mit Recht in so viele Anthologieen Eingang gefunden haben, werden Platens Namen als Dichter lange im deutschen Volke erhalten, und doch hat der sonst so ruhmredige Poet, der die Schönheit seiner eigenen Poesieen in einer vor ihm unerhörten Weise besingt, auf diese Balladen, so viel ich weiss, nie Gewicht gelegt. Das in der Form ausgezeichnete Gedicht „Klaglied Kaiser Otto des Dritten" — ich meine hier Form in dem zuletzt festgestellten Sinn — hat leider den Fehler, in Einzelheiten historisches Wissen vorauszusetzen, das nicht jedem Gebildeten gleich zur Hand ist — und doch ist es zum vollen Verständnis notwendig. An demselben Fehler, freilich in geringerem Grade, da nur die erste Strophe davon getroffen wird, leidet „Harmosan", dessen Anfang unnützen historischen Ballast mit sich schleppt. Unter den Balladen befindet sich

aber auch das in jeder Beziehung völlig verfehlte, vorhin schon erwähnte Gedicht „Gambacorti und Gualandi.“ Die Episteln haben geringen Wert, die schlechteste ist die an Joseph von Xylander gerichtete, die in ihren kurzen gereimten Zeilen eine seltene Geschwätzigkeit zeigt. Unter den übrigen „vermischten und Gelegenheitsgedichten“ kann ich lobend nur erwähnen die wenigen am Schlusse stehenden politischen Lieder. Voll tiefer Empfindung, teilweise von einem Hass gegen Russland, der über das Maass hinaus geht, angefüllt sind auch die Polenlieder, die in die Sammlung der Platenschen Werke nicht aufgenommen sind. Man wird überhaupt sagen müssen, dass er kein Gefühl lebendiger und anschaulicher auszudrücken verstanden hat als das Gefühl der Sehnsucht nach Freiheit, das Gefühl des Zornes über die das Recht in den Staub tretende Willkür. So hat der Hass gegen herzlose Despotie ihm ein sehr schönes Gedicht eingegeben, um so bewunderungswürdiger, weil es uns die ungehörige Form — es ist die alkäische Strophe — ganz vergessen lässt. Ich teile einige Strophen davon hier gleich mit:

Herrscher und Volk.

Nie sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf:
Er legt ans Schwert kraftvoll die Faust und
Wen er zum Opfer sich wählt und wer ihm

Missfällt und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
Schneefelder zu, der wird geschmiedet
Tief in die Grotte des Felseneilands,

Titanenhaft auf eisernen Rost, zu dem
Das Meer emporschlägt. Aber das Volk bedarf,
Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt

Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!

— — — — — — — — — — —

Ihr fürchtet nichts, Tyrannen, allein den Tod
Doch fürchtet ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich auch der verhasste Chorus

All derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft, all der Gequälten Geist,
Die auf Galeeren euch, mit Mördern
Eng an einander gekoppelt, fluchen;

All derer, die, weit über die Welt verstreut,
Vom Bild der Heimat ihre Gemüter voll,
An fremder Thür ihr Brot erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems

Mildthätigkeit anflehen! Um euer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger stehn,
Durch Kettenlärm euch weckend, oder
Priester und Priestergebet verscheuchend.

Aber auch in diesem Gedicht wieder sind die von mir aus der Mitte weggelassenen Strophen sehr störend; denn sie leiden an einer Unklarheit, wie sie selten gefunden wird.

Nur die politischen Lieder also unter den vermischten Gedichten haben poetischen Wert; sonst sind die meisten ohne Fehler und ohne Vorzüge, einzelne stehen tief unter der Mittelmässigkeit. Am klarsten tritt die poetische Ohnmacht hervor in dem dialogisierten Gedicht „Auf Golgatha." Es behandelt die Sage vom ewigen Juden in der Form eines Gesprächs zwischen einem Greise und einem Pilgrim. Ich würde es mitteilen, wenn die poetische Dürftigkeit in dem einundzwanzig Strophen langen Gedicht nicht allzu einschläfernd wirkte.

Den zweiten Band der Platenschen Werke bilden die Gedichte in fremden Formen Ghaselen, Sonette, Oden, Eklogen und Idyllen, Festgesänge, Epigramme. Abgesehen von den in Hexametern und Distichen geschriebenen Gedichten ist hier die Wahl der undeutschen Form schon ein entschiedener Missgriff. Was hat das deutsche Volk an folgenden Spielereien, die dem Dichter doch unsäglich viel Mühe gekostet haben?

Ich greife, ohne malitiös zu suchen, zwei beliebige Ghaselen heraus:

Die Knospe sprach: Du siehst, ich bin im Keim erst!
Was spät die Welt entzückt, es ist geheim erst.
Der Vogler sprach: Dir singt die Nachtigall einst,
Lass auf die Rute streichen mich den Leim erst.
Die Biene sprach: Dir wird mein Honiganteil,
Doch aus dem Krokus nipp' ich süssen Seim erst.
Ihr seht mich wandeln ohne Kranz im Haupthaar:
Lasst nur die Welt erfahren meinen Reim erst!

So viel ist klar, dass der Vogler seine Erwähnung nur dem glücklichen Zufalle zu danken hat, dass das Wort Leim als Reimwort gebraucht werden konnte.

Das zweite:

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball spielt,
Sieh den Fels, der bis ans Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Wiederhall spielt,
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels bricht,
Wenn er mit der vollen Woge Schwall spielt,
Sieh den Schmetterling, der längs des Stroms fleucht,
Und mit Hyacinthen überall spielt:
Spiele du nur mit, und sei ein Kind nur,
Schöne Spiele sind es, die das All spielt!

Es ist keine Undankbarkeit, wenn wir dem Dichter für solche schwierigen Kunststücke, die übrigens Rückert denn doch noch ein gutes Teil besser gemacht hat, keinen Dank wissen. Das Volk wird nie einem Dichter danken, weil er sich mit seinen Poesieen redlich abgequält hat; wir wollen das, was unsere Brust, uns selber unaussprechlich, erfüllt, vom lyrischen Dichter klar und ergreifend ausgesprochen sehen; ich möchte aber den kennen, den irgend eins von den Platenschen Ghaselen ergriffen hätte. Wenn das Ghasel bei uns zu etwas zu gebrauchen ist, so ist es höchstens für die Form des pointierten Scherzes zu verwenden. So ist folgendes Ghasel aus dem Mirza Schaffy von Bodenstedt sehr ansprechend:

Wer die Wahrheit denkt, muss schon das Pferd am Zügel haben,
Wer die Wahrheit spricht, muss schon den Fuss im Bügel haben,
Und doch sagt Mirza Schaffy:
  Wer da lügt, muss Prügel haben.

Die Platenschen Sonette sind sehr geschickt gereimt; diese äusserliche sehr hohe Vollendung wird ihnen niemand absprechen wollen. Ja, er mag Recht haben — nur ist es sehr unpassend, so etwas von sich selber zu sagen — wenn er behauptet, dass die vier besten Sonettendichter Petrarca, Camoens, Rückert und er selber seien, obwohl ich wahrhaftig keinen Grund sehe, warum A. W. von Schlegel nicht als fünfter zu ihnen hinzutreten dürfte; er mag Recht haben, wenn die Menge der gedichteten Sonette bei der Wertschätzung mit in Anschlag gebracht wird; denn ich trage kein Bedenken, die wenigen Sonette, die Goethe und Uhland gedichtet haben, über die Platenschen zu stellen, ohne Bedenken selbst über die so sehr gerühmten Sonette aus Venedig. Im allgemeinen aber gilt von dem ganzen Sonettendichten, dass durch die Aufnahme dieser Form die deutsche Dichtung nicht wesentlich bereichert worden ist. Bürger hat ganz richtig geurteilt, wenn er sie nur zu poetischen Kleinigkeiten, Widmungen und dergleichen angewendet wissen will.

Platens Oden sind metrisch vortrefflich; dichterischen Wert haben einige, wie die vorhin mitgeteilten Anfangs- und Schlussstrophen der Ode „Herrscher und Volk". Andere sind ganz verfehlt, wie das Trinklied. Auch hier ist die Form an sich durchaus nicht zu billigen, und Meisterschaft in solchen Oden ist beinahe das Gegenteil von Meisterschaft in der Form deutscher Poesie. Verkehrter aber noch als das Dichten in horazischen Rhythmen ist das Nachbilden der pindarischen Siegesgesänge. Die Form sapphischer und alkäischer Oden ist doch wenigstens jedem, der das Gymnasium absolviert hat, verständlich; um aber die Form, in der diese Festgesänge auftreten, auch nur zu verstehen, um sie nicht für eine seltsam verschnörkelte Prosa zu halten, dazu reicht auch die Gymnasialbildung nicht aus; dazu gehören philologische Kenntnisse.

Es wird auch wenig helfen, dass Platen das metrische Schema darüber gesetzt hat. Wem ein poetischer Genuss in seiner Muttersprache erst dadurch vermittelt werden muss, dass er lang kurz, kurz lang an den Fingern herzählt, der thut sehr klug daran, auf diesen Genuss ganz zu verzichten. Man kann ja aber, wird man einwenden, von der unverständlichen metrischen Form ganz absehen, und nur die poetische Diktion auf sich

wirken lassen. Aber auch abgesehen davon, dass die lyrische Poesie wenigstens immer eine bestimmte Form verlangt und sich nicht mit schwungvoller Prosa in Jean Paulschen Streckversen begnügt, abgesehen davon also, dass hiermit schon ein entschiedener Tadel ausgesprochen wird, ist auch die poetische Diktion in diesen Hymnen nur zuweilen schön und klar, viele Strophen leiden an unerträglichem Schwulst oder verrenkter Wortstellung. Im ganzen machen sie höchstens den Eindruck einer recht geschickten Übersetzung aus dem Griechischen.

Ich gebe folgende Probe von misslungener Darstellung aus dem „Abschied von Rom“.

> Aus dem Prachtschutt Roms den korinthischen Knauf, ja Säulenreihn
> Wegführend stützt, Raubsucht zu verewigen, sinnlos
> Dein Levit Bethäuser in düsterer Form, Unschönes und Schönes in Einklang
> Zwingend umsonst.

Platen nennt so etwas „prachtströmige Wogen des Lieds“. Viel besser sind folgende zwei Strophen aus dem an die Herzogin von Leuchtenberg gerichteten Gesang.

> Mutbegabt, festwillig, voll ausdauernder Kraft in des Kampfs
> Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
> Sah die Welt den Herrlichen, ihm
> Zujauchzend Beifall. Hässliche Nymphe der Spree,
> Du sassest allein, um das Aug' neidgelben Ranft,
> Kalt, in teilnahmsloser Bosheit;
>
> Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüngliche Jämmerlichkeit:
> Lichtscheues Nachteulengeschlecht flieht sonnenkrank
> Deine Scheibe, rosiger Tag!
> Manch Hirngespinnst ausheckt es und mancherlei
> Schulstaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
> Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.

Über Platens epische und dramatische Dichtungen kann ich mich kürzer fassen. Sieht man von den beiden aristophanischen Lustspielen ab, die wenigstens einen historischen Wert für den Freund der deutschen Litteratur stets behalten werden, so sind seine Dramen sämtlich als verunglückt zu bezeichnen, ebenso wie sein Epos „Die Abassiden“. Das beste

Drama mag noch der kleine Scherz „Berengar“ sein; in ihm wird dargestellt. wie ein feiger Prahlhans in seiner ganzen jämmerlichen Blösse entlarvt wird. Der Stoff ist aber so unbedeutend und die poetischen Mittel so anspruchslos, dass auch dies Stück auf keinen dauernden Wert Anspruch machen kann, wie es wohl schon heutzutage nur noch von wenigen gekannt sein mag.

Der „gläserne Pantoffel“ gehört zu dem von Tieck aufgebrachten Genre der phantastischen Dramen mit litterarischer Tendenz. Der Wert der ganzen Gattung ist zweifelhaft, und wenn in solchen Dramen kein sprudelnder Humor herrscht, sind sie unerträglich. Schlechte Wortwitze nun sind genug in diesem Drama, von Humor ist keine Spur. Man höre nur folgende jämmerliche Witze. Ursula: Urraca und Ursula haben beide viel unter sich gemein. Sie fangen beide mit einem Ur an. — Cephise: Es ist etwas Uranfängliches in diesem Namen. Ursula: Das Wort Uranfang scheint mir mit Urangutang verwandt zu sein. Oder: Astolf: Jeder Baum hier ist hoch genug, um dich daran aufzuhängen. Pernullo: Es fehlt mir der Hang dazu. Astolf: Der Hanf soll wenigstens nicht fehlen! Dazu kommt, dass in dem Drama die beiden Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen ganz unkünstlerisch kombiniert sind. Und dennoch schliesst solch ein Machwerk mit folgender, um das Beifallgeklatsch buhlenden Scene:

Pernullo (zu Hegesippus):

Eine Gewissensfrage, Herr Schauspieler, eine Gewissensfrage! Was würde man sagen, wenn das alles ein Schauspiel wäre, und ich der Verfasser?

Hegesippus:

Man würde schwerlich rühmen Ihr Genie!

Pernullo (gegen das Publikum):

Ist das auch wahr? Ich wende mich an Sie.

Gewiss ist das wahr, was Hegesippus sagt; nur ist die Form des Tadels denn doch etwas zu mild.

Nicht um ein Haar besser ist „der Turm mit sieben Pforten“. Das Drama ist voll Unwahrscheinlichkeiten, die Zeichnung der Charaktere ist äusserst dürftig; auch in ihm kommen die kümmerlichsten Wortwitze vor; Vorzüge, welche

man gegen die Fehler in die Wagschale legen könnte, habe ich nicht gefunden, so dass ich keinen Grund weiss, weshalb man es zu seinem Vergnügen lesen sollte. Noch schlechter ist der von Vilmar gelobte „Schatz des Rhampsinit". Zu den Fehlern der erwähnten Dramen kommt hier noch der unsittliche Stoff. Er ist aus dem Herodot entnommen mit Veränderungen, die sämtlich Verschlechterungen sind. Das Ganze kommt auf Verherrlichung eines Menschen hinaus, der Dieb und Brudermörder ist, und die herzlose Schurkerei desselben wird am Ende als triumphierend dargestellt über die Geschmacklosigkeit und Albernheit eines anderen. Ich halte das Drama für eins der schlechtesten, die ich je gelesen habe. Das Schauspiel „Treue um Treue", mit dem der Dichter bei der ersten Aufführung nach der eigenen Schilderung in seinem Tagebuche grossen Beifall errang, ist mindestens sehr mittelmässig. Seine Hauptfehler bestehen in Unwahrscheinlichkeiten und psychologischen Verkehrtheiten, die so bedeutend sind, dass sie dem Drama einen sehr geringen Wert lassen. Endlich haben wir von ihm ein historisches Drama „Die Liga von Cambrai". Der Dichter selbst freilich spricht sehr anerkennend von diesem Stück in dem Epigramm:

> Oftmals zeichnet der Meister ein Bild durch einige Striche,
> Was mit unendlichem Wust nie der Geselle vermag.

In dieses günstige Urteil haben nur Platens blinde Verehrer eingestimmt. In Wirklichkeit aber fehlt dem Stück alles dramatische Leben. Es ist hart, aber es ist wahr, was Julian Schmidt über das Stück schreibt: „Es zeigt eine wahrhaft erschreckende Unfähigkeit, ein gegebenes Thema mit einigem Verstand und Phantasie zu behandeln." Ebenso richtig urteilt derselbe Kritiker über die beiden bekannten aristophanischen Komödien. „Die Satire besteht in nichts anderem, als dass die Verkehrtheiten der Gegner mit einiger Übertreibung wiederholt werden." „Von Humor ist keine Rede; es herrscht überall die Bitterkeit eines litterarisch Unzufriedenen und auch persönlich Beleidigten." In beiden Dramen sind keine Gestalten, „nur litterarische Reminiscenzen". Sein Epos endlich, „die Abassiden", inbezug auf die Form schon vorhin gerügt, bewegt sich in einer Märchenwelt, welche lebendig

zur Anschauung zu bringen es dem Dichter an Frische und Naivetät durchaus mangelt.

Gibt man die gemachten Ausstellungen zu, so wird man auch zugeben müssen, dass die Heinesche Kritik im ganzen dem Dichter nicht Unrecht gethan hat; seinen moralischen Charakter hat er in nichtswürdiger Weise verleumdet, aber auch nur in dem vorhin erwähnten Punkt. Was Heine mit treffendem Spott über Platens ungewöhnliche Eitelkeit sagt, ist alles wahr und nirgends übertrieben. Mir ist es unbegreiflich, wie der Herausgeber von Platens Tagebuch den unglaublich vielen Thatsachen, die in Platens Werken vorliegen, gegenüber von der „wahren nicht erheuchelten Bescheidenheit" des Dichters sprechen kann, die aus dem Tagebuch hervorgehen soll. Soll das etwa ein Beleg für seine Bescheidenheit sein, wenn er, nachdem er den „gläsernen Pantoffel" gedichtet, in sein Tagebuch schreibt: „Als ich fertig war, bemerkte ich, dass ich etwas zustande gebracht, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete, dass in der deutschen Poesie nichts Grosses mehr geleistet werden könne. Nun aber lag plötzlich ein grösseres Werk vor mir, über das sich ein hoher Wohllaut der Sprache und eine unbesiegbare Heiterkeit des Lebens ergoss." Mit der unbesiegbaren Heiterkeit des Lebens meint er die erwähnten Wortspiele.

Platen hat sich in einem groben Epigramm alle in nüchterner Prosa geschriebenen Besprechungen seiner dichterischen Leistungen verbeten. Er sagt:

Wer in Gedichten den Krieg mir erklärt, dem soll es verziehn sein;
Doch bloss Ekel erregt kritisches Ammengewäsch.

Dadurch hat er die Kritik aber nicht verstummen gemacht. Es wird uns immer unbenommen bleiben, die Tugenden und Fehler viel grösserer Dichter, als Platen ist, in schlichter Prosa zu erwägen und zu besprechen. Und wägt man gerecht und billig, so wird man Platen gern das Verdienst lassen, fast lauter fehlerfreie lyrische Gedichte, einige gute Lieder und Balladen geschrieben zu haben, aber auch sagen müssen, dass sein Epos und seine Dramen alle misslungen sind. Im ganzen stehen danach seine dichterischen Leistungen entschieden unter denen von Uhland und Rückert, von Chamisso und Heine.

Platen als Mensch war zwar von unmässiger Eitelkeit erfüllt und im persönlichen Verkehr oft unliebenswürdig, aber dennoch ein Mensch, in dessen reines Leben und tüchtiges Streben man sich gern versenkt; aber mit Wehmut erfüllt es zu sehen, dass so viel Verstand und Fleiss, so seltene Energie für ein Ziel von ihm aufgewendet worden ist, das er nicht erreicht hat. Es ist ihm aufrichtig zu gönnen, dass er wenigstens an seine hohe dichterische Begabung geglaubt hat und wohl auch in dem Bewusstsein gestorben ist, nach Goethe der grösste deutsche Dichter zu sein.

IX.

Nikolaus Lenau.

Unter den hervorragenden Dichterpersönlichkeiten unseres Jahrhunderts mag es kaum noch zwei andere geben, die in ihrer Lebensanschauung so von einander verschieden wären, wie Fr. Rückert und Niembsch Edler von Strehlenau, oder wie er als Dichter sich nannte: Nikolaus Lenau.

Rückert steht vor unserer Erinnerung als ein Mann, der „zurückgezogen von dem lauten Treiben der Welt, an dem er gleichwohl herzlichen Anteil nimmt, den Ernst der Gesinnung, die sich abwendet von allem Gemeinen, Unflätigen, Selbstsüchtigen und in gläubigem Vertrauen an Gott hängt, zu paaren weiss mit kindlicher Freude an allem Schönen in der Natur und in der Menschenwelt; der zwar erfüllt war von heiliger Begeisterung für die gerechte Sache seines Vaterlandes, als es von äusseren Feinden bedroht und geknechtet war, aber unmutsvoll von den wirren Parteikämpfen im Staate selbst entflieht in seine stille Häuslichkeit; der leicht von den Gefühlen der Abneigung und der Liebe hin und her geschaukelt wird, mit Stetigkeit aber festhält an der Treue, die er einmal ver-

pfändet; der das Leben und seine Güter mit dankbarem Sinne geniesst, aber nicht bangt vor dem Augenblick, in dem es endet.“ Und was sein sonniges Gemüt bewegte, hat er in unzähligen Liedern und Sprüchen seinem Volk mitgeteilt als ein kostbares Vermächtnis noch für ferne, späte Zeit. Es mag nicht viele Dichter geben, die ein so stilles, friedevolles, freudenreiches Leben durchlebt haben wie er. Und dem gegenüber nun Lenau, der Mensch, der im Wahnsinn endete, der Dichter mit der Poesie der Verzweiflung, die keiner so schaurig tief empfunden, keiner mit so furchtbarer Wahrheit dargestellt, wie er.

Es heisst dem Toten ein schweres Unrecht zufügen, wenn man, wie es hier und da geschieht, ihn rhetorischer Übertreibung und Affektation zeiht, wenn man dem armen Dichter nicht einmal das lassen will, dass er sich ehrlich seinen Lorbeerkranz errungen, wenn man auf Kosten des deutschen Dichters den ihm gleichartigen italienischen Dichter Giacomo Leopardi wegen der Wahrheit seiner Empfindung preist. Mag sein, dass viele Dichter ähnliche Gefühle heuchelten, ein Lenau hatte sie leider wirklich. Dass er von ihnen zu seinem entsetzlichsten Unglück in der That erfüllt war, muss dem Litterarhistoriker über allen Zweifel erhaben sein aus dem über ihn reichlich vorliegenden, vollkommen zuverlässigen biographischen Material; und im deutschen Volke hat nicht bloss der wunderbare Wohllaut und die Weichheit vieler seiner Werke seinen Poesieen so raschen Eingang verschafft, sondern das Volk hat ihm abgefühlt, dass sein Dichten und Leben auf das allerinnigste verbunden war, dass der bittere Schmerz, der seine Lieder durchzieht, kein erlogener war, keine weichliche, weinerliche Sentimentalität, sondern voll und tief, nur zu tief von ihm empfunden.

Und wenn es nach dem Worte des grössten deutschen Dichters die Aufgabe des Poeten ist, das, was ihn erfreut oder quält, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und alles, was er schreibt, nur Bruchstücke einer grossen Confession sind, so gilt das gewiss auch von Lenau; nur dass es diesem nicht vergönnt war, je über seine Schmerzen mit sich abzuschliessen, je sein Leid zur Ruhe zu singen. Denn nicht von vorüberziehenden Wolken war seine Lebenssonne verdüstert, um desto heller wieder in sein Leben hineinzuleuchten, sondern das

ganze Erdenleben erschien seinem Dichtergemüt so traurig und öde, dass eine dauernde, behagliche Lust an demselben in ihm nicht aufkeimen konnte, dass er vielmehr tiefer und tiefer in die allerdüsterste Schwermut versank, bis endlich die Nacht des Wahnsinns sein Bewusstsein umflorte. Aus dem Zustand, den Goethe infolge schwerer Krankheit und philosophischer Kämpfe in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes durchmachte, als er des Glaubens leer und vor dem Skepticismus bange war — aus diesem Zustand hat sich Lenau nie herausgerungen. Und nicht schweres Unglück etwa, das ihn härter als andere betroffen hätte, hat seine Seele so verfinstert und die Lust am Leben ihm vergiftet. Die Geschichte der Poesie erzählt von andern Dichtern, welche die allerhärtesten Schicksale erfuhren und darum doch nicht an Gott und an der Welt verzweifelten.

Ich erinnere nur an einen, an Andreas Gryphius den bekannten Lyriker und Dramatiker zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, den inmitten des unsäglichen Elends, das unser Vaterland darnieder beugte, von frühster Jugend an besonderes Unglück auf Schritt und Tritt verfolgte. Oder ist es nicht ein hartes Loos, im unmündigen Kindesalter den Vater zu verlieren durch das Verbrechen eines falschen Freundes, der ihn vergiftet, bald darauf die geliebte Mutter, dann von dem Stiefvater um sein väterliches Hab und Gut betrogen zu werden und im zarten Alter von 12 Jahren allein dazustehen ohne väterlichen Rat und ohne mütterliche Liebe, im Herzen die düsterste Erinnerung? Als Mann führte er dann ein ruheloses Leben mitten im Kriegeselend, in Todesgefahr, von verheerenden Seuchen oft bedroht, von schwerer Krankheit heimgesucht, verfolgt, verketzert, verbannt, durch den Tod der heissgeliebten Geschwister tief gebeugt, bis endlich die letzten Jahre seines Lebens die lang ersehnte Ruhe ihm gewährten. Doch zeugen die Poesieen dieses Dichters, so tief auch die Wehmut in ihm wiederklingt, von dem festen Gottvertrauen des Mannes, das kein Unglück ihm rauben kann. Eins seiner Gedichte trägt die Überschrift: „Gott denkt an mich.“ Diese Überschrift steht auf seinem ganzen Leben. Wie ganz anders Lenau!

Wollte man annehmen, das Unglück, das er in seinem Leben erfahren, hätte die finstere Schwermut erzeugt, oder gar

die Sorgen um seine Existenz, die zufällig zusammen fielen mit der furchtbaren Katastrophe in seinem Leben, hätten ihn wahnsinnig gemacht, so würde täglich Hunderte und Tausende dasselbe trübe Schicksal ereilen müssen. Die äusseren Lebensverhältnisse waren für seinen Gemütszustand nicht von entscheidender Bedeutung; wie sie ja überhaupt nur selten im Stande sind den Frieden des Herzens zu zerstören und ihn hervorzubringen niemals vermögen. Das hat Lenau mit richtiger Einsicht in seinen Zustand selbst gefühlt und ausgesprochen:

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie;
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken, weichest nie.

Wenn aber auch der unheilbare Schmerz, der ergreifend und erschütternd aus den meisten seiner Gedichte spricht, seinen Grund nicht hat in besonders widrigen Lebensschicksalen, so ist damit nicht gesagt, dass überhaupt zwischen seinem Leben und seinem Dichten kein Zusammenhang nachzuweisen sei. Das tiefinnerste Wesen des Mannes, das sich in seinen Poesieen mit erschreckender Offenheit kundgibt, dasselbe spiegelt sich in seinen Lebenszwecken und Lebensgewohnheiten deutlich ab, so dass eins das andere ergänzt und erläutert. Wie sein ruheloses, bei allem Ruhm, bei aller Freundschaft, die ihm zu teil wurde, tief unglückliches Leben unaufhaltsam in den schaurigen Abgrund hineingerissen wurde, in dem es versank, so werden seine Gedichte immer düsterer und unheimlicher, bis sie schliessen mit dem, aus welchem die helle Verzweiflung erschütternd hervorbricht.

Es ist das Gedicht, das er kurze Zeit vor seiner Geistesstörung nachts im rollenden Eilwagen konzipierte und in den ersten Wochen seines Wahnsinnes dem Arzte vordeklamierte. Wer fühlt nicht die tiefe Zerrüttung des Dichters aus diesen Versen:

's ist eitel Nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.

Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer. Wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muss es sinken.

Die Poesie der Verzweiflung geht mit dem Leben, das im Wahnsinn endet, Hand in Hand, und beide finden in einem und demselben gemeinsam ihren Grund.

Diesen Zusammenhang eingehender nachzuweisen, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Um diese zu lösen, wird es nötig sein, einzelnes aus seinem Leben möglichst detailliert mitzuteilen und seine Dichtungen, soweit sich in ihnen sein Leiden und sein grübelndes Sinnen kundgibt, zu besprechen; dagegen wird eine Lebensbeschreibung, die in gedrängter Kürze alle bekannten Thatsachen darstellte, ebenso sehr ausserhalb meines Zweckes liegen, wie eine Würdigung seiner Poesieen vom Standpunkt der ästhetischen Kritik.

Mag es auch immerhin feststehen, dass wir bei eigener Beurteilung oft nur vermöge einer leicht erklärlichen Selbsttäuschung das Kindesalter und die frühe Jugendzeit für unsere glücklichsten Jahre halten, von Nikolaus Lenaus Leben, das in eigenen Bekenntnissen und glaubwürdigen Erzählungen nun ausgebreitet vor uns liegt, müssen wir bei ruhiger Abwägung sagen, dass der Seelenfrieden, die gleichmässige Gemütsstimmung, ohne die alles, was wir sonst haben, es scheine andern noch so glänzend und beneidenswert, doch nur wertloser Tand und nichtige Seifenblasen sind, — dass dieses Glück, das seine erste Jugend trotz mancher Entbehrung sonnig erhellte, in sein späteres Leben nur auf Wochen und Tage hineinleuchtete, und je älter er wurde, immer seltner und seltner, bis es noch sechs Jahre vor seinem Tode völlig erlosch.

Doch verbannen wir für jetzt aus unserer Vorstellung das traurige Bild des wahnsinnigen Dichters und sehen wir denselben als reichbegabtes Kind unter der sorglichen Obhut der Mutter, die für ihren geliebten Niki ihr Herzblut hinzugeben

bereit war und alle Wünsche, die sie ihm an den Augen absehen konnte, zuvorkommend erfüllte. So glücklich sich aber das Kind auch bei dieser Fülle mütterlicher Liebe fühlen mochte, günstig für seine spätere Entwickelung scheint die übergrosse Zärtlichkeit, die keine Augen für die Schwächen des Lieblings hatte, keineswegs gewesen zu sein; und für das Leben, das von jedem Menschen Entbehrung und Entsagung gebieterisch verlangt, mag ihn eine Erziehung, die ihn nicht daran gewöhnt hatte, heftige Neigungen zu bekämpfen und Lieblingswünsche zu opfern, schlecht genug vorbereitet haben. Es ist kein Wunder, wenn aus dem verzogenen und vergötterten Knaben ein Mann wurde, der beständig mit dem Schicksale, ja mit dem ganzen Leben haderte und grollte.

Noch aber war das Leben mit seinen ernsten Forderungen nicht an ihn herangetreten, noch war der Friede seiner Brust nicht gestört durch die quälenden religiösen Zweifel, die sein Mannesleben vergifteten. Munter sprang der Knabe in Feld und Wald umher, und derselbe, der mit glühenden Wangen den Tag über sich umhergetummelt hatte, sprach abends sein Gebet mit gläubiger Inbrunst und tiefster Empfindung. Der Sommer des Jahres 1816 — Lenau stand damals in seinem fünfzehnten Lebensjahre — scheint eine besonders glückliche Zeit für unsern Dichter gewesen zu sein. In Tokay, umgeben von der herrlichsten Natur, in diesen Fluren, die so überreich sind an Rosen und Nachtigallen, dass, „wer sich daran berauschen will, nur das Fenster zu öffnen braucht“, verlebte der mit der tiefsten Naturempfindung begabte Knabe die allerglücklichste Zeit. Dazu kamen die Husaren, die Zigeuner, die einsamen Fischer an der Theiss — Gestalten, welche seine Phantasie mächtig anregten. Wie tiefer, seliger Friede mochte in seiner Brust wohnen, wenn er abends im hellen Mondschein an dem Ufer des Flusses entlang wandelte, in seinem Arm die Guitarre, auf der er schon damals, wie später auf der Violine, meisterhaft zu spielen verstand.

Doch bereits kurz nach dieser Zeit wirkten Einflüsse auf den jungen Niembsch, die an einem so empfänglichen Gemüt nicht vorübergehen konnten, ohne schädliche Spuren zurückzulassen. Diese Einflüsse gingen von seinem Oheim aus. Der liess es sich nämlich angelegen sein, die geistige Entwickelung seines Neffen zu fördern und seine Begriffe zu läutern, und

verfiel dabei auf das sehr bedenkliche Mittel, ihm Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Grossen vorzulesen. Ja, noch mehr. Oft weckte er den jungen Niembsch um Mitternacht aus dem tiefsten Schlafe. „Schläfst du?" „Nein, Herr Onkel." „Es gibt doch keinen Gott," pflegte dann dieser zu sagen.

Mit solchen Worten aus der köstlichen Nachtruhe emporgeschreckt zu werden, mag auf das intellektuelle Leben unseres Dichters nicht minder verderblich gewirkt haben, als die allzu grosse Nachgiebigkeit der Mutter auf seine Charakterbildung. Noch war aber die junge Brust so voll Lebensfrische, so viel war zu sehen und zu lernen und zu erstreben, dass damals die dunkle Blume der Schwermut, deren Keim freilich schon in ihm lag, in seinem Herzen noch nicht aufblühen konnte. Denn wenigstens in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wien, wohin er sich im Jahre 1819, um seine Studien anzufangen, begeben, zum tiefen Schmerz der Mutter, die nun zum ersten Mal auf längere Zeit ihr heissgeliebtes Kind von sich lassen musste — in der ersten Zeit seines Lebens in Wien verflossen ihm seinen eigenen Berichten nach die Tage angenehm in ernster Beschäftigung mit der Wissenschaft, in heiterem Umgang mit gleichgesinnten Genossen. Freilich muss bemerkt werden, dass er schon damals sich angestrengtem Nachsinnen über unlösbare Fragen hingab, dass die unbefangene Frömmigkeit seiner Kinderjahre um diese Zeit dahin war und er nun seine Freude daran hatte „manchen verwitterten Satz wegzuräsonnieren", wie er sich ausdrückte, nicht ahnend, dass der Verlust dieser verwitterten Sätze, über deren Wegräumung der achtzehnjährige Jüngling Freude empfand, den Mann in die finsterste Verzweiflung stürzen sollte. — Hatte er doch noch seine Mutter, an der sein ganzes Herz hing, und mochte auch, wie er sagte, „düsteres Nachgrübeln oft den launigen Gesellschafter in ihm verstümmeln", die Liebe zur Mutter liess der finstern Laune keinen ganz freien Spielraum. Auch die abwesende Mutter war und blieb ihm die Hauptstütze, auf welcher der Bau seines Glückes ruhte. Dass eine gewaltige Veränderung in ihm vorgehen würde, wenn der Tod, dessen Macht er in einem Gedicht darum besonders gross nennt, „weil er die Mutter kann von ihrem Kinde reissen", ihm diese Stütze raubte, das hat er in Briefen, die er von Wien aus um diese Zeit an seine Mutter richtete, deutlich ausgesprochen.

So schreibt er: „Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiss, dass man noch einen Menschen hat, den man liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als diese. So lange du lebst, bin ich froh. Gott gebe, du lebtest noch recht, recht lange, meine gute Mutter.“ Und in einem andern Briefe: „Dein warmes Herz ist eine Göttergabe, eine köstliche Rarität in dieser Welt von Eistropfen. Ich frage, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes so in ihren Händen haben, wie Du. Du hast mehr als viele, sehr viele andere Mütter.“

Das Herz, in dem der helle Strahl der Gottesliebe von dem Gewölk des Zweifels schon begann verdunkelt zu werden, ging nun völlig auf in der Liebe zur Mutter, und in dem Schiffbruch, den sein Glaube erlitt, war die Liebe zur Mutter das Letzte, woran er sich klammerte. Mit klarem Bewusstsein davon, was ihm seine Mutter gewesen, und wie viel er mit ihr verloren, schrieb er im Faust, also in einer Zeit, da er schon völlig ohne Halt im weiten, wüsten Meer des Zweifels umhertrieb, die rührenden Verse:

Ach dass der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre sonst mit mir
Wohl nicht so weit gekommen!

Doch lassen wir auch billig dahingestellt, ob sich sein Wesen anders und günstiger entwickelt haben würde, wenn seine Mutter länger am Leben geblieben wäre, das ist nicht zu bezweifeln, dass der Gedanke an sie damals ihn oft aufrecht erhalten haben mag. Freilich die ruhige, gleichmässige Stimmung, der tiefe Friede, der ihn früher beseligt, war auch schon in dieser Zeit aus seinem Herzen verschwunden. Tolle Abenteuer, ausgelassene Lustigkeit wechselten ab mit einsamem, bis in die tiefe Nacht fortgesetztem Studieren. Heissblütig, wie er war, stürzte er sich in den Strudel sinnlicher Lust, um bald genug zu erfahren, dass diese am allerwenigsten imstande ist, das tiefe Sehnen nach beständigem Glück, das in jeder Menschenbrust liegt, zu befriedigen; und kehrte er dann zu seinen Büchern zurück, suchte er bald auch in ihnen vergebens, wonach sein Herz dürstete.

Und so über alles wichtig waren ihm die ernsten Fragen über das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, dass er mit gleichgestimmten Freunden bis zur Morgendämmerung darüber auf das heftigste disputieren konnte; wobei es denn, wie das wohl vorkommt, einmal so laut und lärmend herging, dass seine Wirtin, eine ehrsame Schneiderwitwe, durch das heftige Reden aus ihrem Schlafe gestört, zum Schutz von ihrem Werkführer begleitet ganz besorgt in Lenaus Stube kam, um die Zankenden, wie sie glaubte, auseinander zu bringen, für ihre gutgemeinte Friedensstiftung aber von den Studenten mit solchem homerischen Gelächter begrüsst wurde, dass sie sich höchst beleidigt zurückzog und ihrem Mieter die Wohnung am nächsten Tage kündigte.

Ein Gegenstück zu dieser heissen nächtlichen Disputation war eine abenteuerliche Wanderung von Wien nach dem Kahlenberge. In einer besonders stürmischen Nacht nämlich, als sich Lenau mit seinem Stubengenossen dem draussen tobenden Unwetter gegenüber in seinem warmen Bette recht behaglich fühlte, stieg in beiden der Gedanke auf, dem Sturm und Regen recht zum Trotz auf den Kahlenberg zu gehen und oben den anbrechenden Tag zu erwarten. Und sogleich standen sie auf und unternahmen in der Finsternis den tollen, mühseligen Marsch.

So machte er, wenn er von Wien aus Ungarn besuchte, wilde, tollkühne Ritte über die unabsehbaren Ebenen des Landes, als wollte er den Frieden draussen erjagen, den seine Brust nicht mehr beherbergte. Feurige, überströmende Lebenslust und ein nie zu beschwichtigendes „klares Bewusstsein von der Nichtigkeit und Hohlheit alles Menschenglücks“ in derselben Brust — das war der Zwiespalt, an dem er schon damals zu kranken begann.

Von schlimmer Wirkung auf seine Gemütsstimmung mag auch ein Verhältnis gewesen sein, das er um diese Zeit anknüpfte, aber in der bittersten Enttäuschung freilich bald genug löste, — das Verhältnis zu einem Mädchen, das er mit glühender Leidenschaftlichkeit liebte, und das seiner Liebe durchaus unwürdig war. Die Erinnerung daran, um so mehr als er sich von Schuld nicht freisprechen konnte, hat ihn sehr lange, vielleicht sein ganzes Leben hindurch gequält und gemartert.

Aus der trüben Erfahrung aber, die er in der Menschenwelt machte, rettete ihn sein treuer Schwager Schurz, derselbe, der mit brüderlicher Pietät uns sein Leben erzählt hat, hinaus in die schöne, reine Natur der österreichischen und steirischen Alpenwelt. Lenau hat sich einen Zögling der Alpen genannt; einen wie mächtigen Einfluss die Natur auf sein Dichten ausgeübt hat, wie seine Lyrik von lebendiger Naturempfindung durchweht ist, weiss jeder, der auch nur einmal seine Gedichte durchgelesen hat.

Doch scheint es nicht unangemessen und hier am rechten Ort, auf die eigentümliche Naturanschauung des Dichters, wie sie sich in der ganzen Reihe seiner poetischen Produkte zeigt, etwas näher einzugehen. Diese ist getränkt und völlig durchzogen von seiner düsteren Lebensansicht, die sich allmählich bis zur Verzweiflung steigerte. Und das ist nicht auffallend. Die dem nüchternen Verstande mit Recht teilnahmlos erscheinende Natur, wenn sie der leidenschaftlich erregten oder der dichterisch gestaltenden Seele eine geheimnisvolle unendlich tiefe Sprache zu sprechen scheint, welche andere könnte es sein, als die der Menschengeist zu ihr spricht! So redet sie zu dem einen von der ewigen Gottesliebe, die alles erhält und trägt, dem andern tönen aus dem Rauschen der Blätter, aus dem Murmeln der Quellen nichts als die dumpfen Schauer der Vergänglichkeit entgegen. So sagt Lenau selbst: „Ob die Natur dir freundlich scheint und wohlgewogen, ob feindlich grollend, beides nur hast du in sie hineingelogen.“ Diesen schneidenden und harten Worten gegenüber hören Sie Friedrich Rückert, der freilich in der Auffassung des Menschenlebens und der Natur den schärfsten Gegensatz zu Lenau bildet, dasselbe in milder und versöhnlicher Weise aussprechen: „Nicht der Frühling kann dirs geben, geben musst dem Frühling du, seinen Glanz, sein Blütenleben, seinen Frieden, seine Ruh.“ — Steht so der Mensch zur Natur, so können wir nach einer ganz allgemeinen Kenntnis von Lenaus Charakter schon im voraus abnehmen, dass er all seinen Schmerz, all seine tiefe Wehmut in den Naturerscheinungen wiederfindet und abgespiegelt sieht. Und dem ist in der That so. Es ist nur zu wahr, was er selbst von seinen Gedichten sagt, dass es meist bange Lieder, und nur wenige davon munter sind, dass die meisten plötzlich oft

zusammenschaudern und gar zu viel vom Tode plaudern; aber es sind doch eben einige vorhanden, die von harmloser Freude an der Natur durchdrungen sind, die ihr Entstehen einer Stimmung verdanken, in der die bösen Dämonen, die sich später seiner Seele bemächtigten, keine Gewalt über ihn hatten. Eine rein lebensfreudige und zugleich fromme Stimmung wie innige Lust an der Schöpfung offenbart sich in dem Ihnen allen bekannten Liede, in welchem die im Frühling zu neuem Leben erwachte Natur als ein heiliger Dom erscheint. Da sind überall Altäre festlich aufgebaut, die Rosenglut als heilige Opferflamme auf smaragdenen Leuchtern angezündet und mit dem Gesang der Lerche, die sich an ihren Liedern zu Gott emporschwingt, schwillt und mündet jede Seele hinüber in den Opferstrom.

In einem anderen Liede ist ihm das plötzliche Verstummen des rauschenden Eichwaldes ein heiliges Erschrecken vor Gottes Nähe, und das Murmeln des Bächleins, das leis und lind unter Blumen flüstert, klingt ihm wie das Gebet eines Kindes. Eine heitere Naturanschauung durchwogt auch den Gesang aus dem Romanzenkranz Klara Hebert, in welchem er die untergehende Sonne vergleicht mit einem Könige, der goldverstreuend von der frohen Menge scheidet.

Oder wenn er bergan weiter und immer weiter wandernd um sich alles Leben verschwinden sieht, wo kein Blatt mehr grünt und kein Vogel ruft, strömt ihm der Gedanke, fern von menschlicher Hülfe, auch in dieser bangen Einöde stets noch in Gottes schützender Nähe zu sein, seligen Frieden ins Herz. Gedichte dieser Art aber sind spärlich genug. Die sehr überwiegende Mehrzahl der Poesieen, die seine Naturempfindung uns mitteilen, zeigen ihn uns als einen Mann, dem auch in der Natur die traurigen Töne entgegenklingen, die nun einmal in seiner Brust angeschlagen waren. Den Übergang bilden die Lieder, in denen die Stimmen des schmerzlichen Vergehens, die er überall vernimmt, noch übertönt werden von dem mächtigen trostreichen Ruf des ewigen Wiedersehens oder die, in welchen der Dichter mit Ruhe und Ergebung sich in den Gedanken der Vergänglichkeit findet.

Aber wie sparsam sind auch diese in der Sammlung seiner Gedichte vertreten! Sie werden überwuchert von denen, in welchen sich die allerdüsterste Ansicht von der Natur aus-

prägt. Die ganze Schöpfung singt ihm ein banges Lied, das Lied von dem ewigen Vergehen, von dem uralten Tand von Blütentreiben und Zerstören, von dem wüsten Zeitvertreib, dem Ahasverus nun schon seit achtzehnhundert Jahren zuschauen muss. Bei dieses Liedes vollem Klange, sagt Lenau, ach würde uns zu bange, wir ständen schmerzlich träumend, das Erdenwerk versäumend. Dies Herz hat es vernommen und sang es fort beklommen, dies Herz hat ausgesungen das Lied und ist zersprungen. — Wie hat er damit das ihn ereilende traurige Los klar angedeutet! So ist es ihm, als trüge die Natur auf allen Wegen einen grossen ewigen Schmerz, den sie ihm als Muttersegen heimlich strömet in das Herz.

So grüsst ihn in der Geschöpfe langen dunkeln Gassen überall das Verderben. Im Frühling ist er allein vom Frühling ausgeschlossen, seit in das Herz der Winter ihm hereinschlich und ihm alle grüne Hoffnungsfarbe schneeweiss verblichen ist. Trägt seine Anschauung von dem Leben der Natur im ganzen eine so todesdüstere Färbung, wie ist es dann zu verwundern, wenn sich ihm die einzelnen Naturerscheinungen mit schwarzem Flor umhüllen, wenn er mit Vorliebe solche schildert, die mit seinem Gemütsleben übereinstimmen: das öde Felsenthal, das ihm vorkommt wie satten Tigers Gähnen, den Winter, der in ihm den Wunsch erregt, dass der Frost ihm ins Herz frieren möge, dass einmal Ruh darinnen werde, den Herbst, in dem des Laubes letzte Neige an den Bäumen schwebt und Blatt auf Blatt lebensmüde niedertaumelt, den Herbst, in welchem die Sterbeseufzer der Natur durch die welken Haine schauern.

Der wilde Gebirgsbach führt ihm nur reichen, frischen Tod; und sieht er jetzt den murmelnden Quell im hellen Mondenschein zu Thale rinnen, hört er darin nicht mehr das leise Gebet des Kindes, sondern der trübe Gedanke geht durch seine Seele: Ich muss wie er von hinnen, wär' ich wie er so hell und rein. So fliesst das Bächlein traurig klingend und trägt von abgestorbenen Hainen die Blätter fort mit halberesticktem Weinen. Die Rosen sind ihm nicht mehr die Opferflammen, die der Lenz zur Ehre Gottes in seinem Dom anzündet; ihr Blühen mahnt ihn an des holden Frühlings Todesstunde, der nun stirbt, sein Herzblut still verströmend, seine Rosen. Das winterliche Grün der Tannen erweckt keine trostreiche Stimmung in dem Dichter, zu dessen tiefer Trauer die

Buche besser stimmt, weil sie den Winterschauer sich so zu Herzen nimmt. Und die herbstlich geröteten Buchen kommen ihm vor, wie das flüchtige trügerische Rot auf den Wangen des Todeskranken. Der Wetterstrahl ist ihm die Zornesader an der dunklen Stirn des Himmels, die Schrecken auf die Erde sprüht, oder der Faden, der sich herabschlängelt, um ihn aus dem Labyrinth der Qual zu führen. Und hört er, auf sein Lager hingestreckt, den Regen niederträufeln, denkt er daran, wie süss es sich ruhen mag im Sarge, auf den des Freundes Thräne tropft. In solcher Stimmung kann ihm der allerunbedeutendste Zufall dazu dienen, den finsteren Gedanken, die immerfort seine Seele bewegen, Nahrung zu geben. So sieht er in dem dürren Blatt, das der Winter durch das offene Fenster auf seinen Arbeitstisch treibt, ein leichtes offenes Brieflein, „das der Tod an ihn geschrieben hat". — Ich will die trüben Naturanschauungen, die Lenaus Poesieen in übergrosser Menge enthalten, nicht weiter häufen; in welchem Licht ihm die Natur erschienen, wird aus dem Mitgeteilten klar genug geworden sein. Ebenso muss ich es mir versagen, Ihnen eine Blumenlese zu geben von den geistreichen Gedanken, den überraschend neuen, freilich sehr aufgeregten Bildern, welche er aus sinniger Naturbetrachtung schöpft, so weit sein Lebenscharakter sich in ihnen nicht abspiegelt — das würde in eine ästhetische Würdigung seiner Poesieen gehören, die ja nicht in meinem gegenwärtigen Zwecke liegt; zu der Überzeugung aber werden Sie nach dem Gehörten gekommen sein, dass die Natur, der er sich mit voller Inbrunst seines Gemütes wie wenige andere Dichter hingegeben, nur zu bald für ihn aufhörte Quelle des Friedens zu sein, nach dem sein armes Herz dürstete.

Doch in der Betrachtung dieser Seite seines Gemütslebens habe ich schon in eine spätere Zeit hinübergegriffen, da ich, um alles beisammen zu haben, auch Gedichte, die nach seinen Studienjahren entstanden sind, berücksichtigen musste. Noch während dieser Jahre starb seine Mutter. Es war der herbste Verlust seines Lebens. Den Dichterruhm, der seinen hellen Glanz bald darauf über das Haupt ihres Lieblings ausgoss, hat sie nicht mehr erlebt; dafür war ihr aber der tödliche Jammer erspart, ihren Sohn in die Nacht des Wahnsinns sinken zu sehen.

Als ein Jahr darauf auch seine Grossmutter starb, und durch ihren Tod Lenau in den Besitz eines kleinen Vermögens kam, stand sein Entschluss fest, sein Studium zu beenden und sich ganz der Poesie hinzugeben. Die Wissenschaft hatte ihm nicht geboten, was er suchte, so eifrig er sich, freilich ruckweise, mit ihr beschäftigt hatte, so hervorstechend auch seine Befähigung für dieselbe war. Drei Jahre lang hatte er Philosophie studiert und aus ihr die traurigsten Resultate gewonnen; wieder drei Jahre lag er dem Studium der Jurisprudenz ob, das ihn aber nicht zu fesseln vermochte und von ihm aufgegeben und vertauscht wurde mit dem Studium der Medizin, das er wieder drei Jahre betrieb, ohne auch hier zu völligem Abschluss zu gelangen. Nachdem er sich so neun Jahre ruhelos in verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens umhergetrieben hatte, erfasste ihn heftiger Widerwille gegen alles auf einen bestimmten Beruf hinzielende Lernen, zumal er in der letzten Zeit wohl mit übergrosser Anstrengung gearbeitet hatte. So ist denn zu begreifen, dass er die Gelegenheit, ganz sein eigener Herr zu sein und in seinen Arbeiten von keinem bestimmten Lebenszweck geleitet zu sein, mit Begierde ergriff.

Ob ihm zum Heile, steht sehr zu bezweifeln. Denn in einem Leben, das eines praktischen Zweckes entbehrt, auszuhalten, scheint nur das Vorrecht der grössten Genies und der armseligsten Sorte von Menschen zu sein; jener, weil sie erfüllt sind von dem Bewusstsein, dass ihre Schöpfungen der ganzen Menschheit zugute kommen werden, der sie unsterbliche Wahrheiten oder ewige Kunstwerke hinterlassen, dieser, weil sie von den Tieren wenig unterschieden, völlige Befriedigung finden in einem Dasein, das, wenn es einen Zweck hat, ihn in der Erfüllung der egoistischen Begierden findet.

Weder so hoch, noch so tief stand Lenau; und schon darum musste er sich in dem Leben, das er erwählte, unglücklich fühlen. Andern Dichtern, die mit ihm auf gleicher Höhe stehen, goss ihr praktisches Schaffen einen erheiternden Glanz aus über ihr praktischen Zwecken gewidmetes Leben. Die Poesie war ihnen der stille Zufluchtsort, in den sie sich flüchteten, wenn sie von den Sorgen des Lebens sich ermattet fühlten; und weihten sie sich keinem bestimmten Lebensberuf, so war es doch wenigstens die Sorge für Weib und Kind, die ihrem

Leben auch fern von der dichterischen Thätigkeit Wert und Bedeutung verlieh.

Ueberaus treffend und poetisch sagt Freiligrath gegenüber der verkehrten Ansicht von der Berechtigung des Dichters, die gewohnten Bahnen des Lebens zu verlassen, indem er den Poeten mit der Nachtigall vergleicht:

> Der in des Waldes dunkelgrünem Schooss
> Von Liedern trieft, die lechzend flammen,
> Derselbe Schnabel singt nicht Lieder bloss;
> Derselbe trägt aus Laub und Moos
> Doch auch ein Nestchen sich zusammen.

Und denselben Gedanken von einer anderen Seite darstellend, ruft Chamisso in seinem „Nachhall“ den jüngeren Dichtern zu:

> Esst euer Brot, das ist des Menschen Los,
> In eures Angesichtes Schweiss; dem Tage
> Gehöret seine Plage: spaltet Holz,
> Karrt Steine, wenn die Not es von euch heischt.
> Wann aber schlägt die Abendfeierstunde,
> — — — — — dann, Geweihte, schüttelt
> Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
> Und frei belebt die heilge Nacht mit Tönen.
> Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
> Die Träume jener Welt, die in euch lebt.

So hat Lenau sein Leben nicht eingerichtet. Er gründete sich weder eine Häuslichkeit; denn er fühlte, wie er sagte, so wenig Glück in sich, dass er andern nichts mitteilen könne, noch verfolgte er ausser der Poesie irgend einen ernsten Lebenszweck. Schwabs bekannte Worte parodierend sagt er einmal: „Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit“; denn in ihr allein sieht er Bestand, während das Leben, in dem alles vergeht, Lust wie Schmerz, ihm keines ernsten Strebens würdig erscheint.

So begab er sich denn nach Stuttgart, um die Herausgabe seiner Gedichte zu besorgen, und kam bei seinem Aufenthalt in Schwaben in die allerinnigste Berührung mit den schwäbischen Dichtern, bei denen er lebhafte Teilnahme, feurige Ermunterung fand, von denen das neue Gestirn am Himmel der Poesie

zum teil enthusiastisch begrüsst wurde. Mit Uhland, Schwab, Kerner, Mayer, Alexander Grafen von Württemberg schloss er einen dauernden Freundschaftsbund. Der vertrauliche Umgang jedoch mit Justinus Kerner, dem Geisterseher und sehr melancholischen Dichter, war ihm sicherlich nicht heilsam.

Wie wenig dieses Mannes Wesen, der die Poesie als tiefes Schmerzen definiert und das schmerzzerrissene Gemüt als die einzige Quelle des wahren Liedes bezeichnet, — wie wenig solch ein Mann geeignet war, den Sturm in Lenaus Brust zu beschwören, zeigt schon der Empfang, den dieser bei seinem ersten Besuch in dessen Hause fand. Lenau erzählt: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doktors. Ich trat in eine Stube; sie war leer. Ich wartete eine Weile, aber da mir niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube. Auch diese war leer. In die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgestreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, dass sie lebten. Ich blieb betroffen stehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ach, willkommen, lieber Niembsch, wir probieren da eben, wie es sein wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden.“

Trotz alledem mögen aber doch die vielen neuen fesselnden Bekanntschaften, vor allem die gesunde tüchtige Natur Ludwig Uhlands und nächstdem Mayers, das Ihrige dazu beigetragen haben, die finstere Laune unseres Dichters etwas zurückzudrängen; — aber die Augenblicke kamen doch, in denen die tiefe Schwermut sich gewaltsam Luft machte. Wir sehen es aus Liedern, welche dieser Zeit angehören, wie aus Briefen, die er damals schrieb. So schreibt er an Kerner: „Wenn Sie in Ihrem Garten die welken Blätter fallen sehen, so denken Sie mein. Was Ihnen diese Blätter sagen, ist die Sprache meines Herzens, wenn ich sie auch nicht darauf hinschreibe. Und so kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir diesen Winter hindurch. Ich bin kein Asket; aber ich möchte gern im Grabe liegen. Helfen Sie mir von der Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen

lässt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten mit mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund. Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten."

Um diese Zeit entstand denn auch in seinem Herzen die Sehnsucht nach Amerika, als ob er jenseits des Oceans das Glück finden könnte, das unter allen Zonen doch nur im Menschen geboren wird. Ausserdem war es sein ausgesprochener Zweck, seine Phantasie in die Schule der Urwälder zu schicken, in der Hoffnung, seine dichterische Anschauung an dem unerschöpflichen Vorrat von schönen Naturscenen zu bereichern. Die Kunst war ja das letzte, das ihn noch ans Leben fesselte. Doch bei aller dieser Sehnsucht nach der Ferne quälte ihn schon vor seiner Abreise das Heimweh. Er ahnte wohl, dass Amerika ihm das nicht geben würde, was er hoffte. Indes alle Anstalten zur Reise waren schon getroffen, und so verliess er Europa als dreissigjähriger Mann, um schon nach Jahresfrist dahin zurückzukehren.

Amerika, weit entfernt ihn zu fesseln, widerte ihn an, das Land wie die Leute. Schon das erschien seinem Dichtergemüt ein poetischer Fluch, der über das Land verhängt sei, dass es keine Nachtigallen hat; und wie konnte die geschäftige, rücksichtslose Industrie, das durch und durch praktische Wesen der Amerikaner zu seinem Herzen stimmen! Mit stark outriertem Ausdruck nennt er sie: Himmelanstinkende Krämerseelen. Man höre nur folgende kurze Schilderung, die ich einem von ihm an Schurz gerichteten Briefe entnehme:

„Eine Niagarastimme gehörte dazu, um diesen Schuften zu predigen, dass es noch höhere Götter gibt, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirtshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel ist gedeckt, auf beiden Seiten fünfzig Stühle. Da erschallt die Fressglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein. Keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort. Jeder stürzt auf eine Schüssel, frisst hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt dann fort, Dollars zu verdienen." — „Was wir Vaterland nennen," sagt er an einer andern Stelle, „ist hier blosse Vermögensassecuranz."

Und so war ihm das Land „mit seinen ausgebrannten Menschen in ausgebrannten Wäldern" eine Schule der Ent-

behrung und Entsagung. Er hielt Einkehr in sich selbst und strenge Musterung seiner Gedanken und hoffte, wenn er nun wieder in der Heimat angelangt wäre, eine ruhigere, gleichmässigere Gemütsstimmung sich zu erwerben. Und allerdings beweisen die Zeugnisse aus der Zeit, die zunächst seiner Rückkehr folgte, vornehmlich auch seine eigenen Briefe, dass er sich ein gemessenes, nicht mehr so leidenschaftlich aufbrausendes, sondern von stiller Resignation zeugendes Wesen angeeignet hatte; eine Veränderung, die er unter anderem auch dem langen Anblick des Meeres zuschrieb, dessen Erhabenheit ihm so zu Herzen gegangen, dass seitdem ein feierlicher Ernst in ihn eingezogen sei. Doch war das wohl mehr äussere Accommodation an gesellschaftliche Verhältnisse als gründliche Umwandlung seines Innern. Schärfer Blickende sahen auch in dieser Periode in Lenaus schönem dunklem Auge selbst durch sein freundlichstes Lächeln die allertiefste Schwermut, die auch durch das Bewusstsein, in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit unter den lebenden Dichtern einer der gefeiertsten geworden zu sein, nicht getilgt werden konnte.

Hatte er auch manche läuternde Erfahrung in den letzten zwei Jahren, die er darum die prägnantesten seines bisherigen Lebens nennt, an sich gemacht, den Frieden hatte er nicht gefunden. So schreibt er an seinen Schwager: „Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, dass es für mich nicht zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre habe ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, dass man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein. Das ist für mich verloren."

Der düstere Schatten jenes erwähnten Verhältnisses in Wien lag noch immer auf seiner Seele.

Bis zum Jahre 1835 arbeitete er an seiner ersten grösseren Dichtung, dem Faust, einem sehr unkünstlerischen Gemisch von Epos und Drama. Und dies Arbeiten, so sehr sein alter Freund Schleifer Recht hat, wenn er das Werk eine Wüste voll Trostlosigkeit und Finsternis nennt, schaffte ihm doch momentane Ruhe, da er künstlerisch zu gestalten versuchte, was in ihm gährte und wogte.

Er fand in der Person des Mephistopheles „einen Kerl, auf den er seinen ganzen Höllenstoff ablagern konnte“. Die heftigen Gemütsbewegungen entluden sich in dem Gedichte, und die Erschütterung seiner Stimmung beruhigte sich in der poetischen Produktion. Nächst der Poesie war seine Zuflucht die Musik, der er sich fast mit übermässiger Leidenschaft sein ganzes Leben lang hingab. So spielte er auf seiner Violine oft Melodieen, aus denen die ausgelassenste Fröhlichkeit ertönte; viel öfter aber erklangen von ihr unter seiner Hand die herzzerreissendsten klagevollsten Weisen. Beethoven, in dem er das Höchste der Kunst verehrte, war es vor allen, dessen Melodieen er sich so zu eigen gab, dass er sagen konnte: „Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühle es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt“.

Völlige Ruhe also konnte ihm weder die Poesie noch die Musik gewähren, nur augenblickliche Beschwichtigung.

Sehr ungünstig schon auf seinen damaligen Zustand, aber noch mehr auf seine spätere Gemütsstimmung scheint auch eine unglückselige, wohl völlig schuldlose, aber auch ebenso hoffnungslose Liebe, die er in dieser Periode zu der Frau eines Freundes fasste, gewirkt zu haben, um so mehr als diese Frau, die er seine Muse nannte, in trauriger Lebensansicht von ihm wohl wenig verschieden war. Doch bevor es immer schneller und schneller mit unserm Dichter bergab dem Abgrunde zuging, sollte noch wenigstens auf Monate der lang gesuchte Friede seine Brust erfüllen. Das ist die Zeit, in der er seinen Savonarola schrieb, die kurze Zeit seines Umgangs mit Martensen und dessen Nachwirkungen auf sein Gemüt. Dieser bekannte geistreiche dänische Theolog hatte bei seiner Anwesenheit in Wien die Bekanntschaft Lenaus gemacht und durch dessen edle hochherzige Persönlichkeit, und durch die Wahrheit seines Wesens sich von ihm ebenso angezogen gefühlt, wie Lenau sich von dessen kindlicher Frömmigkeit und bezaubernder Herzensreinheit bei allem philosophischen Verstand und gelehrtem Wissen. So kamen sie bald in ein inniges Verhältnis, in dem Lenau, der in einem Gespräch mit Martensen ein wahres Vernunftbad sah, durchaus der Empfangende war. Der geistreiche fromme Theologe hatte den rechten Ton in Lenaus Herzen getroffen und geweckt und mit Eifer sprach

der schwermütige Dichter den negativen Bestrebungen des Zeitalters gegenüber von der Notwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechts durch das Christentum. All die finsteren Gewalten scheinen von ihm gewichen zu sein, er war wieder das gläubige Kind im Hause seiner Mutter. Die Vergänglichkeit alles Irdischen war ihm nun kein quälender Gedanke; denn er glaubte wieder an ein ewiges Leben der Seele. Das spricht er mit den klarsten Worten in Briefen aus, das zeigt sich in der Art, wie er seine geliebte Schwester über den Tod ihres Kindes tröstete. Als diese nämlich nicht lange nach ihrem herben Verluste mit ihrem Bruder an einem schönen Juniabend in der Laube zwischen blühenden Rosen sass, fiel ihr der Gedanke an die verlorene Tochter schwer aufs Herz, und sie weinte heisse Thränen darüber, dass ihr liebes Kind nun ausgeschlossen sei von Sonnenlicht und Rosenduft. Da tröstete sie der, der vor kurzem am allerwenigsten dazu fähig schien, andern Trost zu gewähren, tröstete sie, indem er mit kindlichem Sinn und frommer dichterischer Begeisterung ausmalte, wie viel schöner und herrlicher die Tote es jetzt habe, als die trauernde Mutter. Von solchen Gefühlen voll schrieb er seinen Savonarola, ein Epos, in dem er einen glaubensmutigen Priester im Kampf gegen eine unwürdige, sittenlose Hierarchie darstellte. Stets begleitete ihn bei seiner Arbeit der Gedanke an Martensen.

Die Frage: Wird das Martensen approbieren? legte er sich bei seiner dichterischen Arbeit wiederholt vor, und das vollendete Werk konnte er darum mit Recht diesem ihm unsichtbar zur Seite stehenden Censor widmen. Und wie gewaltig ist dies Epos in der Lebensanschauung, auf die wir ja für unsern Zweck besonders unser Augenmerk zu richten haben, verschieden von der, die den Faust, und noch viel mehr von der, welche die Albigenser durchzieht. Denn im Faust, der Martensen die persönliche Bekanntschaft Lenaus wünschen liess, erblickte dieser nicht blos den tiefpoetischen, sondern ebenso religiösen Sinn des Dichters, freilich in hartem Kampf mit dem Zweifel. Aus Savonarola aber spricht die heiterste Siegesfreude, es spiegelt sich in ihm das fromme Gemüt, das seines Glaubens gewiss ist, so klar, dass Gustav Schwab, der eine solche Umwandlung wohl kaum für möglich gehalten hatte, über das Gedicht „freudig empört war.“

Seit der heiligen Nacht zu Bethlehem, seit dem alles

sühnenden Tode auf Golgatha sind Schmerz und Tod, so ist jetzt unseres Dichters Überzeugung, nur der schwarze Grund, der die Blütenwelt der Liebe trägt. Wie innig singt er von der Weihnacht: O Nacht des Mitleids und der Güte, die auf Judäa niedersank, als einst der Menschheit sieche Blüte den frischen Thau des Himmels trank! Wie begeistert spricht er von der Macht des Gebets im Gegensatze zum unfruchtbaren Grübeln. Erkenntnis Gottes ist Gebet, Gebet ist Balsam, Trost und Friede, in Gott ein froher Untergang, es ist mit Gottes ewgem Liede tiefinnerster Zusammenklang.

Doch diese hellen Stunden seines Lebens sollten schnell genug vorübergehen. Die in Savonarola ausgesprochene Weltansicht schwand aus seinem Herzen anfangs auf Stunden, in denen der Zweifel wieder seine Seele verdüsterte, bis, wie er sich lebendig ausdrückt, ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her ihm die Nebelkappe zerwehte. Bald aber war er wieder völlig seinem unheilvollen Grübeln anheim gefallen. Dieser Veränderung seiner Stimmung geht, wie begreiflich, parallel sein poetisches Schaffen.

Dem Savonarola folgen die Albigenser. So bedeutend dies Werk, in welchem er mit glühender Beredsamkeit die unterliegende Sache der Glaubensfreiheit gegen die siegreichen päpstlichen Heere verficht, vom Standpunkte der ästhetischen Kritik trotz der Formlosigkeit ohne Frage erscheint; so gewiss es nicht bloss von seinen Gedichten das genialste ist, sondern in unserer neueren Epik überhaupt eine sehr hervorragende Stelle einnimmt, — für das Gemütsleben unseres Dichters bezeichnet diese Produktion einen traurigen Rückschritt. Denn er verteidigt in diesem Epos keineswegs nur das Recht der freien Überzeugung päpstlichem Gewissenszwange gegenüber — das wäre ja ein eben so wohl begründeter wie herzerhebender Gedanke — sondern er deckt an vielen Stellen seiner durchaus lyrischen Dichtereigentümlichkeit gemäss sein Inneres auf, in dem es nun wieder trübselig und verzweifelt genug aussieht. Der Unsterblichkeitsglaube ist ihm von neuem ein „Wahn der frommen Thoren“ geworden, in seinem Herzen tönt das alte Unkenlied des Zweifels, und sein Gehirn martert sich, wie früher, ab mit den ewig antwortlosen Fragen. Die alte Sehnsucht war wieder mächtig erwacht „dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund zu schauen“ — es sind seine eigenen

Worte — und „keck den Blick durch die heiligen Nebel zu senken, die hüllend über dem Abgrund rauchen.“ Was aber bei diesem Forschen und Grübeln herauskam, konnte sein im Grunde tief religiöses Gemüt nicht befriedigen, das längst erkannt hatte, dass nur das Menschenleben glücklich ist, das sich an Gott schmiegt. Den Gott aber, dessen sein dürstendes Herz begehrte, konnte sein Verstand nirgends finden. Sind aber das die Lebensansichten, welche die Albigenser durchdringen, so liegt der grosse Unterschied zwischen diesem Werk und dem Savonarola auf der Hand. Als jemand unsern Dichter auf den sonderbaren Umstand aufmerksam machte, dass sein Epos keinen Helden habe, antwortete er sehr bezeichnend: „der Held der Albigenser ist der Zweifel.“

Mochte indes sein innerstes Gemütsleben in dieser Zeit des Friedens nur allzu sehr entbehren, der Stoff der Albigenser, der ihm in alle Regionen des Herzens hineinspielte, regte ihn zu angestrengter dichterischer Arbeit an und ergriff seine Seele in glühendem Hass und tiefem Mitgefühl mit solcher sympathischen Gewalt, dass die epische Ruhe in diesem Gedicht noch mehr als in den andern zu vermissen ist. Das hat er selbst gefühlt und im Gedichte selbst ausgesprochen. Als ihn im Verlaufe desselben nämlich nötig scheint, die Tapferkeit Simons, des Anführers des gegen die Albigenser gesandten Heeres anerkennend hervorzuheben, sagt er, seine offene Parteinahme entschuldigend: Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren, weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder ihn hasst und jedes Zucken seiner Glieder und Schild und Speer und alles, was sie führen.“

Bis zum Jahre 1842 hat er an seinen Albigensern gearbeitet. Die Anfälle von Hypochondrie kehrten inzwischen häufiger wieder und mit gesteigerter Kraft. Unruhig und friedelos eilt er von Wien nach Schwaben zu seinen Freunden, und von Schwaben zieht es ihn wieder mächtig zurück nach Wien, wo die Frau lebt, bei der er das tiefste Verständnis seines Wesens und seiner Poesieen findet. Und selbst in Wien kann er es nicht lange in derselben Wohnung aushalten. Was ihn einst von der Heimat weg in die amerikanischen Wälder trieb, dasselbe jagt ihn jetzt in der Stadt aus einem Hause in das andere.

Und immer seltener werden die Stunden froher Lebens-

lust, Krankheiten fesseln ihn an die Stube und vermehren seinen Trübsinn, der doch den Gesunden noch zuweilen auf seinen Abendspaziergängen im Stuttgarter Schlossgarten verlassen musste, wenn ein Heer von Nachtigallen mit klingendem Spiel dagegen auszog. So ist sein Leben am Tage meist freudenlos, und nachts, wenn er aufwacht — und das geschieht häufig genug — greift er gleich nach seinem Schmerz, wie die Mutter nach ihrem Kinde. Freunden und Bekannten gegenüber, denen er sich sonst mit der ganzen Offenheit seines Lebens hingab, wird er immer stiller und verschlossener. Sie konnten ihm nicht helfen und verstanden oft kaum, was ihn quälte. Das sagt er selbst:

Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Diese Liebe zur Einsamkeit artete zuweilen geradezu in krankhafte Menschenscheu aus. So begegnete es ihm einmal, dass, als er zu seinem Verleger Cotta eingeladen war und im Speisesaal den Tisch mit zahlreichen Gedecken für eine grosse Gesellschaft sah, er sich kurz und hastig entschuldigend, spornstreichs davon lief. Das Organ der Freude, schreibt er in einem Briefe, scheint in mir vor allen andern abgestorben zu sein.

So nahte das Jahr 1844 und mit ihm die traurige Katastrophe. Schon beim Beginn des Jahres hatte er die trübsten Besorgnisse für dasselbe. „Ich erwarte mir von ihm nicht viel gutes“, schreibt er, „die Jahreszahl sieht so vierschrötig aus.“

Und in einem späteren Briefe: „Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend mit mir thalab.“ An ihm sollte sich erfüllen, was er mit dichterischer Empfindung einst vom Niagara sagt:

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Mit dem Frühling war er wieder in Stuttgart und verlebte den Hochsommer in Baden, wohin er sich begab, um zu seinem letzten — unvollendeten — Werk, dem Don Juan — in diesem Badeort, wo ein Zusammenfluss solcher Charaktere

war, wie seine Dichtung einen darstellen sollte, psychologische Studien zu machen. Doch in Baden sollte seine schon verlöschende Lebensflamme zum letzten Male in trügerischer Helle aufflackern. Er sah nämlich dort ein Mädchen aus einer ehrenwerten Frankfurter Bürgerfamilie, und es bedurfte für den leidenschaftlichen Dichter nur eines Gespräches mit ihr, um ihm die Gewissheit zu geben, dass er an ihrer Seite das lange gesuchte Glück der Häuslichkeit, von dem er sich dauernden Frieden versprach, finden würde, und nicht minder die zuversichtliche Hoffnung in ihm zu erregen, dass auch sie sich ihm zugeneigt habe. Als die Hoffnung durch ihr zusagendes Wort Gewissheit geworden, schien eine totale Veränderung in ihm vorgegangen zu sein. „Alle meine Leiden sind geheilt", sagte er im Jubel seiner Seele, „meine Kräfte alle wie neu geboren; ich fühle mich unsäglich glücklich." — Mit der grössten Hast betrieb er nun alles, um sich seines Glückes zu versichern, reiste zu den Verwandten seiner Geliebten, verlobte sich mit ihr und schien nun endlich als zweiundvierzigjähriger Mann, was er suchte, gefunden zu haben. Aber es war eben nur ein trügerischer Schein. Durch seinen Liebesjubel brach die alte Schwermut sehr bald wieder durch, und um so unheimlicher und grauenvoller, je greller der Kontrast war. In Frankfurt, also in der Nähe seiner Braut, und später noch einmal in Baden sagte er am hellen Mittag zu Berthold Auerbach, der in dieser Zeit in innigem Verkehr mit ihm stand, das schreckliche, schon auf Wahnsinn deutende Wort: „Das Licht geht aus." Und als der Freund erschrocken über solche seltsame Rede ihn schalt, sagte er: „Es ist nichts. Vergiss es!" und ging davon.

So wechselte übermässige Freude mit tiefer Trauer; es war offenbar, dass seine Stimmung überreizt war. Dazu kamen Sorgen um die künftige Existenz, Entwürfe, Berechnungen, ein Kontrakt mit Cotta, der ihm seine Zukunft sichern sollte, aber von ihm übereilt geschlossen war und ihn nur beunruhigte. All dies angelegentliche praktische Trachten war seiner innersten Natur zuwider und erschöpfte alle seine Kräfte. Und statt sich in diesem Zustand die durchaus nötige äussere Ruhe zu gönnen, reiste er von Baden nach Wien, und von dort zurück, kreuz und quer, so dass ihm ein Freund nachrechnen konnte, dass er in zwei Monaten nicht weniger als 644 Stunden,

also beinahe die Hälfte der ganzen Zeit, unter beständiger Gemütserschütterung im Eilwagen gefahren war. Abends überfiel den gereiften Mann oft heftiges Weinen, ohne allen äusseren Anlass, ein Zeichen, dass sein Nervensystem schon im Tiefsten aufgeregt war. So schliesst er einen Brief an seine Freundin in Wien mit den Worten: „Mein Herz ist schwer, mein Auge nass."

Als er nun wieder in Stuttgart angelangt war, wo er in dem Hause des Hofrats Reinbeck herzliche Aufnahme fand, ereignete sich ein Auftritt, der als Vorbote und nächste Ursache des bald darauf ausbrechenden Wahnsinnes anzusehen ist. Während er nämlich mit Reinbeck beim Frühstück sass, fiel ihm plötzlich das ganze Gewicht seiner Lage aufs Herz. Mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers springt er auf und fühlt im gleichen Augenblick einen Riss durch sein Gesicht. Er geht zum Spiegel und sieht seinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, die rechte Wange gänzlich starr und gelähmt bis ans Ohr; das Auge war frei und beweglich, doch von stierem und gläsernem Aussehen.

Die Beweglichkeit kehrte zwar im Verlauf der nächsten Tage wieder zurück, und so hatte der Schlaganfall für seinen Körper keine weiteren schädlichen Folgen; desto schlimmere für seine Gemütsstimmung. Trotz der sorgfältigsten Pflege, des freundlichsten Zuspruchs wurde diese immer bedenklicher. Bald war er abends im Familienkreise auffallend gesprächig und heiter und malte sich seine Zukunft mit den fröhlichsten Farben aus, wobei freilich die Anwesenden, welchen die tiefe innere Aufregung nicht entgehen konnte, sich eines leisen Schauders nicht zu erwehren vermochten; bald fühlte er sich von Herzen so zerschlagen und müde, als brauchte er Jahrhunderte, um auszuschlafen; dann wieder durch den Schlaganfall, den er den ersten Versuch des Todes an seinem Leibe nannte, so niedergedrückt, dass er beschloss, die Heirat ganz aufzugeben. Zuweilen kehrten auch die Stimmungen wieder, die ihn zur Zeit des Savonarola beherrscht hatten. So äusserte er in jenen Tagen, „die Krankheit habe ihm viel genützt; es sei in ihm Klarheit und Stille geworden, und er habe sich wieder zu Gott gefunden. Was er auch Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sei immer in seinem Herzen geblieben."

Am 16. Oktober, etwa vierzehn Tage nach jenem Schlaganfall, griff er morgens zur Violine, und nachdem er ergreifender als je wehmütige Melodieen gespielt hatte, ging er plötzlich in ein lebhaftes Tempo über und fing an zu tanzen und wild in der Stube umherzuspringen. Dem darüber zukommenden Arzte erklärte er in grosser Aufregung, die Musik habe ihn kuriert, nun sei er völlig gesund. Darauf setzte er sich hin und schrieb Briefe. Plötzlich war er aus dem Hause verschwunden. Sogleich — denn sein Zustand liess das Schlimmste befürchten — machte sich sein Freund Gustav Pfizer auf, ihn zu suchen und fand ihn in der Nähe der Post, wo er die Briefe abgegeben hatte. Als ob er ihm zufällig begegnete, redete Pfizer ihn an. So gingen sie zusammen. Unterwegs sagte Lenau mit unheimlicher Aufregung: „Ja, ja! Die Ärzte haben lange vergebens an mir herum kuriert. Da hab' ich zur Violine gegriffen und bin gesund geworden. Nun aber bin ich müde.“ Darauf breitete er am hellen, lichten Tage seinen Überrock aus und legte sich hin. Mit Mühe nur konnte ihn Pfizer zum Weitergehen bewegen. So wanderten sie die lange Strasse hinab, wobei sich Lenau auf jeden Eckstein hinsetzte.

In diesem Zustande mussten seine Freunde ihn zu Hause ankommen sehen. Den sie als hochgefeierten, berühmten Dichter bei sich aufgenommen hatten, der war nun ein armer, wahnsinniger Mensch.

Und fragen wir nun, wie ein Mann, dessen Leben von äusserer Not und Trübsal viel mehr verschont geblieben ist, als manches andere Menschenleben, dessen Geist bei all seiner reichen Phantasie von grosser Klarheit, ja von mathematischer Schärfe war, wie der dem Wahnsinn anheimfallen konnte, so müssen wir schon darauf Verzicht leisten, auf die Frage eine Antwort zu geben, deren Richtigkeit sich mit einleuchtenden Gründen beweisen liesse. Nur abwehrend gegen offenbar unrichtige oder einseitige Antworten können wir uns verhalten, nur vermutend hinweisen auf die Quelle, aus welcher des Dichters trübes Geschick floss. Nicht der Mangel an praktischer Thätigkeit ist die Ursache gewesen; wie unendlich viele leben ohne solche und behalten den allernüchternsten Verstand ihr Leben lang; seinen Missmut aber gefördert und dem Dichter reiche Gelegenheit gegeben an seinem Gram zu zehren, hat

dieser Mangel ganz sicherlich. Ebenso wenig lässt sich denken, dass die Sorgen um seine Existenz, die in den letzten Tagen vor seiner unheilbaren Erkrankung ihn so lebhaft beschäftigten, den Wahnsinn hervorgerufen.

Doch der letzte Anstoss mag wohl von ihnen gekommen sein. Wie in Ahnung seines Geschicks rief er ja selbst einmal einem Gemütskranken zu: Seitdem du mit den höchsten Mächten begannst zu hadern und zu rechten, kann dir der kleinste stillste Wurm im Herzen wecken einen Sturm, wie einst in jenen Frühlingstagen, die dir kein Gott zurück mehr ruft, ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft dir oft gebracht ein seliges Behagen.

Ja nicht einmal kann ich seine philosophischen Zweifel und den aus ihnen hervorgehenden Unglauben als Grund gelten lassen; denn in völligem Unglauben an die kirchlichen Lehren lebt so mancher Philosoph und Nichtphilosoph, ohne dass dieser Zustand auf sein Gemütsleben einen ähnlichen verheerenden Einfluss ausübte.

Die Quelle seiner Leiden sehe ich in dem beständigen Konflikt zwischen verstandesmässigem Unglauben, dem tief in ihm wohnenden religiösen Gefühl und seinem ungestümen Willensdrang. Der Kampf zwischen diesen drei Mächten, meine ich, hat in seiner Brust so lange getobt, bis seine Natur es endlich nicht mehr aushalten konnte. Die Lebenslust, das heisse Magyarenblut in ihm trieb ihn zum Genuss des Erdenlebens, und eine frühe Erkenntnis der Flüchtigkeit alles Glückes vergiftete ihm die unbefangene Freude daran. Und doch liess ihn sein immer und immer wieder hadernder Wille zur stillen, ruhigen Resignation nicht kommen. Und wie sollte er auch ergebungsvoll sein; denn über diese sichtbare Welt hinaus konnte ihm seine Erkenntnis nichts aufweisen, was ihm Frieden in sein Herz gegossen hätte. Und doch sagte das tiefste Gefühl in seiner Brust, dass über dieser Allvergänglichkeit ein Ewiges sein müsse, was zwar sein Verstand nicht finden und begreifen könne, aus dessen Fülle sein Herz aber Frieden und Trost schöpfen würde. Diese Mahnung seines religiösen Gefühls liess sich aber nie beschwichtigen. Denn er hatte nicht die Natur jener Menschen, wie er in seinem Faust einen schildert, der sein Glaubensbekenntnis in die Worte zusammenfasst: Was ich nicht fasse und verstehe, darf nicht dem Herzen

in die Nähe. So sang er selbst von seinem Doppelheimweh, wie er seinen Zustand nennt:

> Das Erdenheimweh lässt uns trauernd bangen,
> Dass Lust und Leid der Erde muss vergehn;
> Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
> Wie Morgenluft, dass wir uns fortverlangen.

Aus diesem Konflikt in seinem Innern mag wohl die Unruhe seines Gemüts entstanden sein; vieles andere, wie es sein Leben zeigt, hat dann dazu mitgewirkt, den Zwiespalt seines Wesens bis zu dem schrecklichen Ende zu bringen.

In den ersten Tagen seines Wahnsinns stellten sich Tobsucht und Selbstmordversuche ein. In ruhigeren Stunden deklamierte er wieder die herrlichsten Verse oder erging sich in trüber Betrachtung über das Leben, das hinter ihm lag. „Mein Leben ist Unsinn," sagte er. „Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Ein ander Mal gelang es ihm, auf die schlaueste Weise frühmorgens seine Wärter zu täuschen, durch das Fenster auf die Strasse zu springen und diese hinauflaufend aus Leibeskräften: Aufruhr, Freiheit! zu schreien, bis ihn die eilig nachsetzenden Wärter wieder einfingen und zurückbrachten. Ein ander Mal bereitete er sich unter inbrünstigen Gebeten mit wehmütiger Lust auf den Tod vor, den er zur Nacht mit Bestimmtheit erwartete.

Seine Braut war auf die erste Nachricht von dem furchtbaren Schlage nach Stuttgart geeilt; aber auch ihr Erscheinen vermochte an seinem Zustand nichts zu ändern. Ihm konnte sie nicht helfen, und ihr eigenes Lebensglück war mit in den schrecklichen Abgrund gerissen. — Von Stuttgart wurde Lenau nach Winnenthal gebracht in die Irrenanstalt des Dr. Zeller, der als Arzt für Gemütskranke sich weit und breit das grösste Zutrauen erworben hatte. Zwar hegte dieser anfangs einige Hoffnung auf völlige Genesung; doch bald erschien der Zustand des unglücklichen Dichters trostlos. — Der lichten Augenblicke, die er im Gespräch mit besuchenden Freunden verleben durfte, wurden immer weniger, und an Stelle der Exaltationen, der Wutausbrüche, der wilden Phantasieen trat allmählich Gemütsdepression und Abstumpfung ein. Da betrieb sein treuer Schwager seine Übersiedelung von Winnenthal nach der Irrenanstalt in Oberdöbling bei Wien und machte

mit dem unglücklichen Kranken die traurige, aufopferungsvolle Reise, auf der es noch einmal zu einem furchtbaren, anhaltenden Wutausbruche kam.

In Oberdöbling vegetierte Lenau fort, äusserlich anfangs gedeihend, innerlich verwüstet und zerrüttet, ein schmerzlicher Anblick für alle, aber herzzerreissend für die treue Schwester, die den über alles geliebten Bruder so wiedersehen musste. In der letzten Zeit — sechs Jahre hat er im Wahnsinn zugebracht — sprach er kein verständliches Wort mehr, sondern brachte nur unartikulierte Laute hervor, oder liess ein leises, markdurchdringendes Stöhnen und Wimmern vernehmen. Die Stürme des Jahres 1848 gingen an ihm vorüber, ohne dass er die geringste Teilnahme ihnen zugewandt hätte; und als ein befreundeter Dichter auf sein Gemüt kräftig und heilsam dadurch zu wirken hoffte, dass er zu ihm in freudiger Erregung hereintrat mit den Worten: „Niembsch, wir sind frei!" — sah er ihn stier und starr an und gab kein Zeichen des Verständnisses. — Das letzte Wort, das man von ihm vernommen hat, als der herbeieilende Arzt den heftig Weinenden um die Ursache fragte, war: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich."

Doch nun nahte die Erlösung. Als seine Kräfte mehr und mehr schwanden und die Vorboten des Todes sich einstellten, eilte sein Schwager Schurz zu ihm und brachte die letzte Nacht an seinem Krankenlager zu. Der Wärter war eben fortgegangen, um Wasser zu holen, und Schurz mit dem Sterbenden allein. Da schlug Lenau noch einmal das dunkle Auge weit und gross auf und sah seinen Schwager mit dem vollsten, deutlichsten Bewusstsein des ernsten, heiligen Augenblicks fest und lange an. Dann sanken ihm todesmüde die Augenlider zu und sein Herz stand still. Er starb am 22. August des Jahres 1850 in der Morgenfrühe.

Ich habe mir nicht verhehlt, dass das Bild einer lachenden, sonnenbeglänzten Landschaft ein Anblick ist, der allen wohlthut. Das habe ich Ihnen nicht geboten. Gewiss hat aber auch das schauerlich zerrissene Felsthal, durchwühlt vom verheerenden Gebirgswasser seinen eigenen Reiz und seine eigentümliche Schönheit.

X.

Ernst Moritz Arndt.

(Rede, gehalten in Schulpforta am 18. Oktober 1861.)

Der Tag, den wir heute festlich begehen, war bis dahin ein Tag der fröhlichsten Erinnerung an den herrlichen Sieg, den deutscher Mut und deutsche Hingebung nun vor 48 Jahren über den französischen Gewalthaber glorreich erfocht. Heute ist es nicht bloss die Erinnerung, die unsere Herzen bewegt, und wir schauen nicht bloss rückwärts auf das Leipziger Ehrenfeld; unsere Gedanken und Wünsche richten sich auch auf das, was am heutigen Tage selber und eben in diesen Vormittagsstunden in Königsberg geschieht. Unser König schmückt sich heute feierlich mit der Krone. Zwar haben wir willigen, freudigen Gehorsam ihm schon bewiesen, als er noch nicht mit dem Königsnamen geschmückt Preussens Geschicke lenkte, und als er dann den Thron seiner Vorfahren bestieg, war er für uns schon immer von dem vollen Glanze königlicher Majestät umflossen; aber heute soll sich in äusserer Handlung und mit feierlichem Gepränge das abspiegeln und kundthun, was längst in den preussischen Gemütern befestigt war und gegründet stand. So wendet sich heute noch mehr als sonst an diesem Tage unser Sinn auf die unmittelbar vor uns liegende Zukunft. Die Krone auf dem Haupte unseres Fürsten soll ja kein leeres Schaugepränge sein; es liegen vielmehr in diesem sinnlichen Zeichen irdischer Hoheit und unantastbarer Gewalt zugleich die höchsten und heiligsten Aufgaben des Königs für sein Volk. Dieser Aufgaben, die alle auf das Glück der von ihm beherrschten Menschen hinzielen, ist unser König sich bewusst, wie unter den lebenden Fürsten vielleicht kein zweiter, und wir können froh von ihm rühmen, dass er mit Ernst und Treue, mit Mut und Ehrenhaftigkeit an ihre Lösung gegangen ist; aber der Erfolg menschlicher Thaten

wird auch durch die treueste Arbeit ja nicht verbürgt, und darum richten wir fragend unsern Blick auf das, was vor uns liegt. Verworren genug und sich widersprechend sind heutzutage die Bestrebungen und Zwecke, mit denen Preussens und Deutschlands Wohl gefördert werden soll, und in dem, was der eine als das teuerste und höchste Ideal in seinem Herzen mit sich herum trägt, sieht der andere eine auf frevelhaften Umsturz des Bestehenden hinzielende Gesinnung oder belächelt sie als das unausführbare Hirngespinnst eines Thoren. Von aussen aber kann täglich unserem Vaterlande die ernsteste Gefahr kommen. Wer wollte sich gegen diese Befürchtung verschliessen, so lange es von der Willkür und dem Ehrgeiz eines einzelnen Menschen abhängt, in friedliche Länder das Kriegesschwert zu tragen?

In solcher Zeit ist es eine schwere Aufgabe, das Schiff des Staates sicher durch alle Wirren zu lenken, und darum blicken wir heute, da unser König mit der Krone seiner Vorfahren sich schmückt, zwar mit froher Hoffnung, weil wir einen gerechten und tapferen Fürsten an ihm haben, aber doch mit ernstem Sinn auf die nächsten Jahre. Doch die Zukunft ist sterblichen Augen verschlossen, sie baut sich aber auf aus dem, was gegenwärtig oder jüngst vergangen ist. Darum scheint es zweckmässig und der Bedeutung dieses Tages, an dem wir schon seit Jahrzehnten vergangener ruhmvoller Tage gedenken, doppelt angemessen, in die Vergangenheit unseres Volkes zurückzugehen und uns aus ihr den rechten Sinn und Mut zu holen, mit welchem wir dem Kommenden und noch Verhüllten einst begegnen können.

Vor einem Jahre wurde uns von dieser Stätte mit beredten Worten Steins Leben geschildert, des Mannes, der mit Recht „der treueste, tapferste, unüberwindlichste deutsche Ritter genannt worden ist, und die stärkste von den Säulen des Vaterlandes“. Ich will heute von Ernst Moritz Arndt erzählen, hauptsächlich von seinen Lebensschicksalen bis zum Jahre 1813, in der Meinung, dass das Leben dieses Mannes nicht unwert ist, nach dem Leben des „unzerbrechlichen“ Stein, wie Arndt ihn genannt hat, vor Ihrer Seele vorüberzugehen. Stand doch auch er fest da in dem Sturm der Zeiten, und war er doch mit jenem durch gegenseitige innige Zuneigung unauflösbar verbunden, so dass, wo von dem Einen geredet wird, der

Name des andern kaum je mit Stillschweigen übergangen werden kann. Und überragt Stein unsern Arndt durch den grösseren staatsmännischen Blick und die höhere Lebensstellung, die ihm vergönnte, die Fäden der ganzen Bewegung in der Hand zu halten, so zeichnet sich wieder Arndt vor ihm aus durch die tiefinnerliche Natur und dichterische Begabung. Arndt ist sehr weit entfernt davon, zu jenen Dichtern zu zählen, deren ganzer Lebensberuf das Schaffen von dichterischen Kunstwerken war. Das Anschauen der Welt und das Wiedergeben des Angeschauten in Bild und Reim genügte dem auf praktische Zwecke gerichteten, für sein Vaterland rastlos thätigen Mann nicht; aber wir würden ihn doch nur halb verstehen, wenn wir die reiche Welt von Gefühlen und Gedanken, die in seinen Gedichten ruht, unbeachtet lassen wollten. Sei es mir daher heute erlaubt, sein Leben so zu erzählen, dass ich den sonst auch allzu farblosen Umriss, den die Kürze der Zeit mir nur gestatten würde, wo es nur zulässig ist, zu färben suche mit Worten aus seinen Liedern. Das ist ja dann ein Schmuck, den ich nicht von aussen willkürlich hinzugethan habe, sondern ein solcher, der zu dem Leben eines Mannes, der sein innerstes Leben in Gedichten wiedergespiegelt, ganz eigentlich gehört.

Am Abend des zweiten Weihnachtstages im Jahre 1769 wurde Ernst Moritz Arndt in Schoritz auf Rügen geboren, wo sein Vater, ein Freigelassener des Grafen von Löwen, der schwedischer Generalstatthalter über Pommern und Rügen war, mehrere Güter des Grafen verwaltete. Arndts Vater war ein Mann von ernstem und doch zugleich mildem Charakter, und die sinnige, über ihren Stand gebildete Mutter hat nach des Sohnes eigenem Zeugnis auf ihn den allergrössten und sehr wohlthätigen Einfluss ausgeübt. Arndt spricht noch in späten Jahren wehmütigen Andenkens voll von den „treuen frommen Eltern, die Liebe auf ihn herabgeregnet, wie's Blüten regnet in dem Mai.“ Wahrhaft rührend und ergreifend ist die nach dem Tode seiner Mutter geschriebene Elegie, in der er bekennt, dass er noch immer das Gefühl von der Nähe der Mutter habe, und wie er das Gedächtnis der mutigen und doch so milden Frau nicht durch Thränen, sondern durch ein männliches Herz und einen rüstigen Lauf ehren wolle. So war ihm das elterliche Haus eine reiche Quelle des Glückes

und des Segens; aber auch seines Heimatlandes, des freundlichen Ostseeeilandes, gedenkt er fort und fort in der Fremde mit wehmütiger Lust. „Was seine Seele nur spinnt, knüpft sie immer an das liebliche Rügen, das freundlich im Meere liegt, voll frommer gastlicher Menschen und voll von der Schönheit, die Gott über die Fluren gestreut.“ Sang er doch noch in späten Jahren von seiner pommerschen Heimat:

O Land der dunklen Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie thut's nach dir mir weh.

In solcher Heimat und unter der Obhut solcher Eltern verflossen ihm die Kinderjahre als sehr glückliche. Die Erziehung im Vaterhause war bei aller Liebe und Freundlichkeit streng und einfach und fern von aller Unnatur, wie sie damals in reichem Maasse in vielen Familien herrschte. Verweichlichung duldete der Vater nicht. In Wind und Wetter musste der Kleine hinaus, und war er bei einer winterlichen Ausfahrt mit dem Vater und den Brüdern einmal im Schlitten eingeschlafen, so hielt es der Vater für ein ganz passendes Mittel ihn aus dem Schlafe dadurch zu rütteln, dass er ihn plötzlich in den Schnee warf. In den zwölf ersten Lebensjahren erhielt er nur von den Eltern in den allernotwendigsten Gegenständen des Wissens gelegentlich Unterricht. Übrigens „spielte er und lernte mit fröhlichem Mute, worin uns Himmel und Meer, Hügel und Thal unterweist.“ Dann kamen Hauslehrer, von denen der letzte „ein beweglicher fröhlicher frommer“ Mann sittlich und wissenschaftlich unserm Arndt sehr förderlich gewesen ist. Grossen Einfluss übte aber auf ihn auch sein Onkel Heinrich in Pasewalk, der dem andächtig lauschenden Knaben auf das Lebendigste Geschichten und Märchen des Landes erzählte, indem er mit ihm auf dem breiten Stein vor dem Hofthore sass.

So gingen wieder fünf Jahre hin. Als er das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, kam er auf das Stralsunder Gymnasium, um sich dort auf das akademische Studium, das sich auf die Theologie richten sollte, vorzubereiten. Er arbeitete fleissig und machte bei seinen glücklichen Anlagen schnelle Fortschritte. Aber mit dem unbewussten und unan-

gefochtenen Glück der Kinderjahre war es vorbei. Er war eingetreten in die „feurige Zeit", wie er sie selber in einem Gedichte nennt, „wo heiss zwischen Schmerzen und Freuden Kindheit und Jugend sich trennt und der Gedanke beginnt." Sittliche Kämpfe fingen den starken, reinen, gesunden Jüngling an zu beunruhigen, und Zweifel begann an dem zu nagen, was bis dahin sein Gemüt mit kindlichem Glauben umfasst hielt. Was damals in ihm tobte und wogte, er wusste sich selber nicht Rechenschaft davon zu geben; aber mit bewunderungswürdigem Ernst hat er gerungen, um die Versuchungen, die an ihn heran traten, niederzukämpfen. Aus diesen wunderlichen Stimmungen, von denen er beherrscht war, diesen gewaltigen Kämpfen, die er gegen seine sinnliche Natur zu bestehen hatte, ist es denn zu erklären, dass er nach Verlauf zweier Jahre, ohne seine Schullaufbahn beendigt zu haben, plötzlich den Entschluss fasste, in die weite Welt zu gehen. Er that diesen Entschluss brieflich in hochtrabenden Worten seinem Vater kund und wanderte dann an einem Oktobernachmittag zu Fuss aus dem südlichen Thore Stralsunds hinaus, mit dem Vorsatz, draussen in der Welt irgendwo sich eine Stelle als Schreiber oder Rechnungsführer zu suchen. Doch kam er nicht weit. Sein günstiges Geschick fügte es, dass sein Vater von seinem Aufenthalt Kunde erhielt und der herzlichen, treuen Bitte in das elterliche Haus zurückzukehren, das Versprechen hinzufügte, in der Wahl seines Berufes ihn ganz gewähren zu lassen, wie er wolle. Arndt folgte sehr gern den Worten des Vaters. Die Not und Entbehrung bei seinem mühevollen Umherirren hatten seine Seele geläutert und die innere gewaltsame Bewegung seiner ersten Jünglingsjahre vorläufig zum Abschluss gebracht. In das väterliche Haus zurückgekehrt, wurde er hier mit einem Takt behandelt, der uns von der Befähigung der Eltern, das Gemüt des Sohnes zu lenken, einen hohen Begriff gibt. Arndt nahm das Studium wieder auf, sass fleissig über seinen Büchern, sammelte reiche Schätze des Wissens, fuhr aber auch fort, wie er es in Stralsund gethan, den Körper auf alle mögliche Art zur Ertragung von Strapazen abzuhärten, oft in einer Weise, die zu den Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens in grellem Gegensatze stand. Und die verständigen Eltern liessen ihn still gewähren; sie hatten ja die frohe Ge-

wissheit, dass bei allen Seltsamkeiten die sittliche Natur ihres reich begabten Sohnes eine durch und durch reine und tüchtige sei.

Im zweiundzwanzigsten Jahre erst bezog Arndt die Universität Greifswald. Neben der Theologie, die zunächst sein Fachstudium war, beschäftigte er sich eifrig mit anderen Wissenschaften. Nach Ablauf von zwei Jahren wandte er sich nach Jena und blieb dort anderthalb Jahre. Grosse Anregung erhielt er in dieser Zeit auch von dem Philosophen Fichte, von dem er, wie dessen Hauptbedeutung nicht in seinen Philosophemen, sondern in der sittlichen Tüchtigkeit des Mannes und in der zwingenden Gewalt seiner Rede zu suchen ist, auch nach dieser Seite hin am meisten beeinflusst wurde. Als Jenenser Student verschmähte er es nicht, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein; aber mitten in dem Jubel des akademischen Treibens ruhte immerdar auf seinem Haupte der Segen der frommen Mutter, und in dem mancherlei Unreinen, das ihn dort umgeben mochte, hielt er doch seine Seele rein. Im Herbst 1794 kehrte er in das Vaterhaus zurück. Nun war er Kandidat der Theologie und predigte auch manchmal, wie er selbst sich ausdrückt, mit Schall und Beifall.

Dennoch konnte er sich nicht in den Gedanken finden, Geistlicher zu werden; ihn, der in seinen Liedern so tief und innig das deutsche Heimatsgefühl ausspricht, zog es dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt vom Elternhause und aus dem behaglichen Stillleben fort, um Land und Leute kennen zu lernen. Er reiste über ein Jahr lang in Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich umher mit unberechenbarem Nutzen für seine ganze innere Entwickelung. Fast dreissig Jahre alt, kehrte er von seiner Wanderung heim. Nun war die innere Umwälzung, die in dem Stralsunder Gymnasiasten begann, ganz vollendet. Er ist langsam gewachsen, und sehr allmählich nach vielen inneren Kämpfen hat sich die Jünglingsseele zu reifer, bewusster Männlichkeit geklärt. Aber der Baum, der so langsam wuchs, hat dafür auch fest und unerschütterlich gestanden in dem Sturm der Zeiten viele Jahrzehnte lang. Arndt war kein Jüngling gewesen, wie solche, die in ihrem achtzehnten Jahre schon abgeschlossen zu haben wähnen mit ihrer inneren Entwickelung und über die höchsten und heiligsten Dinge ein selbständiges und sicher begründetes Urteil zu haben vermeinen. Hören wir, was der vierundvierzigjährige Mann

von jener Umwälzung singt, die sich in seinem Innern erst gegen das dreissigste Jahr vollendete:

Träumend so naht' ich dem dreissigsten Lenz um wenige Jahre,
 Als, wie die Nacht vor dem Blitz, plötzlich das Dunkel mir wich,
Als mir ein Saitenspiel klang durch alle Nerven des Busens,
 Durch jeden Porus ein Strahl leuchtete göttlichen Lichts.
Und nun riss mich der Gott, der mutig mich weckte zur Freude,
 Frisch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;
Und ich beschaute die Städte und Länder und Sitten der Menschen,
 Hatt' ich ja lange genug einsam mich selbst nur beschaut.

Es war ihm „nun hell geworden um die Augen“ und „was er mit ernster Arbeit an sich in langer Zeit gesucht und nicht gefunden hatte, gab ihm da Gott auf einmal von selbst.“

Und wie in früheren Jahren die Eltern gerechte Besorgnis hegten, es werde aus ihrem Kinde doch nur vielleicht ein „finsterer Träumer“ werden, so war er nun mit einem Schlage aus dem nur in sich gekehrten Leben aufgewacht und sah mit frischem, teilnehmendem Blick in die Welt hinein.

Nachdem er so als ein völlig erneuter Mensch zurückgekehrt war, trieb es ihn, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Er habilitierte sich in der philosophischen Fakultät zu Greifswald und heiratete die Tochter des dortigen Professors der Naturgeschichte Quistorp. Aber sein häusliches Glück zerbrach schnell. Kurz nach der Geburt des ersten Sohnes starb die heissgeliebte Frau.

Ihn erfasste tiefer Jammer, und er sprach ihn aus in ergreifenden Liedern. Von dieser Zeit überhaupt beginnt das Schaffen solcher Gedichte, die, weil sie lebendiger Ausdruck wahren Gefühls sind, darauf Anspruch machen dürfen, auch noch in ferner Zukunft lesbar zu sein. Was er vor dem Jahre 1801 gedichtet, ist meist wenig bedeutend. Es sind zum Teil Lieder in allzu spielender Manier, zum Teil langweilige poetische Episteln; zum Teil Gedichte, in denen er sich mit ziemlich fruchtlosem Grübeln über das Schicksal beschäftigt. Ja, das erste Gedicht der vollständigen Sammlung gehört zu jenen äusserst verfehlten Bardengesängen, zu denen Klopstock den Ton angab, und die ihrer Zeit bei vielen unsäglich beliebt waren. Nur wenige Lieder lassen schon den frischen, volks-

tümlichen Ton ahnen, den Arndt in späteren so meisterhaft anzuschlagen verstand.

Der Tod seiner Frau beugte ihn darnieder; doch der mutige und starke Mann erhob sich wieder von seinem Gram. Sein häusliches Glück, das er sich vor kurzem erbaut hatte, war unwiederbringlich verloren, und keine Macht konnte die entschlafene Gattin in seine Arme zurückführen; aber über sein Vaterland war Unglück hereingebrochen, das durch tapferen Sinn und mutige That noch zu besiegen war. Darauf richtete sich von nun an die ganze volle Stärke seines Gemütes, und in der Zeit that er

den Schwur der höchsten, heiligsten Liebe,
Legte die Hand auf das Herz, wandte zum Himmel den Blick,
Nie zu vergessen das Land, wo Ja einst Eide gegolten,
Nie zu vergessen den Glanz, der auf Germanien ruht.

Den Schwur hat er treu gehalten, das wissen wir Alle. Dieses Überganges, und dass er in der Sorge um sein grosses, dermalen mit Schmach beladenes Vaterland Ersatz finden müsse für sein entrissenes häusliches Glück, ist er sich klar bewusst gewesen und hat es in einem gleichzeitigen Gedicht, dem er die Überschrift: „Klage um Liebe und Freiheit“ gegeben, deutlich und schön ausgesprochen. Nun sich ihm die junge Blütenwelt der Liebe entfärbt hat und der süsse Inhalt seiner Lieder ihm genommen, hat es in ihm wie Geisterstimmen geklungen, in Eisen seinen wunden Gram zu kleiden. Und traurig genug stand es um Deutschlands Ehre. Nach den Schlachten von Marengo und Hohenlinden war der schmachvolle Frieden von Lüneville geschlossen worden; und mit bezug darauf sagt Arndt in demselben Gedicht, sein persönliches Geschick und das des Vaterlandes vergleichend:

Die Freiheit auch ist dieses Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben.

Doch in all dem Jammer ahnt er schon den Tag der Wiedervergeltung, den wir heute auch mit seinem Andenken feiern, den Tag, an welchem die heilige, deutsche Wut die Franzosen wie Spreu im Winde zerstreuen würde.

Von nun an gilt sein Hass und Zorn dem Manne, der wie eine „Geissel des Himmels wütend die Völker von Kriegen

zu Kriegen getrieben, und die Menschensitze und Menschengedanken erschüttert hat". Und ihn begleitet bei all seinen Kämpfen die fröhliche Hoffnung, dass aus dem wüsten Gewirr die herrliche Freiheit erblühen wird.

Mit dem Jahre 1802 beginnt die Reihe von Arndts prosaischen Schriften, in welchen er mit zornigen, flammenden Worten das deutsche Volk aufruft, sich zu erheben gegen den übermütigen Gewalthaber. Die erste dieser Schriften heisst „Germania und Europa". Ihr folgte in wenigen Jahren sein Buch „Geist der Zeit", zunächst der erste Teil desselben. Da spricht er frei und kühn aus, was ihm auf dem Herzen liegt. Es ist die Sprache des hellsten Zornes über den Unterdrücker sowohl wie über die, welche seinem herrischen Gebot knechtisch und willig sich fügen. Es ist aber auch die Sprache der hingebendsten Liebe für sein armes, geknechtetes Vaterland. Aus dem Zorn erblüht ihm die Liebe, wie die Rose aus dem Dorn hervorspriesst. Das Bild gebraucht er selbst in einem Gedichte. Herzerhebend sind folgende Worte im Eingang des Buches: „So lange das warme Blut und das Gefühl im Menschen ist, muss er (weinen und) reden, ob er dadurch etwa sein Leid und fremdes Leid mildere. Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen, so lange noch ein Puls sich in mir bewegt; ich werde frei aussprechen, was ich frei fühle. Wahrheit ist nicht Verleumdung; und wem man die Wahrheit sagt, den hasst man nicht; wem man aber vorlügt und schmeichelt, den misbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach dem Lichte der Sterne hinsehend ist der Mensch geschaffen, dass er das Recht verstehe und verehre." Und nach der ebenso wahren wie beredten Schilderung des jammervollen Zustandes, in welchem sich die deutschen Fürsten und das deutsche Volk damals dem siegreichen Napoleon gegenüber befanden, ruft er in tiefer, schmerzlicher Bewegung aus: „Nichts kann die Welt halten. Deswegen wird alles zusammenstürzen. Eine neue Geburt muss werden." Er hat Recht gehabt mit seiner Klage wie mit seiner Hoffnung. Das morsche Gebäude des alten deutschen Reiches stürzte durch den Stoss von aussen schmachvoll zusammen; aber es standen auch Männer auf wie Stein und Scharnhorst, York, Blücher

und Gneisenau, die aus dem tiefen Elend unser Volk wieder emporrissen.

Wie er so in prosaischen Schriften, welche die weiteste Verbreitung erlangt, das Volk auffordert die Ketten zu zerbrechen, hat er in diesen Jahren auch in Liedern seinem beladenen Herzen Luft gemacht. „Jeder Tag fragt ihn, ob er streiten kann.“ Und da singt er voll von seinem Schmerz über die Gegenwart die Worte:

Wild hat das höllische Gesindel
Verwüstet mein Elysium.
Umwölket hangt der Himmel droben,
Der Erde lichtes Grün ist grau;
Die Brust zu stetem Kampf gehoben
Trieft von der Wunden blutigem Thau.

Die einzige Rettung bringt das „schwarze schöne Eisen“, wie er es nennt.

Wenn Despotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann schlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Und mitten in der entsetzlichen Willkür, unter der unser armes Vaterland damals seufzte, hält er fest an dem ewig unwandelbaren Recht, das aus Gott ist, und singt voll echt spartanischer Gesinnung:

Die höchste Majestät im Leben,
Die höchste heisst Gesetz und Recht.

Von dieser Majestät wusste die kaiserliche Majestät auf dem französischen Throne nichts. Das deutsche Reich ward im Jahre 1806 aufgelöst, Österreich und Preussen waren auf das Tiefste gedemütigt. Napoleon gebot in unserm Vaterlande mit einer Tyrannei, der sich alles fügen musste. So wurde der Buchhändler Palm mit frecher Verhöhnung alles Rechts auf Napoleons Befehl erschossen, weil er ein gegen den Gewalthaber gerichtetes Buch hatte verbreiten helfen. Was sollte da der erwarten, der solche Schriften gegen ihn geschrieben hatte. Es war kluge und sehr gerechtfertigte Vorsicht, dass sich Arndt einem ähnlichen Schicksal durch die Flucht

nach Schweden entzog. „Ich hatte nicht Lust," erzählt er selbst, „mich ebenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälschen totschiessen zu lassen." Schon früher war Arndt in Schweden, dem Stammlande seiner Familie, auf kürzere Zeit gewesen; jetzt blieb er dort fast drei Jahre. Er fand bei der schwedischen Regierung ehrenvolle Beschäftigung. Doch der Kummer über sein der Ehre beraubtes Vaterland folgte ihm in die freiwillige Verbannung, und was in ihm lebte, legte er nieder in dem zweiten Teil seines „Geistes der Zeit", der in diesen Jahren entstand. Scharf und schneidend ist die Sprache in diesem Buche, und glühende Liebe zur Freiheit spricht aus jeder Seite.

Solche Worte, wie folgende aus dieser Schrift, können nicht ohne Wirkung geblieben sein auf die deutschen Gemüter:

„Gebt mir ein glorreiches Vaterland, und nie mag mein Name genannt werden, als in meinem Hause und bei meinem Nachbar; gebt mir nur ein Plätzchen in Germania, wo die Lerche über mir singen darf, ohne dass ein Franzose sie herabschiesse; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne dass ein Franzose ihn bei den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke; und ich will fröhlich singen wie die Lerche, wenn auch ein Linnenkittel meinen Leib bedeckt."

Im Oktober 1809 kehrte Arndt in die Heimat zurück. Die war freilich in keiner Lage, dass sie ihn zu solchen fröhlichen Liedern begeistern konnte. Aber sind sie auch nicht fröhlich, so sind sie doch voll von Frömmigkeit und Mut. Wie innig lautet die Klage in dem „Gebet" aus dieser Zeit:

Ach, du alter, treuer Gott,
Alter, lieber, deutscher Gott,
Hast mit Männern und mit Rossen
Über mich dich ausgegossen,
Mich in Staub getreten sehr,
Und ich bin kein Freier mehr.

Und wie mutig klingt der Anfang des unmittelbar in der Gedichtsammlung folgenden Liedes:

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen.
Auf! Männer, auf! und schlaget drein!
Lasst Hörner und Trompeten klingen,
Lasst Sturm von allen Türmen ringen;
Die Freiheit soll die Losung sein!

Nach seiner Rückkehr lebte Arndt anfangs in Berlin in möglichster Verborgenheit, dann kehrte er nach Greifswald zurück. Dort aber wurde es ihm bald sehr unbehaglich, da er es mit ansehen musste, wie dort selbst die ihm liebsten Menschen Bewunderung hegten für die finstere Grösse Napoleons. Und freilich stand dieser gerade um jene Zeit auf dem höchsten Gipfel seiner Macht.

Doch Arndts unerschütterliches Herz hielt fest an seiner frohen Hoffnung auf endliche Erlösung auch mitten in der feigen Schande, die ihn umgab. So singt er:

Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch.

Zog er dir nicht die Rüstung an,
Die kühn mit Geistern ringen kann?
Drum hell den Blick, und frisch die Hand,
Und schwinge Gottes Feuerbrand.

So war denn sein Entschluss gefasst, nicht nachzulassen mit der Sorge um die Freiheit. In allem Jammer ging doch eine freudige Ahnung von einem baldigen Siege durch seine Seele: In seinem Lied der Rache singt er um diese Zeit:

Auf! die Stunde hat geschlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen.

Ja mit der Würde eines Propheten schreibt er in einem poetischen Brief an Antonia Amalia, Herzogin von Württemberg, im Jahre 1812:

Sieh! ich verkünde es dir, so wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geschick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirst du noch sehn, das heilige Volk der Germanen
Wieder ein ritterlich Volk, stehen gerüstet in Kraft;
— — — — — — — — — —

Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrschen,
Klingen gefürchtet das Wort, blitzen gefürchtet das Schwert,
Über den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Ihn zog es nun nach Russland. Russland und England waren ja damals die einzigen selbständigen europäischen Staaten. — Arndt war auf Steins Ruf nach Petersburg gekommen. Er sollte durch Lieder und Flugschriften die Deutschen begeistern, die sich in grosser Menge in Russland zum Kampfe gegen Napoleon eingefunden hatten. In Petersburg fand er den grossen Staatsmann, „mit einem Glanze des Mutes und der Hoffnung durchleuchtet und umleuchtet“, den Mann, von dem er selber in seinen „Wanderungen und Wandelungen“ sagt, „dass er durch die jammervollen Geschicke seines Volkes seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt sei, ein Land der Freiheit mit der Seele suchend.“

Arndt wurde nun Steins eifriger Mithelfer und Genosse an dem Werk der Befreiung. In jenen Tagen schrieb er seinen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, ein Buch, das schnell durch Deutschland flog und überall zündete. Und aus derselben Zeit stammen viele von seinen schönsten und kräftigsten Vaterlandsliedern, die längst Eigentum der deutschen Nation geworden sind. Als aber auf Russlands Schneefeldern Napoleons stolzes Heer durch Gottes Arm zu grunde ging, reisten Stein und Arndt von Petersburg nach Königsberg. Hier war damals der Herd der preussischen Bewegung. Hier war auch York, der Mann des selbständigen Mutes, und viele tüchtige und angesehene Männer, denen die Freiheit ihres Landes höher galt als das eigene Leben.

„Das waren Tage“, sagt Arndt, „ja das waren herrliche Tage; die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldene Blütenstaub des fröhlichen Maientages der Hoffnung und des Mutes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte. Auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten wurden gelenkig; sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort.“ In diesen Tagen entstand auch in Königsberg Arndts vielgesungenes

und jedem Deutschen bekanntes Lied vom deutschen Vaterland. Gebe Gott, dass es unserm König, der sich heute in derselben Stadt die Königskrone aufsetzt, vergönnt sei, die deutsche Sehnsucht nach einem starken, gegen feindliche Nachbarn gerüsteten Deutschland, die durch dieses Lied klingt, ihrem Ziele näher zu führen!

Von Königsberg fuhr Arndt nach Dresden, wo er den dritten Teil des „Geistes der Zeit“ vollendete. Mit ernsten Worten mahnt er sein Volk darin an einen „geschwinden, tüchtigen Krieg gegen Frankreich.“

Der begann nun. Die Schlacht wurde geschlagen, deren Gedächtnis wir heute feiern, die Leipziger Schlacht, „in der mehr als eine halbe Million streitbarer Männer und mehr als tausend schwere Geschütze drei Tage zwischen Sieg und Tod mit einander gerungen haben.“

Arndt war damals in Reichenbach in Schlesien. Ein heller Jubelklang flog bei der Nachricht durch seine Seele. Nun war ja erreicht, wofür er viele trübe Jahre hindurch gedacht, gedichtet und geschrieben, gelitten und gerungen.

Er fühlte sich so jung und so frei. „So eine Leipziger Schlacht“, sagt er selber, „musste ja wohl mein bischen Lebenskraft verdoppeln.“

Ich muss es mir leider versagen, von Arndts Zügen durch das befreite Deutschland zu erzählen, und wie er in den folgenden Jahren, die sehr vieles unerfüllt liessen von dem, was die deutschen Herzen mit Recht fordern konnten, dachte und lebte. Kommt es mir heute doch nur darauf an, zu zeigen, in welcher Verbindung sein Leben zu der Schlacht bei Leipzig steht. Gern aber erspare ich mir die Darstellung von den Leiden des vortrefflichen Mannes, als er demagogischer Umtriebe angeklagt, freigesprochen und dennoch in seiner Wirksamkeit gehindert viele Jahre hat daliegen müssen, wie altes verrostetes Eisen. Aber in den letzten zwanzig Jahren hat der rüstige Greis, immer regen Anteil nehmend an den Geschicken seines Volkes, dagestanden wie ein fester Turm aus alter Zeit, zu dem das nachgeborene Geschlecht mit frommer Scheu emporschaute, oder wie er es selbst in einer Rede, die er im Jahre 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt hielt, ausgedrückt hat „gleichsam wie ein gutes, altes deutsches Gewissen.“

Arndts Leben ist aber auch innerlich sehr bedeutend; es lebte in ihm eine reiche Welt dichterischer Gedanken und Gefühle, von denen ich meinem Zwecke gemäss hauptsächlich nur eine Richtung berücksichtigen konnte. Sei es mir gestattet, aus einem Liede ganz anderer Art einige Strophen mitzuteilen. Es ist der Gesang, der am ersten Februar 1860 an seinem Grabe gesungen wurde.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süsse Ruh
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Irdsche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Was soll ich hinieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig, stolz und hoch
Wir auch stellen unsre Sachen,
Muss es doch wie Sand zergehn,
Wann die Winde drüber wehn.

Wir scheiden aber von ihm nicht mit dem Gefühl der Vergänglichkeit des Irdischen, das sich in den mitgeteilten Strophen schön und ergreifend kund gibt. Wir wollen lieber unser Herz erwärmen zur Dankbarkeit gegen den vortrefflichen Mann, der sein ganzes langes Leben hindurch das Wohl unseres Vaterlandes auf seinem Herzen getragen hat. Die Feier der Leipziger Schlacht kann keine andere Bedeutung haben, als die, dass wir an diesem Tage ganz besonders uns dankbar erinnern der unsäglichen Wohlthat, die durch dieselbe auch uns zu teil geworden. Nun Arndts Name kann von diesem deutschen Ehrentage nicht getrennt werden. Mag er Recht haben, wenn er Scharnhorst „der deutschen Freiheit Waffenschmied“ nennt; aber auch von ihm selber können wir mit gutem Recht sagen, dass er nicht lässig gewesen ist, Waffen

für den heiligen Krieg zu schmieden. Am besten danken wir ihm aber und in seinem Sinne, wenn auch wir unsere Herzen öffnen für unser grosses, schönes Vaterland und wenn wir alle, die wir heute Abend um das Feuer auf dem Knabenberge stehen, von dem Glanze desselben beleuchtet, uns freudig bereit halten, für unser Deutschland unser Bestes hinzugeben, und wenn es eine ernste Zeit verlangen sollte, auch das blühende Leben.

XI.

Ludwig Giesebrecht.

Geboren 5. Juli 1792 in Mirow (Mecklenburg-Strelitz), gest. 18. März 1873 in Jasenitz bei Pölitz (Pommern).

In der Zeit der Dichterfürsten hab' ich jugendfrisch gelebt,
Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umwebt;
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich schönsten Sanges reich,
Und kein Liedesmund auf Erden käme meinem Liede gleich.

Zeitgenoss des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt,
Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt;
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld,
Und am Saum der fernsten Thule schlüg' ich mutig mein Gezelt.

Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin [1]),
Hat auch das mich nicht gefürstet; werden musst' ich, was ich bin:
Und so bin ich, wie mein König, nach dem höchsten Fürstenrecht,
Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

---

[1]) Die Herzogin von Mecklenburg-Strelitz Elisabeth Albertine hatte ihre Hofhaltung in dem Marktflecken Mirow. Sie schenkte die Wiege, in der ihre Kinder, darunter auch Charlotte, später mit dem Könige Georg III. von England vermählt, gewiegt worden waren, in das Pfarrhaus des Ortes. Ludwig Giesebrecht war ein Sohn des dortigen Pfarrers.

Der diese Verse als etwa vierzigjähriger Mann gedichtet hat, Ludwig Giesebrecht, ist vermutlich meinen meisten Lesern wenig oder gar nicht bekannt. Den Namen Giesebrecht freilich kennt jeder als den eines berühmten Geschichtschreibers. Der aber ist Ludwigs Neffe Wilhelm[1]), der Verfasser der Geschichte der deutschen Kaiserzeit, der zu seinem Oheim stets mit Dankbarkeit und Verehrung emporgeblickt hat. Auch Ludwig Giesebrecht ist ein namhafter Historiker gewesen, und wer irgend gelehrte Studien über das von ihm vorzugsweise behandelte Gebiet macht, kennt selbstverständlich seinen Namen als den des Verfassers der Wendischen Geschichten, als den einer Autorität in diesen schwierigen historischen Forschungen. Wilhelm von Giesebrecht hat mit sorgfältig abgewogenen Ausdrücken über diese seine wissenschaftlichen Verdienste geurteilt, dass von ihm ein reiches, neues Quellenmaterial verwandt, manche Zustände zuerst aufgehellt, der Zusammenhang vieler Vorgänge zuerst erkannt und so eine klare Einsicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte, wichtige historische Entwickelung erschlossen worden sei. Noch heute[2]) sei das Werk der Ausgangspunkt für alle Forschungen, die sich auf die Zustände des alten Wendenlandes beziehen.

Aber wenn die Erfolge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auch noch bedeutender gewesen wären, sie würden doch, da sie ein allgemeineren Interessen fern liegendes Gebiet betreffen, es kaum rechtfertigen können, dass in der wissenschaftlichen Beilage einer politischen Zeitung[3]) bei dem Säkulartage seiner Geburt ein Artikel über ihn erscheint, falls von seinem Leben und Wirken nicht noch anderes zu sagen wäre, als dass er diese tief gehenden und Epoche machenden historischen Einzelforschungen veröffentlicht hat.

---

[1]) Sohn von Ludwigs älterem Bruder Karl, der Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster war, als Ludwig den oberen Klassen desselben als Schüler angehörte.

[2]) Wilhelm von Giesebrecht fällte dieses Urteil in einem Briefe an mich vom 24. August 1874, als ich mit der Biographie seines Onkels beschäftigt war. Vergl. dort S. 70. Natürlich beruht meine Darstellung auch sonst in allem Wesentlichen auf diesem, von mir im Jahre 1875 veröffentlichten Buche, da neuere Quellen für das Leben Giesebrechts meines Wissens nicht erschlossen sind.

[3]) [Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 27.]

Er ist aber auch ein sehr bedeutender lyrischer Dichter gewesen, ein ausgezeichneter Lehrer trotz mancher didaktischen Mängel, hat mitten im politischen und religiösen Leben unseres Volkes gestanden, als Mitkämpfer in den Befreiungskriegen, als Abgeordneter und Kaiserwähler in Frankfurt, als Herausgeber der Zeitschrift „Damaris“, die sehr viel Beiträge aus seiner Feder enthält, religiösen, philosophischen, ästhetischen Inhalts in einer Prosa von klassischer Vollendung.

Von seinem Lebensgang gebe ich folgende Skizze: Vorgebildet in der unter der Leitung seines Vaters stehenden Mirower Schule, verlebte er die Jahre von 1808 bis 1812 in Berlin als Schüler des grauen Klosters. Bei seinem Abgang gab das Programm des Gymnasiums von ihm folgende Charakteristik: „Ernst, hoher Sinn für Rechtlichkeit und Ehre, Festigkeit, welche zuweilen an Unbeugsamkeit grenzen mag, sind die Grundzüge seines Charakters, welcher seinen Lehrern durch Pflichtmässigkeit und Regelmässigkeit in allen seinen Verhältnissen wert geworden ist.“ Dieser Zeichnung war der Wunsch hinzugefügt, dass er in seinen Studien eine glühende Phantasie kühlen möge, welche, unbefriedigt die äussere Welt zurückstossend, nur in Idealen der Wissenschaft ihre Heimat finden werde.

Sein in Berlin begonnenes Universitätsstudium wurde gleich nach dem Ablauf des ersten Semesters durch seine freiwillige und begeisterte Teilnahme an dem Befreiungskriege unterbrochen. Er gehörte dem Mecklenburg-Strelitzschen Husarenregiment an, von dem York nach der Schlacht an der Katzbach in seinem Bericht an den König rühmte, dass es (nebst zwei Schwadronen des dritten schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiments) im Moment des hitzigsten Handgemenges die einzig geordnete disponible Kavallerie gewesen sei. Bald nach dieser Schlacht erkrankte er am Typhus. Davon genesen, nahm er seine Studien in Greifswald auf. Als der Krieg von neuem begann, trat auch Giesebrecht wieder ins Heer ein, diesmal ohne an einer bedeutenden Schlacht teilzunehmen; sein Regiment hatte nur Vorpostendienste zu thun. Nach dem Abschluss des zweiten Pariser Friedens kehrte er in seine Heimat zurück, um nach kurzer Frist eine Lehrerstelle am Stettiner Gymnasium (jetzt Marienstifts-Gymnasium) zu übernehmen.

Stettin wurde seine zweite Heimat. Länger als fünfzig

Jahre hat er hier gelebt und gewirkt, als Lehrer, als Forscher, als Dichter, hier den häuslichen Herd sich gegründet und Familienglück reich um sich aufblühen gesehen, hier unermüdlich Jahr aus, Jahr ein in die jugendlichen Seelen edlen Samen ausgestreut aus der reichen Fülle seines Wissens und sie aus der trüben Atmosphäre der Sinnlichkeit hinaufgezogen in das sonnige Reich der Ideale, hier viele Herzen sich gewonnen, die dem ernsten, geistvollen Lehrer in tief empfundener Pietät zugethan geblieben sind noch in späten Mannesjahren.

Noch ehe die erste Sammlung seiner Gedichte (1836) im Druck erschienen war, wurden einzelne derselben von dem berühmten Balladenkomponisten Karl Löwe in Musik gesetzt. Giesebrecht und Löwe haben vierundvierzig Jahre zusammen in Stettin gelebt, auch amtlich mit einander verbunden, da Löwe Gesanglehrer am Gymnasium war. Die erste Dichtung, welche die beiden genialen Männer zusammenführte, war das Oratorium „Die Siebenschläfer“[1]. Als ein zweites, „Die eherne Schlange“, bei dem Musikfest in Mainz (1835) aufgeführt wurde, erregte es auch seines Textes wegen einen wahren Sturm des Beifalls.

Nach Löwes Abschied von Stettin — er siedelte im Jahre 1866 nach Kiel über — hielt Giesebrecht über die Bedeutung des Freundes für Stettin einen öffentlichen Vortrag, von dem Bitter, der Bearbeiter von Löwes Selbstbiographie (später Finanzminister), urteilt, er enthalte das Erschöpfendste, was von einem Nicht-Musiker über einen Tonsetzer gesagt werden könne. So vermöge nur der Dichter, der Gelehrte und Freund, so nur ein Mann zu sprechen, der dem Komponisten so bedeutende Oratorienbücher geschaffen habe.

---

[1] Giesebrechts eigene Schreibung ist: „Die sieben Schläfer“. In einem Briefe an Wilhelm von Giesebrecht vom Jahre 1834 schreibt er spottend über Raupach: „Der Mann hat mir durch Löwe viel Schönes über meine sieben Schläfer sagen lassen, aber die Schreibung sei unrichtig, es müsse heissen „Die Siebenschläfer“. Ich glaubte erst, es sei ein Spass, aber Löwe versichert, es sei Ernst. Das ist ein lustiger Appendix zu Goethes

> Und wenn noch ein heiliger Dreikönig wär',
> So wären der heiligen drei Könige mehr.“ —

Aber die Aussprache zeigt deutlich, dass Siebenschläfer zu einem Wort geworden ist.

Aber auch Löwe selber ist sich stets dankbar dessen bewusst gewesen, was er an Giesebrecht gehabt hat. In seiner Selbstbiographie schreibt er: „Von allem Guten, das mir Stettin geboten hat, war mir für meine künstlerische Thätigkeit die Nähe und der Umgang mit Giesebrecht die wertvollste Gabe.“ Und als ihm dieser im Sommer 1863, während Löwe im Seebade Heringsdorf sich erholte, Gedichte zuschickte, antwortete er ihm in einem Briefe, in welchem er sich als den grössten Verehrer des Dichters bezeichnet, ihn als seinen geliebten, heiligen Bruder anredet und ihm verspricht, dass seine schwachen Saiten bekunden sollen, wie schön die übersandten Gedichte sich ausnehmen. „Die Löwennatur“, fügte er hinzu, „fängt schon an zu spähen und zu horchen; es schweben hier andere Melodieen in der Seeluft als in der Oderluft.“

Auch später noch, von Kiel aus, schrieb er an Giesebrecht Briefe, die durchzogen sind von der wehmütigen Erinnerung an die glückliche Zeit der gemeinsamen Arbeit mit dem Freunde, von inniger Hochachtung für den Dichter, die sich einmal auch in einen scherzenden Ausdruck kleidet. „Ich gehe hier“, schreibt er, „täglich zweimal spazieren und denke oft, wenn doch dein Giesebrecht mit dir ginge; indes man kann nicht wissen: kommt Zeit, kommt Rat. Vielleicht im nächsten Sommer —

> Ceu duo nubigenae cum vertice montis ab alto
> Descendunt centauri[1])

so wandeln wir alsdann. Virgil wird sagen: den einen Centauren kenne ich wohl, aber der andere, was will denn der mit seinem Notenpacketchen? Dann sagst du: Nach jetziger Mode ist das auch ein Centaur; lass ihn nur, ich nehme ihn mit.“

Im Jahre 1836 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte, ein Band von 413 Seiten, nach dem Vorgange von Goethes Divan in Bücher geordnet, die einzelnen Gedichte fast alle ohne Überschriften. Sie wurden in mehreren Zeitschriften, auch politischen, besprochen. Verwerfend war keine Kritik, so viel ich weiss; aber in weitere Kreise drang der Name des Dichters nicht und ist auch bis jetzt noch nicht

---

[1]) Wie von dem Gipfel des Bergs zwei wolkengeborne Centauren
Steigen hernieder.

(Es sind Verse Virgils aus dem siebenten Buch der Aeneis.)

dahin gedrungen. Diese gedankenvolle und gefühlsinnige Lyrik ist auch heute noch, nachdem hundert Jahre seit seiner Geburt vergangen sind, nur wenigen bekannt. Es ist aber besser so, als wenn sie nach ein paar Jahren lebhafter Anerkennung jetzt vergessen wäre. Sie könnte eben dann nicht den hohen Wert haben, der ihr eigen ist. Werden Giesebrechts Gedichte erst einmal in weiteren Kreisen gelesen, so ist es unmöglich, dass er je vergessen wird. Ihm ist dann der ihm gebührende Platz unter Deutschlands Lyrikern für immer gesichert. Ich will nur einige Strophen von einem Gedicht mitteilen, und ich zweifle nicht, dass jeder ästhetisch empfängliche Leser es für bedauerlich halten wird, dass ein Sänger, dem so reine Töne zu Gebote stehen, so wenig Hörer gefunden hat:

Frühling, das bekränzte Kind,
Wandelt durch die Auen,
Seiner Hände Wunder sind
Überall zu schauen.

Seine Macht und seine Lust,
Sein unendlich Grüssen
Spür' ich mir in Haupt und Brust,
Wie zu meinen Füssen.

Denkst du noch an stilles Weh,
An verschwieg'ne Wunden,
Die du trauernd je und je
Auch in dir empfunden?

Was ist Leben ohne Leid,
Helle sonder Dunkel?
Ewig Tages goldne Zeit,
Nimmer Sterngefunkel?

Wolken um des Mondes Rand,
Ungestilltes Bangen,
Ihr auch seid aus Frühlings Hand
Mild hervorgegangen.

Freut sich nicht der Schmetterling,
Dem ein Lenz nur lächelt?
Nicht die Blume, deren Ring
Nur ein Mai umfächelt?

Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu' dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen.

Es gibt in deutscher Zunge viele schöne Frühlingslieder; sicherlich gehört aber zu ihnen auch das mitgeteilte.

Unmittelbar nachdem Giesebrechts Gedichte in die Öffentlichkeit hinausgetreten waren, schrieb er in einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm die Worte: „Ich kann mit ziemlicher Gewissheit darauf rechnen, dass meine Stimme unbeachtet verhallen wird. Sei es; bei meiner Lebens- und Sinnesweise tröste ich mich wohl darüber, wenn ich auch nicht sagen will, der Ausgang sei mir gleichgiltig: das ist er nicht."

Grosse Anerkennung aber fanden seine Gedichte bei König Friedrich Wilhelm IV., der damals als Kronprinz häufig in Stettin sich aufhielt. Der Dichter wurde zur Tafel gezogen und empfing den herzlichsten Dank für seine Poesieen, und so viel Schmeichelhaftes musste er hören, dass, wie er an seinen Neffen schrieb, er es nicht wieder sagen könne.

Auch mit dramatischer Dichtung hat er sich ernstlich beschäftigt, schon als Greifswalder Student. Und nachdem er seine lyrischen Gedichte veröffentlicht hatte, dachte er daran, auch seine Dramen durchzuarbeiten und „zu bergen, was sich bergen lasse". Von vierundzwanzig Stücken, die er ganz oder bis auf weniges zu Ende gebracht hatte, lagen ihm damals noch elf vor. Mit ihrer Durchsicht schon beschäftigt, konnte er den Zweifel nicht unterdrücken, ob es ihm gelingen werde, sie ins Publikum zu bringen. „Ich bin dabei resigniert," schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht, „und bin es auch nicht; die Zeit des Gefühls sollte für mich vorüber sein, und doch beschleicht es mich manchmal, ohne dass ich's merke. O der seligen und schmerzlichen Ahnungen meiner Jugend!" Er hat später auch von den elf Stücken die meisten vernichtet; nur eines („Lazar") ist gedruckt, und nur vier sind in seinem Nachlass noch handschriftlich vorhanden. Keines von diesen ist der Art, dass es aufgeführt eine mächtige Wirkung ausüben würde. Aber lauteres Gold ergreifender lyrischer Poesie ist in ihnen allen, das nun leider wohl für immer in ihnen verborgen liegen bleiben wird.

Als nun der Sammlung seiner Gedichte keineswegs die Aufnahme wurde, die sie verdiente, ruhte für einige Zeit sein dichterisches Schaffen. Dafür versenkte er sich in den letzten dreissiger und während der vierziger Jahre tief in seine geschichtlichen und antiquarischen Arbeiten. Doch mochte er

seine Mussestunden mit Forschungen oder mit Dichtungen ausfüllen, seine Lehrthätigkeit am Gymnasium blieb immer dieselbe überaus treue, gewissenhafte, nie und nimmer auch die scheinbar kleinsten Pflichten vernachlässigende. Seine Genialität, seine tief eindringenden Studien haben das Schulamt niemals beeinträchtigt; in hingebendster Pflichterfüllung steht er allen, die ihn kennen gelernt haben, als leuchtendes Vorbild vor der Seele. So haben ihn mir Schüler aus den ersten Jahren seiner Thätigkeit geschildert, so habe ich ihn in den vierziger Jahren aus eigener Anschauung kennen gelernt, so ist er geblieben bis zu dem letzten seiner langen Amtsführung.

Aus dem stillen Frieden des Hauses, aus seiner gelehrten und pädagogischen Arbeit riss ihn das Jahr 1848, riss ihn mitten hinein in die hochgehenden Wogen der politischen Bewegung. Seine Mitbürger wählten ihn ohne seine Bewerbung zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung. Sie wussten, dass er sich mit deutscher Geschichte auf das ernstlichste und eindringlichste beschäftigt hatte, sie durften ihm zutrauen, dass er überall zum Recht stehen, überall mit vollster Unabhängigkeit seine Überzeugung vertreten werde. Ob er in den besonderen politischen Fragen, die zur Sprache und zur Entscheidung kommen sollten, immer den Hoffnungen seiner Wähler gemäss abstimmen werde, konnte damals niemand wissen, das wusste auch er selbst nicht; lag doch über dem Verfassungswerk selber, das in Frankfurt zu stande kommen sollte, noch tiefes Dunkel.

Dem Verlangen nach Konstitutionalismus, dem „eifernden Geschrei um Fürstenrecht und Unterthanenrechte“ war er ursprünglich durchaus abgeneigt gewesen. Er wollte nichts wissen von zwei Kammern und „dem Theatergepränge öffentlicher Verhandlungen“. So sprach er sich brieflich noch im Jahre 1841 aus. Als ihm aber immer deutlicher wurde, dass die absolute Monarchie nicht mehr zeitgemäss, dass der Wille der Nation entschieden gegen sie sei, da wurde auch er von der Notwendigkeit einer Umgestaltung überzeugt; denn dass nur diejenige Regierung ein sittliches und rechtliches Fundament habe, welche dem Gesamtwillen Ausdruck gibt, war von jeher sein politisches Credo.

So waren ihm denn auch die Proklamationen des Königs

und die Erhebung der deutschen Fahne willkommene politische Erscheinungen. Er gab seiner Empfindung innigen Ausdruck in dem Gedicht „Dank dem Könige", in dem er die Bewegung des Jahres 1848 mit dem Befreiungskriege verglich:

Einen Lenz hab' ich gesehen, die Erinnrung schwellt mein Herz,
Dichte Eisesrinden brachen, es zerbrach ein bittrer Schmerz;
Damals blühten dunkle Rosen, wohl in deutsches Blut getaucht,
Doch der Freiheit Balsamodem lag darüber hingehaucht.
Was du sahst mit Jugendaugen, merke auf, mein graues Haupt,
Sieh noch einmal solchen Frühling, der die deutsche Flur belaubt,
Siehe, weisse Rosen heben nun die jungfräuliche Brust;
Wieder haucht der Duft der Freiheit und am Vaterland die Lust.
Wieder steht auch Hohenzollern blütenfroh in Blütenzeit,
Alle Zweifel sind gefallen, unser Hoffen ihm geweiht;
Was der Vater gross begonnen, endet herrlich nun der Sohn:
Freie Völker, freie Fürsten! Flammenschrift an Preussens Thron.

Um zu verstehen, wie er die Aufrichtung eines neuen Regierungssystems in Preussen mit dem Aufblühen weisser Rosen vergleichen konnte, muss man wissen, dass ihm diese Umgestaltung als am Morgen des 18. März ganz und vollständig ausgeführt galt, und dass nach seiner Überzeugung der spätere unglückliche Barrikaden-Kampf nichts zu dem bereits Erlangten hinzugefügt hat.

Im Mai 1848 reiste Giesebrecht mit frohen Hoffnungen auf eine baldige politische Wiedergeburt Deutschlands nach Frankfurt. Dort schloss er sich dem rechten Zentrum an, der sogenannten Kasinopartei, der zahlreichsten und mächtigsten der Versammlung. Seine Hoffnungen wurden bitter getäuscht. Als er nach der Wahl des Königs von Preussen zum Kaiser der Deutschen aus der Paulskirche in seine Wohnung zurückgekehrt war, schrieb er an seine Frau, dass sein altes Herz glücklich, überglücklich sei. Er könne nicht glauben, dass der König die Kaiserwürde ablehnen werde. Als es nun aber doch geschah, wurde sein Herz von Bitterkeit erfüllt. Er beklagte das „arme Vaterland, den armen in dem Netz seiner Idiosynkrasieen verstrickten König" und schrieb an seine Familie, dass er als Hochverräter heimkehren werde, er der grauköpfige

Poet des Hohenzollernliedes[1]). Kurze Zeit hoffte er wohl noch auf eine günstige Wendung; aber am 13. Mai 1849 zeigte er seinen Austritt aus der Nationalversammlung an und kehrte gebrochenen Mutes nach Stettin zurück. Gerade weil er seinem Könige so innig zugethan war, schmerzte ihn dessen Entschluss, „die schönste, reinste Krone auf dem Erdenrund“ abzulehnen, doppelt und dreifach. Er suchte nun, nicht ohne tiefen Schmerz, die Politik sich ganz aus dem Sinn zu schlagen; er las in dieser Stimmung kein Zeitungsblatt, selbst die geschichtlichen Forschungen hatten allen Reiz für ihn verloren. Wie trostlos aber auch die Gegenwart sein mochte, die Hoffnung auf eine schönere, freiere Zukunft erstarb in ihm nicht; und in der treuen Erfüllung seines Lehramtes glaubte er am besten für diese arbeiten zu können.

Dennoch konnte er sich den Tagesereignissen gegenüber nicht verschliessen. Sie berührten schmerzlich sein Gemüt: die bonapartischen Gewaltstreiche, die Demütigung Preussens in Olmütz, die ganze Richtung der preussischen Politik in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV.; aber die innige Anhänglichkeit, die pietätvolle Liebe für seinen König bewahrte er mit unwandelbarer Treue. Sein Gemüt wurde aufs tiefste bewegt, als die unheilbare Krankheit diesen überfiel. Zum Andenken an ihn hielt er bei einer Trauerfeierlichkeit im Gymnasium eine ergreifende Rede, aus der ich folgende Stelle mitteile: „Der Geprüfte ist nun in die Ewig-

---

[1]) Das schöne, auch schön komponierte und dennoch sehr wenig bekannt gewordene Lied lautet so:

> Schenkt mir ein den duft'gern, vollern,
> Flammenglühnden Becher mir!
> Hohenzollern, Hohenzollern,
> Diesen Becher bring' ich Dir.
>
> Adler, der sich aufgeschwungen
> Aus dem Horst in Schwabenland,
> Sonnenauf die Adlerjungen
> Führtest Du vom Meeresrand.
>
> Auf und schenkt und reicht den vollern,
> Flammenglühnden Becher mir!
> Hohenzollern, Hohenzollern,
> Unser Du, die Deinen wir.

keit eingegangen und unsern Augen entrückt. Wir sind nicht zu seinen Richtern bestellt; aber wenn der Tadel hier und da den Ausspruch gethan hat, es habe ihm nicht an menschlichen, wohl aber an königlichen Tugenden gefehlt, so darf die Liebe fragen, ob diese mit jenen in Widerspruch. Es hat Herrscher gegeben, die Geschichte bezeugt es, die, aller menschlichen Tugend bar, um so reicher waren an der des Königstigers. Sie hat unserem Entschlafenen ganz gefehlt, darum fliessen Menschenthränen im Andenken an ihn. Friede, Gottes Friede über den Verklärten!"

Unter der Regierung König Wilhelms fing Giesebrecht wieder an, lebendiger an politischen Dingen teil zu nehmen. Zu Bismarcks Gegnern hat er nie gehört; er ist schon damals, als über dessen rücksichtsloses Verfahren auch bei den gemässigten Liberalen, zu denen er ohne Zweifel immer zu rechnen war, Entrüstung sich kund gab, sein Bewunderer geworden; nicht erst der ruhmvolle Krieg mit Österreich hat ihn, wie so unzählig viele, zu seinem Anhänger gemacht. So schrieb er im Dezember 1863: „Bismarck ist eine Coriolanusnatur, der den Progressisten seine Verachtung gründlich kund gibt. Daran thut er vielleicht unklug, aber die Charakterstärke und die unverkennbare diplomatische Umsicht, die er zu Tage legt, gefallen mir." Freilich die in demselben Jahre erlassene ministerielle Verordnung über das Verhalten der Beamten bei der Wahl konnte der unabhängige Mann natürlich nicht gut heissen. Doch im folgenden Jahre lobte er Bismarck noch entschiedener wegen der Tapferkeit, mit der er unverzagt für das Recht der Krone eingetreten sei, und wegen der Erfolge seiner auswärtigen Politik, durch welche die Schmach von Olmütz abgewaschen sei. Und als nun nach glorreicher Beendigung des österreichischen Krieges die preussische Regierung für ihre Verwaltung Indemnität nachsuchte, schrieb er: „Bismarck schien mir früher dem Coriolan vergleichbar; verstehe ich ihn recht, so schlägt er nun den Weg des Perikles ein."

Das Jahr 1866 brachte dem nun vierundsiebzigjährigen Lehrer den ehrenvollen Abschied von seinem Amt nach fünfzigjähriger Thätigkeit[1]), zugleich aber auch das bittere Schei-

[1]) Die schöne inhaltreiche Rede, mit welcher er für alle Liebe, die er in seinem Berufsleben erfahren hatte, dankend Abschied nahm, schloss

den von seiner Frau, die ihm nach siebenundvierzig Jahren glücklichsten Zusammenlebens nun durch den Tod entrissen wurde. Sie war eine Frau von seltener Herzensgüte, unablässig für das Wohl der Ihrigen besorgt bis zur Selbstaufopferung, in ihrem schlichten Sinn jedem Prunk und Schein abhold, nachgiebig und versöhnlich, mit einem Herzen voll Liebe ohne Gleichen. Wie er der Lebenden manches schöne Gedicht gewidmet hat, so drückte er nun auch seinen Schmerz über die Gestorbene in tief empfundenen Liedern aus. Sie sind gedruckt in der zweiten (zweibändigen) Sammlung seiner Gedichte, die im Jahre 1867 erschien.

Von nun lebte er anfangs noch in Grünhof (dicht bei Stettin), wohin er seiner Frau zur Liebe hingezogen war, dann aber bei seinen Töchtern, erst in Stettin, später in Jasenitz.

Er blieb von wunderbarer geistiger Frische und Regsamkeit; auch körperlich fühlte er sich wohler, als in den beiden letzten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit, wo ihn oft Sterbegedanken erfüllt hatten. Mit dem lebendigsten Interesse verfolgte er neue Erscheinungen der theologischen Litteratur, beschäftigte sich eifrig mit Dante, wendete aber auch den politischen Ereignissen gespannte Aufmerksamkeit zu. Wohl fühlte er, dass sein Leben zum Untergange neige; aber er erkannte dankbar an, dass Gott ihm ein schönes Abendrot beschieden habe. Das sagte er besonders auch im Hinblick auf die Fülle von Eindrücken, die eine Reise nach Halle und München und ins Tiroler Land auf ihn machte. Er erquickte sich an der herrlichen Gebirgsnatur, die „durch alle Poren sich an ihn drängte.“ So frisch und gesund fühlte er sich nach dieser Reise, dass das Verlangen in ihm erwachte, im nächsten Jahre nach Jerusalem zu reisen. Es war das kein flüchtiger Einfall, sondern ernste Absicht, ja ein bereits in Einzelheiten überlegter Plan, der nur deshalb nicht zur Ausführung gekommen ist, weil es ihm damals an einem Reisegefährten fehlte, so sehr er sich darum auch bemühte. Vor der Unbequemlichkeit des Alleinreisens wäre er nicht zurückgeschreckt, auch nicht

---

mit den Worten: „Und wer hätte höheren Anspruch auf meinen anbetenden Dank als Gott, der mich durch Trauer und Freude bis hierher geleitet hat; aber — das ist unser heiliges Geheimnis, des Allmächtigen und des Staubgeborenen. Ich schweige, ich gehe: meine Klause ist bereitet.“ [Siehe oben die Einleitung S. VII.]

vor dem achtstündigen Ritt von Jaffa bis Jerusalem, den ja, wie er meinte, ein alter Husar wohl noch zu stande bringen werde, wenn er auch seit länger als einem halben Jahrhundert kein Pferd unter dem Leibe gehabt habe; aber „eine bekannte Seele möchte ich doch um mich haben“, schreibt er, „die, falls ich unterwegs stürbe, den Meinigen von meinem Tode Nachricht gäbe; denn als ein Verschollener zu enden, wünsche ich nicht; es muss doch alles seine Ordnung haben.“

Voll von der Sehnsucht nach Jerusalem schrieb er (1868) an Wilhelm von Giesebrecht, der ihm von allen der liebste Reisegenosse gewesen wäre: „Mir ist, als sei meine Lebensaufgabe noch nicht beschlossen, aber im heiligen Lande werde ich erst finden, was mir Not sei. Im heiligen Lande, meine ich, müsse der Seele klar werden, wohin sie sich wenden soll. Da wird mir ein Labetrunk gewährt werden, wie ich ihn hier nicht finde; da werde ich die Lieder dichten können, die meinem Buche noch fehlen, und ohne die es unvollendet bleibt. In meinen Liedern aber ist von meinem Erdenleben niedergelegt, was für die Erinnerung der Meinigen irgend einen Wert haben kann. Keiner von ihnen fühlt das mit mir, kann es mit mir fühlen. Ich habe gesagt, ich sei ein reicher Mann, und das ist wahr; aber ich bin auch ein armer Mann. Ja, das ist es, warum bin ich ein Phantast in dieser verständigen Welt?“

Der Reichtum, von dem er hier schreibt, war ihm so recht zum Bewusstsein gekommen, als er im Eingang desselben Briefes den Münchener Verwandten die Geburt einer Urenkelin gemeldet hatte. „Zehn lebende Kinder“, heisst es dort, „sechs eigene und vier erheiratete; ferner 23 lebende eigene Enkel und zwei erheiratete, sind 25 Enkel, und eine Urenkelin. Summa Summarum: 36. Ich bin doch ein reicher Mann.“

Im nächsten Jahre siedelte er zu seiner in Jasenitz wohnenden Tochter über. Dort (drei Meilen stromabwärts von Stettin) genoss er eine Ruhe, eine Einsamkeit ohne Gleichen, die er jeden Augenblick mit dem Leben unter den Seinigen vertauschen konnte. Aus den Fenstern seines Wohnzimmers sah er unmittelbar in den Garten und weiter hinaus über Wiesen, durch welche zwei Arme der Oder sich hindurchwinden. Eine norddeutsche Landschaft; aber sie that ihm wohl, obgleich er eben wieder aus den Alpen gekommen war. Es

war ein feierliches Idyll um ihn her, wie er es sich für seine letzten Tage gewünscht hatte. Und wenn er im Winter nichts als Schneeebene weit hinaus sah, und der Sturm draussen brauste, standen doch auf seinem Arbeitstisch blühende Hyazinthen, die an den kommenden Frühling mahnten.

Litterarisch hörte er nicht auf zu arbeiten; auch in der Frage wegen der Zivilehe liess er in dieser Zeit in der „Neuen Stettiner Zeitung" seine Stimme hören, indem er auf das entschiedenste dafür eintrat. Selbst didaktisch wurde er wieder thätig, nicht bloss gelegentlich durch Privatunterricht; er übernahm sogar eine Zeit lang regelmässig Lehrstunden in der Dorfschule. Seine kleinen Schüler sangen ihm dann zu Weihnachten Weihnachtslieder vor, und er entliess sie reich beschenkt.

Die gewaltigen Kriegsereignisse des Jahres 1870 erregten natürlich sein Gemüt auf das tiefste. Drei seiner Enkel waren mit in den Krieg gezogen. An sie, die drei Grenadiere aus seinem Blut und Stamm, als sie im Angesicht von Notre Dame lagerten, sandte er einen poetischen Gruss aus der Heimat.

Im Sommer 1871 und 1872 machte er noch Reisen nach seinem Geburtsort Mirow und liess dort die alten Erinnerungen der Kindheit wieder aufleben. Von nun an blieb er auch im Sommer in Jasenitz; im Garten sonnte und kühlte er sich unter der Linde, wie ihm eben zu Mute war; und sass er arbeitend in seinem Zimmer, drangen die Düfte von Rosen, Jasmin und Nelken zu seinen Fenstern empor.

Aber als der Winter mit seinen Stürmen nahte, erwachte um so lebendiger in ihm die Sehnsucht nach dem milderen Süden, nach Italien. Er hoffte, die Reise im Frühjahr unternehmen zu können. Im Winter blieb er dichterisch thätig, nicht bloss als Liederdichter; es ergriff ihn wieder die alte Jugendlust an dramatischer Gestaltung. Zwei Stücke, deren Stoff der Hohenstaufengeschichte entnommen war, wurden bis zum Februar 1873 fertig. Aber als der Frühling sich nahte, starb er, am 18. März in der Morgenfrühe, nachdem er am Abend vorher im Gespräch mit der Tochter und dem Enkel besonders heiter und fröhlich gewesen war und nachher noch auf seinem Zimmer an der Biographie eines ihm sehr teuren

Freundes gearbeitet hatte, des Professors Calo, der in Stettin sein Amtsgenosse gewesen und vor einem Jahre gestorben war.

Es war ein äusserlich und innerlich reich begnadetes, mehr als achtzigjähriges Leben, das an diesem Tage durch leichten Tod erlosch, das Leben eines gemütvollen und phantasiereichen, immerdar dem Idealen zugewandten Mannes. In den Herzen derer, die ihn gekannt haben, hat er sich ein bleibendes Andenken gestiftet. Aber durch seine Dichtungen wird er auch noch in ferner Zukunft sich manches Herz erobern. Der Lyriker Ludwig Giesebrecht kann nicht für alle Zeit so wenig bekannt bleiben, wie er es jetzt noch ist. Das wenigstens hat er mit keinem Geringeren als Goethe gemein, dass seine Verse immer nur das ausdrücken, was er wirklich und tief empfunden hat. Sich in Stimmungen hinein zu phantasieren, den Mangel erregten Gefühls durch aufgestutzte Rhetorik zu verdecken, lag seinem vornehmen und wahrhaftigen Sinne gänzlich fern. Er hat immer nur sich selber dargestellt, ohne irgend darauf Rücksicht zu nehmen, ob er auch die Empfindungen anderer ausdrücke, ob er eine Gedankenwelt zur Anschauung bringe, in der auch andere heimisch sind. Darin zum teil liegt seine dichterische Grösse, darin zugleich der Hauptgrund, warum der so reich begabte Dichter bisher keine dem Wert seiner Gedichte auch nur von fern entsprechende Anerkennung gefunden hat. Denn sein Gefühlsleben, so selbständig einerseits und andererseits an Überlieferungen gebunden, die er nie hätte aufgeben können, ohne sich selber zu verlieren, seine Gedankenwelt, so herrlich klar und lichtvoll und doch an ihren letzten Grenzen eingehegt von mystischer Dämmerung, waren nicht dazu angethan, dass er mit dem Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken immer aussprechen konnte, was die meisten Menschen denken und empfinden. Wo er aber dem allgemeinen Bewusstsein, weil es mit seinem eigenen übereinstimmte, Ausdruck gegeben, da hat er Lieder von hoher Schönheit gedichtet, die ihn viel länger überleben und seinen Namen zu später Nachwelt sicherer bringen werden, als alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, die, wie wertvoll sie sein mögen, doch in dem weiter flutenden Strom historischer Forschung zwar nicht verschwinden, aber als gerade von ihm herrührend unkenntlich werden.

XII.

Über Felix Dahns epische Dichtung Harald und Theano.

(1887.)

Goethe macht in einem Briefe an Schiller die Bemerkung: dass man jetzt die Dichtungsarten so sehr zu vermischen geneigt sei, scheine ihm nur daher zu kommen, dass die Künstler, welche eigentlich die Kunstwerke innerhalb ihrer reinen Bedingungen hervorbringen sollten, dem Streben der Zuschauer und Zuhörer nachgeben, alles völlig wahr zu finden. So sehe man auch im Gang der Poesie, dass alles zum Drama, zur Darstellung des vollkommen Gegenwärtigen sich hindränge. So seien die Romane in Briefen völlig dramatisch; erzählende Romane mit Dialogen untermischt würden aber zu tadeln sein.

Dies von Goethe getadelte Verfahren hat aber Schiller im Geisterseher angewendet, und heute ist es in den Romanen durchaus üblich, dass fast ganze Kapitel mit Zwiegesprächen ausgefüllt werden, in welchen die Sprechenden vor den einzelnen Reden, zumal wenn sie kürzer sind, nicht wieder genannt werden, allerdings aber leicht zu erraten sind. Goethe selber hat sich in seinen Romanen von dieser Vermischung der Darstellungsarten ferngehalten, dagegen drei Jahre nach jener brieflichen Äusserung durch seine Erzählung „Die guten Weiber“ in sehr auffallender Weise seine eigene Theorie durch seine Praxis umgestossen.

Sehr viel wichtiger und tiefer gehend als diese, ist eine andere in demselben Briefwechsel verhandelte, von Schiller angeregte Frage, ob prosaische Darstellung überhaupt für dichterische Erzeugnisse zulässig sei. Beide Dichter haben sie auf das entschiedenste verneint.

Schiller hatte nämlich kurz nacheinander Goethes Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea wieder gelesen. Den Hermann habe er mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; das Gedicht sei schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, pathetisch mächtig und doch reizend im höchsten Grade, kurz, in jeder Hinsicht schön. Bei der Lektüre des Meister aber sei ihm so, wie noch niemals zuvor, zum Bewusstsein gekommen, was eine äussere Form doch bedeute. Die Form dieses Werkes, wie überhaupt jede Romanform, sei schlechterdings nicht poetisch, sie liege ganz nur im Gebiete des Verstandes, stehe unter allen seinen Forderungen und nehme auch teil an allen seinen Grenzen. Weil aber ein echt dichterischer Geist das Werk geschaffen, entstehe nun im Leser ein sonderbares Schwanken zwischen prosaischer und poetischer Stimmung.

Goethe gab dem freimütigen Freunde durchaus Recht, ja er drückte sich noch viel schärfer und schroffer darüber aus. Er schrieb in seiner Antwort: „Was Sie vom ‚Meister' sagen, ist alles wahr und noch mehr. Gerade seine Unvollkommenheit (also die Prosaform) hat mir am meisten Mühe gemacht. Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt. Er mag indessen sein, was er ist; es wird mir nicht leicht wieder begegnen, dass ich mich am Gegenstand und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbste des Lebens gönnen mag."

Auch hier ist Goethes ästhetische Überzeugung nicht durch sein späteres künstlerisches Schaffen besiegelt worden. Freilich beschäftigte ihn noch in demselben Jahre der Plan, die Sage von Tell als episches Gedicht zu behandeln; der Plan blieb unausgeführt. Freilich fasste er im folgenden Jahre den Plan zur Achilleis; nur ein Gesang kam zur Ausführung.

Dagegen machte er noch zu Schillers Lebzeiten neue Pläne zu Prosadichtungen; vier Jahre nach Schillers Tode entstand sein vollendetster Roman, die Wahlverwandtschaften, und dann Meisters Wanderjahre, die ihn bis wenige Jahre vor seinem Tode beschäftigten.

So haben wir von abgeschlossenen grösseren epischen Schöpfungen von Goethe nur eine, seinen Hermann, freilich von Platen mit Recht als Deutschlands Stolz und Perle der

Kunst gepriesen; Schiller hat keinen seiner epischen Pläne ausgeführt. Und heute beherrschen durchaus Roman und Novelle die erzählende Dichtung, und zwar meistens in der von Goethe getadelten und in seinen Romanen durchaus vermiedenen Darstellungsart.

Unter diesen Prosadichtungen sind ohne allen Zweifel auch solche in nicht geringer Zahl vorhanden, welche Zeugnis geben von genauester Beobachtung des Lebens und der Seele, reich an Geist und Erfindungskraft, das Gemüt der Lesenden fesselnd und erschütternd.

Aber wenn selbst Goethes Romane unsern beiden grossen Dichtern nicht als reine Kunstwerke gelten konnten, wenn nach den von ihnen früher im Briefwechsel erörterten Ansichten sogar die Wahlverwandtschaften das nicht können, wie hoch dieser Roman auch in der Komposition über dem ‚Meister' stehen mag, so können die späteren Romane noch weniger als solche Kunstwerke bezeichnet werden; sie können es, ganz abgesehen von den Bemerkungen Schillers über die Vorherrschaft des Verstandes, und Goethes über die überall hindernde unreine Form, schon darum nicht, weil sie eine ganz andere Wirkung haben als Kunstwerke.

Ein wahres Kunstwerk erschliesst seine ganze volle Schönheit erst der wiederholten Betrachtung. Wer Hermann und Dorothea viermal gelesen hat, der darf dessen sicher sein, dass die fünfte Lesung ihm neue, zuvor wohl dunkel gefühlte, aber nun erst sich ihm entschleiernde Schönheiten zeigen werde. Und wer Dichtungen so liest, dem haften dann in der Seele nicht nur die Vorgänge und Gedanken, die Bilder der Personen und ihrer Umgebungen, ihm hat sich auch die Form, als mit diesem Inhalt unlöslich verbunden, fest eingeprägt.

Wer liest aber viermal denselben Roman? Und geschieht es wirklich einmal mit einem Roman, wie Freytags „Soll und Haben", der ja das verdienen würde, in wessen Seele haftet das so wiederholt Gelesene in der vom Dichter gegebenen Form, dem reinen Krystall seiner Wortgebilde?

Die augenblickliche Wirkung eines Romans ist oft sehr viel mächtiger, als die eines reinen dichterischen Kunstwerks; in der Regel aber hört sie auf zugleich mit der Beendigung der Lektüre. Das Feuerwerk ist verpufft, die blendende Illumination ist erloschen. Ewig leuchtende Sterne aber stehen

allabendlich am Himmel und laden uns ein zur Betrachtung, — wenn nicht zwischen sie und uns sich trübe Wolken drängen, an denen sie aber nicht schuld sind, sondern die Atmosphäre unserer Erde. Etwas anderes ist ästhetische Freude, etwas anderes Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses.

Die Lücke, welche nach Goethes Hermann in der deutschen erzählenden Dichtung nur sehr unvollkommen durch Romane und Novellen, auch die besten, ausgefüllt worden ist, hat man oft genug versucht, auch durch epische Dichtungen in reiner künstlerischer Form vollkommen auszufüllen. Sie sind mit grösserem und geringerem Anspruch aufgetreten, manche haben Jahre, sogar Jahrzehnte lang eifrige Leser gefunden; aber tastende Versuche sind sie alle geblieben, an Goethes Hermann reicht keine von diesen Dichtungen auch nur von fern hinan.

Als ein Versuch kann auch Dahns Harald und Theano nur gelten, aber als ein den übrigen Versuchen vollkommen ebenbürtiger, nach meiner Meinung in mancher Hinsicht sie übertreffender. Und da diese Dichtung bisher wenig Leser gefunden hat, so bekannt auch der Name des gelehrten Dichters durch spätere Dichtungen geworden ist, halte ich es für richtig, auch andere, so weit ich es kann, mit diesem kleinen Epos bekannt zu machen und im Anschluss daran auf seine Vorzüge und Mängel hinzuweisen.

Als vor nun mehr als dreissig Jahren diese Dichtung erschien, widmete sie Felix Dahn dem von ihm mit Recht hochverehrten Friedrich Rückert und übersandte sie ihm zu seinem in den Mai fallenden Geburtstage. Rückert antwortete darauf mit folgenden Distichen:

> Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten,
> Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz:
> Duftige Blume aus Nord und aus Süd — Harald und Theano —
> Liebliche Blüte, die noch reichere Früchte verheisst.

Diese Hoffnung hat sich nach meinem Urteil nicht erfüllt. Gewiss nicht durch die poetische Erzählung „Sind Götter?“, die maasslos ist in der Erfindung, geschrieben in affektiert naiver, altertümelnder Sprache und erfüllt von der trostlosesten religiösen Überzeugung. Die Hoffnung ist auch nicht erfüllt durch den „Kampf um Rom“, der aus einer Menge von losen

Scenen besteht, und die fesselloseste Phantasie mit historischen Thatsachen bunt und unerquicklich durcheinander wirrt; auch nicht durch das kleine Epos „Die Amalungen“ oder irgend eine andere der späteren Schöpfungen. Sein dichterisches Jugendwerk ist sein bestes geblieben. Es setzt die Einbildungskraft lebhaft ins Spiel und ist voll von einfachen, starken, jedem verständlichen Empfindungen, welche, wenn auch im Epos den einzelnen Personen anhaftend, doch zugleich weltbewegende Mächte widerspiegeln.

Der Dichter verlegt die von ihm frei erfundene Erzählung in den Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt, genauer bestimmt in die Zeit des Kaisers Galerius, der in den östlichen Teilen des Römerreiches die Christen mit rücksichtsloser Grausamkeit verfolgte, während Constantin, der als Cäsar in Gallien regierte, mild und schonend gegen dieselben verfuhr. Der Ort der Handlung ist die Insel Cypern, deren Statthalter Phalanthos gegen die Absichten seines Kaisers Galerius, aber keineswegs aus innerer Neigung, sondern den Bitten seiner dem Christentum zugeneigten Schwester Theano nachgebend, den dortigen Christen zwar nicht freie Religionsübung gewährt, aber doch keine kräftigen Maassregeln zu ihrer Unterdrückung anwendet.

Um dieselbe Zeit machen Germanen — der Dichter bezeichnet sie näher als Sachsen — das Meer in der Nähe von Cypern durch Beutezüge unsicher; deshalb ist von Cypern aus der Feldherr Volero gegen sie gezogen, um, wie zuversichtlich erwartet wird, die Sachsenflotte zu vernichten. Das sind die geschichtlichen Voraussetzungen, auf denen die Handlung ruht.

Im Anfange des Gedichtes zeigt der Dichter durch eine anschauliche bewegte Scene die tiefe Zerrüttung, in welche die alte Welt um diese Zeit versunken war. Der Statthalter Phalanthos, der den früheren Glanz des Aphroditetempels in Paphos wieder erneut hat, gibt ein schwelgerisches Gelage in der Halle vor der Cella des Tempels, während schöne junge Priesterinnen in der Cella selber den Opferdienst der Göttin versehen. Im Verlaufe des Gelages macht einer der Festgenossen den Vorschlag, in die Cella einzudringen, um die Priesterinnen zu überraschen. Das freche Wort zündet in allen; doch die Oberpriesterin der Aphrodite, die an dem Gelage

teil nimmt, weigert sich, den Schlüssel zur Cella herauszugeben, wenn nicht Phalanthos ihr verspreche, fortan im Sinne des Kaisers Galerius die ihr aufs höchste widerwärtige christliche Lehre durch die Hinrichtung ihrer Bekenner auf Cypern auszurotten. Jeden anderen noch so kostbaren Preis für ihre Nachgiebigkeit verschmäht sie. Sie sagt:

> Ich will den Tod nur jener Thoren,
> Die meiner holden Göttin abgeschworen,
> Die Wein und Kuss und Freude Sünde schmähn
> Und Götter ehren, welche sie nicht sehn.
> Es dringt der düstre Wahnsinn immer näher,
> Und hier auf Cypern selbst hat der Hebräer
> Josephus manche Seele schon verführt —
> Sprich endlich aus, was ihnen längst gebührt!
> Zum Tode hat Galerius sie verdammt,
> In Syrien und Kleinasien hell entflammt
> Von Christenblut die Scheiterhaufen lodern,
> Auf tausend Kreuzen ihre Leichen modern:
> Nur hier auf Aphroditens Wiegen-Eiland
> Beschirmt von Deinem frommen Schwesterlein,
> Tönt noch ihr Unkenlied dem Grabesheiland
> Und dringt in Tempel schrill und Myrthenhain.
> Sie solln nicht mehr mit ihrer stolzen Tugend
> Ein stiller Vorwurf leben froher Jugend,
> Nicht finstern Aberglaubens Schatten breiten
> Auf diesen Wohnsitz heller Seligkeiten.
> Verwirf Theanos schwächlich Gnadenflehn
> Und lass' der Göttin heilig Recht geschehn!

Phalanthos zaudert keinen Augenblick, die Bitte zu gewähren, und gibt Befehl, die Christen, deren versteckter Aufenthalt, eine Olivengrotte, ihm bekannt genug ist, einzufangen. Auch über die Art ihrer Todesstrafe wird gleich im Kreise der Zechgenossen verhandelt. Auf den Vorschlag eines römischen Gastfreundes sollen sie nicht verbrennen, weil sie im Augenblick von Rauch erstickt seien, sondern dazu dienen, hier einmal die willkommene Unterhaltung eines Gladiatorenkampfes zu bieten. Die Gegner zu finden, mache ja keine Schwierigkeit; denn in allernächster Zeit müsse der Feldherr Volero mit gefangenen Germanen zurückkehren.

Und nun dringt Phalanthos mit seinen Gästen in wilder

Begier in die Cella ein, bacchantischer Jubel füllt den Raum. Phalanthos selber trägt eine junge Priesterin aus Alexandrien an den Altar der Göttin, reisst ihr von der Schulter das Gewand und spricht: Steig nieder, Amathusia,

Du bist besiegt, verhüllter, kalter Stein.
Sieh, dieses warme Leben spricht dir Hohn,
Du, Cleopha, sollst unsre Göttin sein.

Mit wildem, maasslosem Jubel wird die blasphemische Rede aufgenommen; in demselben Augenblick aber tritt bleich und blutbefleckt der Feldherr Volero herein mit der Schreckensnachricht, dass er von den Germanen besiegt sei, dass die nordischen Barbaren vor den Thoren stehen. Von Entsetzen ergriffen, stiebt der Schwarm der Festgenossen auseinander.

So der Inhalt des ersten Gesanges. Im zweiten führt uns der Dichter in die Versammlung der Christen, in eine tiefe Felsengrotte, deren enger Eingang durch verschlungenes Gezweig von wilden Rosen und Oliven verkleidet ist. Leise singen die Christen ein frommes Lied von der Nichtigkeit aller Erdenlust und von dem Schmerz der Entsagung, der zu Gott führt. Die letzte Strophe lautet:

Denn in Asche wird vergehen,
Was wir stark, was lieblich sehen,
Aller Stolz und Schmuck der Zeit:
Gottes Gnade ohne Wanken,
Gottes Liebe ohne Schranken
Waltet fort in Ewigkeit.

Der Führer der Christenheit ist Josephus, ein greiser, bleicher Mann in härenem strickumgürtetem Gewande, ein Mann, aus dessen tiefer Augenhöhle der Blick schwärmerischer Überzeugung leuchtet. Seitwärts von den Sängern steht Theano, des frivolen Phalanthos ernstgesinnte schöne Schwester. Von ihrer äusseren Erscheinung zeichnet uns der Dichter ein Bild mit wenigen Strichen:

Ihr Auge war voll Kraft und doch so mild,
Des Leibes Bau im Rhythmus sich ergoss,
Dass wie Musik die Schönheit sie umfloss.
Sie trug das weisse, ionische Gewand,
Gehalten leicht von goldnem Gürtelband:
Ein schmaler Goldreif kränzt das reiche Haar,
Das eine schwarze Seidenwelle war.

Auf die Frage des Josephus, warum sie nicht mitgesungen habe, gesteht Theano, dass ihr Herz zu dem Inhalt des Liedes, zu der Forderung, allem Lebensglück zu entsagen, nicht stimme. Was ihr Josephus früher gesagt von der Liebespflicht, die man mit frommem, reinem Sinn üben solle, das wolle sie freudig aufnehmen; aber das könne sie nicht glauben, dass alle Erdenlust, alles Behagen an dem holden Reiz der Welt, die Gottes Güte so schön erschaffen, die Menschenseele in unentrinnbares Verderben führe:

Was gab er uns die Freude, wenn sie Sünde,
Und sind sie Gift, was gab er uns die Rosen?

Diesen Zweifeln Theanos gegenüber vertritt Josephus den Standpunkt der rücksichtslosen Askese. Wenn die Sünde, sagt Josephus, in ihrer ganzen Höllenhässlichkeit immer unverhüllt vor uns stände, jeder würde sie verabscheuen; nun hülle sie sich aber gerade in das anmutige Kleid scheinbar unschuldigen Genusses. Wen also der Erde Schimmer noch blende, in dessen Gemüt sei der Himmel nicht eingezogen:

Ein ganzes Herz will Gott, ein ganzes Leben;
Du findest ihn mit einem Teil nicht ab,
Du liebst ihn nicht, liebst Du die Welt daneben.

Mit schwärmerisch begeisterten Worten fordert dann der Greis die Jungfrau auf, mit ihm hinaus in die Welt zu ziehen, um Tausende von armen Menschenseelen aus der Sündennacht zu erretten. Theano, tief ergriffen von Josephus' Worten, gesteht, dass sie, abgestossen von dem leeren, leichtfertigen Treiben ihrer Umgebung, stets tiefste Sehnsucht empfunden nach einem ihr ganzes Herz erfüllenden, Friede bringenden Glück, und geträumt habe, es müsse ihr von fernher übers Meer kommen. Nun scheine es ihr aber, als sei der Traum, zwar anders, als sie es sich ausgemalt, durch das Erscheinen des Josephus erfüllt, und Friede sei allein im Entsagen.

Als sie diese Worte gesprochen hat, stürzt Asra, ein Sklave im Hause des Phalanthos, ein kriegsgefangener indischer Königssohn, der Theano in schwärmerischer, hoffnungsloser Liebe zugethan, eilig in die Grotte mit der Nachricht, dass sich die Lanzenträger des Phalanthos nahen, um die Christen zu fangen. Gegenüber der Verzweiflung, welche diese Nachricht in den

meisten hervorruft, gegenüber dem inbrünstigen und hier doch machtlosen Gebet des Josephus, gegenüber der innigen und doch ohnmächtigen Hingebung, die sie in Asras Augen sieht, empfindet Theano so recht deutlich, dass leidendes Entsagen und frommes Glauben allein nicht ausreichen, dass oft genug nur eine männlich feste That des Mutes die wertvollsten Güter beschirmen könne. Sie schliesst ihre zürnende Rede mit den Worten:

Und diese Stunde ruft wie all mein Leben:
O wo ist Kraft der Handlung, wo ein Mann?

Da ertönt aus dem dunklen Hintergrund der Grotte eine Stimme stark und voll wie Nordsturm in der Brandung: „Hier ist ein Mann“, und hervor tritt, schön wie der Gott des Krieges, einen Helm mit ehernen Adlerflügeln auf dem Haupte, über dem Panzerhemd ein Bärenfell mit den Tatzen, in der Hand eine Streitaxt, so wuchtig, als wollt' er nur mit Felsen fechten, Harald, der Sachsenherzog, der Besieger des Volero, der dem geschlagenen Feinde folgend, auf Cypern gelandet ist. Mit langem, ihr Schicksal entscheidendem Blick sehen sich schweigend die griechische Jungfrau und der deutsche Mann ins Auge. Dann erzählt Harald der über sein plötzliches Erscheinen Verwunderten, dass er, um die Gegend auszukundschaften, ans Land gegangen und um die schwüle Mittagszeit die Grotte aufgesucht, dort eingeschlafen und erst durch den Betgesang aufgeweckt sei:

Ich lauschte gern der tiefen, ernsten Weise;
Daheim im Nordland haben süss und leise
Die Buchen oft ein ähnlich Lied gesungen
Von Balders Tod ein Schlummerlied dem Kinde,
Wann sie gerauscht im Sommerabendwinde:
Und wär' ich noch ein Kind und wär' ich alt,
Und wär' ich wund und brennte mich der Schmerz,
Dann schläng' sich wohl mit zaub'rischer Gewalt
Die ernste milde Weise mir ums Herz;
Doch weil ich noch gesund bin, stark und jung,
Mit Ahnung fort und mit Erinnerung —
Und weil ich noch den freud'gen Hammer schwinge
Dem Asathor allein mein Schlachtlied klinge!
Euch aber, will ich, soll kein Leid geschehn,
Für welche dieses Weibes Augen flehn;
Denn ihresgleichen hab' ich nie gesehn.

Die errötende Theano nimmt gern den Schutz des starken Helden an, der den gleich darauf bei der Grotte anlangenden Lanzenträgern des Phalanthos bedeutet, dass jetzt der Sachsenherzog, nicht der kaiserliche Statthalter zu gebieten habe. Harald stösst ins Horn, von allen Seiten stürmen sogleich die Germanen herbei, die sich schon in Unruhe um ihren Herzog zerstreut hatten, ihn aufzusuchen, geführt von dem alten sangeskundigen Hilge und dem jugendlich ungestümen Haco. Harald lässt die Christen an Bord seines hohen Drachenschiffes führen, Theano — er nennt sie der Liebesgöttin leuchtend Bild — soll frei mit den Mannen ihres Bruders in die Stadt zurückkehren. Bevor aber Theano geht, gibt sie dem in tiefes Sinnen versunkenen Helden, mit glänzendem Auge zu ihm emporschauend, die Hand und sagt ihm Dank. Der Forteilenden ruft Harald nach „auf Wiedersehen", Theano sieht sich um und neigt schweigend noch einmal das schöne Haupt.

Dem Harald aber macht der ungestüme Haco die lebhaftesten Vorwürfe, dass er sich so das schönste Weib des Südens entgehen lasse, und erbietet sich, Theano für seinen Herzog zurückzuholen. Doch davon will dieser nichts wissen, so mächtig ihn auch der Anblick der anmutigen und zugleich hoheitsvollen griechischen Jungfrau bewegt hat. Frei muss sich ihre Seele ihm ergeben, wenn er sie sein nennen solle. — Der zweite Gesang schliesst mit Haralds Worten:

Und wo ist besser sie indes geborgen,
Als in der Stadt, die wir erobern morgen?

Im dritten Gesange gibt der Dichter ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben der Sachsen auf ihren Schiffen und am Strande, von ihrer Empfänglichkeit für die schöne Natur des Südens, aber auch von ihrem Mangel an Verständnis für die schönsten Werke griechischer Plastik, mit denen sie ein übermütiges Spiel treiben, ein Bild auch von ihrer Unmässigkeit im Geniessen. Auf dem Herzogsschiffe verkehrt Josephus mit den Seinen in gewohnter Weise mahnend und tröstend. Verwundert und sinnend hören die Germanen die Erzählung von dem Himmelssohn aus Menschenweib; auch der alte Hilge hat schweigend zugehört, wie dem Menschen nur demütige Ergebung zieme, und das stolze Vertrauen auf

die eigene Kraft verwerflich sei. Das ist nicht nach seinem Sinn, er schüttelt das Haupt, greift kräftig in die Saiten seiner Harfe und singt ein Lied ganz anderer Art:

Thor stand am Mitternachtsende der Welt,
Die Streitaxt warf er, die schwere —
So weit der sausende Hammer fällt,
Ist mein das Land und die Meere.

Und es flog der Hammer aus seiner Hand,
Flog über die ganze Erde,
Fiel nieder am fernsten Südesrand,
Dass alles sein eigen werde.

Seitdem ist's freudiges Sachsenrecht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben —
Wir sind von des Hammergottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich erben.

Dem kräftigen Liede folgt Haralds Aufforderung sich zur Schlacht zu rüsten; rasch ordnen sich die Sachsen, und kampfbereit ziehen ihre Scharen nach Paphos hin.

In Paphos selber, auf dem Wall der Stadt, zeigt uns der Dichter den Feldherrn Volero im Gespräch mit seinem Legaten Cornelius. Volero ist ein Mann von alter tüchtiger Römerart, begeistert für die Weltherrschaft der ewig jungen Roma, erfüllt von dem Gedanken, dass in der Sorge um den Staat das ganze Leben eines Mannes aufgehen müsse, und von der zuversichtlichen Hoffnung getragen, dass das Reich, wenn auch jetzt zerrüttet durch Schwelgerei und Willkür, noch einmal zu der alten Tüchtigkeit sich aufraffen werde, und dass auch an diesem Tage vor Paphos' Mauern römischer Mannesmut und römische Kriegskunst den Sieg davontragen werden über die nordischen Barbarenhorden. Cornelius dagegen, zwar nicht minder entschlossen zu mutigem Kampf, aber durch das tiefe Verderbnis der römischen Welt, die ihm überall in giftiger Fäulnis zu versumpfen scheint, in der er schon ein Todesatmen spürt, zu einem Anhänger der stoischen Philosophie geworden, hat alle Hoffnung auf ein Besserwerden aufgegeben und kann Frieden nur in der eigenen Brust finden, in der Tugend und im forschenden Gedanken, die dem Menschen

bleiben, wenn auch alles äussere Glück rettungslos zusammenbricht.

Das Gespräch der beiden wird schnell abgebrochen, als sie von fern das Sachsenheer der Stadt sich nähern sehen. Eilig steigt Volero von der Mauer herab, ordnet die Kohorten und hält an sie die kurze kräftige Anrede:

> **Ihr Römer, nicht auf hohen Felsenwällen**
> **Barg Cäsar einst sich bang vor den Germanen:**
> **In ihre Wälder trug er unsre Fahnen,**
> **In offener Feldschlacht ihren Trotz zu fällen.**
> **Nun steht ein deutscher Schwarm auf röm'schem Lande,**
> **Auf, reinigt rasch den Boden von der Schande,**
> **Vors Thor hinaus und wehe den Barbaren!**

In der wilden Schlacht, in deren Schilderung der Dichter besonders von der Kampfesweise der Sachsen ein sehr deutliches Bild gibt, fangen die römischen Kohorten bald an zu schwanken. Da sprengt Volero todesmutig mitten in den Feind, treibt ein Häuflein Sachsen bis auf einen Felsenhang dicht am Meer; dort aber tritt ihm Harald selber entgegen, reisst ihn vom Pferde herunter und schleudert ihn ins Meer hinein. Das Römerheer wendet sich zur Flucht, wie sehr sich auch Cornelius müht, es zum Stehen zu bringen. Als er alles verloren sieht, stürzt er sich in sein Schwert. Mit den fliehenden Römern dringen die Sachsen in die Stadt ein, die Reste des geschlagenen Heeres werfen sich in die Akropolis, die auf unnahbarem Felsen liegt. Draussen aber auf dem Schlachtfeld beim Sternenschein geht Josephus fromm geschäftig mit den Seinen umher, die Verwundeten zu pflegen und zu trösten, ohne Unterschied Römer und Germanen, und die Christen singen dabei ihr frommes Lied von der irdischen Vergänglichkeit und der ewigen Gottesliebe.

Der Schauplatz des vierten Gesanges ist anfangs das eroberte Paphos, in dem nun die Sachsen als Herren sich einrichten.

Auf der Akropolis aber herrscht bange Sorge um die nächste Zukunft. Phalanthos ist ratlos, wie er auch nur auf wenige Tage für die vielen dort Eingeschlossenen Lebensmittel beschaffen solle. Da gibt ihm sein Vertrauter, der Führer der Lanzenträger, welche die Christen fangen sollten, den Rat, sich mit List aus der Gefahr zu retten. Er baut seinen Plan

auf die von ihm wohl bemerkte innige Zuneigung, die Harald und Theano zu einander gefasst haben, und auf das Bewusstsein von der Heiligkeit des Gastrechts, das in den Germanen lebe. Phalanthos solle ihm Theanos Hand für den Frieden versprechen, und ihn ohne Waffen, denn die erinnerten zu schmerzlich an das vergossene Römerblut, ohne seine Genossen, denn sonst könne die Leidenschaft von neuem den Kampf entflammen, zur Hochzeit in die Akropolis einladen. Dann sei er hier dem Tode geweiht, und zu derselben Zeit müsse ein Überfall der führerlosen, sich sicher glaubenden Sachsen gelingen. Phalanthos geht auf den Plan ein und sucht seine Schwester auf, um ihr mit heuchlerischem Wort das mitzuteilen, was sie wissen soll. Theanos Seele ist seit dem Ausgange der Schlacht in schmerzlichem Zwiespalt: sie liebt mit innigster Empfindung den wunderbaren Mann der wilden Kraft und sollte ihn doch hassen, den grimmigen Feind der Ihrigen, den von allen Bewohnern der Akropolis Verfluchten. Als sie nun die Mitteilung des Phalanthos hört, ist sie all diesen quälenden Gedanken entronnen, ihre Liebe wird nun zur Pflicht, sie rettet die Ihrigen aus Tod und Verderben. Und das leidenschaftliche, hochherzige Mädchen, das keinen Grund hat, im mindesten an Haralds Gegenliebe zu zweifeln, geht selber in die Stadt hinunter, um ihm die Friedens- und Liebesbotschaft zu überbringen. Die Scene zwischen beiden im Arestempel, ihre Gespräche über ihre Liebe, Haralds begeistertes Eintreten für seine nordische Heimat, der Theano ihn abwendig machen möchte, ist von hoher dichterischer Schönheit. Ich weise nur auf die eine Stelle hin, wo erzählt wird, dass Harald mit ihr an den Altar des Gottes tritt, mit der rechten Hand die Streitaxt hoch empor hält, mit der linken ihr Gürtelband fasst und spricht:

O seht mich an, ihr Augen Odins alle,
Ihr Sterne, die am Himmel ewig stehn,
Und höre Du mich, Gott der Treue, Thor:
Ich fordre diese Jungfrau als mein Weib,
Ich will sie führen in mein Heimatland,
Und wie ich nur ein Herz und einen Leib,
So will ich nur die eine Liebe hegen,
Ich will sie ehren, schirmen, wahren, pflegen;
Du aber sag' es laut, ob Du willst geben,
Die ganze Seele für ein ganzes Leben.

Und Theano entgegnet:

Ich will's, ich bin geboren Deine Braut,
Mein ganzes Dasein ist nur dieser Wille.
Ich war nur eine Frage, bang und stille,
Und Du bist meine Antwort, froh und laut.

Harald verspricht, am nächsten Tage waffenlos und unbegleitet auf die Akropolis zu kommen. Wie sollte Argwohn in seine Seele ziehen, da Theano selber die Einladung überbracht hat?

Am nächsten Morgen — damit beginnt der fünfte Gesang — teilt Harald seine Verlobung und die Einladung den Freunden mit. Mit Jubel wird die Nachricht von der schönen Herzogsbraut aufgenommen; gegen die Art der Einladung aber macht der alte besonnene Hilge ernste Einwendungen. Aber nicht seine mahnenden Worte, auch nicht das unheilkündende Losorakel, das er befragt hat, können Harald in seinem Entschluss wankend machen. Er lacht über die Warnung und spricht in stolzer, froher Sicherheit die sein Glück, sein Vertrauen und zugleich seine Überhebung zu klarem Ausdruck bringenden Worte:

Mein treuer, guter Greis!
Auch ich hab' Los geworfen heute Nacht,
Da fielen alle Zeichen froh und licht.
Ich habe für mich stärkern Zaubers Macht:
Mir hat von Angesicht zu Angesicht
Der Treue Göttin selbst Geleit versprochen;
Kein Frieden hält, wenn dieser wird gebrochen.
Auf solcher Höh' steht jetzt mir Kraft und Glück,
Die Götter selbst, sie könnten's nicht zerschmettern;
Und träf' mich Thor mit seinen Donnerwettern,
Ich fing' sie auf und schleudert' sie zurück!

Voll von diesem Gefühle ordnet er an, dass alle Wachen abberufen werden, damit alle Sachsen ohne Ausnahme in fröhlichster Stimmung sein Hochzeitsfest feiern können. Hilge aber beschliesst für alle an dem auf die Akropolis führenden Wege treue Wacht zu halten.

Als Theano ihrem Bruder Haralds Zusage mitgeteilt hat, merkt sie sofort an seinen Mienen, an dem Gespräch mit

seinen Vertrauten die verräterische Absicht. Sie flucht dem Bruder, will vergeblich fortgehn, den Geliebten zu warnen, da erfährt sie von dem gereizten Bruder, dass Harald mit dem zum Willkomm gereichten Wein vergiftet werden solle; das Ungeheure raubt ihr die Besinnung, ohnmächtig wird sie in den Frauensaal getragen und dort eingeschlossen, um jede Warnung unmöglich zu machen.

Als Harald in den Festsaal tritt und sogleich nach Theano fragt, erfährt er von Phalanthos, es sei in Griechenland nicht üblich, dass die Frauen am Männermahle teilnehmen, er müsse sich gedulden bis zur Beendigung des Mahles. Unmutig fügt sich Harald und lobt die heimatliche Sitte, nach der die Hausfrau beim Mahle die Ehrenstelle einnimmt. Da wird ihm der Willkommtrunk gereicht; er nippt und reicht den Becher dem Phalanthos, wie er's im Sachsenlande gewohnt, wo nach dem ersten Trunk Gast und Wirt den Becher tauschen. Phalanthos solle sich nun auch in seine Sitte fügen, wie er selber sich darin habe fügen müssen, Theanos Anblick zu entbehren. An dem entsetzten Angesicht des Wirtes, an seinen stotternden Worten merkt er sogleich den verräterischen Plan und wird in seiner Vermutung bestärkt, als er zu derselben Zeit sein Hifthorn und den Schlachtruf der Sachsen hört, die Hilge, sobald er die zum Überfall aus der Akropolis hervorbrechende Schar bemerkt, aus ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt hat.

Harald schlägt nun mit gewaltiger Faust den Phalanthos nieder, ergreift den ehernen Schenktisch und wehrt sich damit, tödlich wild um sich schlagend, gegen die andringenden Feinde. Es gelingt ihm, aus dem Saal zu kommen; er hört den Schlachtruf der Sachsen, die mit den zurückgeworfenen Feinden in das äussere Thor eingedrungen sind, immer näher, und ist von ihnen nur noch durch das innere verschlossene Thor getrennt. Von aussen führt Haco einen gewaltigen Schlag mit der Streitaxt gegen dasselbe, die Riegelketten fallen, Harald wendet sich rasch um, das Thor aufzureissen — da trifft ihn tödlich ein Speerwurf in den Nacken, und er bricht zusammen. Durch das offene Thor ergiessen sich in wilder Wut die Sachsenscharen, mordend und brennend; Hilge und Haco bleiben in tiefstem Schmerz bei dem todwunden Herzog. Der schlägt noch einmal das Auge auf und sagt den Freunden, viel schlimmer als die Todeswunde

schmerze ihn der Gedanke, dass Theano ihn verraten habe. Da bringt der atemlos heraneilende Sklave Asra die Nachricht, dass Theano, im Frauensaal eingeschlossen, in Gefahr sei, zu verbrennen, Haco stürzt hin, sie zu retten; und als Harald ihre lichte Gestalt durch Rauch und Qualm sich nahen sieht, verklärt sich sein Gesicht, sie ist ihm die Walküre, die ihn nach Walhalla hinaufruft. Auf Hilges Mahnung, ihm die letzte Liebe zu erweisen, in sanften Tod den Mord zu verwandeln, zieht sie den Speer heràus, das dunkle Blut strömt hervor, der Held lächelt, und Schmerz und Leben waren aus.

Ergreifend schildert der Dichter Theanos leidenschaftlichen Schmerz um den Toten, und wie es dem Worte des Josephus gelingt, sie auf das Unvergängliche, allem Wandel Entnommene hinzuweisen. Nun ist ihr Herz zur Entsagung bereit. Nun ist sie entschlossen, aus der schwülen Luft des Südens, die voll ist von Sünde, Verrat und Mord, mit Josephus in Haralds Heimat zu ziehen, mit ihm dort das Wort des Friedens und der Milde zu verkünden. Ganz anders ist Hilges und Hacos Empfindung. Hilge spricht einen furchtbaren Fluch aus über das Land, in dem so ruchloser Verrat an dem besten aller Helden verübt sei; und als Josephus auch ihn daran mahnt, dass Gottes die Rache sei, dass Schmerz um Menschentod nichtig sei, da drückt Haco in leidenschaftlich erregter Rede nicht nur den tiefsten Schmerz aus um seinen Herzog, der zugleich sein Freund gewesen, sondern auch den festen Entschluss, ganze volle Rache für den gemordeten Freund zu nehmen:

Mein ist der Schmerz, mein soll die Rache sein,
Und keinem Gott räum' ich mein Blutrecht ein.
Ich eile heim, ich fahr' durch's blaue Meer,
Durch alle Nordlandsgaue will ich fliegen,
Ich will's den freien Helden rings erzählen,
Wie fern im Südland reiche Inseln liegen,
Voll Wein und Sonnenschein und gold'nen Sälen
Und schönen Frau'n, und wie die Männer fehlen.

— — — —

Längst folgen einzeln sie der goldnen Fährte
Und brechen plündernd ein auf gutes Glück,
Und jeder holt sich hie und da ein Stück
Und kehrt zur Heimat wiederum zurück:

Auf will ich sie aus allen Gauen treiben,
Ich will sie lehren hübsch beisammen bleiben,
Nicht mehr zerteilt in tausend schwachen Bächen,
Nein, vorwärts stürmen ein geschwellter Strom,
Auf Tod und Leben gehn dem falschen Rom
Und rings das Reich des Südens niederbrechen:
So will ich meinen toten Harald rächen!

Hilge lässt Haralds Leiche auf den Speerschäften ans Meer tragen. Auf seinem Drachenschiffe soll ihm von Schilden eine eherne Bahre gebaut werden. Da soll er ruhen, durch Wundkräuter vor Verwesung geschützt, bis ihm daheim im Dünensand ein hoher Hügel aufgetürmt ist, wie er dem starken Helden ziemt. An dem Hügel will Hilge Wacht halten und zur Harfe von Haralds Thaten singen, Haco soll wieder fort eilen, um den Toten zu rächen.

Am nächsten Morgen fährt die Sachsenflotte ab, voran das Herzogsschiff; der Flotte schliesst sich ein griechisches Schiff an, auf ihm Josephus und Theano, die schweigend fest sich Hand in Hand halten. Auf dem Schiffe ertönt der alte fromme Betgesang von der Allvergänglichkeit auch des Stärksten, auch des Lieblichsten, und von der Gottesliebe, die allein allen Wandel und Wechsel überdauert.

Ich habe ausführlich sein müssen in der Wiedergabe des Inhalts, da es sich um ein wenig bekanntes Gedicht handelt; dennoch ist bei aller Ausführlichkeit der Inhaltsangabe das Mitgeteilte nicht viel mehr als das Gerippe der Erzählung; viele feine, sehr wirksame Züge, besonders vortreffliche Schilderungen mussten wegbleiben, da es vor allem darauf ankam, den Gang der Handlung und ihre Motivierung möglichst genau darzulegen. Das Gedicht ist also schöner und reicher, als sich nach dieser Darlegung vermuten lässt. Vollkommen freilich ist es nicht, das wird eine kurze Besprechung zeigen; sie wird aber auch zeigen, dass die Vorzüge um sehr vieles die Mängel überwiegen.

Fern bleibt es mir aber einzugehen auf den aus dem Epos vor sieben Jahren leider von Dahn selber geschaffenen Operntext mit Ballet, glücklicher Verbindung der Liebenden und einem hinzugedichteten zweiten ganz überflüssigen Liebespaar.

Die dichterische Darstellung im Epos ist von wohlthuender Frische und sich überall leicht und ohne Zwang dem Darzu-

stellenden anschmiegend, bald weich und innig, bald markig, lebendig fortstürmend und leidenschaftlich bewegt, überall die Situationen mit wenig Worten vortrefflich veranschaulichend. Der Dichter weiss eben so gut den Zorn wie die hingebende Liebe, die Frivolität wie die religiöse Weihe, den frischen Lebensmut wie die Resignation darzustellen. Er findet immer die richtige Färbung, so dass wir in die rasch fortschreitende Handlung mit hineingerissen werden, die Zustände mit durchzuleben glauben, die Scenerie mit ihm deutlich anschauen. Dies Lob muss ihm unverkürzt und ungeschmälert gelassen werden, und damit ist ein hoher Vorzug ausgesprochen, nämlich seine seltene Begabung für epische plastische Darstellung. In dem klaren Gemüt unseres Dichters spiegelt sich unverzerrt eine reiche, vielgestaltige Welt.

Während so nie ein Wort fehlt, dessen wir zu grösserer Anschaulichkeit oder zu reicherem Ausdruck der Empfindung noch bedürfen möchten, kommt es andererseits, wenn auch nur selten, aber es kommt doch vor, dass die dichterische Rede die Handlung oder die Situation überwuchert, und zwar in zweifacher Weise, indem entweder lyrische Elemente sich in die Erzählung hineindrängen oder der Dichter ein Urteil ausspricht, das der Leser selber aus der Darstellung viel wirksamer entnimmt. Ein Beispiel für den ersten Fehler:

Als erzählt wird, wie Phalanthos den Festsaal zu Haralds Empfang mit Blumen schmücken lässt, drängt sich dem Dichter die Betrachtung auf, dass Blumen und Lieder sich dem fügen müssen, wozu der Menschensinn sie verwendet, hier also zu dem schändlichsten Verrat. Der Gedanke wäre ein Stoff für ein lyrisches Gedicht, vielleicht für zwei mit einander kontrastierende. In dem epischen Gedicht aber sind die zehn Verse, die dazu gebraucht werden, zumal an dieser Stelle ein Fehler. Wenn der epische Dichter in dem Leser diese Betrachtung anregen wollte, so musste es in viel grösserer Kürze, vielleicht bloss durch ein Epitheton, geschehen.

Andererseits, als Harald zusammengebrochen ist, sein bleiches Haupt in Hilges Schoss ruht und Haco sich in heissem Schmerz darüber beugt und ringsum die Burg in Flammen steht, ist das ja ein malerisches Bild, das die Phantasie des empfänglichen Lesers sich weiter ausmalt; die Schilderung hätte aber nicht mit den Worten eingeleitet werden müssen „So

standen denn die dreie schön beisammen", und ausserdem kann hier von einem Stehen der drei Helden überhaupt füglich nicht die Rede sein. Der Dichter lobt also seine eigene Erfindung und gibt noch dazu von ihr eine unrichtige Darstellung.

Nicht minder bedenklich ist es, wenn der Dichter auf Theanos Rede, in der sie dem Josephus ihre Bereitwilligkeit erklärt, mit ihm in Haralds Heimat das Evangelium zu verbreiten, die ihren Seelenzustand beurteilenden Worte folgen lässt: „So war versöhnt der schrille Schmerz, der wilde." An die Versöhnung in diesem Augenblicke glaubt der Leser doch nicht recht trotz der Versicherung des Dichters. Es wäre besser gewesen, er hätte sich mit den unmittelbar darauf folgenden Worten begnügt: „Und weinend sank sie nieder an der Leiche."

Doch das sind Einzelheiten, die nicht schwer wiegen; noch viel geringere Bedeutung hat es, wenn in äusserst seltenen Fällen der Leser aus sprachlichen oder ästhetischen Gründen vielleicht an einem Ausdruck Anstoss nimmt. Im allgemeinen hat die Darstellung sehr hohe Vorzüge und sehr geringe, überdies leicht zu entfernende Mängel. Der Dichter hat seine phantasiereiche, gedankenvolle Erfindung in ein schönes, leuchtendes Gewand gekleidet.

Und phantasievoll ist die Erfindung in hohem Grade, mit wie wenigen Worten auch immer der Hauptinhalt der Erzählung sich wiedergeben lässt: „Der siegreiche Held fällt durch einen hinterlistigen Anschlag, zu dessen Ausführung die eben gewonnene Braut unwissentlich mitwirkt." Aber welche Fülle von spannenden Vorgängen ist in diesem einfachen Rahmen enthalten, welche fesselnden Situationen, welche kontrastierenden Scenen, welche lebensvollen Gestalten führt die Dichtung dem Leser vor das Auge; das bacchantische Gelage, der Überfall der Christen, das Treiben der Sachsen in Paphos, das Liebesgespräch im Arestempel, der Verrat an Harald, seine Verteidigung, sein Tod, die Scene an seiner Leiche — wie reich, wie wechselnd, und nichts herbeigezogen; alles fügt sich als notwendiges Glied zum Organismus des Ganzen. Nur eine der vom Dichter geschaffenen Gestalten hat wenig Selbständiges, bringt etwas Fremdartiges, nicht wirkungsvoll mit dem Übrigen Kontrastierendes, wohl aber Störendes hinein, der von ohnmächtiger Liebessehnsucht erfüllte, aufopferungsvolle und doch für die Handlung des Epos überflüssige indische Königssohn

und Sklave Asra. Überflüssig ist er, denn die Meldung der nahenden Lanzenträger, die Nachricht von Theanos Einschliessung wäre durch eine leichte Änderung der Erfindung entbehrlich zu machen gewesen. Und was ich absichtlich in der Inhaltsangabe von ihm verschwiegen — es sind zwei Thatsachen — konnte ich eben nur darum verschweigen, weil es für die Handlung unnötig ist, und that es, weil dieses Unnötige mir als ein störendes Beiwerk erschien. Das erste ist an sich unbedeutend. Asra begleitet und bewacht, aber mit dem Bewusstsein ihr doch keinen wirksamen Schutz bieten zu können, Theano auf ihrem Gange zu Harald, wird aber von ihr gar nicht bemerkt. Gewichtiger ist das zweite. Als Theano aus ihrer Ohnmacht erwacht, bittet sie den vor der verschlossenen Thür des Frauensaales stehenden Asra, um jeden Preis das Gift — sie tränke es am liebsten selber — aus Haralds Nähe zu schaffen. Ergeben seiner Herrin und zugleich tief betrübt über ihre alles opfernde Liebe zu einem andern, trinkt er den vergifteten Wein und füllt den Becher mit neuem Inhalt. Wie vorhin erzählt, ändert das an der weiteren Handlung nicht das Geringste. Nur für solche, die es an einer einmaligen Lektüre einer Dichtung bewenden lassen, wäre der Wegfall dieser kurzen Scene vielleicht ein Verlust. Denn Asras That kann bei der ersten Lektüre allerdings die Spannung in bezug auf den Erfolg des verräterischen Planes vermehren. Asra ist im allgemeinen kein Geschöpf kräftiger und massvoller Phantasie, sondern leerer, sentimentaler Phantasterei.

Ausserdem mögen manche an der unnötig ins Ungeheure gemalten Riesenkraft Haralds Anstoss nehmen, mit welcher er den römischen Feldherrn vom Ross ins Meer schleudert. Ich halte diese Stelle des Gedichts gerade nicht für die schönste, aber auch nicht für misslungen. Mir scheint bedenklicher ein innerer Vorgang, ich meine das allzu schnelle, fast unvermittelte Eingehen Theanos auf die mahnenden Worte des Josephus an Haralds Leiche. Der Dichter hätte vielleicht wirksamer die Darstellung ihrer Sinnesumwandlung ganz an den Schluss seines Gedichtes gelegt.

Dagegen ist nun auf das Allerentschiedenste anzuerkennen die reiche Gedankenwelt des Dichters, die Fülle der verschiedensten Lebensanschauungen, die stets auf das engste sich an die

Handlung anschliessend, ja vielmehr diese aus sich erklärend in dem Gedichte zu beredtem Ausdruck kommen. Die schneidendsten Gegensätze bilden Phalanthos und Josephus, der Anhänger missverstandener epikureischer Philosophie und der asketische Christ, der eine „ein Fürst des Schwelgens", dem Genuss der einzige Lebenszweck, alles andere nur Mittel ist, der die Welt um die von Lust erfüllte Minute wegschenken möchte, feige und faul, verräterisch und herzlos, der andere, dem jede Freude, auch die scheinbar unschuldigste, eine Gefahr für die Seele dünkt, dem das Busskleid des Entsagens als das herrlichste Gewand gilt, unermüdlich thätig, um fremdes Leid zu lindern, voll von festem Gottvertrauen, aber ohne Kraft und Willen, die Welt nach seinen Zwecken zu gestalten. Zwischen diesen Extremen die edle hochsinnige Schwester des Phalanthos, aufs tiefste verletzt von dem unwürdigen Lebensgenuss, den sie täglich um sich sieht, aber sehnlichst verlangend nach reinem Glück und erst durch die allerbittersten persönlichen Erfahrungen für die Lehre von der Entsagung gewonnen; und andererseits der Legat Cornelius, der nicht mit dem Menschenleben überhaupt gebrochen hat, wie Josephus, sondern nur mit dessen trauriger, das Herz des Patrioten zerreissender Erscheinung in den Verhältnissen des römischen Staates. Und allen diesen gegenüber die Männer rüstiger Thatkraft, der Prätor Volero, trotz aller Versunkenheit der Römerwelt immer noch festhaltend an der Hoffnung auf eine hellere Zukunft, und der Sachsenherzog Harald voll von dem fröhlichsten Vertrauen auf seine Kraft und die Kraft seines Volkes, wie der Siegfried der Sage, „licht wie der Mai und ohne Mal und Makel", aber durch die hochgeschwellte Flut edelster Empfindung fortgerissen zu gefährlicher Überhebung. Und ihm zur Seite steht der alternde Hilge, ein getreuer, besonnener Eckard, und der leidenschaftliche, milden Gefühlen wenig zugängliche Haco, aber mit allen Fasern des Herzens an dem Freunde hängend und zuletzt nur noch erfüllt von dem einen Gedanken der Rache für den Erschlagenen.

Die dargelegten Gegensätze in den Charakteren und persönlichen Lebensanschauungen würden für sich schon das Gedicht zu einem fesselnden, zu wiederholter Betrachtung einladenden machen; doch ist der Inhalt damit nicht erschöpft. Es handelt sich nicht nur um das Geschick der einzelnen,

nicht allein darum, dass Thatkraft und argloses Vertrauen der feigen Verräterei erliegt, und Trost nur zu finden ist entweder in dem Gedanken an künftige Rache oder in der demütigen Erhebung des Herzens zu Gott, es handelt sich auch um grosse weltgeschichtliche Gegensätze, um das sinkende Römertum und die aufstrebende Germanenwelt.

Das kurze Liebesglück Haralds und Theanos geht schnell und schaurig zu Ende; was aber den Individuen versagt war, erfüllt die Geschichte der Völker. In Harald spiegelt sich ungebrochene freudige germanische Kraft, aber auch Empfänglichkeit für die Schönheit und für den Ernst der christlichen Weltauffassung, in Theano erscheint verkörpert das griechische Schönheitsideal, die griechische Bildung, in Phalanthos die sittliche Entartung der Römerwelt, in Cornelius die Verzweiflung eines edlen Gemüts an der Zukunft derselben. Dieser Entartung, dieser Verzweiflung gegenüber hat ihr gutes Recht die zwar auch in Einseitigkeit befangene Askese des Josephus, und ebenso die energische Thatkraft der Sachsen und ihr frischer Lebensmut, und Hacos wilde Rachepläne erscheinen uns im Lichte geschichtlicher Notwendigkeit. Die alte Welt sinkt in Trümmer, aber wir sehen bereits die Elemente, aus deren Verbindung neues Leben hervorquillt, die germanische Kraft, die griechische Schönheit, die christliche Gesittung. Doch nicht umsonst lässt der Dichter dreimal, dazu das eine Mal am Schlusse des Ganzen, das schwermütige Lied ertönen von der Vergänglichkeit alles Irdischen. So durchweht uns denn auch die ernste und erhebende Empfindung, dass nicht bloss die Individuen, dass auch die Völker, die mächtigsten und die gebildetsten, hinwelken und sterben, dass aber über allem Wechsel siegreich waltet die ewige Gottesgüte und nur in der Erhebung zu ihm die Menschheit das findet, wohin die Sehnsucht der Völker zu allen Zeiten geht, ein unzerstörbares Glück und dauernden Frieden.

Krolls Buchdruckerei, Berlin S., Sebastianstrasse 76.





KLEINE SCHRIFTEN

VON

FRANZ KERN.

ZWEITER BAND.

BERLIN 1898.

NICOLAISCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG

R. STRICKER.

2

VERMISCHTE ABHANDLUNGEN

VON

FRANZ KERN.

BERLIN 1898.

NICOLAISCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG

R. STRICKER.



Vorwort.

Drei Jahre nach dem Tode meines Vaters übergebe ich den zweiten und letzten Band seiner kleinen Schriften der Öffentlichkeit. Die Auswahl ist in beschränkterem Masse getroffen, als zuerst beabsichtigt war, weil sich mehr und mehr zeigte, dass von den Arbeiten zur alten Philosophie und zu Sophokles doch nur wenig in den Rahmen dieser Sammlung passte. Wer aber die ganze litterarische Thätigkeit des Verewigten bequem überblicken will, der sei auf das Verzeichnis seiner Schriften S. 248—256 hingewiesen, von dem nur die Recensionen ausgeschlossen worden sind.

Die Sammlung ist entstanden in gemeinsamer Arbeit mit meinem Onkel, Herrn Gymnasialdirector Georg Kern, dem ich ebenso wie meinem Bruder Reinold zu herzlichem Dank verpflichtet bin.

Rostock, den 14. December 1897.

Otto Kern.



Inhaltsverzeichnis.



I.

Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias.

Goethes Achilleis scheint sich, wenn man das äussere Geschehen ins Auge fasst, unmittelbar an die Ilias anzuschliessen. Die Ilias endet mit Hektors Bestattung; und in den ersten Versen der Achilleis wird dargestellt, wie Achill vor seinem Gezelte sitzend während der nächtlichen Stunden unverwandt dem schrecklichen Spiel der Flammen zuschaut, die Hektors Scheiterhaufen verzehren, bis gegen Morgen die furchtbare Lohe noch einmal hoch emporflammt, und dann das ungeheure Holzgerüst zu mächtiger Glut zusammenstürzt.

Aber gleich Achills nächste Thätigkeit in der Goethischen Dichtung steht im Widerspruch mit dem Gange der Handlung in der Ilias. Bei Homer lässt Achill bereits vor den Leichenspielen und vor Hektors Lösung für Patroklos einen Grabhügel aufwerfen, keinen besonders grossen, sondern nur von geziemender Höhe; erst nach seinem Tode sollen die Achäer ein breites Grabmal errichten, in welchem seine Asche vereinigt mit der des Freundes ruhen soll (Ilias XXIII 245 ff.). Um diesen Grabhügel schleift er nachher (XXIV 16) Hektors Leiche.

Bei Goethe dagegen lässt Achill gleich für sich und den Freund zusammen einen „herrlichen Hügel“ aufschütten (V. 29)

> am hohen Gestade des Meeres
> Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.

Dieser Hügel ist zur Zeit der Bestattung Hektors noch bei weitem nicht fertig; sondern Achill trifft, nachdem er in der Morgenfrühe seine Augen von Hektors Scheiterhaufen abgewendet hat, die nötigen Anordnungen zur Weiterführung der Arbeit, deren Vollendung er nicht mehr zu erleben glaubt.

Also passt auch das von Homer erzählte Schleifen der Leiche Hektors um den Grabhügel des Patroklos nicht mehr als Voraussetzung in die Goethische Dichtung[1]).

Der hervorgehobene Unterschied in der äusseren Handlung hätte aber sehr wenig zu bedeuten, wenn damit nicht aufs engste ein sehr wesentlicher Unterschied zusammenhinge im Innern, in der Stimmung des Helden. Der Achill, mit dem die homerische Dichtung schliesst, ist ein ganz anderer als der, mit welchem die Goethische anfängt. Und ohne allen Zweifel hat Goethe, um lebendig Achills Stimmung zu veranschaulichen, die erwähnte Änderung im äussern Gange der Handlung vorgenommen. Achill sollte nämlich zu Anfang dargestellt werden als erfüllt von den trübsten Gedanken, verlassen von aller Lebenslust, gleichgiltig gegen alle frische Lebensarbeit; der Inhalt des ersten Gesanges der Achilleis, des einzigen, den wir haben, sollte dann eben die unter göttlichem Einfluss sich allmählich vollziehende Wandlung zur Anschauung bringen, durch welche er wieder zu dem thatkräftigen Helden wird, auf dem das Heil der Griechen beruht.

Bei Homer dagegen hat Achill diese trübe Stimmung durch sein eigenes Thun im letzten Gesange, nämlich durch die Freigebung von Hektors Leichnam, schon überwunden; sein Blick ist wieder auf Schlacht und Kampf gerichtet, seine Seele liegt nicht mehr in den Banden finsterer Schwermut um den Tod des Patroklos; sie ist sogar frei geworden für die Anerkennung des Todfeindes.

Dass freilich trotz dieser Anerkennung des toten Hektor in Gegenwart des tiefgebeugten Vaters das nur zurückgedrängte, nicht erstickte Gefühl des Hasses gegen den, der ihn seines Freundes beraubt, immer wieder noch einmal und öfter sein Gemüt vorübergehend beherrschen würde, wäre ein sehr natürlicher Vorgang und würde auch mit der homerischen Dichtung, wenn man sie sich fortgesetzt denkt, durchaus übereinstimmen. Goethe setzt sich dadurch also keineswegs mit ihr in Widerspruch, wenn er gleich im Anfang von Achill erzählt (V. 11):

---

[1]) Demnach ist Düntzers vorsichtiger Ausdruck (Einleitung zur Achilleis in der Kürschnerschen Ausg. S. 117) zu billigen, die Achilleis knüpfe ungefähr an den Schluss der Ilias an.

Tief im Herzen empfand er den Hass noch gegen den Toten,
Der ihm den Freund erschlug, und der nun bestattet dahinsank.

Solche Rückfälle in eine Stimmung, die früher die Seele ganz beherrscht hat, entsprechen durchaus dem wirklichen Menschenleben, und begegnen uns auch sonst in den Schöpfungen grosser Dichter [1]), denen die von ihnen geschaffenen Gestalten leibhaftig vor der Seele stehen, und die nicht nach Schablonen und unwahren Idealen zu Liebe ihre Helden empfinden, reden und handeln lassen.

Wegen der oben angeführten beiden Verse also brauchte man es noch nicht zu bestreiten, dass Goethes Achilleis innerlich sich unmittelbar an das letzte Buch der Ilias anschliesse; wird doch in diesem Buche selber, wie nachher dargethan werden soll, solch eine vorübergehende Wendung und Wandlung in Achills Gefühlen dargestellt. Aber der Achill, wie ihn Goethe im Anfange seiner Dichtung darstellt, ist nicht derjenige, in dessen Herz nach Hektors Lösung Friede eingezogen ist, sondern viel eher der, welcher nach der Tötung Hektors durch sein Thun bei den Leichenspielen sein Herz nur vorübergehend beruhigt und durch seine Misshandlung der Leiche Hektors den Frieden zu finden ganz vergeblich sich bemüht hat.

Wie nun diese Beruhigung herbeigeführt wird, das darzustellen, war für den Dichter der Ilias der Abschluss der dichterischen Arbeit, für den Dichter der Achilleis aber der Anfang seiner Epopöe. Homer entlässt den Hörer seiner Dichtung mit einem Bilde seines Helden, nach welchem wir uns ihn wieder vorstellen können als befreit von dem schweren Druck, der auf ihm gelastet hat; Goethe kann den Achill als einen so gestimmten nicht von vorn herein in seine Dichtung einführen, wenn er nicht durch weitläufige Exposition mit dem Hauptinhalt des letzten Buches seine Leser bekannt machen wollte.

Deshalb hat Goethe durch eigene Erfindung dargestellt, wie Achill aus seiner dumpfen, am Leben verzagenden Schwer-

[1]) So lässt Goethe im Tasso den Antonio, obwohl er sein Unrecht eingesehen hat und in der That auch auf dem besten Wege ist, es nach Kräften wieder gut zu machen, dennoch im dritten Akt vorübergehend in gehässige, ungerechte Stimmung zurückfallen.

mut wieder, wenn auch zunächst nicht zu freudiger Lebensfrische, so doch zur Teilnahme an ernster Lebensarbeit gelangt. Er kommt dahin durch ein Gespräch mit der Göttin Athene, die in Gestalt des Antilochos ihm genaht ist. Dass er die neue Lebensanschauung gewinnt, die am schärfsten in den Worten (V. 624) ausgeprägt erscheint, dass „in der Mühe selbst der Mühe Labung gegeben" ist, bildet den Hauptinhalt der Handlung der Achilleis.

Demnach ist, was das Innere des Helden angeht, die Achilleis nicht eine Fortsetzung des letzten Buches der Ilias, sondern geht mit diesem parallel, ist eine neue, selbständige Lösung des Problems, das in den ersten Versen des vierundzwanzigsten Gesanges der Ilias gestellt war. Es ist nicht ohne Interesse, die beiden so ganz verschiedenartigen Lösungen mit einander zu vergleichen.

Im Anfange des vierundzwanzigsten Gesanges erzählt uns der griechische Dichter, wie die Helden nach den Spielen zu Ehren des Patroklos sich alle zerstreuen, um das Abendessen einzunehmen und durch Schlaf sich zu erquicken. Dann fährt er fort (V. 3 ff.):

Aber Achilleus
Weinte, des Freundes gedenkend; der alles bezwingende Schlummer
Mocht' ihn nimmer umfangen; sich hierhin wälzend und dorthin,
Dachte der Held sehnsüchtig des Muts und der Kraft des Patroklos,
Und wie viel er vollendet mit ihm, wie vieles erduldet,
Während sie Schlachten der Männer und schreckliche Wogen bestanden.
Dessen gedachte der Held und vergoss frischquellende Thränen,
Bald sich rechts hin wendend und links, bald auf das Gesicht hin,
Bald auf den Rücken gestreckt; dann aufrecht springend vom Lager,
Schweift er am Seestrand trauernd umher. Doch nimmer entging's ihm,
Wenn hell über Gestaden und Meer aufstrahlte das Frührot.
Aber so oft er am Wagen geschirrt die beflügelten Rosse,
Band er den Hektor hinten am Stuhl und schleifte die Leiche;
Wenn er sodann dreimal sie geschleift um den Hügel des Toten,
Ging er zurück in das Zelt und rastete; aber den Leichnam
Liess er im Staube gestreckt auf's Antlitz liegen.

Mit sehr lebhaften Farben malt also der Dichter die quälende Unruhe seines Gemütes, das umsonst in Bildern aus schöner Vergangenheit Trost sucht, vergebens durch die wiederholte schmachvolle Misshandlung Beruhigung zu gewinnen

hofft. Vergebens hofft er es. Denn nach Verlauf mehrerer Tage findet die göttliche Mutter ihren Sohn noch in der trostlosen Stimmung. Sie überbringt ihm den Befehl des Zeus, Hektors Leichnam gegen Lösegeld herauszugeben. Sofort spricht Achill seinem frommen, dem göttlichen Gebot unbedingt gehorchenden Sinne gemäss dazu seine Bereitwilligkeit aus mit den wenigen, dem immer noch hasserfüllten Herzen schwer abgerungenen Worten:

Sei's denn: wer mir die Lösung bringt, der nehme den Leichnam,
Wenn es Zeus denn selber mit ernstlichem Sinne gebietet.

Die religiöse Gesinnung bringt ihn nur zu dem gottgebotenen Thun; eine sittliche Umwandlung ist hier durchaus noch nicht anzunehmen, wie es ihm denn jetzt auch noch ganz gleichgiltig ist, wer Hektors Leiche abholt. Wie schwer ihm aber der Gehorsam gegen den göttlichen Willen wird, zeigt deutlich der zweite Vers. Er muss wissen, dass Zeus selber das ihm gebietet und ernstlich gebietet, was so sehr seiner Empfindung widerstrebt[1]). Von Mitleid mit dem Toten, von Mitleid mit dessen beklagenswerten Angehörigen kommt als Beweggrund zu seinem Thun noch nichts in seine Seele.

Solche Gefühle erwachen in ihm erst, als der greise Priamos in später Abendstunde plötzlich vor ihm erscheint, seine Kniee umfasst, die Hände küsst, die den besten Sohn ihm getötet haben, und ihn an den eigenen alten Vater in rührender Rede erinnert. Da wird sein Herz von Erbarmen erfüllt, und in seiner Antwort mahnt er den Greis, nicht allzusehr um den Sohn zu klagen, den er nun den wackeren nennt; Priamos werde ihn durch all sein Trauern doch nicht wieder zum Leben erwecken.

Er spricht nicht vom Freigeben Hektors; denn das gilt ihm nun als selbstverständlich. Zu dem religiösen Motiv ist durch das Erscheinen des tiefgebeugten Vaters plötzlich das sittliche gekommen. Wie sollte derjenige dem Vater den

---

[1]) Ich kann mich also durchaus nicht einverstanden erklären mit dem Urteil Kammers in seinem „ästhetischen Kommentar zu Homers Ilias". Nach ihm (S. 334) „ist das kurze Entschlossensein des Achilleus, für Geschenke den Leichnam freizugeben, im Ausdruck wie im Gedanken roh; es stimmt auch nicht überein mit der so innerlichen Haltung, welche Achilleus später in dieser Frage zeigt."

toten Sohn nicht herausgeben wollen, der den Jammernden auf die traurige Unmöglichkeit hinweist, dass Hektor wieder ins Leben zurückgerufen werde.

So zweifelt denn auch Priamos nicht daran, dass Achills Herz erweicht sei, drängt aber nun unvorsichtig zur schnellen Lösung; ja er erwähnt noch unvorsichtiger die traurige Lage, in der die Leiche des teuren Sohnes sich jetzt befindet, und wünscht dem Achill sogar, er möge sich erfreuen an den reichen Geschenken, die er mitbringe, und einst glücklich in die Heimat zurückkehren.

Alles Gedanken, Bitten, Wünsche, die wir in dem Munde des Priamos begreiflich finden, die aber nur zu sehr geeignet sind, die schnell entstandene, wenn auch noch so lebhafte Regung des Mitleids in Achills leidenschaftlicher Seele in ihr Gegenteil umzukehren. Achill soll sich von aussen drängen lassen zu einer Handlung, zu der er sich zwar entschlossen, aber unter der gewaltigsten Selbstüberwindung, zu der vor kurzem ausser Zeus niemand ihn hätte bewegen können; Achill von dem Vater erinnert an das, was er dem toten Feinde angethan hat! Und nun gar der Hinweis auf die Geschenke, die nichts, gar nichts sind für seinen stolzen, fürstlichen Sinn, der Agamemnons überreiche Gaben erst trotzig verschmäht und dann nur angenommen hatte, weil er sie füglich nicht ablehnen konnte. Und endlich der harmlose Wunsch glücklicher Heimkehr für ihn, der, wie er weiss, weder Phthia noch seinen Vater je wiedersehen sollte!

So erklärt sich hinreichend das leidenschaftliche Aufbrausen, das in seiner Antwort auf Priamos' Mahnung sich zeigt. Er herrscht den Ahnungslosen an, er solle ihn ja nicht noch mehr reizen; denn Hektor frei zu geben, sei sein eigener freier Entschluss, zu dem er nicht durch die Bitten des Priamos, sondern durch die ihm von Zeus gekommene Botschaft bewogen werde. Dass das nun einmal göttlicher Wille sei, erkenne er ausserdem auch daraus, dass es dem Priamos möglich geworden sei, trotz der Wächter und der schweren Riegel hier vor ihm zu erscheinen. Dessen Rede sei aber auch ganz dazu angethan, ihn das göttliche Gebot vergessen zu lassen. Darum sollte jener mit solchen Worten aufhören, damit er im Zorn sich nicht gar noch an ihm vergreife und sich vergehe gegen Zeus' heiligen Willen.

Wie ist die leidenschaftliche Natur des heissblütigen Jünglings aus der milden Wehmut wieder hervorgebrochen! Alles Mitleid scheint wie erstickt; nur das religiöse Motiv beherrscht jetzt seine Seele. Aber er fühlt, auch dies ist in Gefahr, seine Macht über ihn zu verlieren. Darum stürmt er, während Priamos erschreckt durch die ganz unerwartete, heftige Rede voll Bestürzung schweigt, in ungestümer Hast aus der Thür, um schnell das zu thun, was er nun einmal thun muss, um das Gebot des Zeus zu erfüllen. Er hat den gefährlichen Widerspruch dagegen in seiner Seele lebhaft eben empfunden.

Er geht in den Hofraum und ordnet das Waschen und Salben von Hektors Leiche an, und zwar an einer abgelegenen Stelle, damit ihn Priamos nicht sehe und von neuem durch unvorsichtige Reden und Klagen sein Herz nicht aufrege. Achill hat Ursache genug, solche Scenen zu vermeiden.

Und nun bewegt der stumme Tote, der wackere Sohn des schmerzzerrissenen Vaters in seinem Zelt, sein Herz mächtiger und tiefer, als dessen jammerreiche Klage. In ihm entsteht der Entschluss zu einer That, die edler und schöner und schwerer ist als alle Heldenthaten seines ruhmreichen Lebens.

Denn wie von plötzlicher Eingebung getrieben hebt er Hektors Leiche selber auf die Bahre; solchen Liebesdienst erweist er jetzt dem früher so bitter gehassten Feinde.

Was er durch die grausame Misshandlung des toten Hektor vergeblich zu finden sich bemüht hat, den Frieden seiner Seele, der kommt nun in sein Gemüt durch sein barmherziges Thun an dem Feinde. Sein eigenes Herz verlangt jetzt nach keiner weiteren Rache; nur ob Patroklos' Seele im Hades nicht verletzt werde durch Hektors Lösung, macht ihm noch Sorge. Darum ruft er die Seele des Freundes an, bittet ihn, nicht zu zürnen, und verspricht ihm den gebührenden Anteil an den erhaltenen Geschenken[1]).

---

[1]) Die kurze Rede, in der Achill diese Bitte ausspricht, lautet so:

Grolle mir nicht, o Patroklos, vernimmst du unten in Hades'
Wohnungen, dass ich die Leiche des göttlichen Hektor dem Vater
Frei gab, da er mir nicht unwürdige Lösung gewährt hat.
Dir auch weih' ich davon zum Anteil, was dir gebühret.

Gegen unrichtige Auffassungen des Zusammenhangs in diesen Worten be-

Darauf kehrt er in ganz anderer Stimmung ins Gemach zu Priamos zurück, als er von ihm fortgestürmt war.

„Nun ist dein Sohn gelöst", sagt er zu ihm, „wie du es gewünscht hast. Er liegt auf der Bahre. Sobald das Morgenrot erscheint, wirst du ihn sehen, wenn du ihn nach Hause fährst. Jetzt aber lass uns des Spätmahles gedenken, wie auch Niobe nach der langen Trauer um den Verlust all ihrer Kinder endlich doch wieder Speise und Trank zu sich nahm. Nachher wirst du in Troja noch genug deinen Sohn beweinen; wahrlich, viel Thränen verdient er."

Priamos ist ihm ein lieber Gast geworden, und in den Schmerz desselben um seinen Sohn weiss er sich hinein zu denken. Aber es ist wohl zu beachten, dass er durch seine Rede den König zur Abfahrt in frühster Morgenstunde drängt. Er will nicht Zeuge sein, wenn Priamos zum ersten Mal die Leiche des Sohnes sieht. Gewiss eine wahre, menschliche Empfindung, die ihn davon zurückhält.

Nun folgt das einsame Mahl der beiden Fürsten, und während des darauf folgenden Gespräches betrachten sie staunend sich gegenseitig, Priamos Achills göttergleiche Gestalt, Achill des Gastes edles, gutes Greisenangesicht. Als dann Priamos nach nächtlicher Ruhe verlangt, lässt sein Wirt ihm im Vorhause ein weiches Lager zurüsten und spricht zu ihm die scherzenden Worte:

Draussen lagre dich nun, du lieber Alter; es könnte
Einer der Fürsten herein hier kommen, welche sehr häufig
Rat mit mir hier pflegen im Zelt, nach ihrer Gewohnheit.
Sähe dich einer von diesen im fliehenden Dunkel der Nächte,
Schleunig meldete der's dem Gebieter des Volks Agamemnon,

---

merke ich, dass der Satz „da er — gewährt hat" nicht abhängt von dem unmittelbar voraufgehenden „dass ich — freigab", sondern von dem ganzen Satzgefüge „Grolle mir nicht — freigab". Achill sagt also nicht „ich habe durch die Lösung bewogen ihn frei gegeben" sondern „grolle mir nicht wegen der Freigebung, da ich eine Lösung empfangen habe, von der auch du deinen Anteil erhalten wirst." Dass für Achill in der That der Wert der Geschenke kein Beweggrund zu seiner Handlung gewesen ist, zeigt deutlich V. 560, wo er die Lösung verspricht, ohne die Geschenke gesehen zu haben. Der Dichter lässt an unserer Stelle den Helden die Geschenke nur erwähnen, weil er an diese Erwähnung am besten den Ausdruck der unveränderten Liebe zum Freunde anknüpfen konnte.

Und das könnte die Lösung der Leiche wohl dir verzögern.
Doch nun sage mir noch und sag' es mir ganz, wie du's meinest;
Wie viel Tage denn brauchst du, den göttlichen Sohn zu bestatten,
Dass ich indess selbst ruhe vom Kampf und wehre dem Volke?

Welche höchste Genialität in der Erfindung dieser kurzen Rede, welche die Haupthandlung der Ilias in der wirksamsten Weise abschliesst!

Dass Achill nun endlich Frieden gefunden hat nach der leidenschaftlichen Scene mit Agamemnon, nach den wilden Rachegefühlen gegen Hektor, nach der Verdüsterung seiner Seele durch den Tod des Freundes, würde allein schon das zeigen, dass er zu scherzen imstande ist. Denn das leidenschaftlich aufgeregte oder schwer bedrückte Gemüt weiss nichts von solcher Stimmung, die nur der befreiten Seele zukommt. Und nun der Inhalt der Worte. Er zeigt, dass Achill sich nun völlig wieder mit Agamemnon einig weiss. Wie würde er sonst mit dem Gedanken scherzen, dass dieser die Ausführung seiner mitleidigen Absicht verzögern könnte. Der Zorn des Achill, der im ersten Verse des Epos als sein Inhalt angekündigt war, hat hier sein völliges Ende gefunden; der Held weiss mit vollster Sicherheit, dass der Oberfeldherr, der nur zu schlimme Erfahrungen mit dem zürnenden Achill gemacht hat, ihm nichts in den Weg legen wird, und so kann er, als ob er ganz allein zu gebieten hätte, dem Könige der Troer den Waffenstillstand anbieten.

Und durch das Anerbieten des Waffenstillstandes gerade — Achill bewilligt nachher auf die Bitte des Priamos elf Tage zur Bestattung des Hektor — wird unendlich viel schöner als durch noch so anerkennende oder mitleidige Worte von dem Dichter Achills jetzige Gesinnung gegen den Toten gezeichnet. Er selber fragt unaufgefordert nach der Zahl von Tagen, die zur prunkvollen Bestattung des Mannes nötig seien, den er den Hunden zum Frass vorgeworfen, den er ohne Erbarmen um das Grabmal des Patroklos geschleift hatte.

Aber d a b e i bleibt er, dass er Hektors Leiche nicht in Gegenwart des Priamos sehen will. Das demselben in schonendster Form zu sagen, ist wohl der eigentliche Beweggrund zu dem Scherze mit Agamemnons gefährlichem Dazwischenkommen. Wenn dieser sogar noch während der Nacht von dem Aufenthalt des troischen Königs im griechischen

Lager Kunde erhalten könnte, wie viel leichter konnte das dann am hellen Tage geschehen. So liegt in seinen Worten wieder die Mahnung an Priamos, vor Tagesanbruch das Lager zu verlassen, in ähnlich liebenswürdiger und feiner Form, wie jene erste, als er dem Priamos in Aussicht gestellt hatte, den Sohn gleich beim Morgengrauen zu sehen, bei seiner Abfahrt aus dem Lager.

Der letzte Vers der inhaltreichen Rede zeigt uns endlich, dass Achill aus der trüben, bedrückenden Stimmung zu frischer Thatkraft sich emporgerafft hat. Der Held denkt wieder an die Kampfesarbeit, die gleich nach Hektors Bestattung von neuem beginnen soll. Vor kurzer Zeit noch war sein Herz nur voll gewesen von wehmütiger Rückerinnerung an das, was er mit Patroklos gethan und gelitten hatte.

Dann verabschiedet er mit herzlichem Händedruck den Priamos, der zu der ihm angewiesenen Lagerstätte geht. Er selber bleibt zurück im Hauptgemach der Wohnung und sucht sein Lager auf, und neben ihm ruht nun wieder die schönwangige Briseis. Das ist das letzte, was in der Ilias von Achill erzählt wird. Um die Briseis war der folgenschwere Streit entstanden; die ist nun wieder sein unbestrittenes Eigentum.

So hat der Dichter der Ilias oder der des vierundzwanzigsten Buches in genialster Weise dargestellt, wie Achill durch sein mitleidiges Handeln zum Frieden gelangt, und die Gedanken an Kampfesarbeit und Lebensfreude in der Seele von neuem erwachen. Wie weit die überaus glücklichen Erfindungen hier auf bewusster künstlerischer Absicht beruhen, wird bei dem undurchdringlichen Dunkel, in welches die Entstehung der homerischen Dichtungen gehüllt ist, schwerlich jemals ermessen werden können. Dass aber diese Darstellung durch lauter bewegte Handlung, deren Träger ganz andere Ziele verfolgen, als die friedenreiche Stimmung in Achills Seele hervorzurufen, den höchsten ästhetischen Anforderungen entspricht[1]), das sollte billiger Weise jedem

---

[1]) Vergl. Kammer a. O. S. 336: „Wer ... das wunderbare Gespräch ... gedichtet hat, das war ein grosser Dichter, welcher die Erfindungsgabe und die Tiefe des Herzens in reichster Fülle besass.“

einleuchten, der die unvergleichliche Priamosscene mit der gebührenden Aufmerksamkeit betrachtet.

Man darf aber nicht ausser Acht lassen, dass dieser äusserst glückliche Griff, Achills Heilung mit einer ergreifenden Handlung zu verbinden, eben nur am Schlusse eines Epos möglich war. Goethe musste in seiner Achilleis gänzlich auf solchen Vorteil verzichten. Mit Hektors Lösung konnte sein Epos nicht beginnen; und es ist schwer zu sagen, mit welcher anderen Handlung aus dem troischen Sagenkreise es möglich gewesen wäre, oder welche zu diesem Zwecke hätte erfunden werden können, wenn in diesem Falle überhaupt eine freie Erfindung am rechten Ort gewesen wäre.

Bei Goethe vollzieht sich Achills Umstimmung, die Besiegung der dumpfen, thatenlosen Schwermut, durch sein Gespräch mit Pallas Athene, aber nicht etwa, was wenig zu billigen wäre, durch mahnende Reden der Göttin, die in dieser Weise auf ihn wirken, sondern im wesentlichen durch Achills eigene Gedanken, zu deren Entstehung in seiner Seele das Gespräch nur den natürlichen, freilich von Athene gewollten Anlass giebt. Dies Gespräch, der Hauptinhalt der Achilleis, ist von höchster Kunstvollendung, von ungewöhnlicher psychologischer Feinheit, von Anfang bis zu Ende. Darum wird es viele befremden, dass Scherer, der sonst das Verdienst hat, mit nachdrücklicher Wärme auf Goethes wenig gelesene Dichtung hingewiesen zu haben, das Urteil aussprach (Gesch. der deutsch. Litt. S. 576), dass man nach etwa fünfhundert Versen schon Ermattung fühle, während jene ersten fünfhundert Verse nach seiner Überzeugung zu dem Schönsten gehören, was Goethe hervorgebracht habe. Nach meiner Meinung verhält es sich genau umgekehrt. Den Göttergesprächen in der ersten Hälfte der Achilleis könnten ohne allen Schaden nicht nur für das vorliegende Bruchstück, sondern auch für die Weiterführung der Handlung, die Rede des Hephaistos an die Horen und sein Gespräch mit der Hera fehlen, ohne dass irgend jemand auch nur von fern etwas vermissen würde. Ja, dieser Teil hängt auch in der Darstellung so lose mit dem Voraufgehenden und Nachfolgenden zusammen, dass man die Verse 69 bis 122 ohne jede Änderung des Textes ausscheiden könnte. Dazu kommt, dass in dem weiteren Verlauf der Göttergespräche manches, was erst für die weitere Entwickelung

der Handlung von Bedeutung ist, hier im Anfange der Dichtung vorbereitet wird, wie das Erscheinen des Memnon und der Amazonen vor Troja; mit grosser Kunst und vielleicht unentbehrlich für die vollendete Dichtung, aber für den ästhetischen Genuss des vorliegenden Fragments doch gewiss nicht von solcher Wichtigkeit, wie die zweite Hälfte desselben, die eine in sich abgeschlossene Handlung enthält. Denn fragen wir, was denn eigentlich in der Achilleis geschehe, so kann wohl nur die Antwort gegeben werden, dass Achill darin erregt wird zu neuen Ruhmesthaten.

Der Inhalt der Dichtung gliedert sich deutlich in drei Abschnitte, einen kleineren und zwei erheblich grössere. Der erste (V. 1 bis 60) schildert Achill in seiner trübsinnigen, vom Leben gänzlich abgewandten Stimmung, der zweite (V. 61 bis 353) enthält die Göttergespräche, die sich im wesentlichen um Achills ferneres Schicksal und den bevorstehenden Fall Trojas bewegen, der dritte (V. 354 bis 651) stellt dar, wie Achill im Gespräch mit Athene wieder dem Leben und seinen Aufgaben gewonnen wird. Der Schauplatz ist im zweiten Abschnitt der Olymp, in den beiden anderen vor den Myrmidonenzelten und auf der Umwallung des im Entstehen begriffenen Grabmals auf dem Vorgebirge Sigeion.

Der erste Abschnitt enthält ausser der schon oben erwähnten Situation, die uns Achill in den Anblick des brennenden Scheiterhaufens des Hektor versunken zeigt, nichts weiter als seine Anordnungen wegen der Aufschüttung des grossen, für ihn und zugleich für Patroklos bestimmten Grabhügels und die Weiterführung dieses bereits in Angriff genommenen Werkes. Seine Seelenstimmung dabei malt der Dichter durch Worte, die er den Helden an seinen Freund Antilochos richten lässt. Achill stellt sich die ihm ganz nahe dünkende Zeit vor, in der Antilochos „den leichten Rest des Freundes jammernd bestatten" wird. Er hat sich mit dem Gedanken an den nahen Tod ganz vertraut gemacht und glaubt nur noch die eine Lebensaufgabe zu haben, den mächtigen Grabhügel aufzurichten, und selbst von dieser Arbeit meint er nur vielleicht die Hälfte der Ausführung noch zu erleben. Er schliesst die Rede mit den Worten:

> Euer sei die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefasst hat.

Der zweite Abschnitt ist sehr umfangreich, aber dem grossen Umfange entspricht nicht der epische Inhalt, der darin geboten wird. Als Handlung lässt sich kaum das bezeichnen, dass Zeus, bevor er die Götterversammlung verlässt, folgende Aufforderung an die Götter richtet:

Auf denn! Wer Troja beschützt, beschütze zugleich den Achilleus,
Und den übrigen steht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn sie den trefflichsten Mann der begünstigten Danaer töten.

Denn diese Aufforderung ist keineswegs eine solche Kundgebung des göttlichen Willens, von der wir annehmen müssten, dass die übrigen Götter sich ihm beugen.

Macht doch unmittelbar darauf Hera, die Feindin Trojas, dem Ares den Vorschlag, in der Mitte der Troer selbst den Achilleus zu bekämpfen, der jetzt seinem Geschicke nahe und nicht unwert sei, von Götterhänden zu fallen. Und Ares, der als Beschützer der Troer gilt, lehnt solch ein unmittelbares und parteiisches Eingreifen zwar mit Bestimmtheit ab, als sich für Götter nicht geziemend; aber noch weniger denkt er daran, dem Willen des Zeus gemäss den Achill zu beschützen; im Gegenteil er erklärt seiner Mutter, jetzt die Äthiopen und die Amazonen, also neue Feinde für die Griechen zum Kampfe aufzurufen.

Die anderen Reden der Götter enthalten nur Klagen, Vorwürfe, Rechtfertigungen, Trostgründe.

Thetis klagt um den Sohn, der sie nicht mehr anruft, sondern einsam am Meeresufer steht, ihrer vergessend und des Freundes sehnlich gedenkend.

Hera, stets schon voll Eifersucht, weil Zeus einst nach dem Besitz der Thetis gestrebt hat und noch immer ihr hold gesinnt ist, wirft ihr vor, dass sie durch ihre Bitte den Zeus veranlasst hat, den Griechen die grosse Niederlage zu bereiten.

Thetis weist Hera auf ihre eigene Liebe zum Hephaistos hin und klagt dann, dass sie durch alle ihre Veranstaltungen den Achill nicht habe vom Kriege fern halten können; und nun sei ihm der Tod gewiss; selbst Zeus könne ihn nicht retten.

Darauf antwortet Zeus, in der Absicht, Thetis zu trösten, mit einer befremdenden Rede über die immer wache Hoffnung und über die Möglichkeit, noch von einem Tode errettet zu

werden, der schon ganz unausbleiblich schien. Er sagt unter anderm:

Selber sprichst du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Göttin,
Ihr verschliesst sich nicht der Olymp, ja selber des Aïs
Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichlerisch andrängt.

Nachdem er dann des Orpheus erwähnt hat und anderer, welche geliebte Tote sogar aus dem Hades errettet haben, fährt er fort:

Selbst für den Toten hofft der Lebende: willst du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne geniesset?
Nicht ist fest umzäunt die Grenze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Mensch sie zurück, die Keren des Todes.

Am meisten befremdend aber ist der Schluss der Rede, weil Zeus darin es sogar unsicher lässt, ob nicht doch vielleicht Achill von Troja noch einmal in die Heimat zurückkehren werde; denn er endigt mit den Worten, es wisse, so dünke es ihn,

kein Gott, noch der Göttinnen erste,
Wem von Ilios' Feld Rückkehr nach Hause bestimmt sei.

Solcher trüglichen, nur auf Tröstung der Thetis berechneten Rede gegenüber ist es nur zu begreiflich, wenn Hera, die Feindin Trojas und Freundin Achills, die eben so gut wie Zeus weiss, dass Achill vor der Eroberung Trojas fallen soll, sich heftig empört zeigt über die „täuschenden Worte" ihres Gemahls und ihm geradezu sagt:

Ich glaube wohl kaum, dass ernstlich das Wort dir bedacht sei.
Ilios fällt! Du schwurst es mir selbst, und die Winke des Schicksals
Deuten alle dahin: so mag denn auch fallen Achilleus,
Er, der Beste der Griechen, der würdige Liebling der Götter!
Denn wer im Wege steht dem Geschick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, stürzt in den Staub, ihn zerstampfen die Rosse,
Ihn zerquetschet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.

Bis hierher hat Hera Worte gesprochen, gegen die Zeus schwerlich irgend etwas Triftiges hätte einwenden können.

Aber nun lässt sie sich in ihrer Leidenschaft dazu hinreissen, den zur Willkür geneigten Gemahl auf das Ende seines Weltregiments hinzuweisen, auf seine Besiegung durch die übermächtige Kraft der lange gebändigten Titanen.

Diese Worte geben dem Zeus willkommenen Anlass, Hera zu verdächtigen, als ob sie sich zu seinen Widersachern geselle. Dann aber schwächt er doch die Aussichten, die er der Thetis eröffnet hat, dadurch sehr erheblich ab, dass er Trojas Eroberung und damit zugleich Achills Tod als durchaus noch nicht so nahe bevorstehend bezeichnet. Darauf folgt die oben erwähnte Aufforderung an die den Troern freundlichen Götter, die mit ihrer dem Achill möglichst lange gewährten Hilfe auch den Fall Trojas in möglichst ferne Zukunft rücken würden.

Als nach diesen Worten Zeus sich in seine Gemächer entfernt hat, macht Hera jenen Versuch, Ares für die rasche und sichere Tötung Achills zu gewinnen. Auf dessen ablehnende Antwort und ausgesprochene Absicht, die Äthiopen und die Amazonen zum Kriege zu bewegen, folgt noch eine Rede der Aphrodite, die gegen den Todeskampf der unweiblichen Amazonen, der Pferdebändigerinnen, gar nichts einzuwenden hat, aber die frommen Äthiopen, die sich der schönsten Gaben der Liebesgöttin erfreuen, gern von dem wilden Streite fern halten möchte. Ares schon forteilend antwortet ihr nicht, und nun schaut sie dem Phoibos nach, der in der Götterversammlung kein Wort gesprochen hat und sich jetzt schweigend entfernt und nach dem Tempel im Thymbräischen Thal eilt. Dort nimmt sie sich vor, ihm zu begegnen; „denn mancherlei wälzt' sie im Busen." Vorbereitet ist hierdurch Achills Liebe zu Polyxena und seine Ermordung im Thymbräischen Tempel.

Damit endet der zweite Abschnitt; die nun folgende Rede der Athene gehört nach Goethes eigener Erklärung schon zum dritten. In dem am 26. März 1799 an Schiller geschriebenen Briefe heisst es: „Heute früh bin ich bis zur Rede der Minerva gelangt, und weil diese eigentlich den folgenden Abschnitt eröffnet, so bin ich geneigt, Ihnen meine bisherige Arbeit heute vorzulegen."

Enthält demnach der zweite Abschnitt nichts oder sehr weniges, was sich als epische Handlung bezeichnen liesse, sondern nur dunkle Vorausdeutungen auf Künftiges, die man füglich nicht für einen notwendigen Bestandteil eines Epos

ansehen kann, so entsteht die Frage, ob nicht der Inhalt des Göttergespräches zum grossen Teil vielleicht recht nötige Expositionsstücke bringe.

Als solche könnten dann etwa genannt werden die Mitwirkung des Phoibos beim Tode des Patroklos (V. 115—116), die Hochzeit der Thetis und die an diesem Tage von Nereus gemachte Prophezeiung, die Bemühungen der Thetis, den Sohn unverwundbar zu machen und ihn dem Kriege zu entziehen (V. 210—222), der Schwur des Zeus, durch den er Troja dem Untergang weihte (V. 272).

Aber wer die an diesen Stellen aus früherer Zeit erwähnten Thatsachen nicht aus der griechischen Mythologie kennt — und die Lesung der Ilias allein reicht bei weitem nicht aus, diese Kenntnis zu verschaffen — der wird durch die dort gegebenen Andeutungen gewiss nicht darüber belehrt werden. Wenn z. B. Thetis in ihrer Rede sagt: „Was half mir die Kunst und die List? Was die läuternde Flamme? Was das weibliche Kleid?“ — so sind die Worte für den ganz unverständlich, der nicht weiss, dass Thetis ihren Sohn nachts in die Flammen hielt und den Jüngling später in Weiberkleidung hüllte und ihn so auf Skyros bei den Töchtern des Lykomedes verweilen liess.

Hätten also diese Erwähnungen den Zweck, etwas von einer Exposition für den Leser zu geben, so würde der Zweck dadurch nicht erreicht werden. Aber sie haben in der That diesen Zweck ebenso wenig, wie die Mitteilungen früherer Vorkommnisse, die sich in der Ilias in vielen Gesängen finden. Goethe setzt ebenso wie der Dichter oder die Dichter der Ilias die Bedingungen, auf welchen der Zustand im Anfang der Erzählung ruht, die Ereignisse, welche ihn herbeigeführt haben, als dem Leser und Hörer bekannt voraus.

Dass im einzelnen das Göttergespräch voll ist von hohen dichterischen Schönheiten, versteht sich bei einer Schöpfung, welche Goethe noch am Ende des vorigen Jahrhunderts und ohne irgend welche äusseren Antriebe und Nötigungen auf das sorgfältigste überdacht und ausgeführt hat, ganz von selbst; aber seine Bedeutung für den Gang der epischen Handlung, soweit wir darüber urteilen können, steht erheblich zurück hinter der Bedeutung und Wichtigkeit, welche dem folgenden Abschnitt zugeschrieben werden muss.

Dieser dritte und letzte Abschnitt wird durch eine Rede der Athene an Hera eingeleitet, die nach dem Weggange der Götter beide im Saale zurückgeblieben waren. Mit Beziehung auf Heras heftige Worte über die Notwendigkeit von Achills baldigem Fall bittet Athene jene, ihr nicht zu zürnen, wenn sie jetzt von dem Olymp hernieder steige, um dem Achill zur Seite zu treten, damit sein schönes Leben nicht in Unmut ende. Er sei ihr der werteste von allen Helden, und, wenn er falle, so werde sie um ihn klagen, wie er selber um Patroklos. Dann folgen die schönen Worte, in denen sie das besonnene, schöpferische männliche Wirken dem leidenschaftlichen Thun des Jünglings gegenüberstellt:

Ach, und dass er sich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden soll! Ein fürstlicher Mann ist so nötig auf Erden,
Dass die jüngere Wut, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertötende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Überfluss der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig[1]).

Hera, die ja nur, weil sie Troja hasst, auf Achills Fall drängt, dem lebenden Helden aber alles Gute wünscht, hat nichts gegen Athenens Absicht, sondern fordert sie ihrerseits mit freundlichen Worten auf, zu ihm hinabzusteigen und mit göttlichem Leben seinen Busen zu füllen,

damit er vor allen sterblichen Menschen
Heute der glücklichste sei, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

In der That weist denn auch Athene nachher ihren Schützling sehr nachdrücklich auf den glänzenden Ruhm hin, den er durch seine Heldenthaten sich bereits erworben habe; aber ihr Gespräch mit ihm macht durch leise Andeutungen anderer

[1]) Goethe lässt die Göttin durch die Schlussworte ihrer Rede ein ähnliches Ideal männlicher schöpferischer Thätigkeit aufstellen, wie er es in Fausts letzter Mannesarbeit später gezeichnet hat.

Art eine viel tiefere und schönere Wirkung, als den Helden nur in den tröstenden Gedanken des Nachruhms schwelgen zu lassen.

Athene trifft Achill „im Grunde des Bechers, umgeben rings von dem stürzenden Wall". Sie hat die Gestalt des Antilochos angenommen, der nach dem Tode des Patroklos dem Achill der liebste von allen Griechen ist. Darum geht er ihm freudig entgegen und ergreift seine Hände in der Vermutung, dass der junge Freund ihm bei der Errichtung des Grabhügels behilflich sein wolle. In diesem Falle solle er zwei „ungeheure Platten"[1]), die beim Graben gefunden seien, aufstellen, sie aneinander lehnen und so ein festes Gezelt bauen, unter dem die Urne heimlich verwahrt, bis ans Ende der Tage stehen könne.

Athene-Antilochos aber verspricht ihm, die unnahbaren, dem Feinde so fürchterlichen Hände festhaltend, dass seinen Wunsch gewiss einer von den den Krieg Überlebenden erfüllen werde; aber jetzt möge er aus dem „drängenden Kreise" mit ihm hinaufsteigen auf den Rücken des Walles, wo das Meer und die fernen Inseln sich zeigen. So geleitet sie, an der Hand ihn fassend, ihn auf die Höhe hinauf.

Die Göttin hat dabei die Absicht, wie das Folgende deutlich zeigt, Achill auf die ihn erfreuende Vorstellung seines Nachruhms zu bringen; es liegt aber auch in dem äusserlichen Vorgang etwas Symbolisches. Wie Achill aus dem „drängenden Kreise" jetzt auf die Höhe emporsteigt, von wo aus er den weiten Umblick hat, so wird allmählich auch sein Herz freier und leichter und wendet sich wieder dem Leben und seinen Aufgaben zu.

---

[1]) Die geologische Betrachtung, die Achill über die beiden Platten anstellt, mag manchen befremden. Er sagt nämlich von ihnen:

gewiss der Erderschüttrer Poseidon
Riss vom hohen Gebirge sie los und schleuderte hierher
Sie an des Meeres Rand, mit Kies und Erde sie deckend.

Aber solche Betrachtungen finden sich schon in der ältesten Zeit der griechischen Philosophie. Xenophanes hat aus den beobachteten Versteinerungen von Seetieren inmitten des Landes und auf Bergen geschlossen, dass einst das Meer das Land bedeckt habe. Und dass Goethe Äusserungen grübelnden Nachdenkens gerade dem Achill in den Mund legt, stimmt durchaus zu dem Bilde, das Homer von ihm gegeben hat.

Als beide oben angelangt sind, fragt ihn die Göttin, was das wohl für Schiffe seien, die man von hier erblicke. Ohne Ahnung davon, was Athene mit dieser Einleitung des Gespräches eigentlich bezwecke, antwortet Achill, dass es ihm phoinikische Schiffe zu sein scheinen, welche dem griechischen Heere die lange vermisste Zufuhr bringen. Diese Auskunft benutzt Athene, um die Höhe, auf der sie stehen, als einen sehr zweckmässigen Ort zu bezeichnen, um als Warte zu dienen für die, welche nach kommenden Schiffen spähen wollen, fügt aber gleich auch das Umgekehrte hinzu, als etwas daraus sich ergebendes Nebensächliches: „oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen." Als Nebensächliches; denn zunächst verfolgt sie in ihrer weiteren Rede nur den ersten Gedanken, dass man von hier jeden sehen könne, ob er nun vom Phasis kommend hier vorbei nach Ägypten und der tritonischen Syrte fahre oder umgekehrt diesen Weg vollende. Erst am Schlusse der Rede kommt der Gedanke, der so nebensächlich geäussert wurde und ihr doch die Hauptsache war, wieder vor, dass nämlich, wenn man von der Höhe, wo das Grabmal aufgerichtet werden soll, alles sehen könne, so auch die Höhe von allen gesehen werde. So schliesst sie die Rede mit den Worten:

> Steuernd gelangt er hieher und zeigt den Hügel von ferne
> Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Der Gedanke an den Nachruhm ist dadurch also in Achills Seele geworfen, und gern nimmt er ihn auf. Die holde Rede erzeugt in seiner Brust neue Wonne, die er schon so lange entbehrt hat. Gewiss wird mancher, so entgegnet er der Göttin, hier vorbeifahren und, wenn er den herrlichen Grabhügel schaut, zu den Ruderern sagen:

> Hier liegt keineswegs der Achaier Geringster bestattet,
> Denn nicht wenige trugen den türmenden Hügel zusammen.

Ein bescheidenes Wort Achills. Nicht der Geringsten einer, aber doch einer, dessen Namen die Vorüberfahrenden nicht kennen, dessen Bedeutung nur aus dem mächtigen Grabhügel erschlossen wird. Dieser Auffassung seines Nachruhms tritt Athene „heftig" entgegen, indem sie solche unbestimmte, im allgemeinen und in blossen Vermutungen sich haltende

Rede von Seiten der Vorüberfahrenden eifrig bestreitet. Nein, sagt sie, nicht das werden sie sagen, sondern entzückt und voll von dem Ruhme des hier Bestatteten werden sie sprechen:

> Dort ist das herrliche Mal des einzigen grossen Peliden,
> Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrissen!

Und nun bleibt sie bei dem Gedanken, dass Achill zu preisen sei, weil er das kurze rühmliche Leben sich erwählt habe statt ruhmloser Behaglichkeit bei langer Lebensdauer. Nur am Schlusse ihrer Rede erscheint wieder, wie ganz absichtslos, nur in einem Nebensatz ausgedrückt, ein Gedanke, der über den dem Achill jetzt schon gewissen Nachruhm auf neue Ruhmesthaten hinausweist.

Nachdem sie von dem Tod des Greises gesprochen, der dann stirbt, wenn von ihm nichts mehr zu erwarten ist, der „völligvollendet" da liegt, der „Sterblichen herrliches Muster", fügt sie hinzu:

> Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
> Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
> Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Aber Achill, dem in seiner trüben, nur auf den nahen Tod und den Bau seines Grabhügels gerichteten Stimmung der Gedanke an neue Heldenthaten ganz fern liegt, achtet zunächst auf die leise, in den letzten Worten gegebene Mahnung nicht, sondern stimmt der Göttin darin bei, dass die Menschen im allgemeinen die grösste Bewunderung hegen vor der todverachtenden Gesinnung, dass solche ihnen höher gelte, als alles verständige, treue, pflichtgemässe und liebevolle Handeln.

Achill schliesst seine Rede, indem er sogar den Selbstmörder rühmt:

> Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
> Jener, der, nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
> Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
> Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
> Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges.

Fälle von Selbstmord kommen in der Handlung der Ilias und der Odyssee nicht vor. Antilochos befürchtet nur einmal von Achill, dass er im Schmerz um den Tod des

Patroklos sich das Leben nehmen werde, und Odysseus schwankt einmal, ob er nach der unbesonnenen That der Gefährten durch freiwilligen Sturz in das Meer sein Leben endigen solle. Achill sollte aber hier noch so recht als Verächter des Lebens erscheinen, und, um ihn als solchen zu zeichnen, dazu sind gerade diese zu homerischer Anschauung nicht stimmenden Verse gewiss sehr geeignet.

Das ist nun aber garnicht die Stimmung, zu der Athene den Helden bringen wollte. Von Todesmut war ja Achill erfüllt, seitdem er Patroklos verloren; zu neuem, thatkräftigem Handeln möchte sie ihn bewegen, so lange er noch das Licht der Sonne schaut. Solchen Wunsch und solche Mahnung spricht sie ihm aber nicht aus; sondern in kluger Weise redet sie zu ihm nur Worte, die geeignet sind, dergleichen Empfindungen in seiner Seele entstehen zu lassen.

Auf seine Gedanken freundlich eingehend, giebt sie ihm Recht darin, dass allerdings die blosse Verachtung der Todesgefahren auch den Geringsten erhebe, den niedrigen Knecht an der Seite des Königs in der Feldschlacht, das stille häusliche Weib — sie erinnert an Alkestis —, das sein Leben für den Gatten opfert und so durch blosses Leiden eine Heldin geworden ist. Aber ganz anders stehe es doch mit dem, der wie Achill in einem so gewaltigen Kriege unter unzähligen tapfern Männern als der Tapferste von allen hervorrage. Ihm sei es bestimmt, in diesen unendlichen Kämpfen

Immer der Erste genannt zu sein, als Führer der Völker.

Darauf aber, als komme es ihr gar nicht darauf an, den Helden zu weiteren Thaten des Ruhms zu erregen, spricht sie am Schluss ihrer Rede wieder nur von dem Nachruhm, der ihm jetzt schon sicher sei, malt ihm aus, wie einst der Sänger den lauschenden Zuhörern an den Götterfesten seine Heldenthaten preisen werde:

Immer wird dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fliessen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Allen erhebst du das Herz als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich einen vereinend.

Natürlich ist Achill nicht unempfänglich für diese Vorstellungen. Aber nun hat der Gedanke, dass er bisher immer

der Erste genannt worden ist von denen, die um Troja kämpfen, in ihm den Willen erregt, in solchem Heldentum auch bis an das nahe Ende seines Lebens zu beharren, also das rühmliche Thun mit rühmlichen Thaten zu krönen.

Von dem Nachruhm nämlich kommt er zuerst zu der Vorstellung der Heldenehre, die dem Lebenden zu Teil wird, wenn ein Mann die sich drängende Menge seinetwegen versammelt sieht, begierig, ihn zu schauen. Doch er verweilt nicht lange in dieser Vorstellung; solche staunende, gaffende Teilnahme der Menge, mit der ihn kein inneres Band verbindet, hat ihm die schönste Befriedigung nicht geboten. Eine viel schönere, vollere Befriedigung hat er gefunden in der Teilnahme und Anerkennung edler Männer, mitstrebender, befreundeter:

Denn mir ward auf der Erde nichts Köstlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, schüttelt,
Abends nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.

Also, wenn dies das Köstliche war, das Ausruhen von solcher Mühe, so ist es begreiflich, dass er sich nach diesem gewaltigen Mühen und furchtbaren Kämpfen, das ihm jene schönen Augenblicke verschafft hat, wieder zurücksehnt. Doch geschieht das nicht, ohne dass in seinem nachdenklichen Gemüt erst vorübergehend der Wunsch entsteht, dass es doch dem Menschen beschieden sein möchte, ohne Kampfesarbeit und Kriegsgefahren das kurze Leben froh zu vollbringen, vom Morgen bis an den Abend unter der Halle zu sitzen und Speise in Fülle zu geniessen, auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger. Aber solch blosses Schlaraffenleben ohne geistigen Genuss wäre am wenigsten nach Achills Sinne, darum fügt er hinzu:

Wenn der Sänger indess Vergangnes und Künftiges[1]) brächte!

---

[1]) Düntzer nimmt daran Anstoss, dass hier auch von Künftigem die Rede ist. Er meint, eher würde man sich Weisheitslehren gefallen lassen. Wir werden aber uns wohl gefallen lassen müssen, was nun einmal da steht; es kommt nur darauf an, das Überlieferte zu erklären. Ich meine nun, dass man bei dem Künftigen an solche Rede denken kann, wie die ist, mit welcher Schillers „Graf von Habsburg“ schliesst, oder im allgemeinen an ein dichterisches Ausmalen eines dem Sänger vorschwebenden Ideals, das seiner Natur nach immer ein künftiges ist.

Doch diese Träumerei von einem goldenen Zeitalter wird bald genug durch die Erwägung verscheucht, dass, wie die Menschen in der That beschaffen sind, diese idyllischen Zustände niemals eintreten können. Sie werden verhindert durch unheilvolle Triebe, die mit der menschlichen Natur nun einmal verbunden sind:

> Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
> Quelle zu fliessen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber,
> Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten[1]) Besitzes
> Weit verteileten Guts, der Heerden, so wie des Weibes,
> Die, ihm göttlich scheinend, gefährlichen Jammer ins Haus bringt.

Dem Helden, der sein Leben daran gesetzt hat, für Menelaos Helena zurückzuerobern, und der vor kurzem wegen der Briseis mit Agamemnon in den verhängnisvollen Streit geraten war, liegt der letzte Gedanke ganz besonders nahe.

Und diese alle Lebensbehaglichkeit zerstörenden Triebe, so setzt er sinnend seinen Gedankengang fort, treten nicht nur dann und wann auf, sondern beherrschen den Menschen fortwährend, und ausser den Gefahren, die dadurch für den menschlichen Frieden entstehen, sind auch die Kräfte der Natur, auf dem Lande wie auf dem Meere, vom Beginn der Welt an jeden Augenblick bereit, dem Menschen Verderben zu bringen. In dieser Erkenntnis schliesst er die Rede mit den Worten:

> Also sag' ich dir dies: der Glücklichste denke zum Streite
> Immer gerüstet zu sein, und jeder gleiche dem Krieger,
> Der von Helios' Blick zu scheiden immer bereit ist!

Athene hat erreicht, was sie hat erreichen wollen. Die düstre Schwermut, der thatenlose Gram ist aus Achills Seele verschwunden, er ist wieder bereit zu der Lebensarbeit, auf die die menschliche Natur und sein besonderes Geschick ihn hingewiesen hat.

---

[1]) Auch hier macht Düntzer die für eine Erklärung jedenfalls unnötige Bemerkung: „Man erwartete eher unbegrenzten". Ich wüsste aber auch nicht, warum man das eher erwarten sollte, zumal der Begriff des Unbegrenzten im folgenden („weit verteileten") ausgedrückt wird. Sehr zweckmässig wird nun durch unbedingt auf die Festigkeit und Unabhängigkeit des Besitzes hingewiesen.

Die Göttin stellt sich aber, als ob sie es gar nicht bezweckt habe, diese thatkräftige Stimmung in ihm hervorzurufen, sondern nur deshalb gekommen sei, um ihn zu fragen, ob er ihr irgend welchen Auftrag zu geben habe. „Lass dies alles uns nun beseitigen", sagt sie, und doch ist sie nur gekommen, um diese Gesinnung in ihm zu erwecken. Und wenn sie dann hinzufügt, dass jede auch noch so weise Rede der erdgeborenen Menschen nicht die Rätsel der undurchdringlichen Zukunft löse, nimmt sie absichtlich nur Beziehung auf Achills letzte Worte, in denen er zwar den Augenblick des Todes erwähnt, doch weder als einen ersehnten noch als einen gefürchteten.

Ihre Frage aber nach einem etwaigen Auftrage giebt dem Helden Veranlassung, ganz ungesucht und doch noch schärfer und klarer als vorher seine ganz veränderte Stimmung kund zu thun.

Athene-Antilochos erhält von ihm den Auftrag, zur Labung für die an dem Grabhügel arbeitenden Männer Brod und Wein hinzuschaffen, und zum Spätmahle solle ihnen der Genuss willkommenen Fleisches entgegen dampfen, zur Feier fröhlicher Stunden. Ihn reize zwar dergleichen nicht mehr;

> Aber diesen ist nicht, den treu arbeitenden Männern,
> In der Mühe selbst der Mühe Labung gegeben.

Das also ist die Erkenntnis, zu welcher Achill durch das Gespräch mit der Göttin schliesslich gelangt: Das Thun selber das Höchste, in ihm ist der schönste Lohn enthalten. Vom Schattenbild des Nachruhms, dessen Wert er für das Bewusstsein des Lebenden freilich nicht verkennt, der aber doch nur in der Vorstellung vorhanden ist (vergl. V. 579, „den holden Sänger zu denken"), von dem stolzen Gefühl als Lebender von der Welt angestaunt zu werden (V. 577, „zu sehn die drängende Menge") wendet sich zunächst sein Sinn auf die tiefere Befriedigung, die ihm der Beifall tüchtiger, befreundeter Männer gewährt hat, um endlich in der Ursache dieses Beifalls, in dem ruhmwürdigen Thun selber das zu erkennen, was dem Leben Wert giebt.

Für sich betrachtet und gewürdigt hat also dieser dritte Teil der Achilleis hohen poetischen Wert[1]), jedenfalls einen

[1]) Bei Scherer S. 768 lesen wir die unwillige Frage: „Ist es denn unmöglich, das Fragment für sich zu nehmen und sich darein zu versenken

viel höheren, als der zweite Teil, der mehr durch seine Einzelheiten gefällt, während Achills Gespräch mit der Göttin ein mit wunderbarer psychologischer Feinheit durchgeführtes Ganze bildet. Eine andere Frage ist es, ob dies Gespräch und sein Ergebnis für den Zweck, auf etwas Folgendes den Leser lebhaft zu spannen, das Nötige enthält. Und diese Frage kann wohl nur verneint werden. Besondere Willensregungen und Entschlüsse, die das Folgende vorbereiten, sind nur in den vorausgehenden Göttergesprächen ausgesprochen, zum Teil nur dunkel angedeutet; von Achill selber aber, dem Helden, erfahren wir nur ganz im allgemeinen, dass er wieder für das Leben und die Kampfesarbeit gewonnen ist.

Solche Stimmung des Helden darzustellen ist für die Handlung der Ilias ein durchaus befriedigender Abschluss, aber darum gerade ein nicht ausreichend erregender Anfang einer Achilleis.

---

und die Fülle der Schönheit zu geniessen ohne den Seitenblick auf Homer?" Scherer hat mit der in dieser Frage liegenden Aufforderung durchaus Recht; nur wird sie am leichtesten erfüllt werden können mit Beziehung auf den dritten und ersten Teil. Und dass gerade der dritte Teil die Vergleichung mit jener Scene des letzten Buches der Ilias in einer Hinsicht nahe legt, kann darum den Genuss nicht im mindesten verkümmern oder nur von fern ihn beeinträchtigen, weil die durch die ganz verschiedene Stellung in den beiden Epen gebotene andersartige Behandlung des nur in seinem Ergebnis gleichen psychologischen Vorganges eine störende Vergleichung gar nicht zulässt.

II.

Helena und Gretchen im zweiten Teile des Faust.

Dass Goethe im dritten Akte des zweiten Teiles seines Faust symbolisch dargestellt habe, dass Faust durch das Leben im Ideal des Schönen geläutert werde, wird von den meisten Erklärern angenommen, und gegen diese Annahme wird auch schwerlich etwas Triftiges eingewendet werden können.

Wie die Sehnsucht nach diesem neuen Leben in ihm erwacht, wie er zu der Erkenntnis gelangt, dass sein bisheriges Streben, das Dasein mit reichem Inhalt zu erfüllen, ein ganz verkehrtes gewesen sei, zeigt sein Selbstgespräch im Anfange des zweiten Teiles.

Aus dem Schlafe, während dessen nach der sehr kühnen Erfindung des Dichters die furchtbaren Gewissensqualen über seine ruchlose Handlungsweise gegen die Geliebte aus seinem Bewusstsein getilgt sind, fühlt er sich neu erquickt und gestärkt, und der Entschluss, zum höchsten Dasein fortzustreben, erfüllt seine Seele. Indess dämmert der Morgen heller und immer heller, die Vögel fangen an zu singen, die bethauten Blumen glänzen ihm in klaren Farben entgegen; ein Paradies wird um ihn her die Runde. Da tritt die Sonne hervor, er schaut hinein, und muss sogleich geblendet und vom Augenschmerz durchdrungen, den Blick von ihr abwenden.

In diesem Vorgang findet nun Faust die letzte Vergangenheit abgespiegelt, welche er in folgenden Worten schildert:

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermass, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!

Dass diese Worte keine allgemeine Betrachtung sind, wird klar aus dem Verse, in welchem er von der Fackel des Lebens spricht, die er hatte entzünden wollen, und der von ihm gewählte Ausdruck zeigt, dass es sich hier nicht etwa um sein Bestreben, die Wahrheit zu erkennen, handelt. Der „höchste Wunsch", dem er sich „traulich" zugerungen hat, ist nichts anderes, als was er früher, da sein Busen schon vom Wissensdrang geheilt war, die „Krone der Menschheit" genannt hat, nach der sich alle seine Sinne drängen. Und er glaubte der Erfüllung dieses höchsten Wunsches schon ganz nahe zu sein, als er in überwallendem Gefühl Gretchen nur durch einen Händedruck das Unaussprechliche sagen konnte und von der Wonne der Hingabe erfüllt war, die ewig sein müsse; denn ihr Ende würde Verzweiflung sein. Diese edle und selige Stimmung findet in dem Monolog also ihr Abbild in dem leise und mächtig erwachenden Naturleben unmittelbar vor dem Sonnenaufgange und in Fausts Empfindungen dabei, dem die Welt um ihn her zu einem Paradiese umgeschaffen erscheint.

Nun wissen wir aber, welches entsetzliche Unheil aus Fausts anfangs so erhabenen und innigen Gefühlen für das schlichte, liebenswürdige Bürgermädchen hervorgebrochen, wie das harmlose Glück einer ganzen Familie durch ihn rücksichtslos zertrümmert, und seine eigene Seele, freilich spät, sehr spät nach fast unbegreiflicher Gleichgiltigkeit und Herzenshärtigkeit von bittrer Reue und quälenden Selbstvorwürfen erfüllt worden ist. Diese Reue haben nun zwar wohlthätige Geister, unter deren Wirken die Erklärer „die allheilenden Kräfte" der Zeit und Natur verstehen, in seinem Herzen völlig beschwichtigt, aber die Erinnerung an das Entsetzliche ist doch in ihm geblieben. Im Monolog erscheint es in dem Bilde der aus der schönen, ahnungsreichen Dämmerung plötzlich hervortretenden blendenden Sonnenstrahlen. Das Bild ist befremdend, da hier von der wohlthätigen belebenden Wirkung der Sonne ganz abgesehen werden muss und nur an die Qual gedacht werden darf, welche ihr Glanz dem menschlichen Auge bereitet. Störend ist es auch, dass hier die dem Sonnenaufgang voraufgehende Dämmerung durch das Bild eines menschlichen Thuns, des Anzündens einer Fackel ersetzt werden musste. Nun läge es sonst zwar nah anzunehmen,

dass der Dichter eben zu einem andern ähnlichen Bilde übergegangen sei, wie zum Beispiel in den Schlussversen des Tasso der Dichter von dem Bilde der Welle zu dem des Schiffers übergeht; aber in unserm Monolog ist auch nachher noch ausdrücklich von der Sonne und ihrer Spiegelung die Rede.

Dem Versuche, die nützliche Fackel zu entzünden, stände als Gegenbild gewiss zweckmässiger eine dadurch hervorgerufene, verzehrende Feuersbrunst gegenüber. So hat es in der That Goethe auch im Tasso (III 2) gestaltet, wo die Prinzessin in Vorahnung von dem furchtbaren Unheil spricht, das aus ihrer nicht bewachten Liebe zu Tasso entstehen könnte:

> Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche,
> Wie eine Flamme, die so herrlich nutzt,
> So lange sie auf Deinem Herde brennt,
> So lang sie Dir von einer Fackel leuchtet,
> Wie hold! Wer mag, wer kann sie da entbehren?
> Und frisst sie ungehütet um sich her,
> Wie elend kann sie machen!

Trotzdem scheint es mir völlig sicher zu sein, dass auch Faust hier, freilich nicht ahnend, sondern zurückblickend, von seinem Liebesleben und den furchtbaren, daraus entstandenen Begebenheiten spricht. Zu dieser Auffassung allein stimmen auch die folgenden Verse:

> Ists Lieb? Ists Hass? die glühend uns umwinden,
> Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
> So dass wir wieder nach der Erde blicken,
> Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.

Wer im ersten Teile nach besondren Vorgängen sucht, in denen der Hass sich zeigt, der braucht nur an die grimmigen Worte zu denken, die Faust in der Scene „Trüber Tag“ gegen Mephistopheles ausstösst, oder an die Valentinscene, wo beides, Liebe und Hass, ihn glühend umwinden, da ihn die Liebe vor Gretchens Haus führt und der Hass ihn zum Mörder ihres Bruders macht.

Dennoch denken manche Erklärer anders darüber. Unter dem „höchsten Wunsch“ in unsrem Monologe versteht Düntzer den nach Erkenntnis des Wesens der Dinge. Er fügt hinzu: „Goethe braucht anderwärts das Bild der Blendung durch

den ‚so sehr gewünschten und gehofften Glanz' der Sonne von den grossartigen Erwartungen auf die Erfolge der Naturwissenschaften." Und Schröer lobt Düntzer nicht nur wegen der Beibringung dieses, wie ich meine, sehr unglücklichen Citats, sondern spricht auch selber erklärend von der „Erfahrung, dass der Mensch, wenn ein ersehnter Augenblick erreicht ist, ihn nicht geniessen kann", und nachher von dem Zustande, in welchem „uns der Anblick der Wahrheit blendet."

Demnach wäre denn das „Flammenübermass", das „Feuermeer" eine Überfülle von Erkenntnis, ein unerträgliches, uns verwirrendes und quälendes Wissen? Und wo wäre im ersten Teile nach dem Pakt mit Mephistopheles noch überhaupt von dem Verlangen nach Erkenntnis die Rede gewesen, abgesehen von der Scene in Wald und Höhle, wo Faust in derselben sich glücklich und befriedigt zeigt? Wo ist denn nachher diese plötzliche, ganz neue Offenbarung anzunehmen, die ihn so aus aller Fassung gebracht hat? Und der Hass, der doch auch in dem „Feuermeer" enthalten ist, worauf soll der gerichtet sein? Man könnte bei dieser unrichtigen Auffassung der Rede nur an einen denken, der ihm diese blendende, unerträgliche Einsicht verschafft haben müsste. An wen aber? Und worin diese überhaupt bestehen könnte, wie sie verschieden zu denken wäre von derjenigen, die ihm einst das Anschauen des Makrokosmoszeichens bereitet hatte, und die ihn dauernd befriedigt hätte, wenn er ein nur denkender, nicht ein auch heftig wollender Mensch wäre, das bleibt gänzlich im Dunklen.

Es scheint mir also festgestellt, dass Faust infolge des Eindrucks, den der Sonnenaufgang auf ihn macht, auf sein Leben mit Gretchen zurückblickt, nicht im Bewusstsein des eignen schweren Unrechts, aber überzeugt davon, dass der bisher betretene Weg ihn an das Ziel seiner Sehnsucht nicht hat führen können. Zugleich aber wird auch der neue bezeichnet durch den von ihm ausgesprochenen Willen „zu bergen sich in jugendlichstem Schleier."

Mit dem Schleier ist nämlich gemeint, was Goethe sonst öfter mit dem ihm eigentümlichen Wort „Dumpfheit" bezeichnet. Er denkt darunter den Zustand dessen, der in halber Bewusstlosigkeit als schaffender Künstler das Rechte trifft, das Schöne hervorbringt.

So heisst es in der ersten Fassung des Gedichtes „Dem Schicksal“ (später „Einschränkung“ überschrieben):

Du hast für uns das rechte Mass getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Dass wir von Lebenskraft erfüllt
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

In seinem Tagebuch hat Goethe das Gedicht als „Gesang des dumpfen Lebens“ bezeichnet. So hat er auch in einem Briefe an Merck es ausgesprochen, dass er manches in der Dumpfheit mache, was wohl oft das beste sei. Von ganz besonderm Wert aber für die Erklärung unsrer Stelle ist folgende Stelle aus dem „Tiefurter Journal“ (vgl. Riemer, Mitteilungen 2, 34): „Dumpfheit haben bloss gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und aller Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht stellt.“

„Jugendlichst“ aber nennt Goethe den Schleier in demselben Sinne und mit demselben Recht, mit welchem Schiller die Quelle der Jugend in der dichtenden Kunst rinnen lässt, oder Goethe selber in der Elegie „Hermann und Dorothea“ von der Muse sagt, dass sie allein es sei, welche ihm die innere Jugend frisch erneue und sie ihm bis zu Ende verspreche. Man denke auch an die Verse im Epilog zu Schillers Glocke:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt.

Ist so durch den Schleier, in den Faust sich hüllen möchte, schon hingedeutet auf das neue ihm vorschwebende Ideal, auf seine Sehnsucht, von nun an in der Hingabe des Gemüts an das Schöne sein Glück zu finden, ist also hier von dem dazu geeigneten Zustand seiner Seele, der subjektiven Bedingung die Rede, so wird durch das folgende Bild von dem Regenbogen auf dem Sprühregen des Wasserfalls noch deutlicher die Schönheit und die das Schöne hervorbringende schöpferische Thätigkeit dargestellt.

Faust sieht den Wassersturz, wie er in tausend und abertausend Strömen sich ergiesst, „hoch in die Lüfte Schaum an

Schäume sausend". Und wie er dann den Regenbogen auf der zerstäubenden Wassermasse erblickt, fügt er die Worte hinzu:

> Allein wie herrlich, diesem Sturm erspriessend,
> Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
> Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfliessend,
> Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
> Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
> Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
> Am farbgen Abglanz haben wir das Leben.

Im Regenbogen findet er also ein menschliches Bestreben, ein Thun abgespiegelt, nicht etwa, was manchem bei dem Bilde vielleicht näher liegen mag, die ruhige Welt der Schönheit, das vom Genius Geschaffne gegenüber der unruhigen, stets wechselnden Welt der menschlichen Willensbestrebungen. Interessant ist es, dass auch ein mit Goethe befreundeter Philosoph das Bild in demselben Sinne gebraucht. Im dritten Buch seines Hauptwerks „Die Welt als Wille und Vorstellung" § 36, handelt Schopenhauer von den beiden verschiednen Betrachtungsweisen der Dinge. Die eine, die wissenschaftliche und praktische gehe dem rast- und bestandlosen Strom vielfach gestalteter Gründe und Folgen nach, die andere, die künstlerische reisse das Objekt ihrer Kontemplation aus dem Strome des Weltlaufs heraus. Dann fährt er in schöner phantasievoller Darstellung fort: „Die erstere gleicht dem gewaltigen Sturm, der ohne Anfang und Ziel dahinfährt, alles beugt, bewegt, mit sich fortreisst; die zweite dem ruhigen Sonnenstrahl, der den Weg des Sturmes durchschneidet, von ihm ganz unbewegt. Die erste gleicht den unzähligen, gewaltsam bewegten Tropfen des Wasserfalls, die stets wechselnd keinen Augenblick rasten; die zweite dem auf diesem tobenden Gewühl stille ruhenden Regenbogen."

Die Wirkung der Kunst, die Goethe hier durch den Vers ausdrückt „umher verbreitend duftig kühle Schauer", beschreibt er ähnlich in der „Zueignung". Die Göttin der Wahrheit, die ihm dort den Schleier der Dichtung übergiebt, fordert ihn auf, ihn in der Schwüle des Mittags, d. h. in der

Not und in den Sorgen des praktischen Lebens in die Luft zu werfen, und prophezeit davon die Wirkung[1]):

> Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
> Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.

Die von Faust gewonnene Überzeugung, dass wir nur am farbigen Abglanz das Leben haben, übt zunächst keine sichtbare positive Wirkung aus. Die rücksichtslose, egoistische Begierde ist zwar zurückgedrängt; aus dem ihn umschlingenden Feuermeer, in das ihn das Verhältnis zu Gretchen gestürzt hatte, hat er sich zwar gerettet oder ist vielmehr ohne sein Zuthun gerettet worden; die Bedingung also zum Leben im Ideal, die ruhig gewordne Seele ist zwar vorhanden: aber von einem Streben nach dem Ideal der Schönheit ist zunächst noch nicht das Geringste zu bemerken. Im Gegenteil, seine nächste Thätigkeit erscheint dazu als ein schreiender Gegensatz; denn er nimmt an der von Mephistopheles in Scene gesetzten Fabrikation des schwindelhaften Papiergeldes teil, ohne jedes sittliche Bedenken, freilich aber auch ohne jedes lebhaftere Interesse daran. Von Bedeutung aber ist, dass er in dem damit zusammenhängenden Mummenschanz, als Plutus, als Gott des Reichtums, auftretend zum Lenker seiner Flügelrosse einen schönen dunkeläugigen, schwarzlockigen Knaben hat, der sich selber als eine die Poesie bedeutende allegorische Figur bezeichnet.

> Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
> Bin der Poet, der sich vollendet,
> Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
> Auch ich bin unermesslich reich
> Und schätze mich dem Plutus gleich,
> Beleb' und schmück' ihm Tanz und Schmaus;
> Das, was ihm fehlt, das teil' ich aus.

Und in welch innigem Verhältnis dieser Plutus zu seinem Wagenlenker steht, sagt er selber zu ihm mit den Worten:

---

[1]) Dass Faust dieselbe Wirkung auch der Liebe zuschreibt, als er sie in ihrer Reinheit und in ihrem idealen Wert erkannt hat, wird weiter unten bei der Besprechung der ersten Scene des vierten Aktes klar werden. Auch die erwähnten Worte im „Tiefurter Journal" über die Dumpfheit stellen die Liebenden neben die Künstler.

Wenn's nötig ist, dass ich Dir Zeugnis leiste,
So sag' ich gern: „Bist Geist von meinem Geiste.
Du handelst stets nach meinem Sinn,
Bist reicher, als ich selber bin.
Ich schätze, Deinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd ich allen:
„Mein lieber Sohn, an Dir hab' ich Gefallen."

Und als er nun, zunächst nur um einer Laune des Kaisers zu fröhnen, Helena aus dem Schattenreich heraufgezaubert hat, da steht ihm durch die Erscheinung der idealen Schönheit das Ziel, das er im Bilde des Regenbogens nur dunkel geahnt hat, klar und leuchtend vor seiner Seele. Alles früher Erstrebte ist ihm nun völlig nichtig geworden, sein Leben, das weiss er, wird nun von einem ganz andern Inhalt erfüllt werden. So spricht er voll flammender Begeisterung:

Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergossen?
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
Wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne!
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir wissen, dass der zweite Akt Fausts Streben darstellt, das Ideal der Schönheit, das ihm zunächst nur als ein aus der Unterwelt hervorgezaubertes Schattenbild erschienen war, wirklich zu gewinnen[1]), und dann der dritte Akt die Er-

[1]) Unter dem Homunkulus, der Faust in das Land seiner Sehnsucht führt, wird, soweit es auf die dramatische Handlung ankommt, wohl am besten die Gelehrsamkeit verstanden. Denn Homunkulus ist ein Erzeugnis Wagners; er weiss von Leda und Helena, von Peneios und Pharsalos, von der klassischen Walpurgisnacht. Aber ihm fehlt die selbständige Existenz, wie auch die blosse Gelehrsamkeit, die immer nur ein Mittel zur Erkenntnis und zu neuen Schöpfungen ist, auf selbständigen Wert nicht Anspruch machen darf. Homunkulus möchte gern entstehen, wirkliches Leben gewinnen, und er zerschellt an Galateas Muschelwagen, erleuchtet nun aber alles in der Runde. Das wirkliche, das beste Leben der Gelehr-

reichung des Zieles durch seine Verbindung mit Helena. Die Erinnerung an Gretchen ist ganz zurückgetreten, ist, wie es scheint, bis auf die letzte Spur ausgelöscht.

Aber auch Helena bleibt ihm nicht, d. h., er findet in dem Kultus der Schönheit, in dem ästhetischen Streben keine dauernde, letzte Befriedigung. Diesmal aber ist von keiner Verschuldung die Rede, durch die er Helena verloren hätte, wie einst Gretchen; Helena reisst sich selber von ihm los und geht in die Unterwelt zurück, das heisst, die Freude am Schönen, die ästhetische Schöpferkraft, so wertvoll sie auch sein mag, ist doch nicht das Letzte, das Höchste im Menschenleben; es steht auch nicht in der Macht des Menschen, sie sich für alle Zeit zu erhalten. Es giebt eben noch ein Höheres, dem Faust entgegenreifen soll, die ernste, thätige Teilnahme am Menschenwohl, das darauf gerichtete tüchtige Schaffen und Arbeiten.

Freilich, Faust hatte geglaubt, als ihm die erste deutliche Vorstellung des Schönen zu teil wurde, dass ein Leben ohne dasselbe für ihn nicht mehr möglich sei; des Lebens Atemkraft, hatte er gemeint, müsse ihm verschwinden, wenn er sie einst aufgeben sollte, hatte gemeint, das grosse von ihm gewonnene „Doppelreich", das mit der Dichtung aufs engste verbundene Leben, müsse ihm bleiben bis ans Ende seiner Tage; aber es war ein Irrtum, wie es ein Irrtum war, als er einst zu Mephistopheles seine Liebesglut mit aller Aufrichtigkeit und voller Selbstverblendung unendlich und ewig nannte und den Gedanken nicht glaubte ertragen zu können, dass es einmal ein Ende haben könnte mit dieser leidenschaftlichen Empfindung.

Ist ihm aber auch Helena selber genommen, hat auch die schöpferische Thätigkeit ihr naturgemässes Ende gefunden, die Erinnerung daran bleibt ihm. Die Göttin verschwindet ihm; aber ihr Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen und lösen sich dann in Wolken auf, die Faust umgeben und ihn über alles Gemeine empor heben.

Also nicht bloss dankbare Erinnerung an das Leben im Ideal der Schönheit bleibt in seiner Seele; von ihm geht auch

samkeit ist, wenn sie als scheinbar Selbständiges verschwindend überall Licht und Klarheit schafft. Des Homunkulus Wunsch zu entstehen ist gerade dadurch erfüllt, dass er als selbständiges Wesen vergeht.

eine gewisse sittliche Wirkung aus, natürlich nur in der Form des ästhetischen Widerwillens gegen das Niedrige und Rohe[1]). Damit schliesst die Haupthandlung des dritten Aktes.

Wie aber durch das Leben im Ideal ein ästhetischer Widerwille gegen manche Form des Bösen entstehen könne, sagt Goethe im Prolog vom 26. Mai 1821:

> Aufwärts fühlt er sich getragen!
> Und in dieser höhern Sphäre
> Kann das Ohr viel feiner hören,
> Kann das Auge weiter fragen,
> Können Herzen freier schlagen.

Ebendort auch von der zufälligen Wirkung des Schönen auf die Sittlichkeit:

> Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute!
> Eins mit dem Andern wird euch einverleibt;
> Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.

Also wenn Gutes im Schönen enthalten ist, dann kann diese sittliche Wirkung eintreten.

Doch schon im Anfang des vierten Aktes wirkt eine Macht auf ihn, die lange Zeit in ihm vorhanden, aber von selbstsüchtigen Begierden verdunkelt, nun erst ihm zum Bewusstsein kommt, seitdem er das Leben im Ideal des Schönen genossen hat, und ihm unbewusst in diesem Leben schon auf ihn eingewirkt hat. Der Anfangsmonolog des vierten Aktes, auf dessen genaues Verständnis für die Handlung mir recht viel anzukommen scheint, zeigt das mit hinreichender Deutlichkeit.

Die Wolke hat Faust über Land und Meer auf einen

---

[1]) Wenn man, wie es von seiten mancher Erklärer geschieht, eine noch tiefere Wirkung der Handlung des dritten Aktes beilegen will, so steht man in offenbarem Widerspruch mit Goethe selber. Goethe schreibt nämlich in seiner „Nachlese zu Aristoteles' Poetik" die ganz unzweideutigen Worte: „Die Musik so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet."

hohen Felsengipfel geführt. Sie teilt sich nun; mit geballtem Zug strebt die Masse nach Osten und wandelt sich allmählich in die Gestalt eines göttergleichen Frauenbildes, „auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt“, von welchem er nicht mit Sicherheit weiss, ob er Juno oder Leda oder Helena in ihm erkennen soll. Aber die Gestalt, wie er sie mit voller Gewissheit nicht wiedererkannt hatte, verliert auch bald wieder die deutlicheren Umrisse und ruht dann im Osten, fernen Eisgebirgen gleich. Das bedeutet, dass das Ideal der Schönheit ihm zwar nicht ganz verschwindet, aber ihm, der eine Zeit lang in der innigsten Verbindung mit ihm — in der glücklichen Ehe mit Helena — gelebt hat, nun in die Ferne rückt. Die lebendige Schönheit, der er sich und alles, was er früher sein nannte, hingegeben hat, die seine Herrin und Königin geworden, in deren beseligender Nähe er kaum geatmet, und sein Wort gezittert und gestockt hat, ist ihm gleich einer fernen, von der Sonne hell beleuchteten Wolke geworden; aber sie spiegelt blendend flüchtiger Tage grossen Sinn, d. h., er empfindet klar und deutlich, welche grosse Bedeutung jenes Leben für ihn gehabt hat und behalten wird.

Von der Wolke aber, die ihn hierher getragen, ist bei ihm ein zarter, lichter Nebelstreif zurückgeblieben, der ihn, Brust und Stirn erheiternd, kühl und schmeichelnd umschwebt. Der Nebelstreif steigt in die Höhe, leicht und doch zaudernd, als wollte er ihn nicht verlassen, er formt sich zu einer Gestalt, und zu seinem grössten Staunen und Entzücken erkennt er in ihr ein „jugenderstes, längst entbehrtes höchstes Gut“, bei dessen Anblick die frühsten Schätze des tiefsten Herzens ihm wieder aufquellen. Mit Beziehung auf diese längst hinter ihm liegende Frühzeit seines Lebens, und noch voll von der Erinnerung an sein Leben im antiken Schönheitsideal nennt er die Gestalt Aurora; in der That aber ist es keine andere als Gretchen, die er so heiss geliebt und so treulos verlassen hatte.

Der Anblick dieser Gestalt, so lieblich sie ist, bewegt sein Gemüt aber weniger durch die Schönheit der Form, wie jene „auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt“, als durch den Ausdruck des Auges, den Blick voll Liebe und Güte, den er zwar damals schon schnell empfunden, aber kaum verstanden hatte. Hätte er damals das schnell Empfundene in seiner vollen Tiefe erkannt und festgehalten, so würde er darin einen Schatz

gefunden haben, der jeden andren überglänzt hätten.I[1]) dieser Gestalt erkennt er etwas, was weit über das ästhetische Wohlgefallen oder gar das sinnliche Begehren hinausgeht. Er drückt das aus mit den Worten: „Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form.“ Diese Gestalt löst sich auch nicht auf, wie jene schöne Frauengestalt, an welche die formlose weisse Wolke nur noch erinnert, sondern behält ihre Umrisse, erhebt sich in den Äther, und das Beste seines Innern wird ihr nachgezogen.

Ich denke, der Dichter hat mit alle dem klar genug ausgedrückt, dass in Faust von nun an das ästhetische Ideal durch das sittliche Ideal verdrängt ist; Helena ist vor Gretchen zurückgewichen. Er kommt zum Bewusstsein, dass in dem schlichten Bürgermädchen, das er in der Kerkerscene als Heldin gesehen hat, bei aller ihrer schweren Verirrung doch stets etwas gewesen ist, das ihm von jetzt an zum Leitstern werden soll, die Herzensgüte, die liebevolle Teilnahme an anderer Wohl und Wehe.

Ein Zweifel aber daran, dass unter Aurora Goethe wirklich Gretchen gemeint hat, ist seit dem Erscheinen der Weimarer Ausgabe nicht mehr möglich[2]). Dort steht unter den Para-

[1]) Ich verstehe nämlich den Vers „der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz“ so, dass ich dem Participium „festgehalten“ den Sinn eines Bedingungssatzes gebe und in der Form „überglänzte“ den Konjunktiv erkenne. Schröer findet in den Worten einen ganz anderen Sinn, da er erklärt: „Der erste Blick der Sonne bei ihrem Aufgang hat etwas Entzückendes, das man in der Erinnerung festhält und das alle Schätze überglänzt.“

[2]) Auch schon vorher ist die Stelle richtig verstanden worden und so z. B. in der Devrientschen Bühnenbearbeitung sehr zweckmässig statt des dunklen „Aurorens Liebe“ gesetzt worden „Margretens Liebe“. Auch Loeper erklärt es ebenso mit treffender Begründung. Dagegen billigt Schröer zwar jene Veränderung der grösseren dramatischen Wirkung wegen, meint aber doch, dass ein Zuschauerkreis von genauer vertrauten Kennern Goethes bei den Worten sogleich an die erste Jugendliebe des Dichters denken müsste. Düntzer denkt sogar an eine frühere Jugendliebe Fausts vor der Bekanntschaft mit Gretchen, eine Liebe, auf welche auch in der Brockenscene hingewiesen werde durch die Worte:

Hör' ich Rauschen? Hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?

lipomena zum vierten Akt (Band 15, zweite Abt. S. 237): „Faust Wolke Helena Gretchen" und nachher: „Die Wolke steigt als Helena doch verhüllt in die Höhe Abschied von dieser Vision" und nachher geändert, dem gegenwärtigen Texte entsprechender: „Die Wolke steigt halb als Helena nach Süd-Osten, halb als Gretchen nach Nord-Westen." Ja, Goethe scheint einmal die Absicht gehabt zu haben, Gretchen schon im Anfang des zweiten Teiles, freilich wirkungslos, erscheinen zu lassen. Darauf deutet das Paralipomenon S. 189.: „Faust niedergelegt an einer Kirchhofsmauer. Träume. Darauf grosser Monolog zwischen der Wahnerscheinung von Gretchen und Helena. Fausts Leidenschaft zu Helena bleibt unbezwinglich." Dagegen scheint es, dass Goethe, als er die Recension über „Hinrichs, das Wesen der antiken Tragödie 1827" schrieb, sich darauf habe beschränken wollen, Gretchen nur im fünften Akte erscheinen zu lassen, wenn er dort über das Verhältnis von Faust zu Helena sagt: „ein Verhältnis, das in freierer Kunstregion hervortritt und auf höhere Ansichten hindeutet, als jenes frühere, das in dem Wust missverstandener Wissenschaft, bürgerlicher Beschränktheit, sittlicher Verwirrung, abergläubischen Wahns zu Grunde ging und nur durch einen Hauch von oben, der sich zu dem natürlichen Gefühl des Guten und Rechten gesellte, für die Ewigkeit gerettet werden konnte." Als er aber im Februar 1831 an die Ausarbeitung des vierten Aktes gegangen war, äusserte er zu Eckermann, es sei ihm sehr lieb, dass ihm dabei gute Gedanken gekommen seien. Es ist denkbar, dass zu diesen guten Gedanken auch der gehört hat, die Wirkung des natürlichen Gefühls des Guten und Rechten durch die rührende Erinnerung an Gretchen darzustellen.

Gretchens Erscheinung in der ersten Scene des vierten Aktes steht also in deutlicher Beziehung zu der im fünften Akt, zu den Worten der Maria gloriosa, „wenn er dich ahnet, folgt er nach", zu den Schlussworten der Dichtung:

> Das Ewig-Weibliche
> Zieht uns hinan.

In der Handlung freilich des vierten Aktes, auch in der des fünften bis zu Fausts letzten Worten ist wenig von der Einwirkung der Erscheinung zu bemerken, noch weniger aller-

dings von der Helenas, wie häufig ohne hinlängliche Gründe angenommen wird.

Zwar die entschiedene Ablehnung der neuen Art des Lebens in Genüssen, die Mephistopheles ihm ausmalt, so wie sein Wort „Geniessen macht gemein" lässt sich aus einem ästhetischen Verhalten, aus dem Widerwillen gegen das Hässliche herleiten, aber die positive Richtung, die nun sein Wille nimmt, ganz gewiss nicht. Das Grosse, was ihn anzieht, das Erstaunenswürdige, was geraten soll, dass er das Meer zurückdämmen und dadurch Herrschaft, Eigentum gewinnen will, kann als Wirkung des Lebens im Ideal der Schönheit nimmermehr betrachtet werden[1]). Ist doch auch nachher, als er die Herrschaft sich gegründet hat, nicht von fern davon die Rede, dass dort auch einmal das Schöne und sein Kultus eine Stätte finden solle. In dem paradiesischen Lande, das dem Hundertjährigen als letztes Ideal vor der Seele steht, sollen thätige, freie, einander hülfreiche Menschen wohnen, die umrungen von Gefahr sich täglich Leben und Freiheit erobern. Da ist für Bestrebungen auf dem Gebiete des Schönen noch weniger Raum, als in dem Leben des Prometheus in der Pandora, das Goethe zu dem des Epimetheus in schroffen Gegensatz gestellt hat.

Auch das energische Streben allein, abgesehen von seinem Ziele, lässt sich nicht entstanden denken aus den Vorgängen

---

[1]) Als leise mitwirkend darauf, dass Faust gerade die Eindämmung des Meeres am flachen Ufer zunächst sich zum Ziel setzt, mag immerhin sein Schönheitsgefühl betrachtet werden, wenn man der Verse über die herandringende Woge sich erinnert:

> Sie schleicht heran, an abertausend Enden,
> Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;
> Nun schwillts und wächst und rollt und überzieht
> Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.

Aber der Nutzen, die Fruchtbarkeit, die er hervorbringen möchte, liegt ihm doch mehr im Sinn; denn er fährt fort:

> Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
> Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet.
> Was zur Verzweiflung mich beängst'gen könnte!
> Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!

In solcher zwecklosen Kraft gerade offenbart sich aber oft genug hohe Schönheit.

des dritten Aktes und der Erinnerung daran. Das ist an sich undenkbar und in diesem besonderen Falle am allerwenigsten anzunehmen, weil dieses Streben charakteristisch ist für Fausts ganzes Leben. Dadurch hat er ja Helena gewonnen und sich ihren Besitz gesichert.

Wenn hier im Sinne der Schlussverse der Dichtung eine Einwirkung angenommen werden soll, so kann nur an Gretchens Erscheinung gedacht werden und an die tiefe, ernste Wirkung, welche sie auf ihn ausübt. Dass diese zunächst weder in Worten noch in Thaten deutlich sich zeigt, hat ein Analogon in seinem Verhalten unmittelbar nach der von ihm gewonnenen Erkenntnis, dass wir das Leben nur am farbigen Abglanz haben, einer Erkenntnis, welche unmöglich Quelle oder Leitstern für seine darauf folgende sehr praktische und sehr bedenkliche Thätigkeit am Hofe des Kaisers sein kann. Aber in tiefster Seele bleibt diese Erkenntnis immer wirkend, und als ihm die Möglichkeit gegeben wird, Helena heraufzubeschwören, zaudert er keinen Augenblick. So dürfen wir auch hier annehmen, dass die Wirkung der Erscheinung Gretchens in seiner Seele bleibt und ihn am Schlusse seines Lebens zu dem ihn beseligenden Gedanken bringt, die Bedingungen zum Glück für viele Millionen Menschen zu schaffen. Allerdings nur zu Gedanken und Entschlüssen, zu Thaten nicht mehr. Denn was er vorher gethan hat, ist von Selbstsucht und Ungerechtigkeit, nicht von Güte und Mitleid eingegeben.

Denn Friedrich Paulsen hat durchaus Recht, wenn er, im Lichte seiner Wissenschaft die beiden Teile der Tragödie betrachtend, über Fausts sittliches Verhalten (nicht über den davon unabhängigen Wert der D i c h t u n g) folgendes Urteil fällt (System der Ethik S. 289): „Faust tritt uns im ersten Teile entgegen als das gewaltige Individuum, das von Glauben und Sitte sich losgerissen hat und nun für ungeheure Begierde ungeheure Sättigung sucht. Er bricht zerstörend in den Frieden einer Familie ein; Glück und Seelenfrieden eines unschuldigen und liebenswürdigen Geschöpfs opfert er seiner Begierde, Gretchen wird durch ihn zur Mörderin ihrer Mutter, ihres Bruders, ihres Kindes. Er aber fährt vorüber und gesellt sich zu dem Heere, das zum Blocksberg zieht. Der zweite Teil des Faust hätte dann zu zeigen, wie der Übermensch sich selber Mass und Gesetz wiederfand. Die Aus-

führung der Idee ist freilich hinter der Aufgabe weit zurückgeblieben. Faust hätte gereinigt, „gerettet“ werden können nur durch grosses Leiden oder grossen Kampf für ein hohes Ziel. Die Rettung durch das Ewig-Weibliche ist wirklich, man möchte sagen, allzu wohlfeil. Freilich, das grosse Leiden und der grosse Kampf ist Goethes Leben selbst fremd geblieben, und er war zu ehrlich oder zu subjektiv, um in der Dichtung zu bringen, was ihm nicht ein Stück seines Lebens war.“

III.

Zu Goethes Proserpina.

In der von Seuffert herausgegebenen Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte (Band I S. 50) hat vor kurzem Erich Schmidt zu einer von Musik begleiteten Wiederaufführung der Goethischen Proserpina mit folgenden Worten angeregt: „Warum sollte nicht eine Auferstehung Proserpinas auf unserer Bühne gelingen und alle, die noch ein wenig Gefühl und Geschmack ins Theater mitnehmen, entzücken? Einer würdigen Musik könnte dieser schöne Versuch keineswegs entraten, aber nicht Benda[1]), sondern Beethoven hat den Weg vorgezeichnet, wie Dicht- und Tonkunst sich harmonisch vermählen können. Und ein Meister, der alles für die reizvolle Aufgabe mitbringt, wäre wohl zur Stelle: Johannes Brahms.“

Dieselbe Dichtung hat in dem eben erschienenen Heft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Jahrg. III S. 127) Düntzer in einem Aufsatz „Goethes Monodrama Proserpina“ zur Schullektüre empfohlen, weil sie „die mannigfachsten Regungen einer edlen Seele ergreifend anklingen

[1]) Georg Benda hat (vergl. E. Schmidts Aufsatz S. 50) die Ariadne von Brandes und die Medea von Gotter komponiert.

lasse“ und durch den Reichtum an raschen Übergängen „dem Scharfsinn des Schülers erwünschte Gelegenheit gebe, sich erfolgreich zu bethätigen, wie sie seine Kenntnis alter Sage und Dichtung vielfach anrege; auch mangle es nicht an einzelnen durch knappe Kürze der leidenschaftlich sich ergiessenden Rede und durch Kühnheit der Sprache schwierigen Stellen, deren Verständnis die auf ihre Lösung verwandte Mühe reichlich lohne“. Im „Sprechzimmer“ desselben Heftes stimmt der Herausgeber der Zeitschrift O. Lyon dem Urteil Düntzers lebhaft zu, indem er allen Lehrern des Deutschen empfiehlt, einmal den Versuch zu machen, das Stück in Prima zu lesen; nach den von Düntzer gegebenen, anregenden und fruchtbaren Erläuterungen könne die Proserpina nun recht wohl dauernd in den sogenannten Bestand der Schullektüre übergehen.

Es wäre freudig zu begrüssen, wenn Erich Schmidts Anregung erfolgreich wäre, und ebenso ist es zweifellos, dass Düntzers und Lyons Empfehlung, die Dichtung reiferen Schülern zugänglich zu machen, durchaus berechtigt ist.

Allerdings würde man im Unterricht das Gedicht mit Düntzer schwerlich anders auffassen können, als dass es „das Unglück der jugendlichen Göttin darstellt, die dem Genusse des vollen Naturlebens unter dem freien, lichten Himmel entrissen und zur freudlosen Königin der Schatten, der Gemahlin des finstern Herrn der Unterwelt verdammt ist“ und ihre wechselnden Gefühle bis zur Verzweiflung an der Errettung aus diesem matten, trostlosen Leben ausspricht. Die allgemeinere symbolische Auffassung, welche Erich Schmidt auf Grund seiner scharfsinnigen Hypothese über die Entstehung der Dichtung vertritt, dass sie nämlich „ein monologischer Abschied vom Dasein, ein Threnos der Jugend“ sei, wird schwer einleuchtend zu machen sein. Denn mag immerhin, wie E. Schmidt mit guten Gründen dargethan hat, der erste Anlass zu der Goethischen Schöpfung in der Bitte Glucks gelegen haben um eine von ihm zu komponierende Dichtung zum Andenken an seine geliebte Nichte Marianne: nimmermehr kann ich glauben, und auch E. Schmidt kann das nicht annehmen, dass die Dichtung, wie sie von Goethes Genius gestaltet, nun wirklich vorliegt, von ihm selber noch für geeignet gehalten ist, dass er früher damit Glucks Bitte hätte erfüllen können. Und noch weniger würde Gluck in dem Gedicht gesehen

haben, was er so herzlich verlangte, „eine Rose auf ein Grab gestreut, das Rosen verdient“.

Solchen Eindruck macht die zweite grössere Hälfte des Gedichtes ganz gewiss nicht, nur der Anfang hat diesen Charakter, besonders die schöne Anrede an die „Gespielinnen“:

Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesamt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strome des Alpheus
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete:
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riss leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir, voll Lust zu leben,
Früh im Thau die Rosenfüsse badeten. —

O Mädchen, Mädchen,
Die Ihr, einsam nun,
Zerstreut, an jenen Quellen schleicht,
Die Blumen auflest
Die ich, ach Entführte,
Aus meinem Schoosse fallen liess,
Ihr steht und seht mir nach, wohin ich verschwand!

Weggerissen haben sie mich,
Die raschen Pferde des Orkus;
Mit festen Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott.

Auch noch das Folgende, besonders die nachher genauer zu besprechenden Verse 76 bis 84 (Euer ruhiges Wandeln — der Seligkeit Fülle) passt fast alles ohne jeden Zwang in einen „Threnos der Jugend“; aber von Vers 85, wo zuerst des Pluto Erwähnung geschieht, ist alles Mythologische, sind fast alle Empfindungen, die daran sich knüpfen, so fern von allen möglichen Beziehungen auf das Schicksal einer irdischen Jungfrau, die Dichtung ist so selbständig geworden, der Dichter hat sich mit so starker Empfindung in das Jammergeschick der mythischen Proserpina hineingedacht, dass man das

in dieser Weise vollendete Gedicht nicht mehr mit dem Begriffe eines Threnos der Jugend umspannen kann.

Wieland, an den Gluck mit seiner Bitte sich zunächst gewendet hatte, und der seine Zuflucht zu Goethe nahm und diesem von der Bitte Mitteilung machte, schreibt darüber an Gluck (vgl. E. Schmidt S. 31): „Schon den folgenden Tag fand ich ihn von einer grossen Idee erfüllt, die in seiner Seele arbeitete. Ich sah sie entstehen und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich diese auch fand; denn was ist Goethe unmöglich?" Hier scheint doch Wieland die Schwierigkeit richtig gewürdigt zu haben. Der von Goethe gewählte dichterische Stoff, dessen erster Teil sich so leicht und schön der Bitte Glucks fügte, zeigte sich in seinen weiteren Teilen so widerstrebend, dass eben auch Goethe das Unmögliche nicht möglich machen konnte.

Das Allerbedenklichste an diesem Stoff war die folgenschwere Handlung Proserpinas, ihr Essen von dem Granatapfel. Schiller hat in Ideal und Leben diese Handlung bekanntlich in vortrefflicher Weise symbolisch verwertet. In ähnlicher Art konnte es in Goethes Dichtung nicht geschehen. Und eine andere Art hat er nicht versucht, sondern, nachdem er jede Beziehung auf Mariannen aufgegeben hatte, sich darauf beschränkt, das mächtige Auf- und Niederwogen der Gefühle, die der Stoff ihm nahe legte, mit höchster dichterischer Kraft und Anschaulichkeit auszudrücken.

Dieser Zweck konnte natürlich besser erreicht werden, wenn der Genuss des Apfels als ein dramatisches Geschehen in die Dichtung verwebt wurde, als wenn etwa nur Proserpinas Klagen, als einer nach dem Genusse unwiderruflich dem Orkus Verfallenen, dargestellt worden wären. Andrerseits scheint es mir auf der Hand zu liegen, dass, so lange Goethe noch an ein Trauergedicht auf Marianne dachte, er nicht beabsichtigen konnte, den Stoff so dramatisch zu gestalten, wie es schliesslich von ihm geschehen ist. Danach kann ich mich nicht mit Lyons Ansicht (Zeitschrift für den d. U. III S. 197) einverstanden erklären, nach welcher die Proserpina in demselben Sinne lyrisch sein soll, wie der Prometheus. Weil aber für den Mythus von der Proserpina gerade der Genuss des Granatapfels so bezeichnend, so wesentlich ist, mochte es Goethe mit seinem künstlerischen Gewissen nicht vereinigen

können, diese Handlung in einem lyrischen Gedicht als blosse Erinnerung zu behandeln oder gar ganz verschwinden zu lassen. In Folge dessen ist Gluck um das von Wieland ihm bereits in Aussicht gestellte Trauergedicht gekommen; dem deutschen Volke aber hat Goethe dafür ein um so schöneres und lebendigeres Gedicht gegeben.

Düntzer hat in der oben erwähnten Abhandlung die ganze Dichtung erklärt. Besonders dankenswert sind in dieser Erklärung die Hinweisungen auf Ovid und Claudian. In der Erläuterung einer wichtigen Stelle aber hat er entschieden fehlgegriffen.

Als Proserpina zu dem traurigen Bewusstsein gelangt ist, dass sie hier eine Königin sei, „vor der nur Schatten sich neigen", richtet sie ihre Gedanken näher auf diese ihre Unterthanen zunächst mit den Worten (V. 50 f.):

> Hoffnungslos ist ihr Schmerz,
> Hoffnungslos der Abgeschiedenen Glück.

Nachdem sie darauf der Qualen des Tantalus und Ixion gedacht hat, denen sie nicht helfen könne, so gern sie auch möchte, vergleicht sie sich selber mit den armen Danaiden und ihrer Geschäftsthätigkeit:

> Leer und immer leer,
> Nicht einen Tropfen Wassers zum Munde,
> Nicht einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
> Leer und immer leer,
> Ach, so ist's mit Dir auch, mein Herz!
> Woher willst Du schöpfen — und wohin? —

Darauf folgen nun die von Düntzer unrichtig erklärten Verse:

> Euer ruhiges Wandeln, Selige,
> Streicht nur vor mir vorüber;
> Mein Weg ist nicht mit Euch!
> In Euren leichten Tänzen,
> In Euren tiefen Hainen,
> In Eurer lispelnden Wohnung
> Rauschts nicht von Leben wie droben,
> Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
> Der Seligkeit Fülle. —

Düntzer meint, dass Proserpina mit diesen Worten des seligen Glücks der Götter im Olymp gedenke; sie klage, dass das ruhige Wandeln der seligen Götter (im Geiste sehe sie diese vor sich wandeln) an ihr nur wie ein Traumbild vorüber streiche, sie dürfe nicht mit ihnen gehen. Wenn sie dann in weiterer Ausführung ihrer leichten Tänze gedenke, so habe sich dabei der Dichter der grössten Freiheit bedient, da ihm hier wohl besonders die Musen, Grazien und Nymphen vorschwebten, die aber auch nicht einmal auf dem Olymp tanzten. Um den auffallenden Ausdruck „lispelnde Wohnung" zu erklären, verweist Düntzer sonderbarer Weise auf die Worte des Mephistopheles (Faust II 4), wo er Fausten den Vorschlag macht, allerschönsten Frauen vertraut-bequeme[1]) Häuslein zu bauen. Dergleichen Pavillons, in denen Liebende sich zulispeln, habe Proserpina hier im Sinne. In dem so ausgemalten Olymp rausche es von Leben, das heisst, immer herrsche dort lebendige Bewegung, man empfinde der Seligkeit Fülle, da schmerzlichem Verlangen, das auch zum Liebesglück gehöre, froher Genuss folge.

Natürlich weiss Düntzer, dass in den letzten Worten nicht dieser Sinn, sondern gerade sein Gegenteil enthalten ist („rauschts nicht von Leben"); darum hält er den Text für verdorben; es sei vor „rauscht" ein „hier" oder „mir" ausgefallen. Dann wären die drei voraufgehenden Verse „In Euren leichten Tänzen" bis „lispelnden Wohnung" ein abgebrochener Ausruf, dem sie in schmerzlicher Bewegung die Klage folgen lasse, wie es hier so ganz anders sei, als droben im rauschenden, bewegten Götterleben auf dem Olymp.

Mit vollem Recht hat Lyon diese kühne und wegen der seltsamen Form des abgebrochenen Ausrufes nicht einmal recht verständliche Textesänderung abgelehnt, und es vorgezogen, die überlieferte Lesart zu erklären. So scharfsinnig nun aber auch die Erklärung ausgedacht ist, kann ich sie doch nicht für richtig halten. Lyon hat sich von Düntzer zu dem Grundirrtum verleiten lassen, dass in den Versen die Rede von den olympischen Göttern sei, während Proserpina ohne Zweifel von den Seligen im Elysium spricht, das Goethe mit dem Hades in Verbindung bringt, eine Vorstellung, die ihm

---

1) Düntzer schreibt: verstreut-bequem. Vermutlich Druckfehler.

aus Vergil und aus der Beschreibung von Polygnots Gemälde geläufig war.

Düntzer, der Erich Schmidts Aufsatz wiederholt anführt, muss dessen richtige Auffassung der Verse ganz übersehen haben. Sonst hätte er entweder sie sich aneignen müssen und wäre dann der sehr bedenklichen Textesänderung überhoben gewesen, oder er hätte sicherlich seinen Widerspruch kundgegeben, wie er es denn ja andern Meinungen desselben gegenüber an solchem (nicht immer ausreichend begründeten) Widerspruch nicht fehlen lässt. E. Schmidt sieht nämlich (S. 35) in den Versen mit Recht „wundervolle Umschreibungen der elysischen Einförmigkeit, wie Lessings ungestümes Bedürfnis nach Wechsel das himmlische Einerlei ablehnte."

Nur bei dieser Auffassung lösen sich alle scheinbaren Schwierigkeiten und Seltsamkeiten des Ausdrucks ohne jeden Zwang.

Vorbereitet ist die Anrede an die seligen Toten durch den zweiten der beiden Verse:

> Hoffnungslos ist ihr Schmerz,
> Hoffnungslos der Abgeschiedenen Glück.

„Glück" ist hier nicht gleich Schicksal, sondern in ganz gewöhnlichem Sinne der konträre Gegensatz zu Schmerz. Aber es ist ein mattes, blasses, hoffnungsloses Glück, keine Fülle der Seligkeit, die von Schmerz zu Lust schwankt, kein Leben, wie Proserpina es auf Erden kennen gelernt hat. Diese Abgeschiedenen werden nachher Selige genannt, weil sie in ihrem wechsellosen Leben keinen Mangel, kein Sehnen empfinden. Ohne Mangel giebt es aber auch kein Hoffen.

Hiermit stimmt überein, was Goethe in dem Aufsatze „Polygnots Gemälde" sagt: „Bei den Toten ist alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdebewohnern erschien, fixiert sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor." Das allerbeste und jeden Zweifel niederschlagende Zeugnis aber haben wir in Goethes Abhandlung „Proserpina", wo er nach der Aufführung des von Eberwein komponierten Melodramas nicht nur den Inhalt des Gedichtes kurz angiebt, sondern auch mitteilt, wie das Schattenreich angeordnet war.

Über den Inhalt nämlich sagt Goethe dort: „Unglücklich über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht teilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter." Und über die Anordnung, nachdem er der Verdammten gedacht hat, welche links vom Thron des Pluto, auf der Nachtseite erblickt wurden: „Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt."

Wie durch die Erwähnung des hoffnungslosen Glückes der seligen Abgeschiedenen die Anrede an dieselben vorbereitet war, so wird sie nun durch die Betrachtung der Danaiden veranlasst. Die Verbindung ist folgende: Mein Leben ist trostlos wie das der Danaiden, ich sehe in ihnen ein Abbild meiner Empfindungen; aber auch in einem Leben, wie es die seligen Schatten führen, kann ich das nicht finden, wonach mein Herz sich sehnt und was ich auf Erden (droben) hatte.

Ihr ruhiges Wandeln — man denkt an Iphigenie III 2 „sie gehen friedlich" „die wandelnden Gestalten" — streicht nur an ihr vorüber, das heisst, berührt sie nicht, kann ihr keine Freude geben. Ähnlich ist diese Wendung gebraucht in der vermutlich gleichzeitigen Lila (Akt I), wo Friedrich von der traurigen Veränderung im Hause sagt: „Unsere Familie, die in einem ewigen, freudigen Leben . . . . schwebte, streicht an einander weg, wie Gespenster." Demnach bedeutet auch der folgende Vers „Mein Weg ist nicht mit Euch" nicht etwa: „Leider darf ich Euch mich nicht anschliessen", sondern „Ich mag mich zu Euch nicht gesellen". Die Worte sind also nicht bedauernd, sondern ablehnend. Die „leichten Tänze", wenn sie auf die olympischen Götter bezogen werden sollen, haben schon Düntzern Schwierigkeiten bereitet; bezieht man sie auf die Bewohner des Schattenreiches, so ist jede Schwierigkeit verschwunden. Man braucht nur an das Vergilische pars pedibus plaudunt choreas (Aen. VI 644) zu denken. Auch die „tiefen Haine" wollen nicht recht zum Olymp passen, passen aber vortrefflich zum Hades, dessen Bewohner bei Vergil von sich selber sagen, dass sie in schattigen Hainen wohnen (VI 673). Das ist ihre „lispelnde Wohnung". Aus dieser nahen sie sich auch dem Orest in der Iphigenie (III 2):

Welch ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!

Und wenn nun Proserpina sagt „es rauscht nicht von Leben“, so kann sie damit nicht auf das ruhige, spiegelklare, sanft dahingleitende Leben der olympischen Götter hinweisen wollen (wie Lyon meint), sondern sie bezeichnet damit das matte, friedliche Leben der Abgeschiedenen. Rauschen ist hier so gebraucht, wie in Schillers Gedicht „die Mannigfaltigkeit“: „Von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit herrschet.“

Proserpina sehnt sich mehr nach irdischen Freuden zurück als nach der olympischen Seligkeit. Von dem Leben auf dem Olymp spricht sie nur einmal, in der Erinnerung an ihre früheste Kindheit, als Zeus sie auf seinen Armen geschaukelt, so dass sie „kindisch droben zu verschweben bebte.“ Viel mehr denkt sie an die vertaumelte, liebliche Zeit in den blumenreichen Thälern am Alpheus, wo sie ihre Jugend hintändelte, an die Zeit, da sie in die lieben Gegenden des Himmels nach ihres Ahnherrn froher Wohnung mit Liebesblick hinaufsah.

Kann sie nun hier im Verkehr mit den seligen Schatten solches Glück nicht finden, wie sie es oben auf der Erde mit ihren Gespielinnen so schön genossen hatte, so wird ihr das noch viel weniger durch den zu teil werden, den sie ihren Gemahl nicht nennen mag, vor dessen düsteren Augenbrauen und verschlossenem Blicke ihr Herz zurückschaudert.

IV.

Über die Sprache Goethes in der Natürlichen Tochter.

Wilhelm Ernst Weber sagt in seinem noch immer lesenswerten Buche über „Goethes Iphigenie“ (Neue Ausg. von J. W. Schäfer 1853) S. 105: „Goethes poetischer Stil in den drei Tragödien Iphigenie, Tasso und Natürliche Tochter ist in Rundung, Flüssigkeit und milder Anmut das Vollendetste, was die deutsche Sprache aufzuweisen hat.“ Dann S. 106, nachdem er wegen der Sphären, in welchen sich die Personen dieser Dichtungen bewegen, für sie den Ausdruck derber Natürlichkeit als einen hier ganz ungehörigen mit Recht bezeichnet hat: „Und dem ohngeachtet, wie atmet diese Sprache durchaus Natur und die Wahrheit reiner, tiefer, unaffektierter Empfindung! Sie ist klar, treffend, überzeugend, hinreissend, in Bildern sinnig und lebenvoll, ohne damit überladen zu sein, zugleich voll musikalischen Wohllauts und voll plastischer Gediegenheit“. Die drei Stücke nennt er gleich darauf eine „glänzende Reihe.“

Webers warme Anerkennung und lebhafte Empfehlung auch der Natürlichen Tochter ist mir um so mehr aus der Seele gesprochen, je weniger man heutzutage eine grossartige und zu Herzen gehende Dichtung — wenigstens in den weiten Kreisen der Gebildeten — in diesem Drama anzuerkennen pflegt. Die drei Dichtungen aber im allgemeinen in eine Reihe zu stellen, und gar für die dritte in derselben den gleichen dichterischen Wert, gleiches dramatisches Leben zu behaupten, hat auch wohl Weber mit seinen Worten nicht beabsichtigt. In Bezug auf die Sprache indessen will er offenbar keinen Unterschied gelten lassen. Und doch erscheint die Sprache in der Natürlichen Tochter schon dem flüchtigen Leser nicht so rund, so flüssig, so frei und so anmutsvoll, vor allem aber nicht so natürlich, und atmet nicht in derselben Weise die Wahrheit reiner und tiefer Empfindung wie im Tasso und in der Iphigenie. Damit soll aber nur gesagt sein,

dass sie dem Höchsten nicht überall gleich kommt. Es giebt Scenen und längere Reden, in denen die Sprache von makelloser, überwältigender Schönheit ist, ebenso wie in jenen beiden anderen Dramen; und dort, wo dieses Höchste nicht erreicht ist, bleibt immer doch noch vieles Einzelne übrig, was unsere Bewunderung in vollem Masse verdient.

Wie ganz anders aber die Ausdrucksweise in der Natürlichen Tochter sein kann, als in der Iphigenie, wird so recht klar an einem Falle, in welchem der Dichter darstellen will, wie die Heldinnen seiner Dramen von tiefstem Dankgefühl bewegt sagen sollen, dass ihre Worte die Empfindungen auszudrücken nicht im stande sind.

Iphigenie sagt im dritten Akt, als sie erfahren hat, dass Orest und Elektra leben, die schönen, innigen Worte:

> Goldne Sonne, leihe mir
> Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
> Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Eugenie (Natürliche Tochter I 5) drückt dem Könige, der ihr eben versprochen hat, dass er ihre fürstliche Geburt öffentlich anerkennen und sie in die Gesellschaft des Hofes als seine Verwandte einführen will, ihren Dank durch folgende seltsam verschnörkelte und gezierte Worte aus:

> Der freudgen Überraschung lauter Schrei,
> Bedeutender Gebärde dringend Streben,
> Vermöchten sie die Wonne zu bezeugen,
> Die du dem Herzen schaffend aufgeregt?
> Zu deinen Füssen, Herr, lass mich verstummen.

Man wird einfach zuzugeben haben, dass Goethe hier nicht den Ton für das Gefühl freudiger Überraschung getroffen hat; denn davon kann bei seiner sonstigen Zeichnung von Eugeniens Charakter gar keine Rede sein, dass er durch die seltsame Ausdrucksweise (besonders im zweiten Verse) seine Heldin etwa habe charakterisieren wollen.

Noch andere Stellen, in denen in gleicher Weise der natürliche Ausdruck innigen Gefühls verfehlt wäre, kenne ich in dem Drama nicht; am nächsten mag ihr kommen der Anfang des vierten Aufzuges, die ersten Worte der Hofmeisterin zum Gerichtsrat.

Viel wichtiger aber für die Eigentümlichkeit der Sprache in diesem Stück als diese ganz vereinzelten Unvollkommenheiten im dramatischen Ausdruck ist eine durch das ganze Drama sich hindurchziehende Manier, nämlich die Nebeneinanderordnung von drei Wörtern oder Wortverbindungen, meist so, dass das Folgende eine Steigerung des Vorhergehenden ist; auch drei vollständige Sätze erscheinen nicht selten in solcher Weise nebeneinander geordnet. Es wird eine Fülle von Beispielen nötig sein, um dies zu begründen und anschaulich zu machen.

I, 1: Hunde, Ross und Mann; 70: mehr als der Besitz ererbt, errungner Güter, als meiner Augen, meines Lebens Licht; 88: die verehrte, nah verwandte, nur erst verstorbene; 99: vor seinem Hofe, vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt; 306: durch Wirken, Bilden, Herrschen; 352: unserm Vater, König, Gott; 369: lasst uns widerstehen, lasst uns tapfer . . . erhalten! Lasst endlich uns u. s. w.; 475: ins Netz verstrickt, gelähmt, verworren; 478: unthätig, abgesondert, eingeschlossen; 48: Erholung, Trost und Lebenslust; 494: ohnmächtgen guten Willen, arme Liebe, leere Tändeleien; 531: was von Stoffen, Stickerei und Spitzen; 624: hier soll kein Schuss . . . hier kein Vogel . . . kein Wild u. s. w.; 627: geschreckt, verwundet, hingeschmettert; 640: auf dieser weiten, fremden, wilden Welt.

II, 23: geräumig, heiter, trefflich ausgestattet; 28: ein Haus, ein Garten uns bestimmt, ein reiches Feld; 76: gefällig, liebenswert, unwiderstehlich; 129: der Forderung der Natur, der Stimme des Gesetzes, der Vernunft; 167: was hilft's in mich zu stürmen, zum Verbrechen mich anzulocken, mich zu drängen? 218: gegen dich und gegen Macht und List; 225: ergreife sie schnell, führe sie hinweg, verbirg sie fern; 247: Gefahr und Tod, Verbannung als ein Milderes; 260: wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken umschwebet Mund und Wange! Welches Glück drängt aus bewegtem Busen sich hervor! 320: Dem Könige, dem Vater, mir selbst; 342: kindisch allausspähende, von Neugier und von Müssiggang erzeugte, rastlose Thätigkeit; 382: du liebst mich, bist verschwiegen, zuverlässig; 385: der prächtgen Stoffe Gold und Farbenglanz, der Perlen Milde, der Juwelen Strahl; 434: dass sich dieser Saal . . . dass reicher Teppich . . . dass hier im Kreise u. s. w.;

475: Sorgendrang, vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht von meuchelmörderischer Hand.

III, 4: von seinem Schmerz durchdrungen, stumm, gebeugt; 72: nun war ich arm, als ich die Reichen kannte, nun war ich sorgenvoll, denn mir gebrachs; nun hatt' ich Not, ich brauchte fremde Hilfe; 83: mit Gütern, Ehren, Pfründen; 117: du rufst mich auf zum Leben, mich zum Bewusstsein dieser Welt zurück und meiner selbst; 119: öde, hohl und leer; 132: die mich an gestern, mich an ehegestern, an jenen Zustand meines vollen Glücks mich kalt erinnern; 177: Schiff und Mann und Schätze; 193: da sollt' ich strafen die Verwegenheit, dem Übermut mich scheltend widersetzen, verbieten jene Raserei; 197: durch Wald und Fluss und Sträuche; 249: ihr alter, erster, hochgeliebter Freund; 251: Trübsinn, Krankheit, Menschenhass; 284: den letzten Blick . . . das letzte Wort . . . den letzten Seufzer; 318: sinnlich und verstockt, ins Gegenwärtige verschlossen; 358: durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig; 359: zerrissen und zerschmettert und zerbrochen; 458: Thal und Wald und Fels; 470: des Reichs bebaute Flächen, der Wälder Tiefen, der Gewässer Flut; 484: Trost und Rat und Hilfe; 502: auf dich, auf deinen Wert, auf deine Kraft; 568: vollkommen, ewig jung und ewig gleich; 573: du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke! Du warst, du bist.

IV, 28: Beamter, Kriegsmann, Bürger; 39: sie dem Kreise der Ihrigen entführen, sie hieher, hinüber nach den Inseln sie getrieben; 44: dort soll verwelken diese Himmelsblume, die Farbe dieser Wange dort verbleichen, verschwinden die Gestalt; 83: entsagte sie der nicht gegönnten Höhe, ergäbe sich des biedern Gatten Schutz und wendete von jenen Regionen . . . den Blick; 86: Gefahr, Verbannung, Tod; 88: gelöst wär' alles, meiner strengen Pflicht wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland u. s. w.; 315: dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick; 329: um Rettung aus des Todes Nachtgewalt, um dieses Lichts erquickenden Genuss, um Sicherheit des Daseins; 333: was dann zu heilen sei, was zu erstatten, was zu vermissen; 368: dem Glück, der Kühnheit und stiller Neigung; 435: Vermögen, Stand, Geschäft; 443: die Fremde, Schlechtumgebne, Missempfohlne; 457: unruhge Missgunst, grimmige Verleumdung, verhallendes, parteiisches Bestreben; 469: Launen, Worte, Thaten; 475: Notwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit; 482: auf

ewig bist du mein, versorgt, beschützt; 606: in Vaters, Königs . . . Gottes Statt.

V, 33: es staunte nur dich an und schwieg und ging; 66: entreissen, führen, drängen; 123: beglückte Fahrt, Ergebung ins Geschick und Hoffnung; 156: betäubt, verworren, mit mir selbst entzweit; 162: wenn Ruhe, wenn Besonnenheit und Friede; 287: empfangt mich dann, ihr Wellen, fasst mich auf und fest-umschlingend senket mich hinab; 299: Verbannung, Tod, Entwürdigung; 312: vertrauend, hoffend, ungesäumt; 318: versagten, verkümmerten, verbotnen Vaternamen; 343: zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen; 345: dies zu empfinden ist das höchste Glück, es nicht zu fordern ist bescheidne Pflicht, es zu erwarten schöner Trost im Leiden; 367: was dir noch den meisten Raum zu heilgem Thun und Wirken übrig lässt, was deinen Geist am wenigsten begrenzt, am wenigsten die frommen Thaten fesselt; 377: der Liebe, die zum All das Eine, zum Ewigen das Gegenwärtige, das Flüchtige zum Dauernden erhebt; 384: ein reines Herz . . . ein edler Mut, ein hoher, freier Sinn; 400: Stamm und Vaterland und Fürstentum; 408: zu dieser Wildnis frechen Städtelebens, zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen, zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit; 414: jung, von allen Banden frei, gestossen in das Weite; 425: der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau, des Hafens masterfüllten Raum; 458: was ich erst erhorcht, erfragt und nun . . . vernehmen musste; 475: und solche Sorge nähm' ich mit hinüber? Entzöge mich gemeinsamer Gefahr? Entflöhe der Gelegenheit u. s. w.; 496: mich einst verkannt, verstossen, mich vergessen; 502: er kommt. Er sucht mich auf! Zu scheiden denkt er; 514; wenn du denkst, wie du gedacht, empfindest, wie du empfunden, wenn dir meine Freundschaft genügen kann; 527: Schutz und Rat und stille Lebensfreude; 531: dich zu sehen, dir nah zu sein, für dich zu leben.

Seltner sind vier oder mehr gleiche Satzteile nebeneinander geordnet; ich gebe folgende Beispiele: I, 56: durch rohes, wildes Wesen, Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz; 297: Herz und Geist und Arm und Leben; 403: der grossen Welt, dem Hofe, deinem Vater und mir; 560: an gefälligem Betragen, guten Worten, Nachgiebigkeit und Neigung; 577: bleich, hingesunken, atemlos entseelt — II, 30: an Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen — III, 458: Fluss und

Hügel, Thal und Wald und Fels; 493: heiter, aller Menschen Freund, behilflich, wach, zu Rat und That bequem — IV, 129: von Liebe, von Ergebung, Kraft und Mut; 630: sie starrt und staunt und zaudert, lässt geschehn — V, 411: des Alters Unvermögen, Gewohnheit, Pflichten, ein Geschick vielleicht; 587: gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig.

Zuweilen erscheinen vier gleiche Satzteile als zwei in sich durch Konjunktionen verbundene, einander unverbunden gegenüber gestellte Paare. So in I, 72: mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge; 133: Stolz und Sorge, Vaterglück und -Angst; 168: hier oder dort, mehr oder weniger; 592: durch Thal und Berg, durch Fluss und Graben — II, 178: Besonnenheit und Kraft, Geschick und Klugheit — IV, 399: an Rat und Trost, an Schutz und Hilfe.

Gerade umgekehrt in Bezug auf die Verbindung ist die Ausdrucksweise in III, 89: ich soll die That beschönen, sie bedecken, und ihr beschliesst, begeht sie ohne mich.

Keine einzige von diesen Wiederholungen syntaktisch gleicher Satzteile hat irgend etwas Auffallendes; aber die ungemein häufige Anwendung dieser Ausdrucksweise, die ich nachgewiesen zu haben glaube, ist jedenfalls charakteristisch für Goethes Sprache in diesem Drama, so charakteristisch, dass man dieselbe Eigentümlichkeit schwerlich in einer andern seiner Dichtungen wiederfinden wird. Nicht ohne Einfluss mag hierbei auf ihn sein Arbeiten an der Übertragung der beiden Dramen Voltaires gewesen sein, das gerade in die Zeit fällt, als er die Natürliche Tochter konzipierte und gestaltete. Hält man diese seine Dichtung und jene Übersetzungen nebeneinander, so wird man die Ähnlichkeit, die in dieser Beziehung vorhanden ist, schwerlich verkennen.

Aber sogar in der Nebenordnung von nur z w e i syntaktisch gleichen Satzteilen zeigt sich in unserm Drama eine gewisse Manier. Schon die asyndetische Nebeneinanderstellung derselben hat rhetorischen Charakter, der noch mehr hervortritt, wenn sich damit die Anaphora des Artikels oder einer Präposition verbindet.

Diese Darstellungsweise ist sehr häufig in diesem Drama; ich begnüge mich aber damit, darauf einfach hinzuweisen, und gebe nur Beispiele von Verdoppelungen mit mehr ins Ohr fallender Anaphora und andern Epanalepsen:

I, 16: lass dieser Bäume hochgewölbtes Dach . . . lass dieser Lüfte liebliches Geweb'; 58: dein reiches Leben, dein erwünschtes Alter; 63: ein anderes Gestirn, ein anderes Licht; 94: der hochbegabten, hochgesinnten Frauen; 97: sie zu mir herauf, zu sich herauf; 116: mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn; 148: welch ein Getümmel . . . welchen Zulauf; 194: gar vieles kann, gar vieles muss geschehen; 216: blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher; 220: ihren Vater, ihre Freude; 235: dort oben hielt ich, dort vermass ich mich; 249: durch deinen milden Blick, durch deiner Worte sanften Ton; 252: da du mich fragst, so darf ich dir bekennen; da du gebietest, darf ich sie . . . 279: sei dies auch ein Zeichen, sei ein Siegel; 292: was fehlte dir, was wäre dir zu bringen; 295: hier stehen Tausende . . . hier wirken Tausende; 315: erhalte mir nun auch, gewinne mir; 325: noch staunst du dich, noch staunst du alles an; 338: die Sorge lass dem Vater, lass dem König; 369: lasst uns widerstehen, lasst uns tapfer . . . 387: wo er wankt, wankt das gemeine Wesen; 390: auf ihre Kraft, auf ihren Willen; 391: dieser Wille, diese Kraft; 421: Begnügte sollten unter niedrem Dach, Begnügte sollten . . . 424: gern dem Throne, gern der Welt; 461: erst nach und nach . . . erst nach und nach . . . 485: an jeder edlen That, an jeder grossen Handlung; 502: mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern; 516: die mit Freude, die mit Trauer; 523: oft gehört und oft bemerkt; 530: was von Stoffen . . . was von Juwelen; 533: wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden? 559: soll's an mir, soll's an gefälligem Betragen; 568: hier lagst du . . . hier bezwang mich; 572: an manchem Tag, in mancher Nacht; 579: lass diesen Sturz, lass diese Rettung; 609: sein redlicher Vasall, sein treuer Freund; 628: wenn mir der Augen Licht, wenn mir der Füsse Kraft zuletzt versagt; 637: verwaiste Väter sind beklagenswert; allein verwaiste Kinder sind es mehr.

II, 5: lass mein Auge vom bekannten Blick, mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden; 87: ein unbedeutend, unbekanntes Kind; 94: jeder fragt, und jeder weiss zuletzt; 135: nicht zu raten, nicht zu mildern; 143: was zu beginnen, was von dir zu fordern; 163: die meinen Liebling, die mich selbst bedräut; 219: kein Versprechen soll, kein Drohn; 222: ihr Heil vermagst du ganz allein zu schaffen, die Gefahr von ihr

zu wenden magst du ganz allein; 249: dürft' ich dich erleuchten! Dürft' ich . . . 282: wann soll . . . wann öffnen wir . . . 317: hier quillt es fort, hier quillt es auf; 383: lass uns das Zimmer schliessen! Das Geheime lass uns . . . 443: zum Ziele der Bewundrung nicht allein, zum Ziel des Neides und des Hasses mehr; 454: von diesen Uhren, diesen Dosen; 485: nun sprich vom Tode nur, sprich von Gefahr!

III, 30: an ihrer Gruft, an ihrer Leiche; 60: als Freund, als Vater; 76: ihr nahmt mich zum Genossen eures Glücks, mich zum Gesellen eurer Thaten auf; 92: wo Schreckliches beschlossen wird, wo jeder, auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz, zum Unvermeidlich — Ungeheuren stimmt; 99: ich bin's und bin noch weiter, als ihr denkt; 103: was ahnest du? was weisst du? 117: du rufst mich auf zum Leben, mich zum Bewusstsein . . . 127: unteilbar und unendlich; 132: die mich an gestern, mich an ehegestern . . . 157: sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte, sich an der Bildung Riesenschritten freut; 161: dort liegen seiner Hoffnung weite Felder, dort seiner Saaten keimender Genuss; 163: diese grenzenlose Wonne, dies ewig frische Glück; 172: verhasst sei mir das Bleibende, verhasst, was . . . 196: unsterblich, unverwundbar; 215: sie zu warnen, sie zu leiten; 233: wohl trag' ich selbst die Schuld und trag sie schwer; 238: zu Pferde sollten sie, im Wagen sie . . . als Heldin glänzen; 267: in leicht verwundene, in leicht gehobne Bangigkeit verwandelt; 269: nichts zu fürchten, nichts zu hoffen; 292: so lang er . . . der Hoffnung Raum, der Täuschung Raum in unserm Herzen giebt; 295: was zauderst du? was kann ich mehr erfahren? 309: es war ein Augenblick, in dem sie litt, ein Augenblick, wo sie . . . 311: welch ein Geschäft, welch ein Vergnügen; 320: das nächste Wohl, das nächste Weh; 327: keine Hilfe, keine Kunst; 329: was hast du, sage mir, begonnen? was zu ihrem Heil versucht? 343: lass uns . . . lass mit . . . 357: lass mich schweigen . . . lass mich's verhehlen; 377: du hättest diese Form . . . mir grausam nicht verstümmelt, mir die Wonne . . . nicht verkümmert; 390: so stockt, so kehrt in Moder . . . die Lust des Lebens; 417: dort lag sie tot . . . dort sah ich . . . 419: sie zu fassen, sie zu halten; 424: schon führet . . . schon wird . . . 432: das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften; 439: mag sich umher . . . mag sich der Zweig . . . 482: lass die trüben

Stunden . . . lass für dich auch diese Stunden; 487: alles Regen, alles Treiben; 488: zu neuem Regen, neuem Treiben; 490: und so besass und so erwarb ich; 521: deinen Jammer, deinen Kummer.

IV, 2: mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich aus dem Bezirk der Hauptstadt; 14: den man . . . erst pries als Beistand, nun als Richter preist; 24: selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt; 36: von jeder Gabe, jeder Tugend; 126: in deinem eignen Herzen, in deiner Freunde Herzen; 161: schattengleich erscheint mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln; 186: wenig Ruhe, wenige Geduld; 190: ich sah, ich sprach, was mir zu sehn, zu sprechen verboten war; 229: meinen Körper, meinen Geist zugleich; 237: dorthin versprach der edle Vater mich, ans Meer versprach er mich zu führen; 242: und enger scheint's mich, enger zu umschliessen; 252: da werd' ich weg mich wenden, werde dich und dein Geschick beweinen: 277: du kannst, du wirst mich retten; 290: nach anderm Mass, nach andrer Zahl; 295: als feig, als unentschlossen gelten; 309: du sinnst, du denkst; 319: fleht um Linderung, fleht um Erhaltung; 352: ich kann, ich darf nicht reden; 377: mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort; 382: von meines Vaters, meines Königs Hand; 386: nun soll ich denken . . . soll mir; 445: sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn; 471: welch Gesetz, welch Tribunal; 477: auf seine Kraft, auf seinen Biedersinn; 478: nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm; 531: den Schmeichelworten widerspricht mein Herz und widerstrebt euch beiden ungeduldig; 541: dann werd' ich stehen, werde starren Blicks . . . 545: lass dich überreden, lass dich erweichen; 559: wenn Tugend, wenn Verdienst; 578: was sie gewann, wer will es ihr entreissen? was sie verlor, wer giebt es ihr zurück? 610: so hartes Wort, so widriges Betragen; 622: ein lebend Volk bewegt sich um mich her, ein liebend Volk, dass . . . 633: dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben, dort wo die Masse . . . wo jedes Herz . . .

V, 12: du fesselst mich, du schleppst mich; 45: ich will ihn sprechen, ihm den Fall erzählen; 129: so lass mich auch, wer es verhängen konnte, lass mich's wissen; 132: des Vaters Name, des Königs Name; 143: du willst es ja, die Feinde wollen meinen Tod, sie wollen mich lebend eingescharrt;

149: zu stillem Jammer, wie zu stillem Glück; 162: wenn Ruhe, wenn Besonnenheit; 182: nicht am Adel der Geburt, nicht am Vermögen; 194: mit diesem Wort, mit diesem Händedruck; 209: ich will nicht mehr in Zweifel . . . will nicht weibisch mehr; 214: sei von meinem Vater, sei von meinem König; 237: was meine Seele peinigt, was ich noch . . . 245: hier sprechen edle Männer . . . hier flehen heilig Einsame; 264: und könnt' ich das? ich könnte . . . 280: man kommt, man fordert mich; 296: was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier? 303: ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel . . .; 305: o dass ein einzig ahnungsvolles Wort . . . o dass ein Friedensvogel; 363: du hast nur Allgemeines mir vertraut, ich kann dir nur das Allgemeine raten; 369: was deinen Geist am wenigsten begrenzt, am wenigsten die frommen Thaten fesselt; 404: ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte, ich brachte Himmelshoffnung in den Tod; 457: was in der Kindheit schon . . . was ich erst . . . 481: nun bist du . . . nun fühl ich erst . . . 496: mein Vater, mein Monarch; 502: er kommt, er sucht mich auf! 512: deine Neigung, deine Sorgfalt; 523: vermagst du . . . vermagst du . . . 544: zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn; 559: werd' ich entdeckt, werd' ich's zu früh; 564: keine Zeile soll, kein Bote dort mich nennen; 584: dein Äussres nicht, nicht deiner Worte Wohllaut; 590: ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen.

Diesen Verdoppelungen schliessen sich die Fälle an, in welchen gleichfalls dasselbe Wort oder wenigstens derselbe Wortstamm wiederkehrt, aber in anderer syntaktischer Stellung:

I, 415: mit dem besten Willen leisten wir so wenig, weil uns tausend Willen kreuzen; 433: des Königs Milde sollte Milde zeugen; 446: er fürchte jene, die zu fürchten sind; 508: ich soll dich leiten und du leitest mich; 604: locket Übung des Gefährlichen nicht die Gefahr an uns heran? 644: das Leben ist des Lebens Pfand.

II, 113: der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn berechnet seines Vaters Jahre; 116: vergisst, wohin er streben soll, und strebt nach Gold; 152: ich soll mit ihr, mit der Verratnen die Verräterin, der Toten Schicksal vor dem Tode teilen; 195: wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt und ein Geheimnis zu verwahren glaubt; 418: der Schein, was

ist er, dem das Wesen fehlt? das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

III, 80: ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf; 167: du rufst's, Unglücklicher, die öde Stunde ruft mir's wieder zu; 282: auch so willkommen, unwillkommner Bote! 291: willkommen scheint ein unwillkommner Bote, so lang . . . 334: lass mich meinen Schmerz durch meinen Schmerz betrügen; 411: die Trauer wird durch Trauern immer herber; 412: durch Trauern wird die Trauer zum Genuss; 436: o lasst mich dort, versteint, am Steine ruhn; 440: mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten; 473: mich ihres trunknen Blicks ins Unbegrenzte mit unbegrenzter Liebe zu erfreun; 487: wenn alles Regen, alles Treiben stets zu neuem Regen, neuem Treiben führt; 495: den Vater lieben sie . . . dem Vater danken sie's.

IV, 65: der Schuldgen Schuld zu hemmen; 99: der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten; 102: vertrauen wird man dem Vertrauenden; 118: sie fürchtet's, und ich fürcht' es wie den Tod; 200: verbotne Schätze wagt' ich aufzuschliessen, und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab; 202: des Übels Quelle findest du nicht aus, und aufgefunden, fliesst sie ewig fort; 214: indem es mich vernichtet, und droht Vernichtung aller Welt umher; 243: wie schränkt sich Welt und Himmel ein, wenn unser Herz in seinen Schranken banget; 326: gerettet willst du sein! Zu retten bist du; 348: wenn ich dir von Möglichkeiten spräche! Möglich scheint fast alles; 386: nun soll ich denken, was ich nie gedacht; 396: was . . . dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet; 411: ungleich erscheint im Leben viel, doch bald und unerwartet ist es ausgeglichen; 483: der König fordere dich von mir zurück, als Gatte kann ich mit dem König rechten; 535: danken möchten wir und sind undankbar, da wir . . . 553: unmöglich ist, was Edle nicht vermögen; 557: ihn lohne gleich, was ihn allein belohnt; 633: dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben.

V, 86: Vertrauen scheint ihr beide zu verdienen, und ihr misstraut einander beide selbst; 171: lass mich weilen, wo du weilst; 213: es breche, wenn es brechen soll! 270: die Wahl ist schwerer als das Übel selbst, die zwischen zweien Übeln schwankend bebt; 311: es winke nur! ich will dem heilgen Winke . . . mich fügen; 509: gedenke mein! o, dass du meiner

nicht am bösen Tage sehnsuchtsvoll gedenkest! 514: wenn du denkst, wie du gedacht, empfindest, wie du empfunden; 523: vermagst du . . . Entsagung der Entsagenden zu weihen? 529: zu tragen glaub' ich alles, nur das eine . . . erscheint mir unerträglich; 574: wie du zum ersten Male mir erschienen, erscheinst du bleibend mir.

Diese von mir nachgewiesenen Wiederholungen gleicher Satzteile und gleicher oder ähnlicher Wörter scheinen mir in unserm Drama so stark gehäuft zu sein, dass sie wohl als eine Eigentümlichkeit gerade dieser Dichtung gelten können. Zu widerlegen wäre diese Annahme nur dadurch, dass man dieselbe Erscheinung auch in anderen Goethischen Dichtungen nachwiese, was nach meinen Beobachtungen schwerlich gelingen dürfte. Hier und da finden sie sich natürlich überall und sind, für sich betrachtet, nicht nur ohne jeden Anstoss, sondern dienen dazu, die Rede lebendiger, kräftiger zu machen, die Gedanken fester zusammenzuschliessen: das Besondere in der Natürlichen Tochter liegt einzig und allein in der ungewöhnlichen Häufung.

Anders steht es mit einer gewissen Freiheit in der Wortstellung der Frage- und Ausrufungssätze, die sich schon im Tasso zeigt, hier aber häufiger vorkommt, freilich im Vergleich zu jenen oben besprochenen Wiederholungen sehr viel seltener, indessen an sich weit auffallender und das Ohr zuweilen nicht angenehm berührend. Ich meine z. B. folgende Sätze, die sich nur in den letzten Akten finden:

IV, 95: so übereilt, wer dürfte sich entschliessen? 105: in solchem Fall zu werben, ist es redlich? 335: und nächst dem Leben, was erflehst du dir? 403: und mir, wo zeigte sich ein solcher Held? 513: der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn? V, 551: und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen? 567: in diesem wichtgen Fall, was soll ich sagen?

Im Tasso kenne ich nur ein Beispiel dieser Art, allerdings ein auffallendes, nämlich in II 125: mir, welch ein Moment war dieser!

Von der dichterischen Freiheit von zwei nebeneinander stehenden Adjektiven das erste unflektiert zu lassen, als ob es Adverbium zu dem zweiten wäre, macht Goethe in unserm Drama, wie in anderen Dichtungen, häufig Gebrauch, einige Male aber in sehr ungewöhnlicher Weise. Wenn es I 77

heisst: „der wonnevoll geheim verwahrte Schatz", muss „wonnevoll" als Adjektivum zu „Schatz" und „geheim" als Adverbium zu „verwahrt" angesehen werden. Hierüber kann schwerlich ein Zweifel sein; dagegen weiss ich nicht, wie Schröer den ähnlichen Fall in IV 256 „Entbehrung alles nötig lang' Gewohnten" verstehen will, wenn er die Worte in der angegebenen Weise schreibt. Ich zweifle nicht, dass Strehlke die Worte richtig so schreibt: „alles Nötig-, lang' Gewohnten", so hart auch die Konstruktion erscheinen mag. Denn weder das in nötiger Weise lang Gewohnte, noch das mit nötiger Länge Gewohnte kann hier als etwas Entbehrtes bezeichnet werden, sondern nur das Nötige und lang Gewohnte. Dagegen wird ein Adverbium in folgender nicht so leicht verständlichen Stelle anzunehmen sein (V 420):

> Im Dunkeln drängt das Künftge sich heran;
> Das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
> Dem offnen Blick der Sinne, des Verstands.

Ein erst „künftig Nächstes" kann in vielleicht erst ferner Zukunft uns nahe sein, und doch ist hier offenbar die uns nächste Zukunft gemeint. Nun ist daran nicht zu denken, dass Goethe hier statt des einfachen und klaren „das zunächst Künftge" mit seltsamer Umkehrung „das künftig Nächste" geschrieben habe; sondern ich glaube, dass durch das Adverbium „künftig" in freilich unnötiger Weise der Begriff des Künftigen aus dem vorhergehenden Verse nur aufgenommen wird, so dass es also so wenig bedeutet, als wenn es hiesse: „das so, das in dieser Weise Nächste" nicht etwa räumlich oder sonst irgendwie Nächste. Es darf also fast gar nicht betont werden. Ich möchte daher nicht ganz mit Strehlke übereinstimmen, der die Fügung durch die Worte erklärt: „dasjenige, was als das Nächste bevorsteht"; denn das wäre eben die nächste Zukunft, sondern lieber (mit Aufgeben der adverbialen Kraft des „künftig"): „von dieser Zukunft sogar das Nächste"; die Möglichkeit aber, die beiden Wörter als gleichgeordnete aufzufassen, also: „das Künftige, nämlich Nächste" ist natürlich von der Hand zu weisen. Auch der Zusammenhang mit dem vorhergehenden Verse verbietet diese schon an sich seltsame Auffassung.

Manches andere sprachlich sonst noch Bemerkenswerte lasse ich absichtlich bei Seite, weil ich darin keine besondere Eigentümlichkeit gerade dieser Dichtung erkennen kann. Es würde in eine allgemeine Erörterung über Goethes Sprache hineingehören. Doch darauf muss noch mit kurzem Wort hingewiesen werden, dass eine verhältnismässig grosse Zahl von solchen Fremdwörtern, welche uns entbehrlich scheinen, in der Natürlichen Tochter sich findet. Ich nenne nur: Region, Moment, Regent, Monarch, welche alle mehr als einmal erscheinen; auch Horizont und Element sind dahin zu rechnen, wo sie nicht in naturwissenschaftlichem Sinne gebraucht werden. In der Iphigenie hat Goethe so gut wie gar kein Fremdwort angewendet, im Tasso finden sie sich häufiger, aber in noch viel grösserer Zahl, etwa noch einmal so viel, sind sie in die „Natürliche Tochter" eingedrungen. Auch mit Rücksicht hierauf also hatte Weber kein Recht, für die Sprache in diesen drei Dichtungen dieselben Worte des Lobes auszusprechen. Bewunderungswürdig freilich ist Goethes Sprache auch in dem dritten dieser drei Dramen, aber nicht so innig, so reich, so rein, wie in den beiden andern.

V.

Goethes Natürliche Tochter im deutschen Unterricht.

Bekanntlich hat Schiller in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt über Goethes Natürliche Tochter geurteilt, das Drama sei ganz Kunst und ergreife dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Goethe selber hat die Heldin seines Dramas, „Eugenie" für seinen „Liebling" erklärt.

Solch entschiedenes und so lobendes Urteil des gewaltigen Dramatikers, solche innige Herzensteilnahme des grossen Dichters selber an seiner eigenen Schöpfung legen die Frage nahe, ob denn die Dichtung nicht in irgend einer

Weise für den deutschen Unterricht in der obersten Klasse unserer Gymnasien nutzbar gemacht werden sollte.

Bis jetzt ist wohl unseren Primanern das Drama entweder so gut wie unbekannt, oder, was noch weniger zu wünschen ist, sie erfahren nach einer ungefähren Inhaltsangabe die oft wiederholten teils verkehrten, teils unverstandenen Aussprüche von der Marmorglätte und Marmorkälte der Dichtung und von der Silberstiftzeichnung. Vielleicht erscheint in den drei Minuten, welche höchstens auf die Beurteilung des Dramas verwendet werden, auch die wichtige Beobachtung über die Namenlosigkeit fast aller Personen, die bekanntlich die Ansicht über die Leblosigkeit der Handlung bestätigen soll, während doch kein Mensch daran Anstoss nimmt, dass derselbe Dichter auch in seinem Epos uns die Namen des Wirtes, des Pfarrers, des Apothekers, des Richters, auch den Familiennamen Dorotheas mitzuteilen nicht für nötig befunden hat, und während von Ifflands Jägern selbst unmittelbar nach der theatralischen Vorstellung vielleicht nur sehr wenige wissen, dass darin der Oberförster Warberger, und vermutlich kaum einer, dass der Pastor Seebach heisst.

Goethe hat sein Drama aus tiefster Herzensbewegung heraus gedichtet, unter dem Eindruck des gewaltigsten und folgenschwersten geschichtlichen Ereignisses, das er erlebt hat. Wenn irgend eine Dichtung, so ist diese rein und ganz aus seinem eignen Geiste hervorgegangen — selbst Schiller hat während der Entstehung nichts davon gewusst — geschaffen auf der höchsten Höhe seines dichterischen Vermögens, noch vor dem Abschluss des ersten Teils des Faust, noch vor den Wahlverwandtschaften —, dargestellt in einer Sprache, wie sie nachher kein anderer und auch er selber nicht wieder gesprochen hat[1]).

Kommt nun dazu, dass der Inhalt überall für die reifere Jugend verständlich ist und nirgends etwas pädagogisch Bedenkliches bietet, dass er auch abgesehen von der besonderen Handlung und von den besonderen Charakteren eine Fülle von wertvollen Gedanken enthält, welche durchdacht und eingeprägt zu werden verdienen, so ist es doch nicht so ohne

[1]) Über gewisse bisher, soviel ich weiss, nicht beachtete Eigentümlichkeiten der Sprache in diesem Drama ist in dem vorhergehenden Aufsatze (S. 50—63) gehandelt worden.

weiteres von der Hand zu weisen, wenn die Schule wenigstens Anstoss und Anregung zu späterer Lektüre giebt. Thut sie es nicht, wie sie es bisher wohl meist in der That unterlassen hat, so werden zu solcher in die Tiefe gehenden Dichtung, deren Schönheit nur wiederholter Betrachtung sich öffnet, recht wenige später sich wenden, wie in der That heutzutage wenige sie so kennen, wie sie es verdient. Dem aber, der sich in diese Dichtung nicht hineingelebt hat, mag er auch sonst seinen Goethe noch so genau kennen, fehlt ein sehr wichtiger Einblick in Goethes Gemüts- und Geisteswelt.

Also nur Anstoss und Anregung zur Lektüre verlange ich, nicht die Lektüre selber. Denn gegen diese wird mit Recht auch von denen, welche das Drama mit mir aufrichtig bewundern, eingewendet werden können, dass so viele andere deutsche Dichtungen, grössere und kleinere, auch von Goethe selber, den Schülern zum geistigen Eigentum gemacht werden müssten, dass für eine eingehende, manche Stunde in Anspruch nehmende Behandlung dieses Dramas in den Lehrstunden selber die Zeit nicht vorhanden sei. Auch dass unser Drama keine in sich abgeschlossene Dichtung, sondern nur der erste Teil einer Trilogie ist, kann mit vollem Recht, wie gegen die Achilleis, so gegen die selbständige schulmässige Behandlung der Natürlichen Tochter geltend gemacht werden.

Soll nun aber die Anregung fruchtbar und folgenreich werden, so muss sie nach bekannten didaktischen Grundsätzen auf einen in den Schülern bereits vorhandenen, von ihnen beherrschten Gedankenkreis treffen. Der ist nun in der That vorhanden, ja nicht nur einer, sondern mehrere, unter sich verschiedene. Wo Goethes Tasso in der Prima, wie es sehr wünschenswert ist, gründlich besprochen wird, sind es drei solcher Kreise: ausser Tasso nämlich noch die Iphigenie und Schillers Jungfrau.

In Bezug auf den Inhalt, die Interessen der handelnden Personen, die Welt ihrer Gedanken und Gefühle sehe ich zwischen Tasso und der Natürlichen Tochter begreiflicherweise keine Ähnlichkeit; im Gegenteil alles das ist so verschieden, wie nur immer möglich, wenn auch Eugenie gleichfalls Dichterin ist und von dieser ihrer Begabung in dem Drama selber eine Probe giebt. Nicht einmal die Ähnlichkeit ist vorhanden, welche in deutlichen Gegensätzen un-

verkennbar bleibt; die beiden Dramen stehen zu einander in ganz disparatem Verhältnis. Desto grösser aber und in der That auffallend ist die Ähnlichkeit beider Dramen im Aufbau, im dramatischen Organismus.

Leicht erkennt jeder zunächst in beiden die merkwürdige, so viel ich weiss, recht seltene Thatsache, dass gerade im dritten Akt der Held gar nicht erscheint, wenn auch, wie begreiflich, alles Thun und Reden nur ihn zum Gegenstand hat. Aber auch sonst, welche Ahnlichkeit in der dramatischen Bewegung! In beiden Dramen bei aller Verschiedenheit des Inhalts im ersten Akt die Aussicht auf überschwengliches Glück, im zweiten scheinbare Erfüllung, dann die alle Glücksempfindungen zerstörenden Handlungen, eigene und fremde, im dritten der dadurch hervorgebrachte Zustand, Gefangenschaft und Verbannung, im vierten, wo wir die Helden nach dem Umschwung wiederfinden, diese in der verzweifeltsten Stimmung, welche an Wahnsinn denken lässt, im fünften nach dem letzten Versuch, das Glück, soviel noch möglich zu retten, die höchste Steigerung des Schmerzes, die in beiden dann zur Resignation führt und zur Erkenntnis der nunmehr vor ihnen liegenden Lebensaufgaben.

Sind die Schüler durch solche Vergleichung neugierig gemacht und empfänglich für die Anregung, auch diesem ihnen bis dahin völlig unbekannten Drama einmal ihre häusliche Lektüre, die sonst so manches wertlose Tageserzeugnis ohne Nutzen verschlingt, mit dem ernsten Bestreben zuzuwenden, sich von den vergleichenden Bemerkungen des Lehrers zu überzeugen, so werden sie durch ihre Lektüre auch auf manche einzelne Ähnlichkeiten in den Gedanken und Bildern aufmerksam werden.

Ich will wenigstens einige hervorheben. Unmittelbar vor der Streitscene mit Antonio, die ihn aus allen seinen Himmeln stürzt, sagt Tasso:

O, Witterung des Glücks,
Begünstge diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
O, dass sie Frucht, o, dass sie Freuden bringe!
Dass eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen, reichen Ästen breche!

Und Eugenie spricht in einer für die dramatische Bewegung durchaus ähnlichen Lage:

> Gefaltet kann die Knospe sich genügen,
> Solange sie des Winters Frost umgiebt;
> Nun schwillt vom Frühlingshauche Lebenskraft,
> In Blüten bricht sie auf an Licht und Lüfte.

Als im dritten Akt des Tasso die Prinzessin von dem Dichter sich scheiden soll, sagt sie in schmerzlich süsser Erinnerung an das verlorene Glück:

> Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
> Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf.

Und im dritten Akt der Natürlichen Tochter sagt der Herzog, der fest daran glaubt, dass Eugenie ihm auf ewig entrissen sei:

> Wie schwebte beim Erwachen sonst das Bild
> Des holden Kindes dringend mir entgegen.

Sehr ähnlich ist es auch, wenn der Herzog sein, wie er glaubt, ungerechtes Zürnen über die Hofmeisterin mit den Worten entschuldigt:

> O lass mich ungerecht auf andre zürnen,
> Dass ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreisse,

und wenn Tasso auf die Vorhaltung Antonios wegen seiner ganz ungerechten Anklage gegen die Prinzessin sagt:

> Lass mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
> Mich erst besinne, dann von Sinnen komme.

Aber auch allgemeine und sehr beherzigenswerte Sentenzen bieten sich zur Vergleichung dar, welche auf derselben Lebensanschauung ruhend, einander ergänzen:

Tasso III, 4:

> Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
> Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
> In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen;
> Allein bei Freunden lässt man frei sich gehn.
> Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt

Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtsten lieben.

Natürliche Tochter IV 2:

Wenn Fremde sich in unsre Lage fühlen,
Sind sie wohl näher als die Nächsten, die
Oft unsern Gram als wohlbekanntes Übel
Mit lässiger Gewohnheit übersehn.

Dergleichen Übereinstimmungen lassen sich nun zwar auch zwischen der Iphigenie und der Natürlichen Tochter nachweisen; aber hier erscheint noch bedeutender manche Ähnlichkeit, welche die Heldinnen mit einander haben.

In beiden lebt die innigste Liebe zum Vater, beider Verhältnis zur Mutter ist ein kaltes und fremdes. Beide gelten ihren nächsten Angehörigen als tot; und wenn Iphigenie (I 2) klagt, dass sie ihr Leben, gleich einem Schatten um sein eigen Grab vertrauern müsse, so erscheint auch Eugenien (IV 2) die Umgebung und der Menschen Wandeln fremd und schattengleich, ja, sie nennt sich (V 6) dem selbstbewussten Toten gleich, der ein Zeuge seiner eigenen Bestattung, gelähmt, in in halbem Traume, grausend liegt.

Und der Sekretär, als er seiner Geliebten über den ruchlosen Plan Mitteilung macht, sagt über das künftige Leben Eugeniens (II 1):

Sie muss dergestalt
Auf einmal aus der Welt verschwinden, dass
Wir sie getrost als tot beweinen können.
Verborgen muss ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Toten, ewig bleiben.

Ebenso war, freilich durch Götterhuld, auch Iphigenie den Ihrigen, wie es schien, auf immer entrückt worden.

Dasselbe Leben aber, welches Iphigenie in Taurien wirklich geführt hat, steht Eugenien wenigstens als ein künftiges vor der Seele, als ein vom Mönch ihr vorgehaltenes, von ihr freilich verschmähtes Ideal, weil sie alle Kraft ihres jungen Lebens dem Vaterlande weihen will.

Wie sollte es dem Schüler nicht einleuchten, dass folgende Worte des Mönchs (V 7) zu Eugenien ihr dasselbe als

Lebensaufgabe hinstellen, was Iphigenie durch ihr Wirken im Barbarenlande in der That geleistet hat:

> Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
> Ein edler Mut, ein hoher, freier Sinn
> Erhalten dich und andre, wo du auch
> Auf dieser Erde wandelst. Wenn du nun,
> In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,
> Durch heilge Fügung fremde Fehler büssest,
> So führst du wie ein überirdisch Wesen
> Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.
> So ziehe denn hinüber! Trete frisch
> In jenen Kreis der Traurigen! Erheitre
> Durch dein Erscheinen jene trübe Welt.
> Durch mächtges Wort, durch kräftge That errege
> Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
> Vereine die Zerstreuten um dich her,
> Verbinde sie einander, alle dir;
> Erschaffe, was du hier verlieren sollst,
> Dir Stamm und Vaterland und Fürstentum.

Diejenige Lebensaufgabe aber im Vaterlande, zu welcher Eugenie nach schweren inneren Kämpfen sich wirklich hindurch ringt, ist ähnlich, nur nicht so friedlich, wie die, welche Iphigenien für die Zukunft bevorsteht, und ähnlich ist es auch, dass, bevor diese Aufgabe erfüllt werden kann, beide wie ein heiliges Bild, wie ein Talisman, den trostlosen, trüben Verhältnissen entrückt sind.

Orest sagt im fünften Akt zu Iphigenien und nachher zu Thoas:

> Schön und herrlich zeigt sich mir
> Der Göttin Rat. Gleich einem heilgen Bilde,
> Daran der Stadt unwandelbar Geschick
> Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
> Nahm sie dich weg, dich Schützerin des Hauses;
> Bewahrte dich in einer heilgen Stille
> Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
> Da alle Rettung auf der weiten Erde
> Verloren schien, giebst du uns alles wieder.
> Lass deine Seele sich zum Frieden wenden,
> O König! Hindre nicht, dass sie die Weihe
> Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
> Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
> Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!

Und als Eugenie, gerade im Widerspruch zu den Worten des Mönches, der sie auf die Wirksamkeit in der Fremde hingewiesen und von der drohenden furchtbaren Umwälzung im Vaterlande gesprochen hat, ihren Beruf erkennt, in aufopferungsvoller Hingabe dem Vaterlande zu dienen, und zu diesem Zweck die ihr vom Gerichtsrat gebotene Hand anzunehmen sich entschliesst, spricht sie die Worte (V 8):

An ihn will ich mich schliessen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman.
Denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschiehts durch liebevolle, treue Herzen.
Die Grösse der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken;
Das alles wird ein günstiges Geschick
Zu rechter Zeit auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstossen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.

Ich übergehe einzelne, minder ins Gewicht fallende Ähnlichkeiten, wie das Verhältnis des Thoas zu Iphigenien und das des Gerichtsrats zu Eugenien, und will nur noch auf die Bedeutung hinweisen, welche in beiden Dramen das Meer für das Gemüt der Hauptpersonen hat, auf den ergreifenden Gegensatz, der darin sich zeigt.

In der Iphigenie ist in solchem Sinne von der Heldin selber nur einmal die Rede, in den fünf Versen im Anfangsmonolog, die jeder im Gedächtnis hat. In der Natürlichen Tochter spricht zuerst der Herzog (III 4) von der ihm nun auf immer geraubten Hoffnung, der heissgeliebten Tochter einst

des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewässer Flut
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks ins Unbegrenzte
Mit unbegrenzter Liebe zu erfreun.

Und als nun Eugenie, mit schändlicher List dem Vater entrissen, in der Hafenstadt sich befindet, mit der schrecklichen Aussicht jenseit des Meeres, nicht wie Iphigenie die teure

Heimat wiederzufinden, sondern einsam und verlassen einem frühen, qualvollen Tode entgegen zu gehen, da erinnert sie sich an ihres Vaters einstige Absicht und spricht (IV 2) in tiefster Bewegung die Worte:

> Ans Meer versprach er mich zu führen, hoffte
> Sich meines ersten Blicks ins Unbegrenzte
> Mit liebevollem Anteil zu erfreun —
> Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
> Und enger scheint mich's, enger zu umschliessen.
> O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
> Wenn unser Herz in seinen Schranken banget!

Auch für Orest und den Gerichtsrat hat der Blick auf das Meer Bedeutung, für jenen in der Erinnerung an frischen Jugendsinn, für diesen in dem schmerzlichen Gedanken an das, was er bald verlieren soll.

In seinem Gespräch mit Pylades denkt Orest mit Wehmut an die Zeit, als

> wir abends an der weiten See
> Uns aneinander lehnend ruhig sassen,
> Die Wellen bis zu unsern Füssen spielten,
> Die Welt so weit, so offen vor uns lag:
> Dann fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
> Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
> Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Der Gerichtsrat dagegen, der keine Hoffnung mehr hat, Eugenien zu fesseln, versetzt sich in die nach seiner Meinung nahe Zukunft, da das Schiff mit ihr den Hafen verlassen wird:

> Dann werd' ich stehen, werde starren Blicks
> Geschwollne Segel ferner, immer ferner,
> Und Glück und Hoffnung weichend schwinden sehn.

Iphigeniens Aufgabe ist es, Friede und Versöhnung durch friedliche Mittel, durch freundliches Wort, durch ihre reine, milde, hoheitsvolle Persönlichkeit zu bringen. Diese Aufgabe hat sie erfüllt schon vor dem Beginn der dramatischen Handlung, das Drama zeigt sie in Gefahr, diese ihre Pflicht dem Könige gegenüber zu verletzen und den frommen Glauben an die Götter zu verlieren, sie findet sich nach schwerem

Kampfe zurecht, und das Drama schliesst mit der Aussicht, dass sie von nun an mit freierem Sinn und tieferer Befriedigung in der Heimat ebenso wirken werde, wie früher unter dem Barbarenvolke.

Eugenie wird erst durch schwere Schicksalsschläge zur Erkenntnis ihrer Lebensaufgabe geführt; am Ende des Dramas sehen wir sie entschlossen, all ihre Kraft daran zu setzen, um in den drohenden Gefahren, von denen sie schon früher gehört, und die ihr eben noch der Mönch in ergreifender Rede geschildert hat, für den König und ihren Vater einzustehen, und wäre es mit Aufopferung des blühenden Lebens. Sie ahnt und weiss, dass in diesen Zeiten milde und freundliche Worte nicht ausreichen werden, sondern dass sie sich „kühn der hohen Ahnen würdig zu beweisen" haben wird. So steht sie im ersten Auftritte des letzten Aktes vor unseren Augen als eine Heldenjungfrau.

Darin liegt die Ähnlichkeit der Natürlichen Tochter mit der Jungfrau von Orleans. Freilich entspricht das ganze Goethische Drama nur dem Prolog des Schillerschen. Und während es sich bei Schiller um den Kampf gegen äussere Feinde handelt, sehen wir bei Goethe die Heldin vorbereitet, einzugreifen in den Kampf mit den inneren Feinden, welche Glück und Bestand des staatlichen Lebens gefährden und zu zerstören drohen. Aber Todesgefahr hier wie dort. Und dass Eugenie ihre edle Aufgabe in der That nur mit der Hingabe ihres Lebens wird erfüllen können, wird nahe gelegt durch die Bezeichnung Trauerspiel, die Goethe der Trilogie schon bei der Veröffentlichung des ersten Teils gegeben hat.

In ihrer Thätigkeit selber sehen wir Eugenie nicht, und aus dem Schema der Fortsetzung können wir Sicheres über die Art derselben nicht entnehmen. Nur soviel wissen wir, dass im zweiten Aufzug des zweiten Teils Goethe hat darstellen wollen, dass sie ihre eben aufkeimende, innige Liebe zu dem edlen Gemahl, der nur ihr Freund und Bruder hat sein sollen, mit tapferem Sinne besiegt, als sie den Gerichtsrat von politischen Überzeugungen erfüllt sieht, welche ihr für den Bestand der Monarchie verderblich erscheinen. Auch hier wäre also eine Ähnlichkeit mit der Schillerschen Jungfrau hervorgetreten, welcher Lionel, nachdem sie ihre Schwäche besiegt hat, wieder der verhasste Feind ihres Volkes wird.

Wenn wir nun auch in dem Goethischen Drama keine Darstellung von Eugeniens Heldentum haben, wie es das Schillersche in unvergleichlicher Anschaulichkeit uns vor die Seele bringt, so haben wir dafür in Goethes Dichtung die meisterhafte Darstellung von Eugeniens Entwickelung zu ihrem hochherzigen Entschluss. Was uns in Schillers Dichtung als ein Wunder erscheint und so erscheinen soll, und was wir durch die hohe dichterische Kunst bezaubert und gerührt auch gern und gläubig als solches hinnehmen, ist bei Goethe alles sorgfältig psychologisch motiviert, so sorgfältig, dass der Dichter selber diese seine Schöpfung eine Kette von Motiven genannt hat.

Wenn man so durch hingeworfene Bemerkungen bei der Lektüre der Iphigenie und des Tasso auf sachliche und formale Ahnlichkeiten hingewiesen, wenn man gelegentlich den Schülern gesagt hat, dass Goethes Natürliche Tochter gewissermassen dem Prolog der Schillerschen Jungfrau entspreche, so wäre es wunderbar, wenn dadurch nicht so mancher Schüler gereizt würde, das so wenig gelesene, so wenigen genauer bekannte Drama einmal mit Rücksicht auf die hervorgehobenen Punkte etwas sorgfältiger zu betrachten. Ich habe solche freiwillige und darum erfolgreiche Beschäftigung mit demselben schon allein durch Hinweisung auf dasselbe bei der Iphigenielektüre in meinen Schülern angeregt.

Hat aber der Lehrer die Überzeugung gewonnen, dass seine Bemerkungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind, so stände dem gewiss auch gar nichts im Wege, dass einzelne Teile der Dichtung um ihrer selbst willen einmal in den Lehrstunden genauer behandelt werden. Besonders empfehlen würden sich zu solcher Klassenlektüre der ganze dritte Akt, für dessen wunderbare Schönheit wenige sich unempfänglich zeigen werden, die Scenen mit dem Gouverneur und der Äbtissin wegen der feinen, durchaus realistischen Charakteristik der beiden Eugenien ihre Hilfe versagenden Personen, Scenen, die darum gerade Meisterstücke idealisierender Kunst sind, das Gespräch mit dem Mönch, das keiner weitern Anpreisung bedarf, und endlich Eugeniens beide mit einander so schön kontrastierenden Monologe im fünften Akt.

VI.

Ein Interpunktionsfehler in Goethes Iphigenie.

Als im Anfang des dritten Auftritts im ersten Akt Iphigenie den Thoas mit ihrem Segenswunsch begrüsst, für ihn von der Göttin Sieg und Ruhm und Reichtum, das Wohl der Seinigen und jedes frommen Wunsches Fülle erfleht, dass, wie er über Viele sorgend herrsche, so auch vor Vielen seltenes Glück geniessen möge, antwortet der König:

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, geniessen Andre mehr
Als ich. Der ist am Glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.

So steht es gedruckt in allen Ausgaben, die mir zugänglich gewesen sind, auch in der von Fr. Strehlke besorgten, im Hempelschen Verlage erschienenen. Trotzdem muss ich gestehen, dass die Verse mit dieser Interpunktion, d. h. mit dem Kolon nach „rühmte" an einer sehr bedenklichen, ja geradezu unerträglichen Unklarheit leiden. Strehlke giebt zu den Worten keine erklärende Anmerkung; Düntzer stellt in seiner Erläuterung (3. Aufl. S. 50) den Gedankenzusammenhang so dar: „Der Priesterin Segenswunsch führt den Thoas gleich auf das Familienglück als das Höchste, was dem Menschen zu teil werden könne. Der Verlust seines Sohnes, dessen schon Arkas gedachte, fällt ihm jetzt, wo er dessen Tod gerochen, noch bitterer aufs Herz und verstimmt ihn zu quälendem Argwohn; denn er glaubt, die Bande, welche das Volk an ihn geknüpft, seien nun gelockert, die alte verehrende Liebe gewichen, weil durch den Mangel eines rechtlichen Thronfolgers des Reiches Zukunft unsicher geworden". Und in der Anmerkung mit Recht genauer auf die oben mitgeteilten, der Erklärung allerdings sehr bedürftigen Verse eingehend: „Wahre Anerkennung von seiten des Volkes wünscht sich der weise

und tapfere König, dagegen lassen die Sorgen der Herrschaft ihn weniger als irgend einen Unterthanen seines reichen Besitzes sich freuen, und vor allem fehlt dem Thoas jetzt der Segen des häuslichen Glückes".

Ich will nicht leugnen, dass Düntzer den Text, wie er nun einmal interpungiert ist, so gut erläutert hat, wie es möglich ist; aber ihm selber wird es nicht entgangen sein, dass er zu diesem Zweck die Worte „Zufrieden wär' ich" in „ich wünsche mir" hat abschwächen müssen, und die Worte „wenn mein Volk mich rühmte" so deuten muss, als hätte Thoas von „wahrer Anerkennung", ja Düntzer müsste eigentlich sagen, von „herzlicher Liebe" gesprochen. Nach seiner Erklärung wäre in den Worten, wenn auch nicht in der Form, so doch in der Sache, die Klimax enthalten: „Reichtum ist mir fast gleichgültig, herzliche Verehrung von seiten des Volkes wünsche ich mir wohl; aber mein sehnlichstes Verlangen geht nach häuslichem Glück". Thoas würde so an das Wort Iphigeniens, durch das sie ihm Reichtum wünscht, ablehnend anknüpfen; den an die Spitze ihrer Rede gestellten Wunsch des Sieges und Ruhmes, der wahrhaft „königlichen Güter" würde der siegreich und ruhmvoll heimkehrende Feldherr aber gar nicht erwähnen, obwohl er das Wort „rühmen" anwendet. Düntzers Erklärung scheint mir demnach den Worten Gewalt anzuthun und doch einen Sinn in dieselbe zu legen, der zu der Situation nicht passen will, da Thoas offenbar glänzendes Scheinglück wahrer innerlicher Befriedigung gegenüberstellt.

Ich meine, man erwartet in der Rede des Thoas folgenden Gedankengang: „Was soll mir Sieg und Reichtum? Dauernde persönliche Befriedigung finde ich darin nicht. Dem Könige wie dem Geringsten ist friedliches Glück im Hause das Höchste". — Und diesen Gedankengang erhält man, wenn man hinter „rühmte" statt des Kolon ein Fragezeichen oder meinetwegen ein Ausrufungszeichen setzt. Thoas sagt selbst in einem gleich darauf folgenden Verse, er sei befriedigt zwar zurückgekehrt, aber nun mahne ihn das öde Haus an das Beste, was ihm fehle. Als daher Iphigenie in ihren ersten Begrüssungsworten ihm Sieg und Ruhm und Reichtum wünscht, spricht er die eben von ihm gemachte schmerzliche Erfahrung in seiner Entgegnung aus: „Glaubst Du etwa, ich wäre

zufrieden, ich hätte meines Wunsches Ziel erreicht, wenn meine Thaten und ihre Erfolge vom Volke gerühmt werden? Von allem, was ich errungen, haben ja andere mehr Genuss als ich selber".

Ich weiss es nicht und habe hier nicht die Hilfsmittel mit erschöpfender Genauigkeit zu untersuchen, ob in irgend einer früheren Ausgabe die Stelle bereits richtig interpungiert ist. Das aber weiss ich, dass die entsprechenden Worte in der prosaischen Bearbeitung des Dramas die von mir vorgeschlagene und begründete Interpungierung bestätigen. In allen drei Prosabearbeitungen (vgl. Baechtold Goethes Iphigenie. Zweite Ausg. S. 14. 15) lautete die Stelle: „Der Ruhm des Menschen hat enge Grenzen, und den Reichtum geniesst oft der Besitzer nicht". Der Sinn in der poetischen Bearbeitung unterscheidet sich zunächst dadurch von den prosaischen, dass diese schon im ersten Satze den Grund andeuten, warum der Ruhm keine letzte Befriedigung gewähren könne, während jene und zwar in der Form der unwilligen Frage den Ruhm als ein letztes Ziel des Strebens ablehnt, ohne sich, wie es scheint, auf eine Begründung für diese Ablehnung einzulassen. Zwar könnte man diese Andeutung auch in der poetischen Bearbeitung finden, wenn man besonderen Nachdruck auf die Worte „mein Volk" legt und so den König die „engen Grenzen" gerade seines Ruhmes darin sehen lässt, dass derselbe auf die Anerkennung der „rohen Scythen, der Barbaren" beschränkt bleibt. Doch halte ich diese Interpretation für zu künstlich, weil sie sich nicht auf den sprachlichen Ausdruck, sondern nur auf eine keineswegs naheliegende Betonung der Worte stützt, für unzureichend, weil auch so keine genaue Übereinstimmung des Sinnes erreicht wird, da es in den prosaischen Bearbeitungen dann nicht heissen müsste „der Ruhm des Menschen", sondern „mein Ruhm", für unnötig, weil bekanntlich eine so genaue Übereinstimmung weder zu erwarten noch in der That vorhanden ist. Ein wichtigerer Unterschied aber, als in der etwas abweichenden Form des ersten Satzes, besteht in dem Verhältnis der beiden in Betracht kommenden Sätze zu einander. In den prosaischen Bearbeitungen sind beide coordiniert, so dass in dem ersten der Ruhm, in dem zweiten der Reichtum als letzte Ziele des menschlichen Strebens ab-

gewiesen werden. Thoas will nach dieser Fassung in deutlicher Unterscheidung die doppelte Befriedigung von sich nicht gelten lassen, die Iphigenie in ihrem ersten Monolog als einen Vorzug des Mannes vor dem Weibe mit den Worten bezeichnet hatte: „Ihn freuet der Besitz, ihn krönt der Sieg“. In der poetischen Fassung der Stelle dagegen ist logisch der zweite Satz dem ersten als seine Begründung untergeordnet, und die Begriffe „rühmen“ und „erwerben“ sind in weiterer Bedeutung zu nehmen, als in den prosaischen „Ruhm“ und „Reichtum“. Es handelt sich im ersten Satze nicht blos um Siegesruhm und im zweiten nicht blos um den Erwerb materieller Schätze, sondern in beiden Sätzen um die gesamten Erfolge des glücklich beendeten Feldzuges. Die kriegerische Ehre, die reiche Beute, die Sicherung des Landes, alles dies, weswegen das Volk seinen König rühmt, hat ihm selber nur kurze Befriedigung gewähren können, sie ist verschwunden bei dem Anblick seines verödeten Hauses; was er durch seine rühmlichen Thaten erworben, ist nun für ihn von geringem Wert, wie wertvoll die errungenen Güter auch für die andern bleiben mögen. Der Sinn ist also: „Ich persönlich kann in meinen Erfolgen nicht die Befriedigung finden, wie andere; denn den Genuss derselben verkümmert mir mein heisser Herzenswunsch nach häuslichem Glück und, was damit zusammenhängt, die Sorge um die Fortdauer der Liebe meines Volkes“. Die Stelle so aufzufassen und nicht etwa in dem zweiten Satz einen coordinierten Gedanken zu sehen, in welchem im Gegensatz zum Ruhm vom Reichtum gesprochen wird, gebietet, meine ich, die verschiedene Form der Sätze, besonders aber die asyndetische Anfügung des zweiten an den ersten.

Solche Abweichungen der poetischen Bearbeitung von den prosaischen finden sich zahlreich und sind naturgemäss. Von einem Falle indessen, in welchem der ganze Gedankengang ein so verschiedener, ja fast entgegengesetzter ist, wie wir nach Düntzers Erklärung der unrichtig interpungierten Stelle annehmen müssten, zeigt die Vergleichung beider Ausgaben, so viel ich weiss, kein anderes Beispiel. Und würde es wirklich nachgewiesen, so wäre damit meiner Argumentation wohl eine — vielleicht unnötige — Stütze entzogen, die Argumentation selber aber noch keineswegs umgeworfen.

VII.

Zu Goethes Gedicht Königlich Gebet.

Mitte April 1775 schrieb Goethe in einem Briefe an Johanna Fahlmer: „Anbei die Ode. Wie gefall' ich Ihnen auf dünnen Prophetenstelzen, Fürsten und Herren ihre Pflicht einredend?“ Welches Gedicht Goethe mit dieser „Ode“ gemeint habe, ist unter den Goetheforschern streitig. L. v. Urlichs, der Herausgeber der Briefe an Johanna Fahlmer, meint, es sei darunter das Gedicht: „Grenzen der Menschheit“ zu verstehen. Dagegen hat Loeper mit Recht eingewandt (Goethes Ged. II. S. 330), dass darin der Unterschied des Göttlichen und Menschlichen erörtert werde, aber nicht die Pflichten der Regierenden. Wenn nun aber Loeper selber es für wahrscheinlich hält, dass das Gedicht: „Das Göttliche“ damit gemeint sei, weil „nur in diesem Gedicht ganz ausdrücklich in den Versen 42 bis 47 Goethe in jener frühen Zeit den Grossen dieser Erde ihre Pflichten einschärfe, das Belohnen, das Bestrafen, das „Heilen und Retten“, das „Nützlich Verbinden“, das Wohlthun: so scheint mir auch diese Beziehung nicht annehmbar. Freilich werden durch das von Loeper Hervorgehobene auch die Grossen, die Fürsten und Herren an ihre Pflicht erinnert, aber nur darum, weil alle Menschen daran erinnert werden. Ausdrücklich stellt Goethe in dem Gedicht das wahrhaft Menschliche, das ihm eben das Göttliche im Menschen ist, ganz allgemein in Gegensatz zu den blind und absichtslos wirkenden Elementen. Alles, was Loeper erwähnt, ist nach Goethe Pflicht und Vorrecht des Menschengeschlechts, der Kleinen und der Grossen. Dagegen scheint es mir, dass das Gedicht „Königlich Gebet“ eine viel klarere Beziehung auf jene Briefstelle habe. Dort lässt der Dichter die Fürsten und Herren selber und sie allein sprechen und drückt schon durch das wiederholte: „Ha, ich bin der

Herr der Welt" deutlich genug ihre Neigung zur Überhebung aus. Und der Schluss:

> „O, gieb mir, Gott im Himmel, dass ich mich
> Der Höh' und Lieb' nicht überhebe!"

zeigt, dass auf diesen Höhen des Lebens die Gefahr der Überhebung dem Dichter in der That als eine leicht mögliche erscheint. Was sollte das Gedicht auch für einen Sinn haben, wenn Goethe eben nicht diese Warnung aussprechen wollte? Warum sollte er sich sonst gerade in dieser Weise in die Seele eines Herrschers hineindenken? Anlass dazu mag ihm seine Vertiefung in den Charakter des Mahomet gegeben haben, mit dem er sich damals gerade beschäftigte. Und eben daher mag auch der scherzhafte Ausdruck: „Prophetenstelzen" in dem Briefe entstanden sein. Was Loeper hinzufügt: „Diese Stelzen passen auf den hohen Ton, so wie zugleich scherzhaft auf die kurzen Verse" eigne ich mir vollkommen an, meine aber, dass wenigstens der hohe Ton noch sehr viel klarer in dem königlichen Gebet erkennbar ist. Möglich ist es übrigens auch, dass das kleine Gedicht zu den in das Drama „einzuschaltenden Gesängen" gehörte, die Goethe „vorläufig gedichtet" hatte. Vgl. Aus meinem Leben. Schluss des Buches XV. Denn wenn Goethe auch ausdrücklich an jener Stelle sagt, dass von diesen allein noch übrig sei, was überschrieben Mahomets Gesang unter seinen Gedichten stehe, so wissen wir doch, dass später A. Schöll ein zweites „Mahomets Nachthymne", aufgefunden hat. Unser Gedicht könnte nun sehr wohl ein drittes dieser Art sein, wenn auch Herder bereits eine Kopie davon genommen hat. Denn gedruckt ist es erst 1815, also nach der Zeit, als Goethe jene Stelle in seiner Biographie niedergeschrieben hatte. Er konnte es damals eben so gut für verloren gegangen halten, wie die Nachthymne. Jedenfalls ist das Gedicht als Teil eines Dramas verständlicher, als wenn wir es als eine völlig unabhängige kleine lyrische Dichtung zu betrachten haben.

VIII.

Zur Erklärung von Goethes Gedicht Grenzen der Menschheit.

I.

Den zweiten Teil von Goethes Gedicht „Grenzen der Menschheit“

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Dass viele Wellen
vor jenen wandeln,
ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
verschlingt die Welle,
und wir versinken.

Ein kleiner Ring
begrenzt unser Leben,
und viele Geschlechter
reihen sich dauernd
an ihres Daseins
unendliche Kette.

paraphrasiert Viehoff (Goethes Gedichte erläutert. 2. Aufl. Band 2 S. 100) durch folgende Worte: „vor ihnen wandelt der Strom der Zeit, Welle nach Welle, daher und lässt sie unberührt; uns dagegen, uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, und wir versinken. Unser Dasein ist ein engbegrenzter Kreis, das ihrige eine unendliche Kette, an das sich zahllose Geschlechter dauernd reihen“. Dieselbe Auffassung trägt Düntzer vor (Goethes lyr. Ged. erläutert. 2. Aufl. Band III S. 337): „die Zeit bringt und nimmt uns, während vor jenen diese ewig nur vorüberrauscht; so ist unser Leben ein zeitlich beschränktes,

während ihr Dasein eine ewige Kette, an welche die immer wechselnden Geschlechter anknüpfen".

Ich glaube, dass beide Erklärer die Stelle missverstanden haben, und das Missverständnis beruht auf der unrichtigen Beziehung des Possessivpronomens im letzten Verse. Schon grammatisch liegt es fern, bei den Worten „an ihres Daseins unendliche Kette" an das Dasein der Götter zu denken, von denen im ersten Teil der vorigen Strophe die Rede war, und nicht vielmehr an die in demselben Satze erwähnten Menschengeschlechter. Dieses grammatische Bedenken würde nur dann verschwinden, wenn der Dichter durch die Wortstellung dafür gesorgt hätte, dass der Leser den Gegensatz zwischen göttlichen und menschlichen Wesen hier klar ausgedrückt fände; wenn er also geschrieben hätte: „ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, und an ihres Daseins unendliche Kette reihen sich dauernd viele Geschlechter".

Aber es sind noch gewichtigere Bedenken gegen diese Erklärung geltend zu machen. Das einzelne Menschenleben bezeichnet Goethe als einen Ring; sollte nun die unendliche Kette, die unmittelbar darauf erwähnt wird, aus anderen Ringen bestehen, als den oben bezeichneten? Es wäre eine recht verwirrende Darstellung. Und während es so vortrefflich passt, das ganze Menschengeschlecht in seiner Entwickelung sich als eine unendliche, aus vielen kleinen Ringen bestehende Kette zu denken, was giebt es für eine sonderbare Anschauung, das göttliche, von der Zeit ganz unberührte Dasein sich unter einem Bilde vorzustellen, das, wenn irgend eines geeignet ist, den aus diskreten Teilen bestehenden und doch kontinuierlichen Verlauf alles zeitlichen Geschehens zu veranschaulichen. An unendlich viele Göttergenerationen kann doch Goethe nicht gedacht haben. Und wie sich einzelne Ringe an die schon vorhandene ewige Kette göttlichen Daseins anreihen oder anknüpfen sollen, ist auch schwer vorstellig zu machen; es ist ein Bild, das nichts veranschaulicht, das eine an sich klare Sache vielmehr dunkler macht. Dagegen ist es sehr verständlich und anschaulich, wenn man den Dichter sagen lässt, dass die Menschengeschlechter, an sich nur kleine Ringe, immer eines an das andere sich reihen, und so allmählich eine lange Kette entstanden ist, ja eine unendliche, weil das Aneinanderreihen bis in unabsehbare Zukunft fortgeht.

Diese Bedenken bestimmen mich, den zweiten Teil des Gedichts in folgender Weise aufzufassen. Die Götter (hier und noch mehr unmittelbar nach den Eingangsworten des Gedichts, in denen die Gottheit als der uralte heilige Vater bezeichnet wird, ist der Plural noch viel auffallender als im Tasso IV 4, wo der wechselnde Ausdruck durch die verschiedene Stimmung erklärt werden kann) sind von der Zeit und ihrem Wechsel ganz unberührt; der ewige Strom alles Geschehens, in dem das Leben der einzelnen Menschen auf kurze Zeit sich erhebende und sogleich wieder zurücksinkende Wellen sind, rauscht an ihnen vorüber. Das gewählte Bild zwingt uns, die Götter gleichsam am festen Ufer des Stromes stehend zu denken; und glücklicher kann in der That der Gegensatz zwischen zeitlosem, unveränderlichem göttlichem Wesen und dem stets an die Form der Zeit gebundenen menschlichen Wesen nicht veranschaulicht werden. (Dasselbe Bild wendet Goethe im Tasso II 1 an, um dadurch die aufgeregte Welt der menschlichen Willensbestrebungen von der ruhigen künstlerischen Contemplation zu unterscheiden, und nachher in demselben Sinne noch einmal, um den leidenschaftlichen Sinn Tassos der ruhigen Hoheit der Prinzessin gegenüberzustellen.) Dem Bilde der Welle das ihm nahe liegende, tröstlichere des Ringes substituierend, schliesst dann Goethe das Gedicht mit dem erhebenden Gedanken, dass, wenn auch das einzelne Menschenleben ein kleiner Ring ist, es doch viele solcher Ringe giebt, die nicht vereinzelt bleiben, sondern sich zu einer dauernden Kette zusammenschliessen; das heisst: innerhalb des Lebens des ganzen Menschengeschlechts erhält die einzelne menschliche Arbeit, die, losgelöst von der gemeinsamen Arbeit aller, verschwindend und nichtig wäre, Wert und Bedeutung. Mag auch das Leben des Individuums schnell versinken, der mächtige Strom des Lebens der Menschheit ist ewig; mag auch sein Wirken und Schaffen an sich wenig bedeuten, es erhält hohen Wert als Glied in der unendlichen Kette menschlicher Bestrebungen.

Fasst man so den Sinn der Worte, so erledigt sich auch das Bedenken, welches Düntzer bei seiner Erklärung an dem schwachen „viele Geschlechter“ nahm und nehmen musste; und der „feste Abschluss“, den Viehoff am „Ganymed“ rühmte und in den „Grenzen der Menschheit“ vermissen musste und

wirklich vermisste, ist auch diesem Gedicht, wenn irgend einem, vom Dichter in der vortrefflichsten Weise gegeben.

Von der erhabenen ewigen Gottesgestalt nämlich, dem „uralten heiligen Vater“ war der Dichter ausgegangen und hatte ihn gezeigt, wie er in der furchtbaren Majestät des Gewitters erscheint und doch zugleich als milde gütige Gottheit gleichsam auf Erden wandelnd, in seinem Thun mühelos erhabenste Schönheit und reichsten Segen vereinigend. Dem gegenüber ist der Mensch, gerade wenn er das Höchste, wozu er die Begabung hat, leisten möchte, beschränkt entweder auf das Leben im Ideale, auf das Schaffen künstlerischer Gebilde, muss aber dann die bittere Erfahrung machen, dass er im praktischen Leben sich nicht zurecht zu finden weiss, wie der Goethische Tasso, oder er wendet sich mit Ernst und Erfolg der praktischen Thätigkeit, dem realen Leben zu; dann muss er aber auf schöpferische Thätigkeit im Gebiet des idealen verzichten. Der Mensch gleicht eben nicht einem hochragenden Baum, der festgewurzelt in der Erde steht und doch mit eigner Kraft hinaufstrebt in die reine Himmelsluft, nicht einmal der Rebe, die sich wenigstens an dem mächtigen Stamme hoch emporranken kann.

Und hätte er auch (so ergänze ich, was Düntzer nicht mit Unrecht als „abgebrochenen Übergang“ bezeichnet) für beide Gebiete die Begabung, so würde ihn schon das zeitlich so eng begrenzte Dasein an der Erreichung dessen hindern, was er bei längerer Lebensdauer erreichen könnte. Was aber der eine nicht erreicht, verwirklicht sich in dem Leben des andern, und verschiedene Ringe menschlicher Arbeit schliessen sich zusammen zu einer dauernden Kette sich gegenseitig fördernder Bestrebungen.

In welches Jahr das Gedicht fällt, ist nicht überliefert; doch pflegt man es in die Zeit zu setzen, da Goethe anfing den Tasso zu gestalten. Und ich möchte auch die Gedankenkreise, in welchen sich beide Dichtungen bewegen, als nah verwandte bezeichnen. Tasso, durch seine dichterische Begabung nicht befriedigt, nicht befriedigt dadurch, dass sein „Geist mit freier Sehnsucht des Himmels ausgespanntes Blau durchdrang“ (IV 1), dass sein Lied die anderen „wie auf Himmelswolken trägt und hebt“ (III 3), „er selbst die Erde kaum berührt“ (III 4), dass er, was seine Seele mit Inbrunst

umfasst, „in lichter Glorie zum Sternenhimmel" erheben kann und „sich verehrend beugen wie Engel über Wolken vor dem Bilde" (I 1), wird doch auch „von der schönen Welt mit ihrer ganzen Fülle" (I 3) „gewaltsam angezogen" (I 1), möchte alles fassen, alles halten" (III 4), heute „Müh und Gefahr und Ruhm in fernen Landen aufsuchen" und dann wieder „im stillen Hain die goldne Leier" ertönen lassen, wünscht sich in demselben Gedankengange (II 2) „ein tausendfaches Werkzeug" „des Malers Pinsel und des Dichters Lippe, die süsseste, die je von frühem Honig genährt war" und zugleich die Gelegenheit in „grässlicher Gefahr" seinen Heldenmut zu zeigen und aus Liebe zu der Prinzessin „Unmögliches mit einer edeln Schar nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen". So fühlt er sich „doppelt", mit sich selbst „in streitender Verwirrung" (II 1), als „thatenlosen Jüngling" (I 3). Ihn hat das „allzu helle Schauspiel" „ritterlicher Kraft und Kunst geblendet", der Lorbeer dürfte nach seinem Sinn „nur um Heldenstirnen wehn" (I 3), Alphons ist ihm „ein unerreichbar hohes Wesen", der ihm von Antonio geschilderte Papst „ein Halbgott", der einer lebendigen, rastlosen, ungeheuren Welt ihren Lauf vorschreibt (II 1). Wenn wir nun erwägen, wie weit gerade er davon entfernt ist, höchste praktische Tüchtigkeit mit idealem Schaffen zu vereinigen, was allerdings „kaum einem unter Millionen Menschen gelingt" (III 4), wie er im Gegenteil nicht im stande ist, da sich im realen Leben zurecht zu finden, wo tausend andere ihren Weg ohne alle Schwierigkeit gefunden hätten, wie er auf die verkehrteste Weise versucht, sich Liebe zu gewinnen und die ihm entgegengebrachte zerstört, und ohne Mass und Ziel ist in verblendetem Argwohn und thörichten Entschlüssen: dann liegt es nicht fern, anzunehmen, dass Goethe seine Gestalt vor Augen gehabt hat, als er die Verse schrieb:

Denn mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
und berührt
mit dem Scheitel die Sterne,
nirgends haften dann
die unsichern Sohlen,
und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

und wie sollten wir in Antonio nicht das Gegenbild sehen, einen Menschen, „der mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde steht?“ Ein Mann wie er, der nach der Schilderung, die von ihm gegeben wird, gelassen und ruhig, stät und zuverlässig, um das eigene Schicksal unbesorgt, das Gute will und schafft, in dem alles Ordnung und Sicherheit ist, dessen Ruhm das allgemeine Zutrauen ist, von dem sein Fürst, der ihm unbedingt vertraut, die Meinung hat, dass ihm nichts unmöglich sei, wenn er ernstlich wolle. In der Welt realer Verhältnisse ist er also ganz heimisch; darum aber ist ihm die ideale ein fremdes Gebiet, dessen Wert der begeisterte Lobredner Ariostos zwar nicht verkennt, gegen das er sich aber kalt ablehnend, ja feindlich verhält, da es in Tasso gleichsam verkörpert und, nach seiner verständigen Betrachtung des Menschenlebens über alles Mass bewundert, ihn schmerzlich an die Schranke mahnt, die zu überschreiten „jeglicher Bemühung, jedem Streben stets unerreichbar bleibt“ (IV 2). „Erreicht nicht auf, nur mit der Eiche oder der Rebe sich zu vergleichen“. So erscheinen die beiden Männer anfangs als Feinde, „weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden formte“ (III 2), nach Tassos tiefer Erschütterung aber als Freunde, von denen uns der Dichter mit der Erwartung scheiden lässt, als „ständen sie für einen Mann und gingen mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin“, (III 2) als zwei sehr verschiedene Ringe, die doch derselben Kette angehören.

Goethe selber hat sich weder als den der Wirklichkeit Entrückten, mit dem Wolken und Winde spielen, gezeichnet, noch viel weniger als den zwar mit sicherm Fuss auf der Erde Stehenden, der sich aber in seinem Streben nach oben nicht einmal mit der Eiche vergleichen dürfe, nicht als Tasso, nicht als Antonio. Gerade in ihm mischten sich glücklich die Elemente beider, in seinem Lebensringe hat sich beides verwirklicht, sicheres, verständiges Erfassen des realen und höchstes Schaffen auf idealem Gebiet. Sein Leben glich dem festgewurzelten und doch zum Himmel strebenden Baum, dem Baum, der herrliche Blüten, wertvolle Früchte trägt. Sein Leben hat das erfüllt, was er seinen Tasso als tiefste Sehnsucht aussprechen lässt (II 2):

> O Witterung des Glücks,
> begünstge diese Pflanze doch einmal!
> Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
> aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
> O dass sie Frucht, o dass sie Freude bringe!

und wollen wir, um wissentlich nichts, was in dem Gedichte der Erklärung zu bedürfen scheint, zu übergehen, uns darüber klar werden, was Goethe unter der Rebe sich gedacht haben möge, die er mit der Eiche zusammenstellt, so liegt es, meine ich, nahe, darunter die Menschen zu verstehen, die ohne eigene Kraft sich von dem Boden der praktischen Arbeit in das lichte Reich des Idealen zu erheben, gern sich dahin emporranken möchten an dem, was Genialität geschaffen hat.

II.

In den Neuen Jahrb. für Phil. und Pädag. Band 120 S. 196f. [oben S. 80—86] hatte ich von den Schlussversen des Goethischen Gedichts „Grenzen der Menschheit", abweichend von Viehoff und Düntzer, die Erklärung gegeben, dass in den Worten „an ihres Daseins unendliche Kette" nicht an eine Kette des göttlichen Daseins zu denken sei, sondern an die unendliche Kette, welche die Succession und der innige Kausalzusammenhang der Menschengeschlechter bildet. Auf die Einwendungen, die Suphan im Goethe-Jahrbuch II („Ältere Gestalten Goethischer Gedichte" S. 103f.) gegen meine Erklärung, besonders auf Grund einer abweichenden Lesart in Herders Abschrift erhoben hat, habe ich in meiner Schrift „Zur Methodik des deutschen Unterrichts" S. 108 Anm. geantwortet. Leider war damals noch nicht der zweite Band von Loepers neuer Ausgabe der Gedichte Goethes in meine Hände gekommen, in welcher auch dieser (S. 330f.) die alte Erklärung als eine besser begründete der von mir gegebenen gegenüberstellt. Ich bin aber auch durch seine Darlegung des Goethischen Gedankens nicht davon überzeugt, dass die alte Auffassung, welche er vertritt, möglich ist. Freilich wenn die unendliche Kette als eine fertige, abgeschlossene gedacht werden könnte oder müsste, wäre es ja nicht denkbar, dass die Menschengeschlechter, welche diese erst bilden, sich

an sie reihen könnten. Aber das Attribut „unendlich" ist hyperbolisch zu nehmen, im Sinne von unabsehbar, wie etwa Goethe wiederholt unmöglich für unbegreiflich sagt. Wem das aber bedenklich erscheinen sollte, obwohl ich nicht wüsste, was gegen solchen Gebrauch sprechen könnte, dem stände es auch frei, das Attribut in proleptischem Sinne zu fassen, so dass dadurch, dass die vielen Geschlechter sich dauernd an einander reihen, eben eine unendliche Kette entstände. Die Stellung der Worte würde diese Erklärung begünstigen, wenigstens sehr erleichtern. Wenn nun aber Loeper meint, das „ihres Daseins" könne sich nur auf die Götter beziehen; denn „die vielen Geschlechter müssen sich an eines anderen Daseins Kette, können sich nicht an sich selbst reihen", so scheint mir sein Widerspruch darin seinen Grund zu haben, dass er sich die Kette eben nicht als eine entstehende und immerfort (dauernd) sich verlängernde vorstellt. Sonst wüsste ich nicht, warum nicht die einzelnen Ringe des menschlichen Daseins an die schon gebildete und sich immer weiter bildende Kette ihres (des menschlichen) Daseins sich anschliessend sollten gedacht werden können. Die Vorstellung eines Anschlusses der Ringe an eine ewige Kette göttlichen Daseins ist für die Phantasie eine sehr viel schwierigere, wenn sie überhaupt noch als eine klar anschauliche bezeichnet werden kann.

Auch weiss ich mir Loepers weitere Erklärung nicht zurecht zu legen. Er sagt: „Am Schlusse werden göttliche Unvergänglichkeit und menschliche Vergänglichkeit durch zwei verschiedene Bilder gedeutet. Das erste ist das Bild von Strom und Welle, das zweite das von Kette und Ring." Danach wäre also der Strom ein Bild für die göttliche Unvergänglichkeit. Nun fährt aber Loeper fort: „Vor den Göttern (V. 32) wandelt der ganze Zeitenstrom." Soll nun Zeitenstrom dasselbe sein, was vorhin „göttliche Unvergänglichkeit" hiess? Und wie soll die Präposition vor gefasst werden? Unmöglich doch in zeitlichem Sinne, da dann ja der Zeitenstrom im Verhältnis zu den Göttern als ein Prius erschiene, was doch ganz undenkbar ist. Die räumliche Deutung als vor aber, die ich gegeben habe und die mir als die einzig zulässige erscheint (dass nämlich die Götter als am festen Ufer des Stromes gedacht werden, von der unendlichen

Zeit und ihrem ewigen Wechsel ganz unberührt), scheint Loeper abzulehnen und musste sie freilich auch, wenn er durch den Strom die göttliche Unvergänglichkeit hatte abgebildet sehen wollen. Ich weiss nicht, ob ich Loepers Ansicht richtig verstehe; aber wenn ich sie richtig verstehe, so sehe ich keinen Grund, zu Gunsten seiner Erklärung von meiner abzugehen.

IX.

Über die Antigone des Sophokles.

Ein in Stettin im Jahre 1876 gehaltener Vortrag.

Wo irgend vom Wesen der tragischen Poesie eingehend gesprochen wird, immer wird als auf ein vollendetes und unvergängliches Muster dieser Dichtungsart auf die sophokleische Antigone hingewiesen; und besonders um das, was man den tragischen Konflikt genannt hat, anschaulich darzulegen, haben bisher alle namhaften Ästhetiker gerade dieses Drama mit unverkennbarer Vorliebe als schönstes und klarstes Beispiel gewählt. So hoch steht heute diese dichterische Schöpfung in dem übereinstimmenden Urteil aller ästhetisch Gebildeten; und als sie vor nun mehr als dreiundzwanzig Jahrhunderten in dem athenischen Theater zum ersten Male in Rede, Gesang und Tanz öffentlich hervortrat, war die Wirkung eine so überwältigende, dass die enthusiastisch erregten Athener kein Bedenken trugen, dem Dichter, der die würdigsten und ernstesten Gedanken in so schönes Gewand zu kleiden verstanden, ein hohes, verantwortungsvolles Staatsamt zu übertragen. Man mag über die jugendliche Übereilung lächeln, aus der glänzenden Gabe, aus der schöpferischen Freiheit, mit welcher der Genius in der Welt der Gedanken siegreich waltet, zu schliessen auf ein besonderes Geschick, die widerstrebende Wirklichkeit nach dem Ideal, das in der Seele ruht, zu gestalten; die begeisterte Hochschätzung aber, aus welcher jener uns nicht recht verständliche Volksbeschluss einst geboren war, lebt auch heute noch in dem Bewusstsein aller, welchen es vergönnt ist, sich in diese herrliche Dichtung zu versenken.

Freilich die gewöhnliche Schaulust eines phantasielosen und nach den kräftigsten Nervenerschütterungen verlangenden Publikums würde durch eine Aufführung der Tragödie wenig befriedigt werden; was einst die Athener mit flammender Begeisterung schauten und hörten, würde heute manchem langweilig vorkommen, dessen stumpfer Sinn nur durch das Grelle und mit sinnlicher Gewalt Packende zur Teilnahme erregt wird. Die Goethische Iphigenie hat ja dasselbe Schicksal.

Die Antigone enthält nur Gespräche, Klagen und Chorgesänge; das Thatsächliche, nämlich die pietätsvolle Handlung der Heldin und ihre Ergreifung, ihr selbstgewählter Tod in der Steingruft und der ihres Verlobten, der Selbstmord der Eurydike — tritt nicht in anschaulichem Bilde vor die Sinne des Zuschauers, sondern der Dichter begnügt sich, wie es in der griechischen Tragödie allerdings überhaupt feststehendes Kunstgesetz war, durch schlichte ergreifende Erzählung die Phantasie des Zuschauers zu erregen, sich lebendig das vorzustellen, was durch nachahmende Handlung auf der Bühne repräsentiert, doch nicht ohne schwerwiegende ästhetische, ja ethische Bedenken bleibt, selbst wenn es mit vollendeter Meisterschaft vom Künstler geschieht; und wenn es, wie so häufig, in stümperhafter, verzerrter Darstellung sich zeigt, der ernsten tragischen Stimmung geradezu den Todesstoss giebt.

Es ist also sehr die Frage, ob der Mangel des angeschauten Thatsächlichen ein ästhetischer Fehler ist, oder ob nicht vielmehr auch hier die Griechen mit feinem ästhetischen und sittlichen Takt das Rechte getroffen haben, wenn sie vom tragischen Spiel die Nachahmung des Sterbens fern hielten; aber auch angenommen, dass wir mit Recht etwas vermissen, wenn wir auf unsere eigene Phantasie da verwiesen werden, wo wir gern sehen und hören wollten, — wie überreich werden wir durch das vom Dichter *Gegebene* entschädigt für das, was dieser oder jener *anders* haben möchte.

Sophokles lässt die Personen des Dramas in Gesprächen und Monologen ihre Grundsätze und Entschlüsse aussprechen, ihre Empfindungen über das noch Bevorstehende und sicher Erwartete wie über das Geschehene, ihre Urteile über den Wert der Handlungsweise der andern — das ist der ganze *dramatische* Inhalt des Gedichtes; aber wie reich ist diese

Welt der Stimmungen und Gedanken. Wie klar tritt uns aus den mit Meisterhand geschaffenen Gestalten heraus hier die weltüberwindende, todverachtende sittliche Hoheit, dort die mit leidenschaftlicher Energie für den Staat, für die Heimat eintretende, selbstbewusste, rücksichtslose Entschlossenheit, hier das weichste Mitgefühl mit den Leiden der Angehörigen, treu und tief bis zum Todesmut, aber voll echt weiblicher Scheu, in offenen Kampf mit der Staatsgewalt zu treten, dort die durch all das Unglück ihres Hauses bis in den Tod betrübte und verdunkelte Seele, die gern das wertlose Leben hingiebt, um die heilige Pietätspflicht gegen den Bruder zu erfüllen und auch dann, als durch die Nähe des furchtbaren Todes ihr das verachtete Leben wieder in hellen Farben erscheint, keinen Augenblick daran zweifelt, dass sie recht daran gethan, das göttliche Recht über Menschengebot zu stellen; das zerrissene Gemüt des Jünglings, der zwischen der Braut und dem Vater zu wählen hat, das verhängnisvolle Selbstbewusstsein des absoluten Herrschers und die mit treffendem Wort ihm gegenüber geltend gemachte Berechtigung des demokratischen Prinzips; priesterliche Hoheit und starrer Trotz, Todesmut und Lebenslust, die leere frostige Beileidsbezeugung des rohen Egoisten und das von dem schrecklichen Familiendrama tief ergriffene Gemüt des unbeteiligten Zuschauers, unversöhnlicher Hass und selbstvergessene Liebe, das wortlose Weh der Mutter und der wild tobende Schmerz des durch eigene Schuld völlig vereinsamten Vaters, — ist das nicht ein ungewöhnlich reicher Inhalt für eine keineswegs sehr umfangreiche Dichtung? Und in diesen das empfängnisvolle Gemüt so mächtig und so mannigfach ergreifenden dramatischen Inhalt flechten sich nun hinein die glänzenden Perlen der sophokleischen Lyrik, die wunderbaren Chorgesänge, gedankenschwer und empfindungsvoll, die leidenschaftlichen Erregungen der Handelnden begleitend und die Seele des Zuschauers erhebend aus der Angst des Irdischen in ein Höheres und Allgemeineres.

Und diese Dichtung ist ganz und voll des Sophokles Werk. Nur den Hintergrund bildet die bekannte Sage von den beiden Söhnen des Oedipus, und nur angedeutet war die That der Antigone von Aeschylus in seinen „Sieben gegen Theben" als ein Entschluss, den sie gefasst hat. Mit dieser Andeutung hat

also die sophokleische Dichtung etwa nur die Ähnlichkeit, welche ein majestätischer Baum mit dem Kern hat, aus dem er emporgewachsen ist. Der dramatische Konflikt mit seinen Folgen ist völliges Eigentum des Dichters. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, dass der griechische Dramatiker von der Sage, die er zum Stoff genommen, nicht habe abweichen dürfen. Er fühlte sich im Gegenteil von seinem Stoff viel weniger beengt, als der moderne Dichter von den geschichtlichen Thatsachen, die er behandelt. So hat Euripides dieselbe Verwickelung innerhalb des thebanischen Königshauses in grellem Widerspruch mit Sophokles durch eine Heirat des Hämon mit der Antigone gelöst.

Die Antigone ist ein fest in sich geschlossenes Drama. Eine Fortsetzung desselben können wir uns nicht einmal vorstellen, und eine Vorbereitung auf den Inhalt der Tragödie wird durch die vortreffliche klare Exposition, die durch das erste Gespräch und den ersten Chorgesang, dort in ruhigerer Darlegung, hier in lyrischem Schwunge gegeben wird, völlig überflüssig. Freilich wenn wir nur an die Charakterzeichnung der Antigone denken, möchten wir gern den koloneischen Oedipus mit unserer Tragödie zu einer organischen Einheit verbunden denken. Die tiefe Empfindung für das Glück ihrer Familie, wie sie den verlassenen blinden Bettler führt und pflegt, wie sie mit mildem, eindringlichem Wort den Vater mit dem Bruder gern versöhnen möchte, und ebenso der leidenschaftliche Sinn, der sie zum geheimnisvollen Grabe des Vaters mächtig hinzieht, um dort das nun wertlose Leben zu enden — Charakterzüge also, die in unserer Tragödie sie zu der verhängnisvollen That fortreissen, als despotische Willkür das leidenschaftliche Mädchen an der Erfüllung der heiligsten Pietätspflicht hindern will, werden in jenem Drama vortrefflich dargestellt; aber das ganze Drama ist doch nur ein zweiter Teil zum König Oedipus, und mit dieser Tragödie steht unser Drama durchaus in keiner anderen Verbindung, als dass es, wie jenes, seinen Stoff aus der Labdakidensage nimmt. An eine innere Verbindung der drei Dramen, wie in der Aeschyleischen Orestie oder wie in der Schillerschen Wallensteintrilogie, kann nicht gedacht werden.

Die Handlung unserer Tragödie ist sehr einfach, und die Motive der handelnden Personen sind uns überall verständlich,

so dass wir nirgend unsere volle Mitempfindung ihnen versagen können. Nur die Vorstellung, dass der Tote nicht eher Ruhe finde, als bis ihm die Grabesehren zu teil geworden, gehört in den Kreis der antiken, in den Kreis einer uns fremden Anschauung. Dass aber Antigone auf das tiefste verletzt und empört ist und nicht gewillt ist, sich zu fügen, als das Edikt des Herrschers alle, also auch die Schwester, von der Sorge um die Leiche des Bruders fern hält, ist auch uns modernen Menschen vollkommen verständlich, viel verständlicher als manche Voraussetzung, auf der mittelalterliche deutsche Gedichte ruhen, uns verständlicher, als die Anschauung, welche sich durch die Schillersche Jungfrau von Orleans zieht.

Ich habe die Kenntnis des Inhalts der sophokleischen Dichtung schon bei diesen orientierenden Bemerkungen vorausgesetzt und bin meinem Zuhörerkreise gegenüber dazu vollkommen berechtigt. Dennoch scheint es zweckmässig, vor der Betrachtung des Einzelnen in grossen Umrissen sich noch einmal den Gang der Handlung zu vergegenwärtigen. Auch dem durch oft wiederholte Lesung mit der Tragödie innig Vertrauten wird dadurch Anlass und Anhalt gegeben, die Dichtung mit allen ihm wohlbekannten Einzelheiten vor seiner Seele als Ganzes vorübergehen zu lassen, und seine Erinnerung wird ihm den farblosen Umriss zu lebensvollen Gemälden, zu leidenschaftlich bewegten Scenen gestalten.

Auf dem thebanischen Königshause der Labdakiden ruht von Alters her ein finsterer Fluch. Oedipus, gegen den Willen der Götter geboren, hatte unwissentlich seinen Vater erschlagen, unwissentlich mit der eigenen Mutter sich vermählt, und diese unfreiwilligen Thaten gebüsst, indem er sich selbst des Augenlichts beraubte. Sein Sohn Eteokles wird nach ihm König, in seinem Herrscheramt auf das Kräftigste unterstützt von Kreon, dem Bruder seiner Mutter. Der zweite Sohn des Oedipus, Polyneikes, zieht hochverräterisch mit Hilfe der Argiver gegen seine Vaterstadt. Die Feinde werden nach blutigem Kampf besiegt und müssen, ihrer Führer beraubt, unverrichteter Sache von Theben abziehen. In dem Kampfe waren die beiden Oedipussöhne gefallen, einer durch die Hand des andern. Der rechtmässige Thronfolger ist nun Kreon. Das sind die Voraussetzungen, auf denen unser Drama ruht.

Es ist also, um Kreons spätere Handlungsweise richtig zu würdigen, festzuhalten, dass nach Sophokles' Auffassung dem Polyneikes bei seinem Angriff auf Theben nicht das mindeste Recht zur Seite stand, und dass Kreon als Berater des Eteokles und zuletzt in dem Kampf gegen die Feinde sich schon vor seiner Thronbesteigung unzweifelhafte, grosse Verdienste um den Staat erworben hatte.

Das erste Edikt, das der neue König ergehen lässt, ist das Verbot, den als Hochverräter gefallenen Polyneikes zu bestatten. Sobald Antigone, die Schwester desselben und zugleich Hämons des Königssohns Braut, von dieser unmenschlichen Massregel gegen ihres Bruders Leiche Kunde erhält, fordert sie ihre Schwester Ismene auf, mit ihr trotz des Verbotes dem gefallenen Bruder die Grabesehren zu bringen, nämlich die Leiche mit Erde zu bestreuen und die üblichen Weihegüsse zu spenden. Ismene, wie innig sie auch mit ihrer Schwester das neue Leid empfindet, lehnt es ab, gegen das ausdrückliche Gebot des Königs etwas zu unternehmen. Da wendet sich Antigone mit bitteren Worten und in leidenschaftlichem Zorn von der Schwester, um allein dem König Trotz zu bieten.

Der Chor, aus angesehenen thebanischen Greisen bestehend, tritt auf und feiert in begeistertem Gesang die Befreiung der Stadt von den Feinden; durch den Jubel tönt aber die drückende Erinnerung an das furchtbare Ende der beiden Königssöhne, die beide zu Brudermördern geworden.

Da erscheint Kreon, entwickelt vor den Geronten seine Regierungsgrundsätze und teilt ihnen sein Edict in Bezug auf die Leiche des Polyneikes mit. Während er noch darüber spricht, kommt einer von den Leichenwächtern und meldet, dass ein Unbekannter die letzten Ehren dem Toten erwiesen habe. Ihm und den übrigen Wächtern droht Kreon mit dem Tode, wenn sie den Thäter nicht entdecken.

Nach einem zweiten Gesang des Chors, der den Preis der Unerschrockenheit, der Betriebsamkeit, der Klugheit des Menschengeschlechts zum Inhalt hat, aber auch darauf hinweist, dass diese Gaben zum Fluch des Menschenlebens angewendet werden können, erscheint derselbe Wächter wieder mit der bei ihrem wiederholten Versuch, den Polyneikes zu bestatten, ergriffenen Antigone. Das Verhör des Kreon mit

ihr offenbart ihre beiden sich auf das schärfste gegenüberstehenden Anschauungen, die der Antigone, die kein irdisches Gesetz anerkennt, welches ihr die Ausübung heiliger Pflicht verwehren könnte, die des Königs, welcher das Staatsinteresse über alle anderen menschlichen Verhältnisse stellt. Kreon, der auch Ismenen bei Antigones That beteiligt glaubt, lässt diese rufen. Ismene bekennt sich mitschuldig und ist bereit, mit der Schwester in den Tod zu gehen. Das Todesurteil wird in der That vom König über beide Schwestern ausgesprochen, die nun wieder in herzlicher Liebe vereinigt sind.

Der auf diese Scene von wunderbarer dramatischer Gewalt folgende Chorgesang beklagt die nie endenden Leiden des Labdakidenhauses, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortwälzen, beklagt den unseligen menschlichen Wahn, der uns gerade das Verderblichste als unser schönstes Glück vorspiegelt und so die Seele umnachtend uns in grässliches Unheil hinabreisst.

Nun versucht Hämon, Antigones Verlobter, zuerst mit mildem, dann mit leidenschaftlichem Wort den Vater zum Widerruf der verhängten Todesstrafe zu bewegen, indem er besonders auf die abweichende Meinung der thebanischen Bürger hinweist. Vergebens. Der eigenwillige Selbstherrscher wird durch diese Hinweisung nur noch mehr gereizt. Es kommt zum vollständigen Bruch zwischen Vater und Sohn. Der König befiehlt, Antigone sofort zum Tode zu führen, sie lebendig in die Felsengruft einzuschliessen. Das voreilig auch über Ismenen ausgesprochene Urteil nimmt er zurück.

Die Glut der Leidenschaft, welche Hämon zu trotzigem Widerspruch gegen den sonst von ihm hoch verehrten Vater geführt hat, ist der Gegenstand des unmittelbar sich anschliessenden Chorgesanges; und gleich darauf erscheint Antigone aus dem Palast, um den Todesweg anzutreten. Die Nähe des entsetzlichen Schicksals lässt ihr das Leben wieder lebenswert erscheinen, sie bricht in herzzerreissende Klagen aus, aber kein Wort der Reue über ihre That kommt aus ihrem Munde. Während sie fortgeführt wird, erinnert der mit Kreon zurückbleibende Chor an Ereignisse aus alter Zeit, ähnlich darin dem gegenwärtigen, dass es sich ebenfalls um die Einschliessung in ein grabähnliches Gemach handelt,

ähnlich auch darin, dass ein edles Weib in den entsetzlichen Jammer eines düstern Familiengeschicks hineingerissen wird.

Nachdem der ernste, auch für Kreons Handlungsweise sehr bedeutsame Gesang verklungen ist, kommt der blinde Seher Tiresias, einst Kreons untrüglicher Berater in schwerer Zeit, um auch diesmal den starren Sinn des Königs von dem verderblichen Wege auf rechte Bahn zu lenken. Anfänglich ganz umsonst; ja Kreons Leidenschaft flackert noch einmal zu höherer Flamme empor, als je vorher. Als aber Tiresias fortgegangen, der vorher auf die furchtbaren Folgen seiner Handlungsweise für den Staat und zuletzt auf den dann unabwendbaren Tod des eignen Sohnes hingewiesen, da ist der trotzige Sinn des Königs erschüttert und zermalmt. Nun wird hastig der Befehl gegeben, den Polyneikes mit allen Ehren zu bestatten und die Antigone aus dem Felsengrabe zu befreien. Die Diener stürzen eilig fort, um die Leiche zu begraben, Kreon selbst macht sich mit seiner Begleitung in nicht geringer Eile auf, um die Antigone aus der Todesgruft zu erlösen.

Da wendet sich der Chor in inbrünstigem Gebet an Dionysos, Thebens Schutzgott, dass er das nächtliche Dunkel, das sich über das Königshaus und die ganze Stadt gelagert, mit siegreichem Himmelslicht wieder durchleuchte.

Aber Kreons Sinnesänderung ist zu spät gekommen. Ein Bote tritt auf und erzählt dem Chor von dem Selbstmord der Antigone und des Hämon, der sich gewaltsam den Weg zu seiner Braut gebahnt, sie schon entseelt gefunden, und sich in dem Augenblick, als Kreon mit seinen Begleitern in die Gruft eindringt, das Schwert in die Brust gestossen hat.

Während dieser Erzählung ist Kreons Gemahlin, Eurydike, aus dem Palast herausgekommen, und als sie vom Ende ihres Sohnes gehört, geht sie schweigend ins Haus zurück, um sich selbst das Leben zu nehmen, das nun für sie ohne Wert und Bedeutung geworden.

Kreon erscheint wieder mit seines Sohnes Leiche, hört von der That seiner Frau, und mit dem markdurchdringenden Jammer des ganz gebrochenen, innerlich zerrütteten Königs schliesst die Tragödie.

Schon diese sich im Allgemeinsten haltende Erzählung der Fabel des Stücks zeigt die Erfindungsgabe des Dichters in glänzendstem Lichte. Nicht dass kunstreiche Verwickelungen,

die stets mehr den Verstand als die Phantasie beschäftigen, vom Dichter für nötig gehalten wären; gerade durch ihre grossartige Einfachheit wirkt die Fabel der Tragödie. Mit dem unseligen Verbot des Kreon in Bezug auf die Leiche des Polyneikes ist alles gegeben. Antigone, wie sie einmal vom Dichter gezeichnet war, musste diesem Verbot Trotz bieten, und Kreon konnte diesen Trotz eben so wenig ungeahndet lassen. Antigones Tod zieht, jedem begreiflich, den Selbstmord ihres Verlobten nach sich, dieser den der Mutter und so ist die Vereinsamung des Königs am Schlusse ein Ergebnis, das mit innerer Notwendigkeit sich aus seiner eigenen Handlungsweise entwickeln musste. Die Fabel ist so fest in sich geschlossen, dass man nicht weiss, was hier zugethan, was weggenommen werden könnte, ohne das schöne Ganze entweder unkünstlerisch zu überladen oder das organisch fest Zusammenhängende zu zerstören.

Wenn trotzdem Aristoteles in seiner Poetik mit Vorliebe den sophokleischen König Oedipus, nicht die Antigone wählt, um seine Theorien damit zu belegen, so erklärt sich das am einfachsten aus der Ansicht, welche der Philosoph von der Stellung der Frau im Menschenleben hatte, eine Ansicht, die er auch in der Poetik selber unverhüllt kund giebt. Er sagt: „Der Charakter kann bei jeder Menschenklasse gut sein; es giebt ja auch ein gutes Weib und einen guten Sklaven, obschon der Charakter des Weibes vielleicht tiefer steht, der des Sklaven aber überhaupt niedrig ist", und bald darauf: „Für ein Weib ist es nicht angemessen, tapfer oder schrecklich zu sein." Hatte Aristoteles diese Meinung von dem Wert und den natürlichen Schranken des Weibes, so musste trotz aller sonstigen, von ihm gewiss nicht verkannten Vorzüge der sophokleischen Erfindung, diese ihm gerade in der Hauptsache als unwahrscheinlich, als den weiblichen Horizont weit überfliegend erscheinen.

Wir nehmen keinen Anstoss an der Erfindung; uns ist die für ihre heilige Pflicht in den Tod gehende sophokleische Antigone ebenso verständlich und ebenso sympathisch, wie die durch ihre lautere Wahrhaftigkeit alle Verwirrung siegreich lösende Goethische Iphigenie.

Eine wirkungsvoll erfundene Fabel stellt Aristoteles mit Recht als das wichtigste Erfordernis einer guten Tragödie auf;

erst in zweiter Reihe kommt bei ihm die angemessene Charakterisierung der handelnden Personen. Gewiss werden wir mit ihm ein Drama mit der vortrefflichsten Charakteristik, aber ohne ergreifende Handlung — wir haben ein glänzendes Beispiel an Goethes Tasso — als ein trotz aller vorhandenen Vorzüge mangelhaftes bezeichnen müssen; aber mag immerhin die Fabel dasselbe sein für die Tragödie, wie das Knochengerüst für die menschliche Gestalt, von dichterischer Schönheit kann bei dem blossen Vorhandensein auch der ergreifendsten Fabel eben so wenig die Rede sein, wie von menschlicher Schönheit, wenn ausser dem makellosen Wuchs alles Übrige unbedeutend oder gar abschreckend ist. Eine Dichtung ist eben so gut wie die Menschengestalt ein Organismus, dessen Teile nur für die theoretische Betrachtung gesonderte Existenz haben.

Die Charakterzeichnung nun ist in unserem Drama so vollendet, dass ich sie innerhalb der griechischen Tragik für die beste Illustration des Heraklitischen Satzes erklären möchte: „Des Menschen Gemüt ist sein Geschick.“ Die irrige Vorstellung von dem, was ihm frommt, verbunden mit dem leidenschaftlichen Streben, dieses ihm verderbliche Ziel zu erjagen, stürzt ihn in Tod und Elend. Diese Wahrheit wird bestätigt durch den ganzen Gang der Tragödie, sie wird auch in den Chorgesängen klar genug ausgesprochen. Gerade in der Mitte der Handlung singt der Chor in dem einen Liede von der menschlichen Verblendung, in dem anderen von der durch nichts zu zügelnden Leidenschaft; und die Schlussanapästen des Dramas preisen als das höchste aller Güter die Besonnenheit, d. h. die von den griechischen Dichtern und Denkern so hoch gehaltene Seelenstimmung, in der man das Rechte, dem Menschen Angemessene erkennt und von allem masslosen Wollen sich fern hält.

Der Mangel an Unbesonnenheit zerstört dem Kreon auf schaurige Weise all sein Lebensglück; Unbesonnenheit aber ist es auch, was Antigone zum Tode führt.

Kreon stellt mit grosser Entschiedenheit das Staatsinteresse über jedes Familieninteresse, eine Auffassung, welche dem antiken Geiste näher liegt als unserem und nach Sophokles Zeit zu jener uns so befremdenden philosophischen Konstruktion eines Idealstaats geführt hat, in dem weder die Ehe noch das

Privateigentum eine Stelle findet. Nun ist zweifellos die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine notwendig für die Existenz des Staates, und wir bewundern die Männer. welche ihr persönliches Wohlergehen in ausdauernder Arbeit oder mit todesmutigem Wagen dem Staate zum Opfer bringen. Aber wo es sich nicht um das eigene Glück, sondern um die Erfüllung einer Pflicht handelt, welche die Staatsregierung nicht verbieten durfte, bewundern wir vielmehr den, welcher entschlossen für diese Pflicht der überlegenen Gewalt gegenübertritt und sich nicht scheut, dafür in den Tod zu gehen.

So Antigone. Sie fragt nicht danach, welche Staatsrücksicht den Kreon bewogen haben kann, das harte Verbot zu erlassen. Den toten Bruder zu bestatten, ist ihre heilige Pflicht; davon hat keine irdische Macht das Recht, sie zurückzuhalten. Was ein königlicher Wille vorschreibt, ist heute so und morgen anders; aber sich ewig gleich und unvergänglich sind die göttlichen Gesetze, denen sie unverbrüchlichen Gehorsam schuldig ist. Was kümmert sie, dass der Bruder hier in seinem Leben ein Hochverräter, ein verderblicher Feind des Staates war; ins Jenseits, in den Hades reichen die irdischen Feindschaften nicht hinein, und durch pietätsloses Unterlassen der Bestattung noch über ihres Bruders Tod hinaus an der immerhin berechtigten feindseligen Gesinnung des Kreon teilzunehmen, das muss sie ablehnen, die nicht dazu geboren ist mitzuhassen, sondern mitzulieben.

Das ist die Gedankenwelt, in der Antigone sich bewegt, das sind die Grundsätze, die sie zu der verhängnisvollen That geführt haben. Wer wollte den Adel derselben verkennen, wer wird nicht im Innersten bewegt, wenn er sie in der schönen klaren Sprache liest? Berechtigt war Antigone ohne Zweifel zu thun, was sie gethan; aber in leidenschaftlicher Übereilung verschmäht sie, bevor sie zu offener Widersetzlichkeit schreitet, den König um Zurücknahme des Verbotes zu bitten, verschmäht sie, als sie nach der That vor denselben geführt wird, dem in seiner Autorität durch die Übertretung gleich seines ersten Gebotes schwer gekränkten Monarchen irgend ein entschuldigendes begütigendes Wort zu sagen; im Gegenteil, ohne noch das mindeste harte Wort von ihm gehört zu haben, schliesst sie ihre Verteidigung mit den unnötig herausfordernden Worten:

> Und schein' ich thöricht heute dir in meinem Thun,
> Mag wohl der Thorheit mich ein Thor beschuldigen.

Auch im Fortgang des Gesprächs bricht derselbe Hohn immer durch, so dass der König aufs äusserste gereizt werden musste.

Als nämlich Kreon durch ihre ganze uns mit vollem Recht erhaben erscheinende, ihm nicht ohne Grund als anmassend geltende Haltung und besonders durch ihre eben erwähnten Schlussworte empört in leidenschaftlichen Zorn ausbricht über die Gesetzesübertreterin, die ihres Ungehorsams sich gar noch rühmt, als er das schlimmste Schicksal ihr androht, fragt sie ihn mit kühlem kurzem Wort, in dem sich die stolze Verachtung seiner zornig hervor gesprudelten Worte deutlich kund giebt, ob er denn noch etwas Schlimmeres als den Tod über sie verhängen wolle. Und gleich darauf erklärt sie ihm mit rückhaltloser Indignation, dass, wie er kein Verständnis für ihre Lebensanschauung habe, so auch sie für seine keins habe und nie haben möchte, und fügt diesen Worten noch den bitteren Spott hinzu, das sei ja das herrliche Vorrecht des Selbstherrschers, dass er im Widerspruch mit der Ansicht der Bürger reden und thun könne, was ihm beliebe.

In der That, so hochherzig Antigones Handlungsweise, so erhaben ihre Grundsätze sind, eben so wenig entspricht der griechischen und wohl auch unserer Vorstellung vom rechten Mass und klarer Besonnenheit die Übereilung, mit der sie handelt, und die Art, mit der sie zum Teil ihre That verteidigt.

Das hat aber der Dichter so gewollt; die dramatischen Gestalten dürfen, wie schon Aristoteles richtig gesehen, keine Ideale, keine blutlosen Schemen sein, sondern bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens doch Menschen mit menschlichen Gebrechen und Irrtümern.

Und der Dichter hat dafür gesorgt, dass wir die rauhe Erhabenheit der Antigone aus ihrem frühen Schicksal begreifen, er hat andererseits dafür gesorgt, dass diese Charakteristik nicht unvereinbar bleibt mit dem weiblichen Charakter.

Wir kennen das furchtbare Geschick ihrer Familie; aus einer gottverfluchten Ehe entsprossen hat sie die Blendung des Vaters, den Selbstmord der Mutter, hat sie die Todfeindschaft zwischen ihren Brüdern, die beiden das Leben geraubt, mit

erleben müssen. Und wie tief sie all dies Grässliche empfunden, sagen ihre ersten Worte zu Ismenen:

> Kennst du ein Leiden, das, geerbt von Oedipus,
> Zeus nicht an uns vollendet, den noch Lebenden?
> Denn nichts Bejammernswertes, nichts Entsetzliches,
> Kein Elend giebt es, keine Schmach und Schande, die
> Ich nicht in deiner und in meiner Not gesehn.

Und all dem Jammer gegenüber hat das leidenschaftliche Mädchen nichts thun können, um ihn abzuwehren oder auch nur zu mildern. Nun soll sie mit ihrem heissen Herzen es ruhig mit ansehen, dass der eine ihrer Brüder unbegraben auf dem Felde liegt, zerfleischt von den wilden Tieren, und seine Seele unstet und friedelos umherirrt an den Thoren des Hades. Hier kann sie helfen, dieses äusserste Unglück, das sich über die flüchtige Lebenszeit hinaus erstreckt, kann sie von dem geliebten Bruder abwenden, wenn sie auch nur ein schwaches Mädchen ist. Keinem teilt sie ihr Vorhaben mit, nur der Schwester, bei der sie die gleiche Seelenstimmung voraussetzt. Und als diese abwehrt, braust die von all dem schweren Leid ihres Hauses umnachtete, von dem letzten Schlage tödlich getroffene Antigone leidenschaftlich auf, und gerade, weil die Schwester zur äussersten Vorsicht rät, beschliesst sie ungesäumt und mit Verachtung aller Vorsichtsmassregeln, ihre heilige Pflicht zu erfüllen.

Aber als nun die That geschehen und sie nachher mit erhabenem und mit herbem Wort dem Könige gegenüber das übervolle Herz entladen hat, da lässt die gewaltsame Spannung der Seele nach, und dieselbe, die noch eben den Tod für das Ziel ihrer Sehnsucht erklärt hat, die von ihrer Seele gesagt hat, dass sie längst gestorben sei, wird von Schauder und Entsetzen ergriffen, als sie den Weg zum Felsengrabe wirklich antreten soll. Dass sie in blühender Jugend vom Licht des Helios scheiden, dass ihr kein Brautlied ertönen, dass sie lebend in die düstere Todesgruft hinabsteigen soll, das erfasst ihr Herz mit namenlosem Jammer; aber von der Überzeugung, das Rechte gethan zu haben, weicht sie keinen Augenblick ab und opfert ihr das Leben, das nun wieder in hellerem Glanz vor ihr liegt, denn je zuvor. Ihre letzten Worte bezeugen

den tiefen Schmerz und den dennoch ungebrochenen Sinn der hochherzigen Jungfrau:

> Seht, was ich erduld' und erdulde von wem,
> Da mir Heiliges heilig gegolten.

Der Charakter der Antigone, wie ihn Sophokles gezeichnet, steht vor unserem Geiste wie ein lichtes Gemälde; nur so viel Schatten darin, als nötig ist, um das Menschliche und Weibliche in ihm zu zeigen. Dunkler, viel dunkler ist das Bild, welches der Dichter von Kreon zeichnet; aber ohne Licht ist es keineswegs.

In Kreons Geschick bringt Sophokles zu deutlicher Anschauung, wohin die Überspannung des an sich richtigen Prinzips, „der Staat steht höher als die Familie", schliesslich führen kann.

Schon bevor er König geworden, hat Kreon sich um den Staat hohe Verdienste erworben, sogar einen seiner beiden Söhne demselben zum Opfer gebracht. Er hat als treuer Helfer des Eteokles die den Hochverrat des Polyneikes begünstigende Partei in Theben niedergehalten, hat als Feldherr den Sturm abgeschlagen, und da er nun nach dem Recht der Erbfolge den erledigten Thron bestiegen hat, ist seine erste Sorge, der hochverräterischen Partei unter den Bürgern seinen vollen entschiedenen Ernst zu zeigen, indem er die Leiche des Vaterlandsfeindes zu bestatten verbietet. Dass Polyneikes seiner eigenen Schwester Sohn ist, kümmert ihn nicht, denn das Staatswohl geht über alle Familieninteressen; er denkt aber nicht daran, dass noch zwei Schwestern des Gefallenen leben, denen beiden die Bestattung des Bruders Pietätspflicht ist, und von denen er die Eine recht gut als ein ungewöhnliches, leidenschaftlich aufgeregtes Mädchen kannte. Dass er daran in der That nicht gedacht hat, geht klar hervor aus seiner Reflexion über den Thäter, als ihm der Wächter die Nachricht von dem Ungehorsam gebracht hat. Er spricht nur von jener Partei, die er als Anstifterin des Unternehmens, von gedungenen Leuten, die er als Ausführer desselben beschuldigt. Dass Antigone, dass ein Weib sich ihm widersetzen könne, kommt ihm gar nicht in den Sinn.

Das Verbot ist aber nicht nur übereilt, es ist auch an sich hart und den sittlichen Anschauungen der Zeit wider-

sprechend, wenn schon die Motive dazu gewiss nicht unedel sind, sicherlich nicht unedler als die, welche den homerischen Achilleus bestimmten, so grausam mit Hektors Leiche zu verfahren. Kreons vollste Überzeugung ist, dass sein Edikt dem Staate heilsam sei; und der königliche Wille an sich schon das einzige Staatsgesetz in Theben, wird in diesem Falle repräsentiert durch einen stolzen, eigenwilligen Mann, der in dem Bewusstsein seiner früheren Verdienste nicht gewohnt ist, andere um Rat zu fragen, und auch die mit Bescheidenheit vorgebrachte abweichende Meinung angesehener Männer barsch zurückweist. Solchem Fürsten tritt nun ein Mädchen so gegenüber, wie vorhin geschildert worden ist. Da ist es kein Wunder, wenn er in jähen Zorn ausbricht. Aber gerade in den leidenschaftlichen Worten, die er herausstösst, zeigt sich bereits Unsicherheit über seine Handlungsweise, da in der Antigone eine Übertreterin seines Verbots ihm gegenübersteht, die ausser all seiner Berechnung gelegen. Er droht ihr mit dem schlimmsten Geschick. Dass er damit die Todesstrafe meint, dass ihm in dem Augenblick überhaupt eine bestimmte Art der Strafe vorgeschwebt habe, sind wir durchaus nicht befugt anzunehmen; ist doch auch nachher von dem Steinigungstod, der in dem Edikt über den Thäter verhängt war, gar nicht mehr die Rede. Erst als Antigone auf die zornige Rede mit kalter Ruhe, mit unverhohlener Verachtung erwidert:

Verlangst du Grössres, als den Tod mir anzuthun?

spricht er das Todesurteil über sie aus, die einzige Waffe, die er gegen diesen Trotz besitzt. In dem Wortgefecht, das hieran sich anschliesst, unterliegt der aufgebrachte König den stärkeren Gründen der Antigone. Nach Tyrannenart bricht er deshalb die Erörterungen ab mit der Wiederholung des Urteils und Wiederholung des seinem ganzen Charakter so sehr gemässen Entschlusses, dass, so lang er lebe, kein Weib ihn bezwingen solle. In dem Augenblick kommt Ismene, bereit, ihrer Schwester Los zu teilen. Ihre Mahnung, er solle nicht vergessen, dass Antigone Hämons Braut sei, konnte auf keinen ungünstigeren Boden fallen. Ihm graut vor solchem Weib für seinen Sohn. Ihr Tod hindert einen Ehebund, der ihm nun in tiefster Seele verhasst sein muss.

Zu dieser Ansicht sucht nun Kreon auch seinen Sohn zu führen. Auch in diesem Gespräch hält die wachsende Leidenschaft des Königs gleichen Schritt mit der zunehmenden Unsicherheit über sein Thun. Er verlangt unbedingten Gehorsam auch für ungerechte Gebote. Ihm müssen also doch Zweifel über die Gerechtigkeit seiner Handlungsweise entstanden sein. Er besteht auf der Todesstrafe, weil er sich dem Volke gegenüber nicht zum Lügner machen will. Er sucht also nach neuen Motiven, um sich zu bestärken, und würde also, wenn ihm die Sache jetzt erst zur Entscheidung vorgelegt würde, vielleicht anders entscheiden. Und als ihn nun Hämon, dem er bisher ein Leitstern, ein hohes Mannesideal gewesen, auf die Stimme des Volkes verweist, das die Verbrecherin goldner Ehre für würdig erachtet wegen ihrer mutigen That, als er den Vater und Selbstherrscher zur Besonnenheit mahnt, da lodert Kreons Zorn noch mächtiger auf, und ausser sich vor Wut, befiehlt er, Antigone, das Scheusal, wie er sie jetzt nennt, herbeizuführen, dass sie sogleich vor den Augen ihres Verlobten, des Weiberknechts, den Tod erleide. Aber dieser Befehl wird sogleich wieder zurückgenommen, wie das über Ismene ohne allen vernünftigen Grund ausgesprochene Todesurteil; Antigone soll in eine Felsengruft eingeschlossen werden.

Als sie fortgeführt werden soll, spricht Kreon zum Chor Worte, welche es mindestens zweifelhaft lassen, ob er wirklich noch ihren Tod wünscht, und welche unzweifelhaft sein Bestreben zeigen, die Schuld an ihrem Tode von sich abzuwälzen, halb sophistisch, halb vielleicht aus dem dunklen Gefühl einer bevorstehenden nochmaligen Änderung seiner Befehle entsprungen:

> Auf, eilt mit ihr von hinnen und in schattendes
> Grabdunkel eingeschlossen, wie mein Wort gebot,
> Lasst sie allein und einsam, ob sie sterben will,
> Ob lebend wohnen dort versenkt im engen Haus;
> An dieses Mädchens Schicksal bin ich frei von Schuld;
> Doch mitzuwohnen hier im Licht ist ihr versagt.

Wir dürften uns also nicht wundern, wenn Kreon seinen eigenen Gedanken überlassen, zu der Aufhebung oder Milderung seines Spruches gelangt wäre. Es lastet schwer

auf seiner Seele, die Königstochter dem furchtbaren Tode preiszugeben, die Liebe des einzigen Sohnes zu verlieren, sich im Widerspruch zu wissen mit der Stadt, für deren Wohl er alles daran gesetzt hat. Gegen diese mahnende Stimme seines Gewissens sucht er Schutz in desto grösserer Heftigkeit; auch noch dem Teiresias gegenüber, der ihm die unheilvollen Folgen seiner That für den Frieden und die Macht des Staates vor die Seele stellt. Ja, in seiner Leidenschaft kommt er gerade, kurz, bevor sein starrer Sinn gebrochen wird, an die äusserste Grenze; er kommt bis zur Blasphemie, die er freilich, erschrocken über das, was er gesagt, sophistisch sogleich wieder zurückzunehmen sucht. Als nun Teiresias, der untrügliche Seher, dem alles inneren Haltes bereits beraubten Mann in dunklen und darum um so tiefer ihn durchschauernden Worten den bevorstehenden Tod seines Sohnes verkündigt, als Vergeltung für sein despotisches Verfahren, da bricht der mühsam aufrecht erhaltene Trotz zusammen, und der unnahbare, selbstbewusste Mann lässt sich nun wie ein Kind von denen leiten, deren bescheidene Ratschläge er noch an demselben Tage so barsch zurückgewiesen hat. Der Leidenschaft, mit welcher er das ihm verderbliche Ziel verfolgt hat, entspricht die Leidenschaft, die wilde Verzweiflung, in welcher ihn der Dichter in der Schlussscene der Tragödie darstellt.

So steht Kreon vor uns als ein Mann, der unermüdlich besorgt um das Wohl des Staates die Interessen der Familie diesem unbedingt nachstellt, dabei aber mit der innigsten Liebe an den Seinen hängt, als ein Mann, der mit Starrheit auch an der übereilten Massregel festhält, durch den Widerspruch eines Weibes und eines Jünglings bis zur Wut gereizt und doch auch wieder in seinen Entschlüssen wankend gemacht wird, bis endlich das ernste Wort des von ihm hochverehrten Greises und das drohende Unglück der Seinigen ihn zur Umkehr bringt und die vollendete Verödung seines Hauses ihn in die düsterste Verzweiflung stürzt.

Antigone geht, wie schmerzlich bewegt auch immer, doch festhaltend an ihren Grundsätzen, als Siegerin in den Tod, Kreon, der Überlebende, erkennt zu spät, dass er Unrecht gethan, an den ewigen Gesetzen eigenmächtig zu rütteln und muss zur Strafe für seine Missachtung der Familienpietät den-

selben Schmerz empfinden, der Antigone zu ihrer That getrieben, nur viel furchtbarer und quälender, weil er selber Schuld an seiner Vereinsamung ist.

Der Antigone stehen Ismene und Hämon zur Seite. Man beurteilt Ismene sehr einseitig, wenn man nur ihren Mangel an Heroismus ins Auge fasst und sie darum der Antigone weit nachstellt. Sie empfindet den Schmerz um ihren Bruder, das Unrecht des Königs eben so tief wie ihre Schwester, nur vor der rücksichtslosen That bebt ihr weiblicher Sinn zurück; den Tod scheut sie nicht, nur der Staatsgewalt will sie als Weib nicht offenen Trotz bieten. Heroentum mag man ihr absprechen, wenn man nur in ihrem Charakter das Ideal reiner, milder, treuer Weiblichkeit sieht. Aber freilich darum gerade, so wirksam diese dramatische Gestalt als Gegensatz zur Antigone ist, so wenig ist sie geeignet zur Heldin einer Tragödie.

Hämon vertritt dem absoluten Herrscher gegenüber das demokratische Prinzip. Er dringt in den Vater, die Stimme des Volkes nicht unbeachtet zu lassen, und als gerade darauf Kreon in leidenschaftlicher Gereiztheit die rücksichtsloseste Tyrannis als das für den Staat Wünschenswerteste verteidigt, sagt Hämon: „Der Staat, der Einem angehört, ist gar kein Staat“, Worte, welche gewiss mächtigen Widerhall gefunden haben in den Herzen der athenischen Zuhörer. Solche Worte und noch mehr die vollständige Niederlage, welche der absolute, sich nicht um die Stimme des Volkes, nicht um den Rat der Geronten kümmernde Monarch erleidet, erklären es am einfachsten, dass die Athener den Dichter solcher Tragödie zum Feldherrn im Samischen Kriege wählten.

Von seiner Liebe zu Antigone spricht Hämon kaum ein Wort; wie innig er sie aber liebt, zeigt sein Tod an ihrer Seite. Anders steht es mit seiner Braut. In der ganzen Tragödie erwähnt sie des Verlobten nur einmal, vielleicht kein Mal; denn der einzige Vers, in dem es geschieht, kann nicht einmal mit kritischer Sicherheit ihr zugeschrieben werden. Ein moderner Dichter würde von einem Gespräch der beiden Verlobten nicht absehen dürfen und durch dasselbe vielleicht gerade den höchsten dramatischen Effekt erreichen. Darüber mögen wir hinwegkommen; dass aber auch in der Abschiedsscene Antigone ihres Verhältnisses zu Hämon mit keinem

Worte gedenkt, obwohl sie beklagt, dass sie unvermählt in den Tod gehen muss, dass sie als Braut des Hämon sagt, sie müsse unbeweint von Freunden in das Grabgewölbe steigen, darin liegt entweder ein Mangel des Dramas, oder der Dichter hat absichtlich das bräutliche Verhältnis als ein so einseitiges dargestellt, dass Hämon der Antigone mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan ist, sie aber für ihn keine wärmere Empfindung hegt. Ich lasse es unentschieden. Die Dichtung ist gross genug, um trotz solches Mangels immer noch gross zu bleiben; aber der Dichter ist vielleicht zu gross, als dass man den Fehler ihm zutrauen sollte.

Die Nebenfiguren, der Wächter und der Bote, sind glücklich erfunden. In jenem zeigt sich der hochherzigen Antigone gegenüber der so überaus häufige, mit einer gewissen Gutmütigkeit verbundene Egoismus, und als lebensvolle humoristische Gestalt hat ihn der Dichter gezeichnet, indem er ihm eine bald pathetisch affektierte, bald spintisierend witzige Ausdrucksweise in den Mund legt und sein Verhalten dem Könige gegenüber als aus Furcht und Frechheit gemischt charakterisiert.

Der Bote aber drückt die Stimmung des Mannes aus dem Volke, der die schweren Schicksalsschläge, die das fürstliche Haus getroffen haben, mit ernster Teilnahme verfolgt, vortrefflich aus. Er kommt zu dem Bewusstsein, dass alles Lebensglück nichts Äusseres ist, dass mit der Freude an Besitz, Macht und Ehre aller Wert dieser Güter zugleich verschwunden ist, und ihr äusseres Vorhandensein nichts, gar nichts mehr zu bedeuten hat. Das ist kein niedriger Hedonismus, wie manche Erklärer des Sophokles wollen, sondern eine schlichte, und doch bei der Beurteilung menschlicher Verhältnisse viel zu wenig beherzigte Wahrheit.

Von der grössten Bedeutung für das Drama sind die herrlichen sechs Chorgesänge. Sie begleiten die Handlung in all ihren Stadien. Der erste korrespondiert mit dem sechsten, der zweite mit dem fünften, der dritte mit dem vierten. Begrüsste der erste den lichten Strahl des Helios und forderte er trotz des jammervollen Ausgangs der beiden Oedipussöhne die thebanischen Bürger auf, von dem freudenreichen Gotte Thebens, dem Dionysos, geleitet, die Götter mit Reigentänzen zu feiern, so richtet sich der letzte an denselben Dionysos,

aber an den mystischen, in Eleusis verehrten, nächtlichen Gott, den Chorführer der lichtsprühenden Sterne, dass er Theben befreie von der furchtbaren Not, die aus dem im ersten Gesange erwähnten Geschick der beiden Königssöhne hervorgegangen ist. Der zweite Chorgesang handelt von der menschlichen Gewalt und von der Möglichkeit, wie diese Kraft zum Segen oder zum Fluch der menschlichen Gemeinschaft werden könne; im fünften beklagt und tröstet der Chor die Jungfrau, in deren Schicksal dieser Fluch zur Wirklichkeit geworden und weist zugleich auf Kreon hin, dessen starrer Sinn sie dahin gebracht hat. Ich meine nämlich, dass die Strophe, die vom Lykurgos handelt, nur auf Kreon bezogen werden kann.

Der dritte und der vierte Chorgesang, entsprechend ihrer Stellung mitten in der Handlung, zeigen die beiden Mächte auf, die den Menschen ins Verderben führen, die Umnachtung des Geistes, die sich ein gänzlich verkehrtes Glücksideal schafft, und die leidenschaftliche Glut, mit welcher der Mensch diesem Ziele zustrebt. Den Eroschor nämlich versteht man nur zur Hälfte, wenn man ihn blos von der bräutlichen Liebe handeln lassen will.

Und nun die Idee der ganzen Tragödie? Ich meine, wir verstehen den griechischen Dichter am besten an der Hand des griechischen Philosophen. Heraklit sagt in einem Fragment: „Der Verständige muss an der Allen beiwohnenden Vernunft ebenso fest und noch fester halten, als die Stadt am Gesetze; denn alle menschlichen Gesetze werden von dem einen göttlichen ernährt. Nur so weit man an der gemeinsamen Vernunft festhält, ist man in der Wahrheit, so bald man individuell denkt, in der Unwahrheit."

Das grosse Allgemeine ist also das ewige göttliche Gesetz, die Staaten mit ihrem Recht sind diesem untergeordnet, und nur so weit ihre Gesetze mit dem Allgemeinen übereinstimmen, haben diese sittlichen Wert und sittliche Gültigkeit. Aber dem Staat gegenüber ist wieder die Willenssphäre des Einzelnen ein Besonderes, das sich dem Staat zu unterwerfen hat. Nun kann es aber vorkommen, dass der Wille des Einzelnen zwar in Widerspruch mit dem Staatsgesetz, aber in völligem Einklang mit dem diesem übergeordneten allgemeinen sittlichen Gesetze steht. So wird das Besonderste zum

Repräsentanten des Allgemeinsten. Weil es dieser einzelne Wille ist, geht die endliche Person, welche ihn geltend macht, an dem Allgemeinen, das mit Recht über ihn Gewalt hat, zu grunde. Weil dieser Wille aber nicht das Seine sucht, sondern das Höchste, das Ewige repräsentiert, siegt die Idee, für die ihr Träger in den Tod gegangen ist, und die Staatsgewalt, die das Todesurteil über den hochherzigen Verfechter des ewig gültigen Rechts ausgesprochen hat, erweist sich in ihrer Unhaltbarkeit und Unwahrheit.

Ich würde einen schönen Lohn für meine auf diesen Vortrag aufgewendete Arbeit darin sehen, dass dieser oder jener dadurch angetrieben würde, die herrliche Dichtung noch einmal und öfter zu lesen. Denn die höchste dichterische Schönheit schliesst sich nur wiederholter hingebender Betrachtung auf. Wie das von Homer, Shakespeare und Goethe gilt, so gilt es auch von Sophokles.

Es thut not, heutzutage immer wieder und nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass jenseits der Welt unserer mühevollen praktischen Arbeit mit ihrer fieberhaften Hast und vorübergehenden Lust eine andere Welt ist, in der die nach Frieden dürstende Seele das findet, wonach sie sich sehnt; dass über dem Horizont unserer Tagesarbeit immerdar die ewigen, still leuchtenden Sterne ihre Bahnen wandeln, wenn sie auch das vom Sonnenlicht erfüllte Auge nicht wahrnimmt. Spricht aber das Ende der Tagesarbeit uns frei von der Pflicht und wird nach Sonnenuntergang dem Auge die Sternenwelt sichtbar, dann ist es des edelgesinnten Menschen würdiger, zu ihr den Blick zu wenden, als an buntem Feuerwerk mit seinem Geprassel und Gequalm sich zu ergötzen, würdiger, in den Schöpfungen der Kunst und in wissenschaftlicher Betrachtung seine Erholung zu suchen, als in leerem Geschwätz und in lärmender Lust.

Das Höchste freilich wäre es, zu erkennen, dass auch die Sonne ein Stern ist, wie die andern, nur uns viel näher und viel nützlicher. Als astronomische Einsicht ist diese Wahrheit zwar leicht gewonnen, und jeder Gebildete hat sie; schwer aber ist es, das auch in allegorischem Sinne zu erkennen, noch schwerer, danach zu handeln; aber das Höchste bleibt es doch, auch mitten im praktischen Leben in dem Geringsten und Gewöhnlichsten, was wir thun, wie in der schwer und schmerz-

lich zu erfüllenden Pflicht durch rücksichtslose Wahrhaftigkeit, reine Herzensgüte, entschlossene Hingabe dem sittlichen Ideal so treu zu bleiben wie die Sophokleische Antigone.

X.

Über Xenophanes von Kolophon.

Als in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt Harpagos auf Befehl des Kyros sich anschickte, die griechischen Städte an Kleinasiens Westküste dem neugegründeten Perserreich zu unterwerfen, zog er zuerst gegen Phokäa, um diese Stadt zur Übergabe zu zwingen. Da er aber wahrgenommen, dass die Phokäer sehr energische Anstalten zur Verteidigung gemacht hatten, so liess er ihnen sagen, ihm genüge, wenn sie zum Zeichen der Unterwerfung nur einen einzigen Turm niederreissen, nur ein einziges Haus räumen wollten. Die Phokäer aber einerseits wohl überzeugt, dass sie dem über Erwarten mächtigen Heere trotz aller Verteidigungsanstalten nicht widerstehen könnten, und andererseits durch den Gedanken an Knechtschaft, und trüge sie die mildeste Form, aufs tiefste verletzt und wie zum Tode getroffen, erbaten sich von Harpagos kurze Bedenkzeit, während welcher er sein Heer von der Stadt entfernen sollte. Diese kurze Zeit benutzten die entschlossenen Bürger, um ihre Schiffe zu bemannen und fuhren mit ihren Weibern und Kindern, mit ihrem Hausgerät und ihren Götterbildern weg von der schönen über alles geliebten Heimat, um der Sclaverei zu entgehen, die sie noch glühender hassten, als sie jene liebten. In die verlassene Stadt rückte persische Besatzung ein. Die Phokäer aber, nachdem sie umsonst versucht, in der Nähe von Chios auf den Oinussen sich anzusiedeln, gingen erst noch einmal nach ihrer Vaterstadt zurück, überraschten die persische Besatzung und metzelten sie in leidenschaftlichem Hass nieder. Dann zogen sie fort von der asiatischen Küste, fort aus den griechischen

Meeren, nachdem sie vorher noch geschworen, nicht eher wieder nach Phokäa zurückzukehren, als bis ein schwerer Klumpen Eisen, den sie ins Meer geworfen, wieder an die Oberfläche käme. Wer sich aber der Fahrt nicht anschlösse, über den sprachen sie die schwersten Flüche und Verwünschungen aus. Doch nicht bei allen siegte dauernd der Hass über die Heimatsliebe. Die Hälfte der Bürger ergriff tiefes verzehrendes Sehnen nach ihrem schönen Geburtslande; sie wurden eidbrüchig und kehrten auf der Weiterfahrt um, die andere Hälfte aber zog fort nach Westen nach dem tyrrhenischen und dem ligurischen Meere, wo schon ihre Vorfahren blühende Pflanzstädte gegründet hatten, und nach jahrelangen Irrfahrten, nach blutigen Kämpfen siedelte sich der Rest derer, die früher die Vaterstadt aus Hass gegen die Unterdrücker gemieden hatten, in Unteritalien im Lande der Oenotrer an. Sie gründeten sich dort eine neue Heimat, erst Hyele, später Elea und von den Römern Velia genannt. Von dieser Pflanzstadt Phokäas, Elea, hat die merkwürdige Richtung in der griechischen Philosophie, die man als die eleatische bezeichnet, ihren Namen, da die beiden berühmtesten Vertreter dieser Richtung, Parmenides und Zenon, geborene Eleaten waren.

Der geniale Begründer derselben aber, Xenophanes, stammte nicht aus Elea. Seine Heimat war das einst durch seine Flotte und seine Reiterei berühmte Kolophon, wie Phokäa eine ionische Stadt, dieselbe, in welcher in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts der elegische Dichter Mimnermos geboren war, der zuerst die weichen Töne sehnsüchtiger schwermutvoller Liebe hat erklingen lassen, dieselbe Stadt, die darauf Anspruch machte, Homers Geburtsstätte zu sein. Xenophanes verliess schon in seinen ersten Mannesjahren auf immer seine Vaterstadt, wie er selbst in einem uns aufbewahrten Bruchstück einer Elegie erzählt:

> Sieben und sechzig Jahre bereits verflossen, seitdem ich
> Ruhlos sorgenerfüllt wandre durch griechisches Land.
> Damals stand ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre,
> Falls ich über die Zeit Wahres zu melden vermag.

Seine Auswanderung war keine freiwillige, sondern er wurde verbannt, vermutlich gleich nach der Unterwerfung

Kolophons durch die Perser, die auf die Flucht der Phokäer unmittelbar folgte. Wahrscheinlich haben die traurigen politischen Verhältnisse seiner Heimat, in welche geduldig sich zu fügen ihm unleidlich sein mochte, seine Verbannung herbeigeführt. Wissen wir doch von ihm selber, dass sehr wenig nach seinem Sinne das weichliche, prunksüchtige Wesen seiner Landsleute war, wie er es schon vor der Unterwerfung Kolophons hatte mit ansehen müssen:

Frei noch vom traurigen Drucke der Knechtschaft hat von den Lydern
 Thörichten Tand mein Volk, eitles Gepränge gelernt.
Damals gingen sie schon auf den Markt in Purpur gekleidet,
 Tausend Bürger an Zahl, prunkend und prahlend zumeist,
Brüsteten sich mit dem zierlich geordneten Schmucke der Haare,
 Und es umduftete sie köstlicher Salbengeruch.

Und der ernste, allem nichtigen, leeren Treiben unversöhnlich abholde Denker und Dichter wird sich demnach in seiner Heimat schon früher kaum heimisch gefühlt haben; wie schwer mochte es ihm werden, als ihr nun auch die politische Selbständigkeit verloren ging, sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken. Deswegen wahrscheinlich musste er in die Verbannung gehen. Dass ihn die Knechtung seiner Vaterstadt lebhaft noch in späteren Jahren beschäftigte, geht zur Genüge hervor aus einem andern Fragment, das von den Trümmern der xenophaneischen Poesie uns der gelehrte Sammelfleiss des Athenäus gerettet hat:

Stürmt es zur Winterszeit, dann ziemt sichs, auf schwellende Polster
Neben dem Feuer gelagert, gesättigt, zum lieblichen Weine
Naschend getrocknete Feigen, behaglich plaudernd zu fragen:
Was für ein Landsmann Du? Wie hoch Deine Jahre, mein Bester?
Sage, wie alt Du warst, als der Perser uns angriff. — — —

Ist aber die Ansicht, Xenophanes habe gleich nach der Unterwerfung Kolophons, also im Jahre 545, sein unstetes Wanderleben angefangen, der Wirklichkeit entsprechend, wie mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, so müssen wir, auf seine eigenen Verse uns stützend, seine Geburt ins Jahr 570, seinen Tod nach dem Jahre 478 setzen, so dass er also älter als 92 Jahre geworden ist; nach der Angabe des Censorinus hätte er ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht.

Nachdem Xenophanes seine Heimat verlassen hatte, wanderte er in Griechenland, Italien, Sicilien von Ort zu Ort, ohne, wie es scheint, eine bleibende Stätte zu finden. Am längsten hielt er sich vielleicht in Zankle und Katana auf; denn diese Städte werden als sein Wohnort ausdrücklich genannt, sicherlich aber ist er auch nach Elea gekommen; denn er hat die Gründung dieser Stadt in einem längeren epischen Gedichte besungen; der Eleate Parmenides, der die schöpferischen Gedanken des wandernden Philosophen zu seinem Eigentum gemacht und sie weiter ausgebildet und verbreitet hat, ist vermutlich in Elea selbst sein Schüler geworden, und auch eine uns aufbehaltene Anekdote weist auf einen Aufenthalt in jener Stadt hin. Aristoteles nämlich erzählt in seiner Rhetorik, dass Xenophanes den Eleaten auf ihre Frage, ob sie der Leukothea opfern und sie mit Klageliedern feiern sollten oder nicht, den Rat gegeben habe, sie nicht zu beklagen, wenn sie dieselbe für eine Göttin hielten, und ihr keine Opfer darzubringen, wenn sie ihnen als ein Mensch gelte.

Reichtümer hat sich der heimatlose Denker auf seiner ruhelosen Wanderung nicht erworben, sondern er verschaffte sich die nötigen und wohl immer beschränkt gebliebenen Mittel zu seinem Unterhalt durch den Vortrag seiner Gedichte. Die Not zwang ihn als Rhapsode an den Fürstenhöfen und bei öffentlichen Festen aufzutreten. Freilich mochte ihn der ernste ungewöhnliche Inhalt seiner Gedichte, in denen er eben so schroff den Schwelgereien der Vornehmen wie der Schaulust der Menge und dem polytheistischen Volksglauben entgegentrat, bei Hoch und Gering wenig empfohlen haben, und auch sein Unabhängigkeitssinn hinderte ihn wohl, um die Gunst der Grossen zu buhlen. Denn wenn er als Lebensregel aufstellte, dass man mit Herrschern so wenig als möglich oder so freundlich als möglich verkehren müsse, so wird ihn wohl sein Ungeschick, die zweite Art als wahrheitsliebender Mann durchzuführen, auf die erste Art verwiesen haben. Wird uns doch das bittere Wort von ihm überliefert, den Herrschern sei es sehr wenig um die Wahrheit zu thun. Und in der That, die Anekdote, die uns von seinem Verhältnis zu Hieron aufbehalten ist, zeigt uns, dass dieser Herrscher ihm nicht das Wohlwollen entgegentrug, das er gegen andere bewies. Als nämlich Xenophanes gegen ihn klagte, dass er nur mit Mühe zwei Sklaven

ernähren könne, antwortete ihm der Tyrann mit Anspielung auf die Gedichte, in denen jener die homerische Darstellung der Götterwelt bitter und schonungslos getadelt hatte, mit trockenem Sarkasmus: Und doch ernährt Homer, den Du so durchhechelst, noch nach seinem Tode so viele Tausende (nämlich die Rhapsoden, die durch den Vortrag homerischer Gesänge sich leichter ihren Unterhalt erwarben, als Xenophanes durch den Vortrag seiner eigenen Poesieen). Und wie er am Hofe des Hieron wenig Beifall gefunden haben mochte, so gab er auch in Athen am Hofe des Hipparch Anstoss durch seinen sittlichen Ernst, der ihn die gewöhnlichen Vergnügungen verschmähen liess. Als ihn nämlich Lasos von Hermione einmal aufforderte, mit ihm zu würfeln, aber eine ablehnende Antwort erhielt und ihn nun der Feigheit beschuldigte, sagte er, allerdings sei er feige und mutlos allem Unsittlichen gegenüber. Seine Söhne starben vor ihm; er begrub sie mit seinen eigenen Händen. Dem hochbetagten Dichter soll sich der jugendliche Empedokles als Schüler angeschlossen und mit ihm zusammen gelebt haben. Von diesem Verkehr wird uns erzählt, dass Empedokles einst zu ihm gesagt habe, der Weise (d. h. der die Rätsel der Welt lösende Philosoph) sei nirgend zu finden. Da habe ihm Xenophanes geantwortet: Das ist begreiflich; denn um den Weisen zu erkennen und zu verstehen, muss man selber weise sein.

So lebte der geniale Denker sein hundertjähriges Leben in Unruhe und in Dürftigkeit, in seinen sittlichen und religiösen Anschauungen seinen Zeitgenossen fremd, von sehr wenigen gewürdigt wegen der Resultate seines Denkens, aber als der kühne Bahnbrecher einer philosophischen Richtung, deren tiefbohrende Probleme, ein Ferment für jede ernste Philosophie bildend, auch heute noch nicht gelöst sind.

Von dem, was Xenophanes geschrieben hat, sind nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen; nichts von den beiden epischen Gedichten, in denen er die Gründung seiner Vaterstadt und die Kolonisation Eleas durch die Phokäer besungen hatte, von seinen Elegieen nur zwei vollständige und ausserdem noch einzelne Bruchstücke, die zum grössten Teil schon oben mitgeteilt sind, wenige Verse von seinen Sillen, unter denen parodisch spottende Gedichte zu verstehen sind, und

endlich bedauernswert dürftige Reste von seinem philosophischen Lehrgedicht.

Die beiden Elegieen lassen uns einen Blick in seine Lebensauffassung thun. In der einen beklagt er sich unmutsvoll darüber, dass seine Zeitgenossen einen ungebührlich hohen Wert auf körperliche Stärke und Gewandtheit legten und dagegen den Nutzen, welchen besonnenes Denken und Sinnen eines geistig begabten Mannes den Bürgern gewähren, gering achteten:

Freilich wenn einer den Sieg im Wettlauf oder im Fünfkampf
  Dort in dem heiligen Hain, welcher geweihet dem Zeus,
Neben dem Pisas gewinnt bei Olympia, oder durch Ringen,
  Auch in dem Kampf mit der Faust, welcher an Schmerzen so reich,
Oder in jenem gewaltigen Kampf, den sie nennen den Allkampf;
  Ruhm hat solcher erlangt bei den Bewohnern der Stadt,
Vorsitz wird ihm gewährt bei den Festen, dass jeder ihn schaue,
  Und auf Kosten der Stadt steht ihm die Mahlzeit bereit;
Auch ein prächtig Geschenk wird ihm von den Bürgern gespendet.
  Trüg' er auch siegend zu Ross alle die Ehren davon,
Dennoch verdient er es nicht so wie ich; denn über die Stärke,
  Sei es der Rosse, des Manns, geht, was ich sinnend erdacht.
Sehr verkehrt ist jener Gebrauch, unschicklich fürwahr ist's,
  Vorzuziehen dem Geist Körpers Gewalt und Geschick.
Denn Faustkämpfer und Ringer, und wären's die besten von allen,
  Und wer im Fünfkampf gross, auch wer im Lauf nach dem Ziel
Andre besiegt durch seine Gewandtheit, welche am höchsten
  Gilt in dem Wettkampfspiel, wären sie Bürger bei uns,
Deshalb würde die Stadt niemals gesitteter werden.
  Klein fürwahr der Gewinn, welcher erwüchse der Stadt,
Wenn im Wettkampf einer gesiegt am Ufer des Pisas,
  Denn nicht grösser dadurch würden die Güter der Stadt.

Nach dem Zeugnisse des Athenäus hat er denselben Gedanken noch in vielen andern Gedichten behandelt und wiederholt auf die Nutzlosigkeit des Athletentums hingewiesen. In der zweiten, dichterisch viel vollendeteren Elegie giebt er uns ein anschauliches Bild eines griechischen Symposions, freilich nicht ohne auch hier dem leichtfertigen und leeren Treiben, wie er es oft bei solchen Gelegenheiten mit angesehen haben mochte, mit nachdrücklichem Ernst entgegen zu treten. Dem Philosophen, der für die vom Wein angeregte Stimmung

würdige, das geistige Leben fördernde Gespräche verlangt, schwebte das Ideal eines Symposions vor, wie es später Platos Meisterhand in unübertrefflicher Weise gezeichnet hat. Die xenophaneische Elegie lautet:

Nun da der Estrich rein und rein sind Hände und Becher,
  Uns zu umkränzen das Haupt, sehn wir den Diener bereit;
Köstliche Salben uns reicht in Schalen geschäftig ein andrer,
  Dort auch der Mischkrug winkt, heiterster Freude ein Born.
Wein vollauf steht dort in den Krügen, duftend wie Blumen,
  Wein vollauf, dass die Lust eher versagt als der Wein.
Mitten im Saal erhebt sich des Weihrauchs liebliche Wolke,
  Wasser so eisig und rein steht zu der Mischung bereit.
Weissbrot dort auch liegt, dort steht der zierliche Tisch mit
  Süssem Honig bereit, fettester Käse dabei;
Und mit Blumen geschmückt der Altar in der Mitte des Saales.
  Lieblich schallt in dem Haus Singen und Saitengetön.
Jetzt vor allem geziemt's verständigen Männern, zu ehren
  Lauteren Sinnes den Gott, ehren mit frommem Gebet.
Lasst uns ihm spenden und beten, er möge die Kraft uns verleihen
  Wackere Männer zu sein. Weg mit der frevelnden Lust!
Trinken nur lasst uns soviel, dass wir nach Hause gelangen,
  Nicht auf den Diener gestützt, wer nicht gebrechlich und alt.
Den aber lob' ich vor allen, der trinkend Verständiges mitteilt,
  Was er gesehn und erlebt, was von der Tugend er denkt,
Keine Geschichten vom Kampf der Titanen oder Giganten,
  Nicht des Kentaurengeschlechts alte erdichtete Mähr.
Fern sei unnütz Tagesgeschwätz und alberne Possen;
  Ernsten verständigen Sinns lasset uns ehren den Gott.

Von den übrigen Elegieen sind nur wenige und nicht eben erhebliche Bruchstücke auf uns gekommen, ausser den beiden im Anfang meiner Darstellung mitgeteilten, die für die Chronologie seines Lebens und die Kenntnis seines Charakters wertvoll sind, nur noch drei. Das bedeutendste ist das, in welchem er die pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung verspottet; nur der erste Hexameter dieser Elegie, in welchem er eine neue Lehre zu behandeln verheisst, ist übrig geblieben und ausserdem zwei Distichen, in denen er von Pythagoras folgendes erzählt:

Einst, da er sah, wie ein Hund auf der Strasse gezüchtiget wurde,
  Sagte er mitleidsvoll, wie man erzählt, zu dem Herrn:

> Lass doch, schlage ihn nicht, denn die Seele befreundeten Mannes
> Habe ich deutlich gehört aus des Geschlagnen Geheul.

Aus einem andern Fragment bei Athenäus gewinnen wir die Notiz, dass man zu der Zeit des Xenophanes den Wein so gemischt habe, dass man in den Becher zuerst Wasser und darüber den Wein gegossen habe, während man, wie wir wissen, in späterer Zeit umgekehrt verfuhr:

> Niemand giesst bei der Mischung zuerst den Wein in die Becher,
> Sondern das Wasser zuerst, über das Wasser den Wein.

Theophrast, den Athenäus als Zeugen für dasselbe anführt, findet den Zweck jener älteren Sitte in dem Streben nach Mässigkeit im Genuss; und es ist wohl anzunehmen, dass Xenophanes mit seinen Worten der zu seiner Zeit aufkommenden Neuerung entgegentreten wollte, von welcher er ein verderbliches Übermass in den Symposien befürchtete. Das letzte Überbleibsel aus den Elegieen sind Gelegenheitsverse, an sich unbedeutend, aber darum interessant, weil es die einzigen scherzenden Worte sind, die von dem sonst so überaus ernsten Dichter und Denker uns erhalten sind. Einem Freunde wird in ihnen schalkhaft zu Gemüte geführt, dass er für ein geringes Geschenk eine sehr bedeutende Gegengabe erhalten habe:

> Für den gesendeten Schenkel des Zickleins empfingst du die Keule
> Eines gemästeten Rinds, Männern ein Ehrengeschenk,
> Dessen Ruhm wird Hellas erfahren, Gesang ihn verkünden
> Stets, so lange noch blüht griechisches Sängergeschlecht.

Noch geringer an Zahl, aber für die Kenntnis des Mannes von Wichtigkeit sind die Fragmente seiner Sillen. In ihnen ergeht er sich mit rücksichtsloser Entschiedenheit und mit treffender Schärfe gegen alle anthropomorphischen und anthropopathischen Vorstellungen von den Göttern, wie sie die Griechen seiner Zeit aus Homer und Hesiod in sich trugen. „Die Angriffe des Xenophanes haben dem griechischen Polytheismus eine Wunde geschlagen, von welcher er sich nicht wieder erholt hat; und steht auch dieser Philosoph mit seinen kühnen Zweifeln an dem bestehenden Religionswesen eine Zeit lang ziemlich vereinzelt, so fehlt es ihm doch, teils schon in den

nächsten fünfzig Jahren, nicht ganz an Nachfolgern, teils sind jene Zweifel in der Folge zu einer Macht herangewachsen, welcher die Volksreligion ausser der Gewohnheit der Masse und einzelnen, für das Ganze vollkommen wirkungslosen Massregeln der Staatsgewalt kein Verteidigungsmittel entgegenzustellen hatte."

Mit zürnendem Wort geisselt Xenophanes zunächst, dass Homer und Hesiod sich nicht gescheut hätten, unsittliche Thaten von den Göttern zu berichten:

Jegliches schrieben den Himmlischen zu Hesiod und Homeros,
Was bei dem Menschengeschlecht als schmachvoll gilt und verächtlich,
Und erzählten von ihnen unsittliche Thaten in Fülle,
Stehlen und Unzucht treiben, einander belügen und trügen.

Tadelt er so an der herkömmlichen Vorstellung von den Göttern, dass sie ihnen keine makellose sittliche Reinheit beilegte, so hält er es ferner für nicht weniger verkehrt, an Geburt und Tod der Götter zu glauben und sie sich in Menschengestalt zu denken:

— — Sterbliche wähnen, die Götter würden geboren,
Hätten Empfindung wie sie, und Gestalt und menschliche Sprache.
Und doch, wären nur Hände verliehn den Löwen und Rindern,
Könnten sie malen wie Menschen und bildeten Werke wie diese,
Wahrlich das Göttergebild, wie es Rinder und Löwen erschufen,
Hier wär's Löwengestalt und dort wär's ähnlich den Rindern,
Wie denn jeder den Gott sich träumt nach eigenem Bilde.

So stellen sich die Neger ihren Gott schwarz und plattnasig, die Thraker blauäugig und rothaarig vor.

Von dem Gott dagegen, wie er ihn sich denkt, sagt der philosophische Dichter in Versen, die wahrscheinlich Trümmer seines Lehrgedichts sind:

Einer allein ist Gott, unter Göttern und Menschen der höchste,
Ferne dem Menschengeschlecht an Gestalt und fern an Gedanken.
Alles in Gott ist Denken, und alles ist Hören und Sehen.

Gott ist allezeit unbewegt an demselben Ort, und es geziemt ihm nicht geschäftig bald hierher, bald dorthin zu wandern:

Ohne Bemühn lenkt Gott das All mit denkendem Geiste.

Es ist gewiss bewunderungswürdig und ein beredtes Zeugnis für die Kühnheit und Klarheit seines Denkens, dass Xenophanes in seiner Auffassung des Gottesbegriffes sich soweit über seine Zeitgenossen zu erheben vermochte; aber viel höher noch denn als theologischer Kämpfer steht der wunderbare Mann als metaphysischer Denker.

Wenn Epikur nach dem Zeugnisse des Seneca gesagt hat, dass einige die Wanderschaft nach der Wahrheit ohne irgend jemandes Hülfe angetreten haben, dass sie selber sich ihren Weg gebahnt, so gilt das von keinem mehr als von Xenophanes. Den Versuchen der älteren ionischen Naturphilosophen, den Grundstoff zu finden, aus dem die Welt geworden, mochten sie wie Thales für diesen das Wasser ansehen, oder wie Anaximander einen unbestimmten, unendlichen Stoff, den er sich wahrscheinlich wie einen Urnebel dachte, oder wie Anaximenes die Luft, konnte sein viel tiefer, nicht auf physische, sondern auf metaphysische Probleme gehendes Denken nur ein untergeordnetes Interesse abgewinnen. Der gleichzeitigen pythagoreischen Spekulation, wenigstens der Lehre von der Metempsychose gegenüber, verhielt er sich spöttisch ablehnend; die herakliteische Lehre, die sich noch zu seinen Lebzeiten entwickelt hatte, war zu seiner Philosophie der schärfste Gegensatz und wahrscheinlich erst durch dieselbe hervorgerufen. Also ein Anlehnen an frühere uns bekannte Philosophen ist nicht anzunehmen; und was uns über seine angeblichen Lehrer von späten Zeugen höchst schwankend und unsicher berichtet wird, hat gar keinen historischen Wert. Er ist also, wenn irgend einer, ein durchaus origineller Denker.

Die eigenen Fragmente des Philosophen reichen nun nicht von ferne hin, um uns ein auch nur einigermassen deutliches Bild von seiner philosophischen Gedankenwelt zu geben; ja es ist eigentlich kein einziges auf uns gekommen, aus welchem wir ihn als den Gründer der eleatischen Schule mit Sicherheit erkennen könnten. Dennoch kennen wir seine Philosopheme mit ausreichender Genauigkeit durch das unanfechtbare Zeugnis des Theophrast in doppelter, übereinstimmender und darum sich einander beglaubigender Überlieferung. Erstens nämlich giebt Simplicius, der Kommentator des Aristoteles, auszugsweise einen Bericht über seine Lehre, entnommen aus der Physik des Theophrast, und zweitens ist eine kleine Schrift

auf uns gekommen, welche in ihrem dritten Kapitel übereinstimmend mit jener Stelle bei Simplicius die xenophaneische Lehre darstellt. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass diese flüchtig hingeworfene Schrift das von Theophrast niedergeschriebene Material ist, dessen drittes Kapitel er bei seiner Darstellung in der Physik benutzte. Nach dieser zur Veröffentlichung nicht bestimmten, aber durchaus glaubwürdigen Skizze, die ich in möglichst treuer Übersetzung zunächst wiedergebe, hat der Stifter der eleatischen Schule Folgendes gelehrt:

„Wenn etwas ist, so kann es nicht geworden sein (dies sagte er inbezug auf Gott); denn das Gewordene muss entweder aus Gleichem oder aus Ungleichem geworden sein. Keins von beiden aber ist möglich; denn weder lässt sich vom Gleichen in Bezug auf ein anderes Gleiches mit grösserem Rechte aussagen, dass es erzeugt werde, als dass es erzeuge (denn dem durchaus Gleichen kommt alles als dasselbe einander gegenüber auch auf gleiche Weise zu), noch kann das Ungleiche aus Ungleichem werden. Denn wenn aus dem Schwächeren das Stärkere entstände oder aus dem Kleineren das Grössere oder aus dem Schlechteren das Bessere oder umgekehrt das Schlechtere aus dem Besseren, so würde das Nichtseiende aus dem Seienden [oder das Seiende aus dem Nichtseienden] entstehen, was unmöglich ist. Deswegen ist Gott ewig."

„Ist aber ferner Gott das über Alles Herrschende, so kommt es ihm zu, nur einer zu sein. Denn wenn zwei oder mehrere Götter wären, dann gäbe es unter allen nicht mehr einen herrschenden und besten; denn jeder von den vielen, insofern er Gott ist, würde in gleicher Weise so beschaffen sein. Denn das ist Gott und Gottes Vermögen zu herrschen, nicht beherrscht zu werden und überall herrschend zu sein, so dass, so weit er nicht herrschend ist, er auch nicht Gott ist. Wären nun bei der Annahme mehrerer Götter diese in ihrem Verhältnis zu einander in einem Punkt herrschend, in einem andern nachstehend, so wären das nicht Götter; denn in der Natur des Göttlichen liegt es, nicht beherrscht zu werden; wären sie aber gleich, so behielte Gott nicht sein Wesen, da er der Herrschende sein muss; das Gleiche ist aber weder besser noch schlechter als das, was ihm gleich ist.

Also wenn es einen Gott giebt und Gott so beschaffen ist, kann Gott nur einer sein, denn sonst könnte er nicht alles, was er wollte; er könnte es nämlich nicht bei der Existenz mehrerer Götter. Also ist nur ein Gott."

„Wenn er aber einer ist, so ist er überall gleich und sieht und hört und hat die übrigen Sinneswahrnehmungen überall; denn wenn das nicht so wäre, so würden die Teile, die in Gott sind, einander gegenüber sich als herrschende und beherrschte verhalten. Ist er aber in jeder Hinsicht gleich, so hat er Kugelgestalt; denn er ist nicht in dieser Hinsicht gleich und in jener Hinsicht ungleich, sondern in jeder Hinsicht gleich."

„Wenn aber Gott ewig ist und einer und kugelförmig, so ist er weder grenzenlos noch begrenzt. Grenzenlos nämlich ist das Nichtseiende; denn dies hat weder Mitte noch Anfang noch Ende noch irgend einen andern Teil, und ebenso ist das Grenzenlose. Das Seiende aber hat nicht die Eigenschaft des Nichtseienden. Grenzen hätte es ferner, wenn es eine Vielheit wäre. Das Seiende ist aber weder dem Nichtseienden noch der Vielheit gleich zu stellen. Denn was eines ist, hat nichts, woran es grenzen kann."

„Dieses so beschaffene Eine, wie er den Gott sich denkt, wird weder bewegt, noch ist es unbewegt. Unbewegt nämlich ist das Nichtseiende; denn weder kommt etwas anderes zu ihm, noch kommt es selber zu einem andern. Bewegt wird aber, was mehr als eines ist; denn ein Ding muss sich nach dem andern hin bewegen. Nach dem Nichtseienden hin nun bewegt sich nichts, denn das Nichtseiende ist nirgends. Findet aber eine auf einander gerichtete Bewegung statt, so ist damit eine Mehrheit angenommen. Deswegen bewegt sich zwar eine Zweiheit und Mehrheit, und es ruht und ist unbewegt das Nichts; das Eine aber ruht weder noch bewegt es sich; denn es ist weder dem Nichtseienden, noch der Vielheit gleich."

„Nach allem verhält sich der Gott so: ewig und einer, gleich und kugelförmig, weder grenzenlos noch unbegrenzt, weder ruhend noch bewegt."

So die Hauptquelle für unsere Kenntnis der xenophaneischen Philosophie. Gewiss hat diese Gedankenreihe für den modernen Leser, wenn sie ihm zuerst entgegen tritt, etwas ungemein Befremdendes; sie scheint voll von offenbaren Widersprüchen und höchst seltsamen Anschauungen, von unzureichenden

Argumenten und Lücken in der Beweisführung. Ein kugelförmiger, überall empfindender und denkender Gott, der weder begrenzt ist noch unbegrenzt, sich weder bewegt noch ruht; — wie hat ein vernünftiger Mensch solche Ungereimtheiten ersinnen können, die wie baarer Unsinn aussehen und von scharfsinnigen Gelehrten auch dafür gehalten worden sind. Andrerseits aber ist dieser Mann unbestritten der Begründer einer philosophischen Schule, in welcher der sonst nur allzusehr zu wegwerfendem Tadel geneigte Dühring in seiner kritischen Geschichte der Philosophie (S. 32) den subtilsten Gedankenkreis findet, dessen sich die gesamte griechische Philosophie rühmen könne. Allerdings darf ich nicht verschweigen, dass Dührings Bewunderung besonders dem Zenon gilt, und dass ihm Xenophanes „für die eigentliche Philosophie weniger erheblich" erscheint, aber eine unbefangene, der Überlieferung treu folgende Betrachtung der xenophaneischen Sätze wird zeigen, dass der geniale Blick des früheren Denkers nicht zurücksteht hinter dem glänzenden Scharfsinn des späteren.

Wir müssen zunächst die Ansicht ganz fern halten, als ob Xenophanes Gott und Welt als zwei unterschiedene Wesenheiten gedacht habe; die beiden sind ihm völlig identisch; er war eben so entschiedener Pantheist wie Spinoza, der unter seinem Gott nichts anders, als die alles in sich schliessende Substanz versteht, ja er ist der erste, welcher das pantheistische Grunddogma im Abendlande ausgesprochen hat. Schopenhauer nennt deshalb mit gutem Recht Spinoza den Erneuerer der eleatischen Philosophie. Dass aber Xenophanes mit seinem Gott nichts anderes als die Welt gemeint hat, geht unwidersprechlich hervor aus der Allgemeinheit, mit welcher er durch Leugnung jeder Zweiheit oder Vielheit alle Bewegung bestreitet, aus der Wendung, in welcher er dem Begriff Gottes den des Seienden unterschiebt, und ausserdem wird dies als seine Auffassung von den besten Zeugen versichert. Seine Lehre vom kugelförmigen Gott hat also gar nichts Befremdendes; ja man hätte einem Philosophen, der seinen Gott als einen kugelförmigen, die Gesamtheit alles Seienden in sich schliessenden beschreibt, wohl zutrauen sollen, dass er damit gar nichts anders meinen konnte, als das Weltall.

Dieses Weltganze ist nicht geworden; denn ein Werden ist überhaupt nicht denkbar. Aus einem Seienden, das ihm

gleich wäre, kann nichts entstehen; denn eben durch die Entstehung des einen aus dem andern wird eine Ungleichheit zwischen beiden gesetzt; und nimmt man ein Entstehen aus Ungleichem an, so müsste etwas Seiendes aus nichts entstehen oder zu nichts vergehen, was beides gleich unmöglich ist. So das wichtige, gedankenschwere Philosophem und seine erste Begründung. Über diese Begründung, welche Röth als haarfein und unerwartet genug bezeichnet, aber zugleich als zu fein und zu viel beweisend, mag man bedenklich sein; aber der eleatische Grundgedanke, dass die sinnlich gegebene Natur, die sich immerfort verändernde, neu gebärende und schnell wieder vergehende, dieser Wechsel von Aufblühen und Verwelken nicht das wahre Wesen der Welt, wie es mit dem Denken erfasst werden könne, uns zeige, dieser Grundgedanke tritt in den Sätzen des Xenophanes unverhüllt zu Tage. Klarer begründet freilich finden wir ihn erst bei einem spätern Eleaten, dem Samier Melissos; denn die Begründung, wie sie in den Fragmenten des Parmenides uns noch aufbewahrt ist, hat auch unleugbare formelle Schwächen. Melissos, der als Philosoph viel bedeutender ist, als ihn Aristoteles hat gelten lassen wollen und auf dessen Urteil hin noch heute die meisten Kenner der eleatischen Philosophie, begründet die Undenkbarkeit des Werdens so: „Wenn etwas geworden ist, so muss es aus Seiendem oder Nichtseiendem geworden sein. Aus dem Nichtseienden aber kann kein anderes Seiendes, geschweige denn das schlechthin Seiende werden; und aus dem Seienden kann es nicht werden, denn dann wäre es schon und würde nicht erst.“[*]

Dieses ungewordene ewige Weltall muss nun, weil es mit der Gottheit identisch ist, absolut vollkommen sein. Der Begriff der Vollkommenheit Gottes erscheint also bei unserm Philosophen als ein des Beweises nicht bedürftiges Axiom. Aus der Vollkommenheit der Welt folgt ihm Einheit, sowohl im Sinne der Singularität wie der durchgängigen Gleichheit, im ersten Sinne, weil Vollkommenheit als Superlativität gefasst ist, welche die Existenz einer zweiten gleich vollkommenen Welt ausschliesst, während eine zweite unvollkommene Welt dem xenophaneischen Welt- (oder Gottes-) Begriff widerspricht, im zweiten Sinne, weil qualitative Ungleichheit der Teile der Welt eine Superiorität der einen und Inferiorität der

andern voraussetzen würde. Darum ist auch nicht blos der Mikrokosmus des Menschenleibes, sondern der Makrokosmus des Ganzen denkend und empfindend. Das All ist beseelt, nicht blos der Mensch. Materielles und Immaterielles erscheinen hier wie bei allen vorplatonischen Philosophen, auch bei Anaxagoras, noch nicht als zwei grundverschiedene Substanzen; sondern dem Hylozoismus jener ältesten Philosophen gemäss ist mit dem Stoff, wie andere Kräfte, auch die des Denkens zu einer unauflösbaren Einheit verbunden. Erst Plato, Heraklits Weltanschauung von dem ewigen Fluss der Dinge inbezug auf die Sinnenwelt billigend, und zugleich voll von dem Gedanken an ein ewiges unveränderliches Seiende im Sinne der Eleaten hat durch die Lehre von den Ideen und dem sie erfassenden reinen Denken klar und bestimmt das Materielle von dem Immateriellen geschieden.

Mit demselben, freilich unzureichenden Argument wird auch die quantitative Gleichheit des Weltganzen, seine Kugelgestalt, begründet.

Diese kugelförmige Welt ist nun lückenlos, ist ein Continuum, das zwar Teile hat, aber keine räumlich gesonderten Teile. In der Welt giebt es keinen leeren Raum, darum keine Vielheit gesonderter Dinge, also auch keine Grenzen innerhalb der Welt. In diesem Sinne ist die Welt nicht begrenzt.

Aber auch unbegrenzt kann die Welt nicht genannt werden; denn die Weltkugel, so gross sie ist, hat doch ein Ende, eine Vollendung, welches der Philosoph nicht als Grenze bezeichnet wissen will, weil nach seiner Terminologie Grenze etwas anderes, ausser ihr Vorhandenes voraussetzen würde.

In ähnlicher Weise ist es zu erklären, wenn er vom Weltall Bewegung sowohl wie Unbewegtheit verneint. Bewegung ist nur denkbar, wo mehr als ein Ding vorhanden ist. Als ein Ganzes gedacht, kann es sich nun nicht bewegen; denn es füllt den ganzen Raum aus, und nimmt man in ihm Bewegung an, so denkt man nicht mehr die Welt als ein Continuum, sondern lässt sie den früheren Sätzen zuwider aus getrennten Teilen bestehen. Die Bewegung wird also hier nur als unvereinbar mit dem Begriff der numerischen Einheit bestritten; Melissos hat den Gedanken weiter geführt, indem er die Unmöglichkeit der Bewegung bei der Annahme der qualitativen Einheit demonstrierte; Zenon dagegen, nächst Xenophanes der produktivste

Denker von den Eleaten, hat mit dem eindringendsten Scharfsinn nachgewiesen, dass bei jeder Weltauffassung die Annahme der Bewegung das Denken in unlösbare Widersprüche verwickle. Wird so die Bewegung inbezug auf das Weltganze und seine Teile verneint, so soll es doch andererseits auch nicht als bewegungslos gedacht werden. Das ist eine wunderliche Behauptung, ein Widerspruch, der unlösbar zu sein scheint. Und doch können wir nach der Vorstellung, die wir aus dem bisher Entwickelten uns von dem tief blickenden Mann haben machen müssen, unmöglich annehmen, dass er Gedanken ausgesprochen haben sollte, deren Thorheit und Widersinnigkeit ein Kindesverstand sogleich als solche zu erkennen vermag. Er kann aber auch den Begriff der Bewegung, den er im Sinne der Ortsveränderung ausgeschlossen, nicht in der Bedeutung der qualitativen Veränderung, oder des Werdens und Vergehens (das alles subsumiert bekanntlich Aristoteles unter den allgemeinen Begriff der Bewegung) zugelassen haben. Alle diese Arten der Bewegung stehen ja nicht minder mit der eleatischen Lehre, wie sie schon Xenophanes aufgestellt hat, in Widerspruch als die räumliche Bewegung. Das Unbewegte ist auch zugleich das Ungewordene, Unveränderliche, Unvergängliche; aber alle diese negativen Prädikate drücken doch sein Wesen nicht aus; es ist auch das Allmächtige, überall Empfindende und Denkende, wie der Philosoph es ausdrücklich gelehrt hat. Dieses Leben des Weltganzen hat offenbar Xenophanes im Sinne, wenn er von dem sonst durchaus Unbewegten absolute Ruhe, die Ruhe des Nichts und des Todes nicht aussagen will. Unbewegt in diesem letzteren Sinne nennt er das Nichtseiende, dem die lebensvolle Welt nicht gleich sein könne. In dem ewigen identischen Sein ist keine Unruhe, aber auch keine todesähnliche Erstarrung, keine Veränderung, aber doch Leben. Wem ein Widerspruch auch in der so aufgefassten Antithese noch zu liegen scheint, wer den Begriff des Lebens ohne den der Veränderung nicht denken kann, der möge bedenken, dass er damit zugleich den Gottesbegriff späterer Jahrhunderte angegriffen hat. Mir kommt es hier nur darauf an, darzustellen, welches der Gedanke des Xenophanes gewesen, ihn zu befreien von der täuschenden Hülle der unbehilflichen Darstellung, in welcher er uns überliefert ist. Da-

nach ist offenbar seine Ansicht vom Weltganzen der ähnlich, die Angelus Silesius in den Versen ausspricht:

> Gott hat sich nie bemüht, auch nie geruht, das merk:
> Sein Wirken ist sein Ruhn, und seine Ruh sein Werk.

Zu diesen kühnen, mit den gewöhnlichen Vorstellungen in so grellem Widerspruche stehenden Sätzen ist Xenophanes erst nach vielem Zweifeln und Sinnen gelangt, nachdem er sich lange Zeit skeptisch gegen die von andern aufgestellten Weltanschauungen verhalten hatte. Wir haben darüber das unverwerfliche Zeugnis des Timon von Phlius, des witzigen, schneidigen Sillographen und Skeptikers, der in seinem Spottgedicht den Dogmatismus gleichzeitiger und früherer Philosophen verhöhnt. In diesem legt er dem Xenophanes, den er höher als die andern stellt, weil er in dem ersten Stadium seines Philosophierens skeptische Elemente erkannt hatte, folgende Selbstanklage in den Mund:

> Wäre doch kluger, verständiger Sinn zu teil mir geworden,
> Kühles, besonnenes Denken! Doch trog mich am Abend des Lebens
> Trüglicher, irrender Pfad. Da verlor ich die klare Besinnung.
> Was ich auch sah, und wohin ich auch wandte mein Sinnen und Denken,
> Stets in das Eine löst' es sich auf, ein Gleiches war alles,
> Eine Natur und eine Gestalt, allorten dasselbe.

Mit diesem geschichtlichen Zeugnis stimmt auf das beste ein Fragment aus den Gedichten des Philosophen selber, das also vor der abgeschlossenen dogmatischen Ausbildung seiner Einslehre gedichtet sein muss und uns das bis dahin erfolglose Ringen nach einer sicher begründeten Weltanschauung widerspiegelt:

> Lautere Wahrheit sah kein Mensch und wird sie nicht sehen
> Über das Wesen der Götter und über die Welt und die Menschen.
> Und selbst, träf' er einmal die vollkommene lautere Wahrheit,
> Weiss er es selber doch nicht; es ist alles nur Meinen und Dünken.

Aber auch inbezug auf die Periode, in welcher er dem Welträtsel gegenüber das erlösende Wort gefunden zu haben glaubte, sind zwei Verse von ihm auf uns gekommen.

> Nicht von vorne herein enthüllten uns alles die Götter,
> Sondern wir selber allmählich erforschen und finden das Bessre.

Man wird ja mit Recht Bedenken hegen, ihn solcher Äusserung wegen den Skeptikern geradezu beizuzählen; denn sie zeigt uns den Philosophen nur in einer Periode seiner Entwickelung, und für seinen Dogmatismus liegen viel klarere Zeugnisse vor; ausserdem enthalten sie nichts von skeptischen Argumentationen, nichts von einer skeptischen Theorie; aber darauf muss doch nachdrücklich hingewiesen werden, dass mit diesen Versen Xenophanes zuerst unter den Philosophen zwar nicht jede Möglichkeit der Erkenntnis der Wahrheit, aber das Vorhandensein eines Kriteriums für diese Erkenntnis geleugnet hat. Eine Geschichte des Skeptizismus wäre also unvollständig, die nicht mit dem Xenophanes anfinge, in dessen Gedicht der erste Keim skeptischer Gedanken enthalten ist.

Die Summe aber seiner dogmatischen Philosophie ist: Es giebt kein Werden, keine Vielheit getrennter Dinge, keine Bewegung und Veränderung, sondern ein beharrendes, unbewegliches, den ganzen Raum erfüllendes, allmächtiges Sein, voll von Denken und Empfindung. Dieses eine Seiende ist Gott.

Die Darstellung, die ich von den Philosophemen des Xenophanes gegeben habe, steht in Widerspruch mit dem, was Zeller in seinem geistreichen und gelehrten Werke über die Philosophie der Griechen von unserem Philosophen berichtet. Weil Zeller die sehr wichtige oben erwähnte theophrastische Schrift als weder von Aristoteles noch von Theophrast herrührend und als eine ganz unzuverlässige Quelle über die xenophaneische Philosophie betrachtet, muss er natürlich eine Anschauung von dem Manne gewinnen, die denselben philosophisch viel weniger bedeutend erscheinen lässt, als er nach meiner Überzeugung wirklich ist.

Mir steht der häufig so gering geschätzte Xenophanes höher als sein unmittelbarer Schüler, der hochgefeierte Parmenides. Freilich hat auch dieser geistvolle, sittlich reine Mann, der seinen Mitbürgern Gesetze gegeben, grosse unleugbare Verdienste um die Weiterbildung der eleatischen Philosophie. Was sein Meister in oft unbehülflicher, widerspruchsvoller Form gelehrt hatte, dem gab der hochbegabte Mann strengere, durchsichtigere Formen und verteidigte es mit Schwung und Schärfe gegen die entgegengesetzte Ansicht, die bereits dem Xenophanes gegenüber Heraklit von Ephesos aufgestellt hatte. Nach diesem giebt es kein beharrendes Sein, was Xenophanes

als das einzig Denkbare gelehrt hatte, überall vielmehr ein ruheloses Werden. „Nach ihm ist gerade in Jedem Entgegengesetztes vereint, wie Leben und Tod, Jugend und Alter, und jedes Glied des Gegensatzes schlägt in das andere um. Alles ist identisch und nichtidentisch. In denselben Fluss steigen wir wieder hinab und auch nicht in denselben. Alles fliesst." Schärfer konnte der Widerspruch gegen die eleatische Lehre nicht hervortreten als bei diesem Antipoden des Xenophanes und Urahnen der Hegelschen Logik. Gegen diese Weltauffassung hat Parmenides in seinem philosophischen Lehrgedicht harte, höhnende Worte. Unverstand, sagt er von seinen Gegnern, lenkt ihren irrenden Sinn, sie treiben dahin in Dumpfheit und Blindheit, eine verblüffte, verworrene Schar, denen Sein und Nichtsein als dasselbe gilt und wieder als nicht dasselbe. Ausser der Polemik gegen Heraklit ist es dem Parmenides noch eigentümlich und ist sein Verdienst, die Grundgedanken des Eleatismus in kurze bestimmte Form gefasst zu haben: nur was ist, kann gedacht werden und nur was von Menschen ohne Widerspruch gedacht werden kann, hat Existenz. Vom Nichtseienden, das bei der Annahme des Werdens vorausgesetzt werden müsste, giebt es keine Erkenntnis. So lehrt uns die überzeugungskräftige Wahrheit: aus den Sinnen schöpfen wir nur trügerische Meinungen; was sie uns zeigen, ist nicht das Seiende, sondern leerer, nichtiger Schein. Dennoch hat es Parmenides nicht verschmäht, in dem zweiten Teil seines Gedichts auch von dieser Welt des Scheins hypothetisch eine Erklärung aufzustellen. Sonst folgt er treu dem Xenophanes; nur der Gottesbegriff, den jener mit dem Weltbegriff als identisch denkt, ist in der Lehre des Parmenides völlig verschwunden; an seine Stelle tritt das ungewordene und unzerstörbare, kugelförmige, einheitliche, unbewegliche Eine.

Auch Melissos von Samos, der als Feldherr im samischen Kriege ehrenvoll gegen Perikles kämpfte, ist keineswegs ein so untergeordneter Denker, als welcher er häufig betrachtet wird. Bei ihm finden wir für einzelne eleatische Lehren scharfsinnige Begründungen, die von Xenophanes und Parmenides wenigstens nicht auf uns gekommen sind; und als selbständigen Denker zeigt er sich dadurch, dass er das Weltganze als ein unendliches auffasst, nicht als ein kugelförmiges, wie Xenophanes und ihm folgend Parmenides. Freilich wurde

er von Zenon von Elea, einem der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, weit überragt. Dieser nahm auch an der gesetzgeberischen Thätigkeit seines Lehrers und Freundes Parmenides teil und zeigte, als er mutvoll gegen einen tyrannischen Gewaltherrscher auftrat, unter Foltern die äusserste Standhaftigkeit.

In der That alle vier seltene, hochbegabte Männer. Glänzender Scharfsinn, weltabgewandtes Grübeln verbunden mit energischer Thatkraft und lebendiger Teilnahme an menschlichem Wohl und Wehe. Männer von entschlossenem Denken und entschlossenem Handeln und dabei, so weit unsere Zeugnisse reichen, von hoher sittlicher Reinheit.

Dem armen, heimatlosen Dichter und Denker unter ihnen ist freilich bei Lebzeiten ein trübes Los zu teil geworden, und auch nach seinem Tode hat die ganz unverdiente Geringschätzung, die Aristoteles unverhohlen gegen ihn zur Schau trägt, nur zu viel auf die Würdigung des höchst bedeutenden bahnbrechenden Philosophen eingewirkt. Aber die Fragen die Xenophanes zuerst aufgeworfen und Zenon am schärfsten formuliert hat, beide freilich nicht gelöst haben, gehören zu den wichtigsten und schwierigsten, mit welchen das philosophische Denken sich beschäftigt. Denn die dunkelsten Probleme des Denkens liegen nicht in entlegenen Zeiten und Räumen, nicht in absonderlichen, selten vorkommenden Erscheinungen, sondern in der uns täglich und überall umgebenden Welt, in den inneren Erfahrungen, die wir stündlich machen. Worin der hausbackene Verstand gar keine Schwierigkeiten ahnt, wo er eine lichte sonnige Fläche sieht, da schaut der Philosoph hinein, wie in einen dunklen Abgrund voll unauflöslicher Rätsel und Widersprüche. Dass sich dieses tief bohrende philosophische Denken schon im Anfange der griechischen Philosophie unverhüllt und deutlich zeigt, ist auf das höchste zu bewundern, und der erste, der solche in dunkle Tiefen dringenden Gedanken ausgesprochen hat, ist Xenophanes von Kolophon.

XI.

Über Demokrit von Abdera und die Anfänge der griechischen Moralphilosophie.

Die griechische Philosophie vor Plato zeigt das bedeutsame Schauspiel einer so mächtigen Gedankenarbeit, einer so schnellen Entwickelung, wie sie auf diesem Geistesgebiete nachher bei keinem Volke und zu keiner Zeit zu finden ist. Jeder von diesen Denkern hat seinen originalen Gedanken, und manche derselben sind so tief gehend und von solcher Bedeutung, dass die in ihnen aufgezeigten Probleme bis auf den heutigen Tag das philosophische Denken beschäftigen. Leider aber ist uns von keinem dieser Männer eine vollständige Schrift überliefert: wir müssen uns das Bild dieser höchst merkwürdigen Periode des menschlichen Denkens aus Fragmenten und aus den gelegentlichen Mitteilungen späterer Philosophen, besonders des Aristoteles, mühsam zusammensetzen. Der auf uns gekommenen Bruchstücke ihrer Schriften sind nämlich von den meisten sehr wenige; in Trümmern liegt diese einst so reiche, geistige Welt, ebenso wie die ungefähr gleichzeitige griechische Lyrik, beides ein unersetzlicher Verlust für die Kulturgeschichte der Menschheit. Und die sehr häufig mit Polemik verbundenen Berichte der Späteren müssen mit vorsichtigster Kritik aufgenommen werden, wenn sie nicht dazu dienen sollen, die aus den Fragmenten zu gewinnenden allzu farblosen und mangelhaften Umrisse, statt zu ergänzen und zu erfüllen, vielmehr zu verwischen oder zu verzerren. Das gilt recht sehr auch von Aristoteles, der durchaus nicht immer ein zuverlässiger Berichterstatter ist. Darum ist es kein Wunder, dass erst allmählich durch unermüdliche, gewissenhafte Forschung ein immer klareres Bild jener vorplatonischen Denker gewonnen worden ist, eine wissenschaftliche Arbeit, die auch heute noch lange nicht ihren Abschluss gefunden hat.

Denn man wird noch mehr als es bis jetzt geschehen, sich frei machen müssen von der Autorität des Plato und des Aristoteles, die durch ihren eigenen wohlverdienten Ruhm die früheren philosophischen Bestrebungen in unverdienter Weise verdunkelt haben, ja, durch deren zum Teil ungerechte Kritik oder unabsichtliches wie absichtliches Schweigen das Urteil der folgenden Generationen vielfach und auf lange Zeit präokkupiert worden ist; und man wird, befreit von dem Hegelschen Vorurteil des stetigen Fortschrittes, sich nicht scheuen anzuerkennen, dass mit dem gewaltigen Aufschwung, den die Philosophie durch Plato und Aristoteles genommen hat, zum Teil auch ein Aufgeben des bisher schon Erreichten oder wenigstens ernstlich Angebahnten verbunden war.

Denn mag es auch (um mit Thilo zu reden) von weittragenden, von den wohlthätigsten Folgen gewesen sein, dass der physikalischen Weltansicht, d. h. derjenigen, die alles Geschehen auf mechanischem Wege zu erklären sucht, hauptsächlich durch Plato eine ästhetisch-teleologische Naturanschauung entgegentrat, d. h. solche, die auf das Zweckmässige, Geordnete, Schöne in derselben achtete, so hatte doch die Einseitigkeit, mit welcher diese Anschauung geltend gemacht wurde, die Folge, dass die Naturphilosophie des wissenschaftlichen Wertes verlustig ging. So mancher sehr ernste und tief in die Sache eindringende Gedanke der Früheren wurde besonders von Aristoteles als Sonderbarkeit und Querköpfigkeit betrachtet und behandelt, und gerade Aristoteles hat durch seine gewaltige Autorität am meisten dazu beigetragen, dass diese, wenn auch unvollkommenen, aber wichtigen Anfänge wahrer Spekulation wieder in Vergessenheit gerieten, da seine angebliche Lösung der aufgespürten Probleme dem gewöhnlichen, nicht scharfen Denken mehr zusagte.

Ein ganz eigentümliches Schicksal aber ist unter den vorplatonischen Philosophen dem Demokrit zuteil geworden. Das, weswegen er heutzutage in den weiten Kreisen der Wissenschaft anerkannt und gerühmt wird, ist durchaus nicht seine originale Leistung, kommt ihm nicht als einem Entdecker und bahnbrechenden Philosophen zu; dagegen ein anderes Verdienst, das ihm ganz und voll zukommt, wird bald ganz geleugnet, bald nur sehr widerwillig und mit sehr erheblichen, aber unverdienten Abzügen anerkannt. Gerühmt wird er mit Unrecht

als der Schöpfer der Theorie von den Atomen; dagegen wird ihm sein nach meiner Meinung unbestreitbares Verdienst, der erste bedeutende Moralphilosoph Griechenlands gewesen zu sein, nicht bloss geschmälert, sondern geradezu bestritten, und nicht nur in der allgemeinen wissenschaftlichen Tradition, die ja auch die sicheren Ergebnisse der Einzelforschung sich oft nur langsam zu eigen macht, sondern auch von namhaften Forschern selber auf dem Gebiet der altgriechischen Philosophie.

Darüber sind diese freilich alle einig, dass nicht Demokrit, sondern sein älterer Zeitgenosse Leukipp die Atomistik geschaffen hat; und ich würde kaum Veranlassung haben, auf diese unbezweifelte historische Thatsache noch besonders hinzuweisen, wenn nicht gerade in dem Buche, in welchem man zuverlässige Angaben über diese Frage vor allen anderen erwarten müsste, in Langes Geschichte des Materialismus, aus der ja sonst so sehr viel zu lernen ist, immer nur von Demokrit als dem Schöpfer der Atomistik die Rede wäre. Nicht einmal in seiner Bildungsgeschichte wird des Leukipp Erwähnung gethan; nur ganz beiläufig sagt Lange von einer Lehre Demokrits, dass eine zweifelhafte Überlieferung sie schon dem Leukipp zuschreibe, während es vielmehr eine ganz unzweifelhafte Thatsache ist, dass die ganze Grundlage, die leitenden Gedanken des atomistischen Systems von diesem allein erdacht worden sind. Und wenn man nun erwägt, von welcher Bedeutung die Atomistik für die heutige Naturwissenschaft und seit ihrer Umbildung in die Lehre von Punktatomen oder Kraftzentren auch für die heutige Philosophie geworden ist, so scheint es doch sehr unbillig, dass der Name dessen, welcher den schöpferischen Gedanken zuerst gefasst hat, ganz verdunkelt werde von dem, welcher den Gedanken in sich aufgenommen, weiter durchdacht und begründet und zu grösserer Anerkennung gebracht hat. Nennt es doch Wilhelm Wundt eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Wissenschaft, dass uns fast im Beginn derselben eine Ansicht über das Wesen der Materie entgegentritt, welche den heute geltenden Vorstellungen so nahe verwandt ist. Die weitere erfolgreiche Bearbeitung eines originalen Gedankens ist ja ohne Zweifel ein sehr hohes Verdienst; aber es bleibt doch geringer als das Verdienst, diesen Gedanken hervorgebracht zu haben.

Genialität steht eben höher als das fruchtbarste Talent. Aber „gegen die Pfadfinder in der Wissenschaft ist das Publikum nur gar zu oft viel undankbarer, als gegen die Verwerter des Gefundenen, welche zunächst auf jene folgen. Vor dem Glanze der nachkommenden Träger, Ausbreiter und Vermehrer des Lichtes tritt gar zu leicht der erste prometheische Funke in das Dunkel der verborgenen Geschichtsregionen zurück.“ Das zeigt klar genug die genauere Erforschung der Geschichte der Entdeckungen wohl auf jedem technischen oder wissenschaftlichen Gebiet, und um Beispiele zu geben aus der Wissenschaft, mit der wir es hier zu thun haben, so ist jedem, der etwas vom Neuplatonismus weiss, Plotins Name zwar bekannt und geläufig; dass diese Richtung der griechischen Philosophie aber nicht diesen, sondern den Ammonius Sakkas zum Urheber hat, ist wohl eine Thatsache, deren Kenntnis nur von denen zu erwarten ist, die in der griechischen Philosophie gelehrtes Wissen besitzen. So gilt heute noch, wie zu der Zeit des Aristoteles, selbst den meisten Gelehrten als eigentlicher, wissenschaftlicher Begründer der überaus wichtigen Gedankenreihe, die wir unter dem Namen der eleatischen Philosophie begreifen, Parmenides, während dieser doch in Wirklichkeit seinem Lehrer Xenophanes gegenüber kaum einen originalen Gedanken aufzuweisen hat. Freilich mögen Parmenides selber wie Demokrit sich klar dessen bewusst gewesen sein, was sie den genialen Urhebern der Lehre, die sie vorbereiteten, zu verdanken hatten, und wie sie von ihnen abhängig waren, sehr viel abhängiger als in der neueren Zeit Kant von Hume; und dennoch sagt Kant von sich mit Beziehung auf seinen Vorgänger das bescheidene, schöne Wort: „Wenn man von einem gegründeten, obzwar nicht ausgeführten Gedanken anfängt, den uns ein anderer hinterlassen, so kann man wohl hoffen, es bei fortgesetztem Nachdenken weiter zu bringen, als der scharfsinnige Mann kam, dem man den ersten Funken dieses Lichts zu verdanken hatte.“

Also der Atomistiker Demokrit hat seinen Ruhm mit Leukipp mindestens zu teilen, und es gebührt sich, den Namen dieses letzteren immer und überall zu nennen, wo von der Atomistik als von einer neuen und wichtigen Entdeckung die Rede ist; dagegen ist der Moralphilosoph Demokrit bisher, so viel ich weiss, bei weitem nicht so gewürdigt worden, wie

er es nach meiner Überzeugung verdient wegen der Reinheit und des edlen Masses seiner sittlichen Anschauungen, eine Eigenschaft, die in einem so bedeutenden und viel gelesenen Werk wie Ritters Geschichte der Philosophie auf das allerentschiedendste, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in Abrede gestellt wird, und wegen des klaren Bewusstseins in der Zurückführung auf Prinzipien, ein Vorzug, der auch von Zeller nicht anerkannt wird, wie besonnen und siegreich dieser sonst auch Schleiermachers und Ritters befangene und ganz ungerechte Beurteilung Demokrits widerlegt hat. Ja, ich scheue mich nicht vor dem Aussprechen des Paradoxons — denn ich hoffe es beweisen zu können —: Demokrits Sittenlehre ist reiner, besonnener und philosophisch besser begründet als die seines grossen Zeitgenossen Sokrates, wie unendlich auch immer dieser ihm überlegen ist durch seine erstaunliche, ganz unberechenbare, vornämlich durch Plato vermittelte, fast persönliche Wirkung nicht bloss auf seine Nation und nicht bloss auf philosophische Meditationen.

Nun würde es, da es sich um einen Moralphilosophen handelt, nicht vom Wege abführen, wenn wir zunächst uns ein Bild von Demokrits Persönlichkeit zu machen versuchten. Von Sokrates haben wir durch Platons Hand im Kriton, im Symposion und vor allem in dem unvergleichlichen Phaedon ein vielleicht hie und da idealisiertes, aber im ganzen gewiss historisch treues Bild, wie es meisterhafter schwerlich je von einer Persönlichkeit entworfen worden ist. Von Demokrit kennen wir nur äusserst dürftige Notizen über seinen äusseren Lebensgang; wer in diesen leeren Rahmen ein farbenreiches Gemälde spannen wollte, müsste es sich entweder verschaffen durch eigenes phantasiereiches Träumen, das in den uns bekannten Lebensansichten und Arbeiten des Mannes Anleitung und Nahrung finden könnte, oder müsste kritiklos die Geschichten, die Jahrhunderte nach seinem Tode erfunden und umhergetragen wurden, gläubig als geschichtliche Wahrheit hinnehmen. Wissenschaftlich ist natürlich beides gleich wertlos, wenn auch für sein eigenes Denken des ersteren sich niemand ganz wird enthalten können, der für die Gedankenwelt des Philosophen Interesse gewonnen hat. Für einen grösseren Leserkreis hat es Wieland in der Geschichte der Abderiten versucht, mit treffendem Witz und mit wohlthuender

Wärme, aber beschränkt natürlich durch den damaligen Stand der historischen Forschung.

Das Wenige, was wir von Demokrits Lebensgang mit Sicherheit wissen, ist folgendes: Er ist im Jahre 460 oder wenig früher geboren, ist also ein jüngerer Zeitgenosse des Sokrates. Sein Geburtsort ist das thrakische Abdera, damals eine politisch nicht unbedeutende, geistig angeregte Stadt, die Heimat und der Aufenthalt namhafter Männer aus verschiedenen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Höchst wahrscheinlich stand er in persönlichem Verkehr zu Leukipp, dem er die Grundlage seines naturphilosophischen Systems verdankt; denn auch als Leukipps Geburtsort wird Abdera angegeben, obwohl nicht als völlig sichere Thatsache. Demokrit machte, um Kenntnisse zu sammeln, sehr ausgedehnte Reisen, viel weiter als irgend einer seiner Zeitgenossen. Ein grosses Vermögen bot ihm dazu die Mittel. Sicherlich ist er nach Babylon, Persien und Ägypten gekommen, vielleicht aber noch weiter. Zurückgekehrt scheint er in Abdera geblieben zu sein, mit schriftstellerischen Arbeiten unausgesetzt beschäftigt; nur von einem Besuche in Athen wissen wir. Seine ungemein reiche schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf den ganzen Kreis der damaligen griechischen Bildung; sie behandelte mathematische, naturwissenschaftliche, ethische, ästhetische, grammatische und technische Gegenstände. An sechzig einzelne Schriften werden erwähnt, und sie werden gerühmt wegen der musterhaften Klarheit der Darstellung, die, wo es der Gegenstand zuliess, sich auch zu dichterischem Schwung erhob, Eigenschaften, welche auch durch die auf uns gekommenen Bruchstücke bestätigt werden. Er ist in sehr hohem Alter gestorben. Die Angaben schwanken zwischen 90 und 109 Jahren.

Sicheres ist weiter nichts über ihn bekannt; besonders kein Charakterzug ist von solchen Zeugen uns überliefert, die wir hierfür als zuverlässige historische Quelle betrachten könnten. Aber erzählt hat sich das spätere Altertum genug von ihm; zur Beurteilung der Glaubwürdigkeit indessen fehlt uns jedes Kriterium; denn das innerlich Unwahrscheinliche ist vielleicht nur in einem Zuge entstellt und birgt in sich einen nun nicht mehr entdeckbaren Kern von Wahrheit; und das an sich durchaus Wahrscheinliche, zu dem Charakter eines ernsten

Forschers Passende und mit seinen eigenen Aussprüchen Harmonierende lässt sich gerade deshalb mit gutem Grunde als erfunden verdächtigen. Wir müssen also darauf verzichten, das etwa Historische aus diesen Geschichten herauszuschälen; dennoch haben sie so, wie sie überliefert sind, den Wert, dass wir daraus erkennen, wie verschieden allmählich in der Tradition sich das Bild eines wissenschaftlichen Forschers gestaltet, der durch seine Einsichten und Kenntnisse alle Mitlebenden überragt. So erzählte man von ihm Pikantes und Albernes, ganz Unglaubliches und sehr Wahrscheinliches, bald eingegeben vom Hass und von abergläubiger Scheu vor seinem immensen Wissen, bald von staunender Hochachtung vor diesem der wissenschaftlichen Arbeit, wie es scheint, so ganz hingegebenen Menschenleben. So zieht sich widerwärtiges, staubiges Spinnengewebe um zerbrochenes, abseits gestelltes Hausgerät; so schlingt sich anmutiges Epheugerank um ehrwürdige Trümmer der Vergangenheit.

Es ist nicht ohne Interesse, sich diese so verschiedenartige Tradition durch Einzelheiten zu veranschaulichen. Da hören wir, dass er seine grosse Wissenschaft nicht dem eigenen Studium, sondern dem Unterricht der persischen Magier zu verdanken hatte; denn Xerxes sei auf seinem Zuge nach Griechenland Gast im Hause von Demokrits Vater gewesen, der sogar auch das Heer des Xerxes — man begreift kaum die Gedankenlosigkeit der Erfindung — also das Heer des Xerxes bewirtet habe; und aus Dankbarkeit habe nun der Perserkönig einige Magier in Abdera zurückgelassen, um dem aufgeweckten Knaben, der aber leider erst etwa zwanzig Jahre später geboren wurde, die tiefsten Tiefen der Weisheit zu erschliessen. Ein ähnliches Spiel der Phantasie lässt den Demokrit sich mit Vorliebe in Gräbern aufhalten, um seinen Wissensdurst zu befriedigen, lässt den unermüdlichen Beobachter der Natur sich selbst blenden, damit er so ungestörter die Wahrheit finden könne, weiss von seiner tiefen Wissenschaft, die er darin zeigt, dass er an der Beschaffenheit der ihm vorgesetzten Milch unter anderm auch erkennt, dass sie von einer schwarzen Ziege sei, oder dass er ein Mädchen, das er Tags zuvor mit den Worten „Sei mir gegrüsst, Jungfrau“ bewillkommt hatte, am andern Tage anredet: „Sei mir gegrüsst, o Weib“, weil er an ihrem Aussehen erkannt hat,

was inzwischen mit ihr vorgegangen war. In dieselbe Kategorie gehört auch die später erfundene, an sich unsinnige und natürlich durch gar nichts verbürgte Geschichte von dem ewig lachenden oder grinsenden Philosophen, deren Erfindung, wie neuerdings sehr plausibel gemacht ist, in dem engsten Zusammenhang steht mit der, welche die Abderiten für alle Zeit, wie es scheint, aber ganz ungerechter Weise als Narren und Dummköpfe gebrandmarkt hat. Der thränenüberströmte Heraklit wie Demokrits zu ewigem Grinsen verzogenes Gesicht ist ein ganz leeres Phantasiespiel, das sich aber der Nachwelt erstaunlich fest eingeprägt hat, wie thöricht auch an sich die Vorstellung ist. Man braucht, um sie zu widerlegen, kaum daran zu erinnern, dass gerade Demokrit selber gesagt hat: „Als Menschen ziemt es uns über menschliches Leid nicht zu lachen, sondern zu klagen.“ Und so ist es auch gegenüber der spät erfundenen Geschichte von der Dummheit der Abderiten kaum nötig, daran zu mahnen, dass Anakreon freiwillig dort gelebt hat, und dass Abdera unter seinen Bürgern den scharfsinnigen Protagoras und manchen andern bedeutenden Mann gehabt hat. Die Sage von der Dummheit der Abderiten wird vorausgesetzt in der jüngsten Erfindung — vermutlich aus dem dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, — welche den Demokrit bei seinen thörichten Mitbürgern in den Verdacht der Verrücktheit geraten lässt, die denn, um ihn zu kurieren, sich an den berühmten Arzt Hippokrates wenden. Solchen Vorstellungen entsprechen endlich die verschiedenen Erzählungen von seinem Tode. Die Überzeugung von seiner Geringschätzung der irdischen Güter, die man aus seinen ethischen Schriften in übertreibender Weise sich gebildet hatte, schuf die Fabel, dass er in einer Krankheit in Lethargie versunken und nun, daraus wieder erwachend, mit den Worten „Mich soll die Liebe zum Leben nicht betrügen“, sich selbst das Leben genommen habe. Noch viel erstaunlicher aber und aus der Vorstellung von seiner übernatürlichen Einsicht in die Naturkräfte erwachsen ist folgende Anekdote: Als Demokrit im hohen Greisenalter die Nähe des Todes fühlt und die Überzeugung von seinem nahen Ende den Seinigen ausspricht, jammert seine Schwester, dass sie durch seinen Tod gehindert werden würde, an dem Feste der Demeter teil zu nehmen. Da beruhigt sie der Bruder, dem seine

Wissenschaft ja selbst über den Tod Gewalt giebt: Er lässt sich während der drei Tage des Festes frisch gebackenes Brot an sein Lager bringen, hält durch das Einatmen des Brotgeruches so lange das fliehende Leben fest und haucht dann am vierten Tage ruhig und schmerzlos die Seele aus. Diogenes von Laerte, bei dem wir diese Geschichte lesen, hat sich dadurch zu folgenden Versen begeistern lassen:

Und wer war wohl so klug, wem ist je solches gelungen,
Wie es, der alles verstand, wie Demokrit es gethan,
Welcher den Tod drei lange Tage im Hause zurückhielt
Und ihn gespeist mit dem Duft eben gebackenen Brots.

Dieselbe Wundermär hat noch am Ende der griechischen Litteratur der bekannte byzantinische Gelehrte und Versemacher Tzetzes in Versen besungen, mit deren Wiedergabe ich mich nicht habe bemühen wollen und noch weniger den Leser belästigen durfte. Die dritte, aber nicht lächerliche, sondern widerwärtige Erfindung über seinen Tod ist die, dass er an der Läusesucht gestorben sei.

So ist das Bild von Demokrit, wie es Neid und Hass, Dummheit und Aberglaube geschaffen hat; dem steht nun ein anderes, allerdings viel farbloseres, gegenüber, äusserlich zwar eben so wenig beglaubigt, aber nach meinem Gefühl wenigstens von grösserer innerer Wahrscheinlichkeit. Da sehen wir den heranwachsenden Jüngling in einem abgelegenen Gartenhaus in tiefster Einsamkeit in seine Studien so versunken, dass er alles um sich her vergisst und erst durch seines Vaters Worte in die reale Gegenwart zurückgeführt werden muss. Da erfahren wir, dass er einst, wegen seiner für das praktische Leben unfruchtbaren Studien gescholten, den Tadlern gezeigt habe, wie er, wenn er nur wolle, aus seiner Kenntnis der Natur sich auch den grössten materiellen Vorteil verschaffen könne. Er habe nämlich in sicherer Voraussicht einer ungewöhnlich reichen Olivenernte weit und breit die Ölpressen angekauft und sich durch diese Spekulation ein ungeheures Vermögen erworben. Die erworbenen Reichtümer aber habe er dem Staate geschenkt, um ungestörter der Wissenschaft leben zu können. Von seinem Aufenthalt in Persien wird eine Geschichte erzählt, die auf die Autorität des Kaisers Julian, also eine sehr späte Quelle, zurückzuführen ist. Als dem

Perserkönig Darius seine von ihm heiss geliebte Frau gestorben war, versuchte Demokrit vergeblich ihn zu trösten. Endlich versprach er dem König, seine Frau wieder ins Leben zurückzurufen, wenn ihm alles dazu Nötige gegeben werde. Und als nun der König ihm befahl, alles, auch das Kostbarste, dazu sich geben zu lassen, sagte ihm der Philosoph, alles andere wisse er sich wohl zu verschaffen, nur wegen eines Dinges sei er in Verlegenheit, das ihm aber der Herrscher von ganz Asien wohl werde verschaffen können; er müsse nämlich die Namen von drei Menschen, die nie einen Schmerz in ihrem Leben erfahren, auf das Grab der Königin schreiben. Natürlich war alles Nachforschen nach solchen Menschen erfolglos. Da wandte sich Demokrit an den König mit den Worten: „Und Du, Thörichtster von allen, scheust Dich nicht massloser Trauer Dich hinzugeben, weil Du das gemeinsame Los aller Sterblichen teilen musst?"

Weiter wird berichtet, dass er durch seine Reisen sein Vermögen aufgebraucht habe und nun in Gefahr gewesen sei, dem abderitischen Gesetz zu verfallen, nach welchem dem Verschwender das Begräbnis im Vaterlande versagt wurde. Da habe er seinen Mitbürgern sein naturphilosophisches Werk, den grossen Diakosmos, vorgelesen und dadurch bewirkt, dass ihm aus der Staatskasse fünfhundert Talente gegeben und er durch eherne Bildsäulen geehrt worden sei. Die Abderiten sollen ihm den Ehrennamen Sophia beigelegt, und als er gestorben, ihn auf öffentliche Kosten feierlichst haben begraben lassen.

So ist die liebevolle, von Begeisterung getragene Tradition über Demokrit, von der wir aber auch nicht mehr ermitteln können, wie viel historische Wahrheit in ihr enthalten sein mag. Um so sicherer ist unsere Kenntnis von seiner Gedankenwelt, und gerade aus seinen ethischen Schriften sind eine Menge Bruchstücke auf uns gekommen, alle zwar nur von geringem Umfang, aber doch ausreichend, um daraus ein klares Bild zu gewinnen von seinen ethischen Prinzipien und den darauf ruhenden Lebensanschauungen. Dieses Bild will ich versuchen zu zeichnen. Vielleicht gelingt es mir, durch Hervorhebung des Wesentlichen und durch Gruppierung der zusammengehörigen Gedanken das zerstückelt Überlieferte und so in der Regel auch heute Aufgefasste zu einem einheitlichen Ge-

mälde zu gestalten. Ich bemerke dabei, dass ich das Material dazu der Fragmentensammlung von Mullach entnehme, indem ich die Möglichkeit zugestehe, dass vielleicht das eine oder das andere, aber gewiss nur wenige und unbedeutende sich als nichtdemokritisch nachweisen lassen.

Der natürliche Zustand des Menschen gilt unserm Philosophen als ein unseliger. Schauen wir in uns hinein, so finden wir nach ihm in unserm Herzen aufgespeichert wie in einer Schatzkammer schlimme Leidenschaften mannigfachster Art in buntem Gewirr, die nicht von aussen kommen, sondern tief in uns ihre ursprünglichen Quellen haben; und schliesst die Sünde diese Quellen auf, so fliessen die Leidenschaften hervor in reichlichen, viel verbreiteten Strömen. Und in der Beobachtung und Beurteilung anderer dürfen wir uns nicht durch ihre gleissnerischen und scheinheiligen Worte täuschen lassen; denn viele thun das Schändlichste und gefallen sich in den schönsten Reden; so wie viele unsere Freunde zu sein scheinen, die es doch nicht sind, und andere es sind, ohne es zu scheinen.

Die Güter aber, die uns jede Sinnenlust gewährt, welche über das Mass des natürlichen Bedürfnisses hinausgeht, sind wertlos, weil sie von kurzer Dauer sind und immer aufs Neue die schmerzliche Begierde gebären, die wieder nur durch flüchtigen Genuss gestillt wird; und so schafft die Hingebung an die Sinnlichkeit kein dauernd wahres Gut, nur kurzes Ergötzen und lange Qual des Entbehrens; ganz abgesehen von der Thorheit, flehentlich zu den Göttern um Gesundheit zu beten, die wir doch in unserer Gewalt haben und durch unsere masslosen Begierden selber zerstören. Traurig genug, dass das Unpersönliche (der Körper) das rechte Mass seiner Bedürfnisse kennt, der verlangende Mensch (die Seele) es aber nicht kennt. Wessen unsere körperliche Hülle wirklich bedarf, das ist alles mit leichter Mühe zu beschaffen; was aber nur mit Not und Anstrengung beschafft werden kann, danach verlangt nicht der Körper, sondern die böse Anlage des Geistes, die erhitzte Phantasie. Deshalb, wenn der Leib die Seele wegen Schädigung verklagen wollte, müsste der Leib den Prozess gewinnen. So wissen viele Menschen mit dem Leben nichts anzufangen, möchten ewig jung sein, und wissen doch die Jugendkraft nicht recht anzuwenden, fürchten den Tod

und beschleunigen sein Kommen durch ihre Lebensweise oder versagen sich aus Geiz jede Freude, indem sie die notwendige Sorge für die Nachkommen als Motiv angeben, sind unzufrieden und zerfallen mit dem Leben, und wollen doch leben aus Furcht vor dem Hades, und so bringen sie ihre Tage hin ohne Freude am Dasein.

Aus diesem unseligen, freudearmen, friedelosen Zustand sehnt sich der Mensch heraus, wenn die bessere Einsicht in ihm erwacht; denn Ursache der Sünde ist die Unkenntnis des Besseren. Sie zeigt sich als Reue, wenn der Mensch sich zu unsittlichen Handlungen hat hinreissen lassen. Darum nennt Demokrit die Reue unser Lebensheil.

Die rechte Erkenntnis besteht aber in nichts anderem als in der richtigen Unterscheidung unter den Freuden des Lebens. Denn Zweck und Ziel des Menschenlebens ist möglichst viel Freude, möglichst wenig Kummer zu haben, oder was nach ihm dasselbe ist, den höchsten Nutzen zu erlangen und den Schaden möglichst zu vermeiden.

Hier ist nun der Punkt, wo die Gegner Demokrits ausrufen: Also die ungeschminkte Utilitätsmoral, niedriger Hedonismus, eine aller ethischen Idealität bare Gesinnung. Aber ich möchte doch den eifrigen Anklägern zunächst zu bedenken geben, dass es sich hier um die historische Würdigung eines Moralphilosophen handelt und zwar um die des ersten, der ein Moralsystem aufgestellt hat, dass ferner Sokrates auf demselben Standpunkt steht, dass endlich bei Lichte betrachtet weder Plato noch Aristoteles, weder Epikur noch die Stoa darüber hinausgekommen sind. Ja, ich möchte glauben, dass auch die spätere Philosophie diesen Standpunkt, wenn sie ihn verleugnet, nur mit Worten, nicht in der That überwunden hat und vielleicht gar nicht überwinden kann. Auch der Asket verzichtet ja nur darum auf alle sinnliche Befriedigung, weil ihm dieses Verzichten höheres Glück gewährt als jene Befriedigung. Er unterscheidet und urteilt eben anders über die möglichen Freuden, und wenn er körperlichen Schmerz und peinigende Entbehrung freiwillig sich auferlegt, so thut er es, weil ihm so wohler ist als in der Fülle der auserwählten sinnlichen Genüsse. Der scharfsinnige Lichtenberg hat gewiss Recht mit folgenden Worten: „Ich bin so sicher überzeugt, dass der Mensch alles seines Vorteils wegen (dieses Wort gehörig verstanden) thut, dass ich glaube, es ist zur Er-

haltung der Welt so nötig als die Empfindlichkeit zur Erhaltung des Körpers. Genug, dass unser Vorteil so sehr oft nicht erhalten werden kann, ohne tausend glücklich zu machen, und unsere erste Ursache das Interesse eines Teils so weislich mit dem Interesse vieler andern zu verbinden gewusst hat.“ Lichtenberg verlangt also von seinem Leser, dass er das von ihm gebrauchte Wort „Vorteil gehörig verstehe“; dieselbe Forderung darf doch auch Demokrit stellen, und er hat dafür gesorgt, dass wir nicht im Unklaren darüber sein können, was er unter Vorteil oder Nutzen und Freude oder Glück verstanden wissen will.

Er sagt: Das Glück der Seele wohnt nicht in Grundbesitz und Reichtümern, die Seele selber ist Wohnstätte der Gottheit. Dieses Glück ist nichts anderes als das heitere, wohlgeordnete Gemüt, die massvolle Gesinnung, der unerschütterliche Friede. Nicht durch körperliche Vorzüge oder durch Geld sind die Menschen glücklich, sondern durch Rechtschaffenheit und wissenschaftliche Einsicht. Wer nach den Gütern der Seele trachtet, trachtet nach dem Göttlichen, wer nach denen der leiblichen Hülle, nach dem Irdischen; und es ist menschenwürdiger, mehr an die Seele als an den Körper zu denken; denn eine vollkommene Seele hilft wohl der Armseligkeit und Gebrechlichkeit des Körpers auf, aber körperliche Rüstigkeit ohne Einsicht fördert die Seele in gar nichts. Wessen Seele aber wohlgeordnet ist und friedevoll, der fühlt sich hingezogen zum Gerechten und Gesetzlichen, der ist voll Freude im Wachen und im Schlafe und ist gesund und kummerlos; wer aber ungerecht handelt und seine Pflicht nicht erfüllt, den flieht die Freude, und er ist voll Furcht und muss sich selber anklagen. Ganz übereinstimmend endlich mit Plato nennt Demokrit Güte und Wahrheit das allen Heilige und Verehrungswürdige, während angenehm dem einen dieses, dem andern jenes sei.

Sinnenlust gilt also gewiss nicht unserm Philosophen als würdiges Ziel des menschlichen Strebens; rühmt er doch ausdrücklich die hohe Lust, die aus der Betrachtung edler Handlungen in uns entsteht; ja ihm bedeutet die sinnliche Schönheit nichts, wenn sie nicht durchgeistigt ist; er nennt sie dann herzlos und dem Tiere ebenso eigen wie dem Menschen. Und von dem gelehrten Forscher bezweifeln wir wohl nicht, dass er sagen konnte, lieber möchte er die Ursache für irgend einen

Vorgang in der Natur auffinden als König von Persien werden. Wie Aristoteles hielt er es für das Göttlichste, mit wissenschaftlicher Forschung beschäftigt zu sein. Darin fand auch er sein friedseliges Vollgenügen.

So gestaltete sich im Einzelnen sein persönliches Lebensideal, rein und edel gewiss, aber natürlich nicht so beschaffen, dass es jeder Menschenseele vorschweben könnte. Interesselose Lust an der Wahrheit setzt eine geistige Begabung voraus, die eben nicht jedem zu teil geworden ist. Wir würden aber auch sehr irren, wenn wir glaubten, der besonnene Denker habe von allen verlangt, was nur wenige können, und unter denen, die es könnten, so mancher nicht will, ohne dass ihn deshalb ein moralischer Vorwurf träfe. Neben dem friedereichen Glück, das durch die wissenschaftliche Arbeit gewonnen wird und — fügen wir im Sinne des Philosophen hinzu, der zuerst von der heiligen schöpferischen Begeisterung gesprochen hat, die in den homerischen Gesängen atmet — durch die Lust an der Schönheit dichterischer Gebilde, steht ihm, wie wir schon gesehen, als ein allen Menschen zugängliches Glück dasjenige, welches der Mensch sich erwirbt durch freiwilliges Thun des Rechten und Gesetzlichen, durch die Rechtschaffenheit seines ganzen Lebenswandels, verbunden mit dem Masshalten in jeder sinnlichen Lust.

Denn so entschieden auch Demokrit die geistige Lust über jede körperliche stellt, von trübseliger Askese ist er weit entfernt. Er lässt die Sinnenlust unbedenklich zu, so weit dadurch — seinem Prinzip gemäss — der Friede der Seele, die harmonische Stimmung des Gemüts nicht gestört wird. Ja, in klarer unbefangener Erkenntnis der menschlichen Natur fordert er sie als eine wohlthätige Abspannung von der Arbeit. Ein Leben ohne heitere Feste, sagt er, ist wie eine lange Reise ohne gastliche Bewirtung; aber auch: von den Genüssen ergötzen am meisten, die uns selten zu teil werden. Sparen und Hungern ist gut, zu rechter Zeit aber auch der Aufwand. Die rechte Zeit aber erkennt der rechte Mann. Man wird sagen, das ist sehr unbestimmt, aber in der That, wer will hier Detailbestimmungen geben, wo alles von den persönlichen Verhältnissen des Einzelnen abhängt, vor allem von seinem Vermögen und seiner Gesundheit. Denn dass nie und nimmer durch den sinnlichen Genuss die Pflicht verletzt werden darf,

folgt aus Demokrits allgemeinem Moralprinzip und ist ausserdem in einem schon mitgeteilten Fragment auf das unzweideutigste ausgesprochen.

Von dem rechten Mass und von vernünftiger Beschränkung unserer Anforderungen an Sinnenlust reden viele Fragmente, wie ja überhaupt die griechische Moralphilosophie voll ist von solchen Äusserungen und Empfehlungen. Auf das Mögliche, sagt Demokrit, soll man seinen Sinn richten, und an dem Vorhandenen sich genügen lassen, und statt sich mit reger Phantasie immer die bewunderten und beneideten Lebensverhältnisse zu vergegenwärtigen, lieber an das Leben der Armen und Kummervollen denken, damit nicht durch das ungestillte Begehren die Seele ihren Frieden verliere und die Begierde uns zu unrechter That verleite. So werden uns unsere Verhältnisse schön und beneidenswert erscheinen, und wir vertreiben viele unselige Mächte aus unserm Leben, Missgunst und Neid und feindselige Gesinnung, und gleichen dann nicht dem Hunde in der äsopischen Fabel, der um einen nichtigen Schatten ein wirkliches Gut preis giebt. Armut und Reichtum richtig aufgefasst sind nur andere Namen für Verlangen und Sättigung; nie ist der Verlangende reich, und arm nicht der, in welchem kein Verlangen wohnt. Glücklich der Friedenreiche bei sehr mässigem Gut und unglücklich der Friedelose bei reichstem Vermögen. Und den schlimmsten Übeln, die den Reichen überall begleiten, ist der Arme entflohen; ihn beunruhigt und quält nicht Hass noch Neid und Nachstellung. Kindisch, nicht männlich ist das masslose Begehren, und alles Übermass macht das Erfreulichste zur Pein. Freilich um zum vernünftigen Mass in dem Genuss des Lebens zu gelangen, gilt es einen ernsten sittlichen Kampf. Tapfer ist nicht bloss der Kriegsheld, sondern auch, der sein Verlangen besiegt, und sich selbst zu besiegen ist aller Siege erster und herrlichster, wie dem eigenen schlimmeren Selbst zu erliegen das Allerschmachvollste ist; aber nicht der hat den vollen Sieg errungen, der das Böse nicht *thut*, sondern der, welcher es auch nicht mehr *will*. Das allein sind die Gottgeliebten, denen das Unrechtthun innerlich verhasst geworden ist. So darf denn auch nicht die Furcht und der Zwang des Gesetzes unser Motiv sein für die Erfüllung der Pflicht und das Unterlassen des Bösen, sondern unser für das Gute durch innere

Überredung und sorgfältige Erziehung gewonnenes Gemüt. Dann werden wir von dem Bösen auch das Reden vermeiden und auch in der Einsamkeit, abgeschlossen von jedem beobachtenden Blick, nichts Schändliches reden oder thun; denn dahin müssen wir kommen, dass wir vor uns selber mehr Scheu haben als vor allen anderen Menschen.

Wer so lebt, dem wird es auch an den notwendigen äusseren Bedingungen für sein Lebensglück nicht fehlen. Freilich ist das Menschenleben gebrechlich und flüchtig und mancher Not und manchem Unfall ausgesetzt, und mutiges Wagnis verbürgt keineswegs glückliches Gelingen; aber oft genug wird das Geschick wegen dessen angeklagt, was nur die eigene Thorheit verschuldet hat. Die Götter geben zu aller Zeit Gutes und Nützliches in reichster Fülle; aber die Menschen schaffen aus diesen Gütern durch Blindheit und Unverstand oft genug ihr Verderben. So sind tiefe Gewässer zu vielem gut und nützlich; wer sich aber darin baden will, muss eben darin schwimmen lernen. Demnach gleicht im allgemeinen unsere äussere Lage unserm Charakter, und in unserm erworbenen Charakter liegt auch der einzige Adel, auf den wir mit Recht Anspruch machen dürfen.

Das bisher Dargestellte hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Ansichten Demokrits über das sittliche Verhalten des Menschen zur Natur der uns umgebenden wie der natürlichen Begierden in uns darzulegen; es fehlen aber bei ihm auch nicht Reflexionen über die gesellschaftliche Stellung des Menschen und über seine Pflichten als Staatsbürger. Wir werden auch in ihnen die allgemeinen ihn leitenden Prinzipien nicht verkennen.

Boshafte Gesinnung erscheint ihm nur möglich von einem Menschen, der keine Freude in sich selber gefunden hat. Er sagt: „Wem das Unglück des Nächsten Lust bereitet, der weiss nicht, dass die Fügungen des Schicksals allen gemeinsam sind, und er ist leer an innerer eigener Lust." Die entgegengesetzte Gesinnung aber, das Mitleid, hat unsäglich viel Gutes im Menschenleben im Gefolge. Er spricht sich darüber so aus: „Wenn die, welche es vermögen, dem Dürftigen zu helfen sich entschliessen und ihm Wohlthaten erweisen, dann hat das Erbarmen seine Stelle gefunden, dann sind die Menschen nicht mehr verlassen, sondern Genossen, die einander helfen,

und bürgerliche Eintracht ist vorhanden und andere Güter, die keiner mit Worten ausdrücken kann.“ Er verlangt, dass wir uns der Gekränkten und Unrecht Leidenden annehmen und es nicht gehen lassen, wie es geht; und wo wir das Unrecht nicht hindern können, wenigstens nie daran teil nehmen. Wenn aber uns Unrecht zugefügt wird, ziemt es sich für ein edles Gemüt, es mit Sanftmut zu ertragen. Denn wer Unrecht thut, ist unseliger, als der, welcher es leidet: und besser ist es, die eigenen Fehler streng zu beurteilen als die fremden. Wird uns Wohlthat zu teil, so muss unser eifrigstes Bestreben sein, es durch grössere Wohlthat zu vergelten; unsere eigenen Wohlthaten heissen aber dann nur so mit Recht, wenn sie nicht von der Hoffnung auf Vergeltung begleitet werden, sondern aus reiner, sittlicher Gesinnung hervorgehen. In einem andern Fragment begründet er das Wohlthun, sich der natürlichen, egoistischen Gesinnung mehr accommodierend, wenn er sagt: „Teile dem Fremden und dem Dürftigen mit von dem, was du hast; denn wer dem Dürftigen nicht giebt, wird auch nicht empfangen, wenn er selber bedarf.“ Dass Demokrit die Freundschaft hochgehalten hat, ist bei einem antiken Philosophen fast selbstverständlich. Es ist uns aber auch das schöne kräftige Wort unter anderen von ihm aufbehalten: Der verdient nicht zu leben, der keinen braven Freund gefunden hat. Im allgemeinen will er lieber ein Gegenstand der Liebe und Sehnsucht, als der Furcht sein; denn wen alle fürchten, der hat auch selber alle zu fürchten.

Von dem weiblichen Geschlecht hat Demokrit keine hohe Meinung. Zwar wenn er sich darüber lustig macht, dass einige Menschen Staaten beherrschen und doch Sklaven der Frauen sind, oder überhaupt unter Weiberherrschaft zu stehen als Schmach und äusserste Unmännlichkeit bezeichnet, so wäre das immer noch mit grosser Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht in der ihm gebührenden Sphäre wohl vereinbar. Unverfänglich ist es auch noch, wenn er Sparsamkeit mit Worten einen Schmuck für die Frauen nennt; aber sehr malitiös ist es, wenn er unmittelbar darauf hinzufügt, auch in diesem Schmuck müsse sich rechte Einfachheit zeigen. Das ist denn freilich nicht viel besser, als die Frau zu völligem Schweigen verurteilen. Schlimmer noch lautet ein anderes Wort: „Das Weib übertrifft weit den Mann in leiden-

schaftlicher Neigung zum Bösen." Es ist ja nun möglich, dass dies nur die Hälfte eines Gedankens ist, und dass die andere Hälfte, in der von dem Vorzug des Weibes in leidenschaftlicher Neigung auch zum Guten die Rede gewesen, uns verloren gegangen ist, so dass der unverstümmelte Gedanke sehr ähnlich wäre dem Goethischen in der Iphigenie:

> Ein Weib bleibt stät auf **einem** Sinn,
> Den sie gefasst. Du rechnest sicherer
> Auf sie im Guten wie im Bösen,

aber mit der Verweisung auf solche Möglichkeiten würde ich zum Advokaten des Philosophen werden und nicht mehr Berichterstatter bleiben.

Eigentümlich ist seine Ansicht über die Ehe. Ob er selber verheiratet gewesen, wissen wir nicht; aber es lässt sich aus den Bruchstücken viel sicherer auf seine Ehelosigkeit schliessen, als aus einer spät überlieferten und daher schlecht verbürgten Anekdote auf das Gegenteil. Nach dieser Anekdote nämlich soll ihn jemand gefragt haben, warum er doch, da er selber so gross sei, eine so kleine Frau geheiratet habe. Seine Antwort sei gewesen: „Da ich unter den Übeln eine Wahl treffen musste, habe ich das kleinste erwählt." Dagegen wird aus seinen **Schriften** als seine Ansicht berichtet, dass er das eheliche Leben von sich abgewiesen wegen der vielen damit verbundenen Störungen und Hinderungen an notwendigeren Dingen. Er verkennt begreiflicherweise nicht im allgemeinen die Natürlichkeit und Notwendigkeit der Kindererzeugung; aber für sein persönliches Leben will er lieber darauf verzichten, nicht bloss weil ihm die mit der Erziehung der Kinder verbundene Not und Sorge viel grösser und unvermeidlicher erscheint als die daher zu gewinnende Lust, sondern auch weil ihm der Akt der Zeugung selber zuwider ist. Er nennt ihn mit eigentümlicher Begründung eine Art von Apoplexie. Wer aber in Wohlhabenheit lebe, der solle lieber ein Kind eines seiner Freunde als eigen annehmen. Dann könne er nach seinem Gefallen wählen, während er an das eigene Kind gebunden sei, habe es auch die allerschlimmsten Eigenschaften. Die beiden für die Ehelosigkeit vorgebrachten Gründe haben sehr verschiedenen Charakter: der eine der auch heute noch unsere Hagestolzen treibende oder vielmehr hindernde Grund,

der andere an die Askese späterer Zeiten erinnernd, wohl aber auch einer besonderen Konstitution unseres Philosophen seinen Ursprung verdankend. Beide aber finden gleichmässig ihre Erklärung in seinem Moralprinzip vom Seelenfrieden, das freilich hier so angewendet ist, dass es in Widerspruch tritt zu den edelsten, sittlichen Verhältnissen. Jedenfalls aber muss man mit Zeller zugestehen, dass der materialistische Philosoph hierin keine roh materialistische Denkungsart offenbare; denn gerade an dem Sinnlichen in der ehelichen Gemeinschaft nimmt er besonderen Anstoss.

Wie sehr nun auch der wissenschaftliche Forscher nach ungestörtester Ruhe verlangt, so dass er sogar das Familienleben ganz meiden möchte oder höchstens eine der Natur nicht entsprechende Form desselben mit seinem Glück vereinbar findet, gegen das Staatsleben verhält er sich durchaus nicht gleichgiltig oder ablehnend.

Den Ursprung des Staates findet er in dem Streben der Menschen, das bellum omnium contra omnes zu vermeiden. Zeigt sich ja doch auch in dem schon bestehenden, aber zerrütteten Staat die bürgerliche Zwietracht für Siegende wie für Besiegte gleich verderblich; und nur durch ein kräftiges Zusammenwirken, wo auch die Schwächsten den Mächtigsten helfen, sind grosse Erfolge jeder Art möglich. So sind Gesetz und Recht eine Wohlthat für den Menschen, freilich nur für den, der sie sich aneignen will. Demnach geht Staatsinteresse über jedes persönliche Interesse. Ein gut verwalteter Staat ist die grösste Segnung, in ihm liegt all unser Heil, seine Wohlfahrt verbürgt die unsere, und sein Verderben reisst alles mit sich in den Untergang. Deshalb darf sich der Staatsbürger auch nicht mit passivem gesetzlichem Wohlverhalten begnügen, sondern muss aktive lebendige Teilnahme an der Staatsverwaltung zeigen. Sorge für den Staat liegt also dem Philosophen mehr am Herzen als die ungestörte Musse.

Von den Staatsformen gilt dem freien Griechen natürlich die Demokratie als die beste und schönste. Dürftiges Leben unter der Volksherrschaft steht ihm um so viel höher, als was man so gemeinhin grosses Glück unter Gewalthabern nennt, wie Freiheit höher steht als Knechtschaft. Freilich hat er bei seiner Wertschätzung derselben, ebenso wie Sokrates, ein Ideal im Auge, dem die Wirklichkeit durchaus nicht immer

entsprach, dass nämlich die Tüchtigsten und Sachverständigen das Regiment in der Hand haben.

Über die Sklaverei handelt nur ein kleines Fragment folgenden Inhalts: „Die Sklaven gebrauche wie die Glieder des Leibes, den einen zu diesem, den andern zu jenem Geschäft", ein vernünftiger und eigentlich selbstverständlicher Grundsatz, aber nicht geeignet, um daraus eine sittliche Maxime zu erkennen, man müsste denn auf das angewendete Bild besonderen Nachdruck legen und daraus schliessen, dass er keine unübersteigliche Kluft zwischen Sklaven und Freien angenommen habe. Doch das hiesse auch hier wieder seine Worte nach einer vorher gefassten Meinung, also mit Befangenheit interpretieren. Klar dagegen hat er sich über das Recht der Menschen gegen die Tiere ausgesprochen. Nur die uns schädlichen sei zu töten erlaubt, nur das erfordere die Rücksicht auf unsern Frieden. Wenn er das nicht an anderen, uns nicht aufbehaltenen Stellen seiner Schriften noch modifiziert hat, so wäre er also für den Vegetarianismus eingetreten. Möglich ist das; ist er doch auch der erste gewesen — denn von Sokrates wird es mit Recht bezweifelt, — der dem kosmopolitischen Gedanken Ausdruck gegeben hat durch sein berühmtes Wort: „Der Weise findet überall seinen Weg, eines tüchtigen Mannes Vaterland ist die ganze Welt."

Nach dieser Darstellung der Demokritischen Ethik steht sie an Klarheit der Prinzipien, an edlem Mass und Besonnenheit, an Reinheit und Tiefe nicht zurück hinter der sokratischen. Wie viel Gemeinsames in den moralischen Anschauungen der beiden Männer vorhanden ist, hat dem Leser nicht entgehen können; ob aber in dem, worin Sokrates abweicht und was uns als Neues in den Berichten über ihn entgegentritt, immer ein Fortschritt in wissenschaftlicher Erkenntnis zu sehen ist, möchte ich wenigstens recht sehr bezweifeln.

Dass der Mensch aus Unkenntnis des Bessern böse handelt, lehrt Demokrit wie Sokrates; dass aber das Wissen des Rechten das Rechtthun unbedingt verbürge, ist eine unwahre Übertreibung, die sich nur sophistisch begründen liesse. Demokrit kannte die Menschenseele besser, wenn er sagt, dass alle heftigen Leidenschaften für irgend etwas uns blind machen gegen das Übrige, während man den Begriff des Wissens in sehr willkürlicher Bedeutung nehmen muss, wenn man dem

sokratischen Satze beistimmen soll, dass das Wissen nie von der Begierde überwältigt werden könne. Und auch der andere prinzipielle Satz der sokratischen Ethik, dass alle Tugend Eine sei, liegt, so weit er richtig ist, in dem ganzen Zusammenhange der Demokritischen Sittenlehre, wenn wir auch nicht nachweisen können, dass er in den Schriften des Philosophen gerade in dieser Form ausgesprochen ist. Denn alle Tugenden fliessen auch bei ihm aus einer Quelle, aus der Sorge um den Frieden der Seele. Und nur so sind sie in der That Eine, nicht wie Sokrates will, weil sie alle nur das Wissen des Rechten, des wahrhaft Nützlichen sind. Das Wissen, d. h. die begriffliche Einsicht, ist für das sittliche Handeln von viel geringerer Bedeutung, als es Sokrates darthun möchte.

Der Sokratischen Philosophie bleibt ja ihre wunderbare, welthistorische Bedeutung, eine Wirkung von solcher Tiefe und solchem Umfange, dass ich es nicht unternehmen möchte, in ihrer ganzen Fülle sie darzulegen; dagegen ist die Fortwirkung der unverfälschten Demokritischen Moralphilosophie verhältnismässig eine unbedeutende gewesen; hat doch auch Epikur, der ihm alles verdankt, das Seinige dazu beigetragen, Demokrits Namen geflissentlich zu verunglimpfen. Aber das scheint mir doch die Gerechtigkeit zu fordern und nur eine unbefangene, den Quellen folgende Beurteilung der historischen Verhältnisse zu sein, wenn wir anerkennen, dass zur Zeit des Sokrates und ganz unabhängig von ihm in Griechenland eine Moralphilosophie entstanden ist, welche an Reinheit, an Tiefe und an Besonnenheit mindestens durchaus ebenbürtig ist der sokratischen; und dass diese als originelle Leistung dem abderitischen Philosophen mit grösserem Recht zukommt als die von ihm nur weiter entwickelte Atomistik.

Nachtrag.

Die vorstehende Abhandlung kommt zu einem Resultat, das dem genau entgegengesetzt ist, welches Erwin Rohde in seinem Vortrage „Über Leukipp und Demokrit“ (Verhandlungen der XXXIV. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner S. 64 ff.) gewonnen hat. Das freilich giebt auch Rohde zu, dass, wenn die allgemeine Überlieferung über Leukippos Glauben verdiene, dieser und nicht Demokrit ge-

nannt werden müsste, wenn man von dem Schöpfer des originalen Gedankens der Atomistik, ja des ganzen Systems rede. Leukipp habe dann „das vollständige, abgeschlossene System der Atomistik geschaffen, alles enthaltend, was eben zum System gehört, nicht gelehrtes oder phantastisches Beiwerk ist. Demokrit stünde dann dem Leukipp nicht selbständiger gegenüber, als etwa Theophrast dem Aristoteles, gelehrter vielleicht als der Meister, aber an Gedanken ungleich ärmer. Sei aber wirklich dieses das Verhältnis des einen zum andern, so streiche man nur den Namen des Demokrit aus der Reihe der originellen Denker, man nehme ihm seinen unrechtmässigen usurpierten Ruhm und setze an seine Stelle den Namen des Leukippos, als des kühnen Erfinders und Vollenders einer in sich geschlossenen, unvermischten materialistischen Welterklärung. Das sei dann eine Pflicht historischer Gerechtigkeit, der man sich nicht entziehen könne."

Dieses Resultat aber nun wirklich zu ziehen ist Rohde weit entfernt. Der allgemeinen Überlieferung stellt er entgegen vornehmlich die Stelle in der Biographie des Epikur bei Laertius Diogenes (X 13): *τοῦτον Ἀπολλόδωρος ἐν Χρονικοῖς Ναυσιφάνους ἀκοῦσαί φησι, καὶ Πραξιφάνους. αὐτὸς δ' οὔ φησιν, ἀλλ' ἑαυτοῦ, ἐν τῇ πρὸς Εὐρύλοχον ἐπιστολῇ. ἀλλ' οὐδὲ Λεύκιππόν τινα γεγενῆσθαί φησι φιλόσοφον οὔτ' αὐτὸς οὔθ' Ἕρμαρχος, ὃν ἔνιοί φασι καὶ Ἀπολλόδωρος ὁ Ἐπικούρειος διδάσκαλον Δημοκρίτου γεγενῆσθαι.* Nach Rohde sollen nun diese Worte ganz offenbar besagen, dass Epikur behauptet habe, ein Philosoph Leukippos habe überhaupt nicht existiert. Dass dies der Sinn der Worte sein müsse, könne ja schon allein das *τινά* lehren. Zeller aber findet einen ganz andern Sinn in diesen Worten, nämlich den, dass Epikur ihn nicht als wirklichen Philosophen habe gelten lassen wollen Dass diese Zellersche Erklärung, mit der auch die lateinische Übersetzung des Diogenes bei Cobet übereinstimmt, unzulässig sei, hat Rohde nicht dargethan; denn das *τινά* spricht mehr gegen die Auffassung Rohdes als dafür. Epikur leugnet, dass Leukippos irgend ein (nämlich namhafter, vgl. Kühner Griech. Gramm. § 470 Anm. 1) Philosoph gewesen sei. Rohde müsste dagegen übersetzen „dass irgend ein Leukippos Philosoph gewesen sei", was offenbar nicht angeht, da Epikur doch die Absicht haben

muss, den aus Aristoteles und sonst wenigstens dem Namen nach bekannten Leukippos als Lehrer des Demokrit abzuweisen. Noch weniger ist zu billigen, wenn Rohde übersetzt: „ein Philosoph Leukippos habe überhaupt nicht existiert." Denn das für Rohdes Auffassung so wichtige „überhaupt" wird im Text durch nichts ausgedrückt, und dass *φιλόσοφον* von dem Schreibenden prädikativ (nicht appositionell, wie Rohde will) gemeint ist, das zeigt, dünkt mich, die Stellung deutlich genug. Ausserdem ist zu beachten, dass durch das *οὐδέ* Epikur den Leukippos in Beziehung setzt zu Nausiphanes. So fasst auch Rohde mit Recht den Zusammenhang auf: „Wie man ihm selbst Schülerschaft bei Nausiphanes angedichtet habe, so habe man dem Demokrit einen Leukippos zum Lehrer gegeben." Das Gleiche ist also die Leugnung des Lehrerverhältnisses, nicht die der Existenz der beiden Philosophen. In Bezug auf Nausiphanes, der nachweislich sein Lehrer gewesen ist, hat die Äusserung nur die Bedeutung, dass auch sie uns das hochgesteigerte Selbstgefühl des Epikur zeigt. Sie ist ein Beitrag zur Charakteristik des Mannes; abgesehen davon hat sie keinen geschichtlichen Wert. In Bezug auf Leukippos ist es mir nicht wahrscheinlich, dass Epikur bei seiner Geringschätzung des gelehrten Wissens irgend etwas Genaueres über dessen Verhältnis zu Demokrit gewusst habe; und dass er überhaupt seine Existenz geleugnet habe, ist aus den Worten des Diogenes nicht zu entnehmen. Damit werden denn auch die weiteren von Rohde gezogenen Konsequenzen unhaltbar. So bleibt für mich Leukippos der Schöpfer des atomistischen Systems.

Dagegen denkt nun Rohde sehr gering von den „angeblichen Resten ethischer Schriften des Demokrit." Er nennt sie „einen Wust moralischer Sentenzen, der unter Demokrits Namen umläuft", „einen wirren Haufen angeblicher Demokritischer Moralsprüche, in denen sich eine an die fade *φιλοσοφία* des Isokrates erinnernde Biedermannsmoral mit specifisch Epikureischem Quietismus seltsam vermischt." Ob Rohde zu dieser „vollständigen Skepsis" berechtigt ist, lasse ich vorläufig dahingestellt; ob aber, wenn wir nach wie vor mit Zeller und anderen die unter Demokrits Namen auf uns gekommenen Fragmente als echt betrachten, diese ethischen Gedanken ein „Wust" und ein „wirrer Haufen" sind, und in

ihrem Inhalt so wertlos, wie Rohde meint, darüber mag sich der Leser nach meiner obigen Darstellung selber sein Urteil bilden.

XII.

Über philosophischen Dogmatismus.

Als nicht allzulange nach Hegels Tode die Hochflut der von ihm teils geschaffenen, teils nur in ein System gebrachten metaphysischen Spekulationen niederzugehen begann und auf den Taumel der verwegenen dogmatischen Konstruktionen eine wohlthätige Ernüchterung folgte, trat mit dieser zugleich, wenigstens in den weiteren Kreisen der Gebildeten, eine Ermüdung und Erschlaffung des philosophischen Denkens hervor, eine auffallende Teilnahmlosigkeit gegenüber ferneren philosophischen Forschungen. Allerdings fing damals gerade die herbartische Philosophie an allmählich mehr und mehr Anhänger zu gewinnen, aber nur unter solchen, die das philosophische Studium sich zu ernster Lebensaufgabe gemacht hatten; allerdings gewann Schleiermacher mächtigen Einfluss, aber viel mehr durch seine theologischen als durch seine philosophischen, dem kantischen Idealismus entgegentretenden Ansichten. Allgemeineres Interesse erregten weder Herbart und Schleiermacher, noch Lotzes oder Fechners Spekulationen, noch die auf Kant zurückgehenden Denker. Erst seit dem Anfang der Sechziger Jahre etwa gewann einen sich auf weite Kreise erstreckenden Einfluss die Philosophie Schopenhauers. Nun ist ja nicht zu leugnen, dass Schopenhauer mächtig anzieht durch seine lichtvolle, glänzende Darstellung, durch die Entschiedenheit seines nichts verhüllenden Standpunktes, durch die vielen treffenden Bemerkungen, durch die packende Schilderung menschlicher Schwächen, ja durch meisterhafte Behandlung einzelner philosophischer Probleme; aber es ist durchaus gerechtfertigt, wenn der Leser seiner Schriften nach dem gründlichen Studium derselben und unbeirrt durch die ungewöhnliche Zuversichtlichkeit, mit welcher der Autor seine

Meinungen vorträgt, schliesslich die Überzeugung gewinnt, dass wenigstens die metaphysischen Probleme um keinen Schritt der Lösung näher gebracht sind, dass überall, wo er in dieser Hinsicht über Kant hinausgeht, er uns in mystisches Dunkel statt in klare Erkenntnis hineinführt.

Wer sich nun ablehnend verhält gegen die dogmatischen Konstruktionen dieses Denkers und auch in den früheren Philosophemen nirgends ein widerspruchloses Weltbild hat finden können, nirgends ein Weltbild, das immerhin noch sehr vieler Ergänzung, mancher Berichtigung im Einzelnen bedürfen möchte, dessen Umrisse aber doch fest und sicher wären, dem könnte man — so scheint es — kaum verargen, wenn ihn das Ungenügende und die Unsicherheit der philosophischen Resultate gleichgültig macht gegen alle Spekulationen dieser Art, wenn ihm philosophische Diskussionen als etwas ungemein Zweckloses, philosophische Bücher als eine sehr überflüssige Ware auf dem Büchermarkt erscheinen.

Aber wer wirklich ein Recht hat, so zu urteilen, der kann dieses Recht sich doch nur erworben haben durch eingehende Kenntnis der philosophischen Untersuchungen alter und neuer Zeit, und diese Beschäftigung mit den scharfsinnigsten und tiefsinnigsten Gedanken ist weder leicht abzuschliessen, noch giebt sie leicht den Menschen wieder frei, der sich mit wissenschaftlichem Ernst ihr einmal hingegeben hat. Und wer mag bestreiten, dass ihm fortgesetztes, geduldiges Studium doch vielleicht einen Gedankenkreis aufschliessen könnte, in welchem er eine in sich harmonische, fest begründete Weltansicht fände. Und übertrieben ist es jedenfalls, wenn alles in Frage gestellt wird. Es giebt philosophische Lehren, die völlig gesichert sind, wie die aristotelische Logik, es giebt seit Cartesius, Locke und Kant keinen Zweifel mehr über den einzig richtigen Ausgangspunkt für die philosophische Forschung, nämlich das empfindende und denkende Subjekt selber, es giebt ferner unter den philosophischen Parteirichtungen keine mehr, die nicht in den sicheren Resultaten der positiven Wissenschaften eine gemeinsame Basis anerkennt. Und endlich, wenn auch die metaphysischen Probleme bis jetzt nicht in allgemein befriedigender Weise gelöst sind, wie sollten trotzdem ernstere Gemüter es unterlassen können, nachzudenken über das nicht Sinnenfällige, über Endlichkeit oder Unend-

lichkeit der Welt in Raum und Zeit, über das Wesen des Materiellen, über die Natur der Seele, über den Zweck der Weltbegebenheiten und ihre Leitung. Die Fragen sind ja so gewaltig, sie berühren ja zum grossen Teil unsere innersten Interessen, dass ein sehnsüchtiges Verlangen nach ihrer Beantwortung begreiflich genug ist. Dennoch ist dieses Verlangen keineswegs ein allgemeines. Es giebt Menschen genug, die sich mit einem in Bezug auf ihre Seelenruhe sehr richtigen Instinkt vor jedem Buch scheuen, das ernstlicher in diese Fragen eindringt, vor jedem Gespräch, das ihren überaus naiven Standpunkt ihnen selber aufdecken könnte. Sie haben ihre Moral fürs Haus und auch ein Stück Religion aus ihrer Kinderzeit; damit kommen sie aus bis zum Tode. Dabei sind sie vielleicht Menschen von grosser Gelehrsamkeit, und es macht ihnen Freude, mit grosser Sagacität und mit unendlicher Mühe den minutiösesten Dingen nachzuforschen; wozu wir aber auf der Welt sind und wohin wir gehen, was die letzte Quelle alles sittlichen Handelns ist, was unser Leben lenkt, ob ein gütiges, nach Zwecken handelndes göttliches Wesen oder eine dunkle unerbittliche Notwendigkeit, darüber in deutlichen Begriffen nachzudenken, kommt ihnen äusserst selten in den Sinn. Besser freilich ist es, sich so ganz von diesen Dingen fern zu halten, als durch ein flüchtiges Interesse angeregt, in kritikloser Übereilung zu dogmatischer Sicherheit zu gelangen, die doch nur darin besteht, dass durch nichtssagendes oder widerspruchsvolles Gerede der tiefe Abgrund der Untersuchung verschleiert wird.

Von diesen kühlen Dogmatikern der leeren Phrase sind sehr verschieden die sittlich ernsten und philosophisch tief erregten Naturen, die, vor dem Skepticismus zurückschaudernd und der Mystik abgeneigt, sich allmählich zu festen dogmatischen Überzeugungen durchgerungen haben, freilich oft genug nur glauben, sich durchgerungen zu haben. Sie kennen nichts, was ihnen mehr am Herzen läge, als die wissenschaftliche und befriedigende Lösung dieser metaphysischen Fragen. Sie haben nachgedacht, gezweifelt, schwere Kämpfe durchgekämpft und doch in ihrem Denken den Frieden nicht gefunden, doch durch ihre Schlüsse Gott und die Unsterblichkeit nicht gewonnen; und sie müssen für ihr Denken beides haben, ihr Leben hängt daran, dass sie es finden. Nun, wer um jeden

Preis, auch um den der Klarheit, Gedankenreihen, die zu dogmatischen Philosophemen führen, finden will, findet sie sicherlich. Das Einmaleins der Begriffe ist gefälliger als das der Zahlen. So ersticken sie mit aller Willenskraft die Zweifel des Verstandes und nehmen die Forderungen des Herzens als wissenschaftliche Wahrheiten an, nur weil sie so ungestüm und nicht zu beschwichtigen sind. Und das einfache inbrünstige Ja, das sie dem widerstrebenden Verstande abgerungen haben, gestalten sie dann zu ausführlichen, allerdings in sich widerspruchsvollen Constructionen. Die stützen sie mit demselben Denkvermögen, das freilich nun gebunden und gefesselt ist, von ihnen aber als ein intuitives oder erleuchtetes bezeichnet wird. Und doch war gerade früher ihr Denken so hell, dass ihnen die Augen schmerzten und sie den Glanz nicht zu ertragen vermochten. Sie hätten gern in ihrer Gedankenwelt die lichte Sonne; aber leider spendet diese keine Wärme, wie die wirkliche am Himmel. Daher flüchten sie aus ihren Strahlen in die stillen behaglichen Räume, von wohlthätigem Kaminfeuer freundlich erwärmt und trübe beleuchtet. Da ist besserer Ort und bequemere Gelegenheit allerlei Schattenbilder beim flackernden Scheine anzustaunen, die in ihr Nichts verschwinden würden, wenn volles Tageslicht in die Räume hineinströmte.

Wir rechten nicht mit ihnen; sind es doch tiefste Herzensbedürfnisse gewesen, welche sie durch langes Grübeln, durch bange Zweifel zu ihren philosophischen Dogmen geführt haben, Herzensbedürfnisse, von denen jedes ernste Menschengemüt erfüllt ist, ohne sie freilich immer zur Grundlage eines dogmatischen Wissens zu machen. Wir rechten nicht mit ihnen; denn es ist ganz aussichtslos mit nüchternen Verstandesgründen gegen Meinungen anzukämpfen, die nicht sowohl im Verstande als im Willen ihr unerschütterliches Fundament haben. Cartesius hat nur zu richtig geurteilt, wenn er in seiner vierten Meditation sagt: „Die Ursache aller meiner Irrtümer liegt darin, dass meine Willenskraft weiter reicht als meine Einsicht, und ich die Anwendung jener nicht so einschränke, wie das Mass meiner Einsicht es fordert, sondern auch über das, was ich nicht einsehe, statt mich des Urteils zu enthalten, ein Urteil zu fällen mir anmasse."

Goldne Worte! Doch hat sie weder Cartesius in seinen metaphysischen Spekulationen befolgt, noch, so viel ich davon verstehe, irgend einer von den dogmatischen Philosophen. Denn könnte man die Verfolgung dieser Vorschrift von dem Ganzen eines philosophischen Systems rühmen, so hätte man in ihm die volle lautere Wahrheit, das grosse Welträtsel wäre der Hauptsache nach gelöst, und die weitere philosophische Arbeit bestände nur noch in einem Weiterbauen und Ausbauen auf völlig gesichertem Fundamente. Davon aber, meine ich, sind wir weit entfernt; wie weit, das wird am besten einleuchten, wenn wir uns nur ein wichtiges philosophisches Problem und seine Lösungen vergegenwärtigen, ein kosmologisches, die Frage nach der Substanz aller Dinge.

Woraus besteht die Welt? Das ist die erste Frage, welche die abendländische Philosophie überhaupt aufgeworfen und nach mehr als zwei Jahrtausend langem angestrengtem Denken noch immer nicht so beantwortet hat, dass eine Antwort darauf als gesichertes philosophisches Dogma gelten könnte. Bestimmt man die Frage genauer als gerichtet auf die Menge des Seienden, so fallen die Antworten verschieden aus, je nachdem der Philosoph sich zum Monismus, zum Dualismus oder zum Pluralismus bekennt. Meint man in der Frage die Qualität des Seienden, so erscheint in der Antwort entweder wieder der monistische und der dualistische Standpunkt, oder mit Leugnung des Materiellen der Spiritualismus, mit Leugnung des Immateriellen der Materialismus.

Wenn wir mit der Betrachtung der beiden letzten Antworten den Anfang machen, so ist von der spiritualistischen Weltauffassung zu sagen, dass sie in der Geschichte der Philosophie als ein fast ganz „einsamer Standpunkt“ erscheint, vertreten durch den englischen Bischof Berkeley im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Für nicht streng erweisbar hatte die Körperwelt vor ihm schon Locke, ja schon Augustinus erklärt, für unrichtig aber hielt Berkeley den Schluss aus unsern Vorstellungen (denn nur diese sind uns unmittelbar gegeben) auf körperliche Existenzen besonders deshalb, weil ein Zusammenwirken von heterogenen Substanzen, wie Körper und Geist, nicht zu denken sei. Die von ihm wie von vielen Denkern erkannte Schwierigkeit, die im Dualismus liegt, ist nicht wegzuleugnen; aber die einseitige Lösung verweist seine

Weltauffassung, nach der die Naturgesetze nur die Ordnung der Aufeinanderfolge unsrer Ideen sind, mag der geistvolle Mann auch mit noch so grossem Scharfsinn und mit bewunderungswürdiger Consequenz seine Ansichten vorgetragen haben, doch in das Reich der metaphysischen Träume.

Es ist nicht zu erwarten, dass jemals diese Lehre ein grösseres Publikum beschäftigen, geschweige denn von ihm adoptiert werden wird. In um so weitere Kreise ist die entgegengesetzte Ansicht, der Materialismus, eingedrungen, und gilt bei sehr vielen als eine sehr fest begründete, vollkommen befriedigende Weltauffassung. Nun ist aber zunächst der Begriff, nach dem sie sich nennt, Materie, einer der allerdunkelsten, mit unlösbaren Schwierigkeiten für das Denken behafteter.

Denn gehen wir, wie billig ist, von der Erfahrung aus, so findet sich in ihr, was man philosophisch Materie nennt, nirgends. Die Erfahrung liefert uns nichts anderes als Sinnesempfindungen, die, verbunden mit den durch sie ins Spiel gesetzten, in uns vorhandenen Vorstellungen von Raum, Zeit und Causalität alles Objektive, das heisst alles Erscheinende, jede Vorstellung von Aussendingen hervorbringen. Wir nennen dieses Erscheinende wirklich, weil es auf uns unmittelbar wirkt, oder seine Wirkung auf Anderes von uns wahrgenommen wird, also mittelbar auf uns wirkt; was auf uns nicht wirkt, dessen Existenz wir aber dennoch annehmen, sind entweder Phantasmen oder Dinge, auf die wir aus dem Wirklichen nach logischen Gesetzen schliessen. Als ein Phantasma, als etwas also, das durchaus subjectiven Ursprungs ist, wollen die Materialisten ihre Materie am allerwenigsten gelten lassen; es bleibt also nur übrig, sie als etwas Existierendes, zwar nicht Sinnenfälliges und Erscheinendes, denn das muss immer eine Kraft sein, die auf Auge, Ohr oder irgend einen anderen Sinn wirkt, aber doch mit zwingenden Gründen Erschlossenes anzunehmen. Die Gründe sind nun zwar vorhanden, aber ihnen fehlt die Hauptsache, das Zwingende. Die Begründung heisst nämlich: es ist keine Kraft ohne Substrat oder Substanz oder Vehikel, oder wie man dieses Phantasiegebilde bezeichnen mag, denkbar. Was soll nun dieses Substrat? Soll es die einzelne Kraft tragen, verschiedene Kräfte zusammenhalten, so wäre dieses Tragen

und Zusammenhalten wieder eine Kraft, nichts weiter; eine von der Kraft verschiedene Materie oder Substanz wäre nicht gewonnen. Leistet das Substrat aber dies nicht, wozu dasselbe annehmen und was ist es dann? Ausser den Kräften, die wir an einem gegebenen Dinge erkennen, noch eine kraftlose Materie anzunehmen, ist nicht blos eine ganz willkürliche, sondern auch eine nichts erklärende Annahme. Körper sind nichts als krafterfüllte Räume. Will man dies Beieinander, dies Zusammensein der Kräfte als Materie bezeichnen, so würde das Wort, seinem sonstigen Gebrauch entgegen, nur ein räumliches Verhältnis bedeuten, was wohl am wenigsten im Sinne der Materialisten wäre.

Ich kann mir an dieser Stelle meiner Darlegung nicht versagen, die schlagenden Worte von Locke mitzuteilen, in denen er im allgemeinen die verkehrte Anwendung der Begriffe Substanz und Accidenzien in metaphysischen Speculationen in unübertrefflicher Weise geisselt: „Unser Nichtwissen wird dadurch nicht gehoben, dass man thut, als wisse man etwas, wenn man ein Geräusch mit Lauten macht, die keine klare und deutliche Bedeutung haben. Beliebig gemachte Worte ändern die Natur der Dinge nicht; wir verstehen letztere nur, soweit jene Zeichen deutlicher Vorstellungen sind. Ich möchte wohl wissen, ob die, welche so viel Gewicht auf die beiden Silben: Substanz legen, dies bei der Anwendung derselben auf den unendlichen und unbegreiflichen Gott, auf endliche Geister und auf Körper in demselben Sinne thun, und ob man dieselbe Vorstellung meint, wenn man jedes dieser drei so verschiedenen Dinge Substanz nennt? Indess dürfte dieses Wort schwerlich drei bestimmte Bedeutungen haben, da es gewöhnlich nicht einmal eine klare und bestimmte Bedeutung hat, und wenn Jene drei Bedeutungen von Substanz annehmen, warum sollten Andere deren nicht vier annehmen? Als man zuerst auf den Begriff der Accidenzien, als einer Art Dinge, die des Anhängens bedürften, geriet, musste man das Wort Substanz erfinden, um sie zu tragen. Hätte der arme indische Philosoph (der da meinte, auch die Erde bedürfte etwas, was sie trage) nur das Wort Substanz gekannt, so hätte er sich mit seinem Elephanten nicht zu bemühen brauchen, der sie tragen sollte, und nicht mit der Schildkröte, um den Elephanten zu tragen;

das Wort: Substanz hätte das allein geleistet. Und der indische Philosoph hätte auf die Frage, was Substanz sei, ganz gut, ohne zu wissen, was sie sei, antworten können, sie sei das, was die Erde trage, da man es ja für eine genügende Antwort und gute Lehre halte, wenn ein europäischer Philosoph, ohne zu wissen, was die Substanz ist, sage, sie sei das, was die Accidenzien trage."

Locke hat ganz recht: die ihre Accidenzien tragende Substanz ist nichts Klareres als der Elephant und die Schildkröte, welche die Erde tragen. Woher kommt aber die verwirrte Vorstellung? Offenbar daher, dass, weil man allerdings mit vollem Recht eine specielle Kraft des Dinges dem Complex aller übrigen Kräfte als eine ihm anhaftende Eigenschaft in Gedanken gegenüberstellen kann, nun in übereilter Weise auch für diesen ganzen Complex, der sich durch sich selber hält und trägt, etwas suchen und annehmen zu müssen glaubt, das ihn trägt, wie der Elephant die Erde, der dann freilich wieder der Schildkröte bedarf, und so fort in infinitum.

So wären wir zu dem Schlusse gelangt, dass Substanz, also auch Materie, die ja nur eine besondere Art von Substanz, nämlich die einen Raum ausfüllende, sein soll, lediglich philosophische Fictionen sind. Es giebt in metaphysischem Sinne keine Materie, keinen Stoff. Was wirklich ist, ist durch und durch Kraft und nichts anderes. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass der Begriff Materie oder Stoff sonst seine gute und klare Bedeutung hat, nur aus metaphysischer Untersuchung ist er gänzlich zu verbannen. Berechtigung haben die Begriffe Materie und Stoff der Form gegenüber, Berechtigung auch einer anderen überlegenen Kraft gegenüber. Im Gegensatz zu der Form der Bildsäule nennt man den Komplex von Kräften, der für uns die Erscheinung des Marmors hervorbringt, ihre Materie, und im Gegensatz zu der bildenden Kraft des Künstlers nennt man die von ihm zu überwindenden Kräfte, die im Marmor enthalten sind, seinen Stoff. Sonst haben, so viel ich sehe, die Begriffe Materie und Stoff nirgends weder Klarheit noch Berechtigung.

Der Materialismus also, so weit er für die allein uns gegeben Kräfte ein Substrat glaubt annehmen zu müssen, ist

schon wegen dieser Grundvoraussetzung eine unhaltbare Weltauffassung. Viel unhaltbarer aber noch und wegen ihrer Übereilung oft treffend zurückgewiesen ist die Art, in welcher er die geistigen Prozesse auf andere uns bekannte Vorgänge zurückzuführen unternimmt. Denn wären uns auch wirklich alle Veränderungen, räumliche und qualitative, die im Gehirn während des Denkens vor sich gehen, auf das genaueste und völlig erschöpfend bekannt, so bliebe immer noch gerade die Hauptsache völlig dunkel, nämlich die Antwort auf die Frage: Wie setzt sich das aus der objektiven Welt uns nun völlig Bekannte, das heisst die räumlichen und chemischen Veränderungen, in das von uns immer nur subjektiv Aufzufassende, nämlich in die Empfindung um? Diese Frage ist ihrer Natur nach vermutlich nie zu beantworten, jedenfalls ist sie bis jetzt, wenn man nicht Redensarten als Erkenntnisse gelten lassen will, unbeantwortet geblieben; und so ist der Dogmatismus der Materialisten nicht annehmbar. Die geistigen Vorgänge sind nicht erklärt und vermutlich nie zu erklären aus anderen in der Sinnenwelt uns bekannten oder noch zu erforschenden.

Mit der Verwerfung des Materialismus aber ist keineswegs der Dualismus gerechtfertigt, das heisst die Annahme, dass die Welt aus zwei ganz heterogenen Bestandteilen, dem körperlichen und dem geistigen, bestehe. Dass wir weder körperliche noch geistige Substanzen gelten lassen können, ist schon vorhin erörtert und nach meinem Dafürhalten bewiesen. Nennt man nun körperliche Dinge die Komplexe von Kräften, welche einen Raum ausfüllen, und soll das Geistige dazu einen scharfen Gegensatz bilden, so wird der Gegensatz nicht durch Negierung des Begriffes Kraft, die ja sicherlich auch vom Geistigen ausgesagt werden muss, sondern nur durch Negierung des Begriffes Raumerfüllung gefunden werden können. Die Menschenseele freilich liesse sich so fassen und ist so gefasst worden von Cartesius, von Leibniz, von der Herbartischen Schule, nämlich als unausgedehnte, als punktuelle Kraft an einen bestimmten Raum im lebenden Menschen, zwar unleugbar gebunden, aber selber unräumlich, unausgedehnt, wobei freilich die Schwierigkeit ungelöst bleibt, wie in dem Unausgedehnten Vorstellungen des Ausgedehnten entstehen können. Aber immerhin, man mag für die Menschenseele diese Form der Existenz zugeben; wie verhält man sich aber

auf diesem dualistischen Standpunkt dem, wie man ihn doch vorzustellen gezwungen ist, allen Raum erfüllenden und durchdringenden, allgegenwärtigen Gottesgeiste gegenüber? Soll man auch hier das Merkmal der Raumerfüllung wegdenken? Dann bliebe nichts übrig, als in die diese Schwierigkeit vermeidende Metaphysik Leibnizens zu flüchten mit ihren Lehren von Gott als der Urmonade und von der prästabilierten Harmonie. Aber erstens werden viele vor manchen willkürlichen Annahmen der Leibnizischen Metaphysik mit Recht zurückschrecken; und zweitens ist mit ihr keineswegs die dualistische Doktrin gerettet, sondern Leibniz nimmt bekanntlich eine eigentümlich vermittelnde Stellung ein zwischen dem cartesianischen Dualismus und dem spinozistischen Monismus, eine vermittelnde Stellung, die aber eben nur möglich wird durch manche unbewiesene Voraussetzung. Und endlich, welche Denknotwendigkeit oder welche Erfahrung treibt denn dazu, von der geistigen Kraft das Merkmal der Raumerfüllung auszuschliessen und ihr Punktualität oder ich weiss nicht was zuzuschreiben? Und wie, wenn nun die Philosophen wie Fechner Recht behalten, die auch alles Körperliche aus Atomen, die als raumlose und punktuelle Wesen gedacht werden, erklären wollen und die Seele nicht auf ein Atom einschränken, wo bliebe dann der metaphysische Unterschied zwischen Körperlichem und Geistigem? Dass wie in der Körperwelt grosse Unterschiede in der Art der Wirkung, in dem Wert des Gewirkten zwischen den einzelnen Kräften sind, so der Vorzug der geistigen Kraft vor allen übrigen Kräften ein unbeschreiblich grosser ist, das hat ja auch der verblendetste Materialist nie geleugnet. Und wenn der Naturforscher noch nicht imstande ist, alle Kräfte, deren Wirkungen er beobachtet und berechnet, auf eine zurückzuführen und dennoch an der Einheit der ganzen Natur festhält, warum soll der Philosoph ausser der grossen Verschiedenheit der Wirkungen, die sich im Geistigen zeigen, noch eine solche Verschiedenheit annehmen, durch welche das Universum in zwei disparate Teile auseinander fällt? Warum soll Raumerfüllendes nicht denken können, warum muss das Denkende etwas Punktuelles sein? Will man aber unterscheiden zwischen Kräften, die für uns sinnlich wahrnehmbar sind, und solchen, die es nicht sind, und damit die

dualistische Lehre stützen, so ist zunächst doch sehr fraglich, ob wir mit unseren Sinnesorganen alle Kräfte, die in der Körperwelt vorhanden sein mögen, wahrnehmen; ob nicht vielmehr manche vorhanden sind, von denen wir nichts wissen, weil uns die Organe fehlen, ihre Wirkungen zu erfassen; ein durch solche Unterscheidung gestützter Dualismus könnte also zu einer Unterscheidung auch innerhalb der Körperwelt führen, die wir zwar natürlich nicht zu vollführen im stande sind, die aber in Wirklichkeit doch bestehen könnte. Wichtiger aber als dieser problematische Einwand ist der, dass wir nie und nirgends die Kraft selber wahrnehmen, sondern nur ihre Wirkung. Nicht die Kraft des Magneten ist wahrnehmbar, sondern die Bewegung des Eisens nach ihm hin ist das, was wir sehen, und woraus wir auf die im Magneten vorhandene, dieses Phänomen bewirkende Kraft schliessen. Der vielgestaltige Baum mit dem festen Stamm, den rauschenden Blättern, den duftenden Blüten und saftigen Früchten ist sinnlich wahrnehmbar als Erscheinung oder Wirkung von Kräften, die auch die schärfste Beobachtung nie den Sinnen zugänglich machen wird.

Und sollten wir nun anderseits ein Vorhandensein von geistigen Kräften annehmen dürfen, wo wir Wirkungen von ihnen weder sehen, noch hören, noch fühlen? Mit dem religiösen Gefühl aber hat Annahme oder Leugnung des Dualismus gar nichts zu thun. Augustinus, der zwar die Immaterialität der Seele behauptet, fasst sie doch als ausgedehnt, und Tertullian, der grimmige Feind und Verächter aller Philosophie, der sich nicht scheut, zu sagen: prorsus credibile est, quia ineptum est, und sogar certum est, quia impossibile est, derselbe fasst alles Wirkliche ohne Unterschied als körperlich auf, den göttlichen Geist nicht minder als die menschliche Seele. „Wäre die Seele nicht körperlich, sagt er, so könnte sie nicht vom Leibe Wirkungen erfahren und nicht leidensfähig sein, und es könnte nicht ihr Bestand in dem Leibe durch die Nahrung bedingt sein." So weist Hobbes, der alle Geister, wie die Luft, für körperlich hielt, wenn auch mit unendlichen Abstufungen der Feinheit, darauf hin, dass Ausdrücke wie unkörperliche Substanz, immaterielle Substanz sich in der heiligen Schrift nirgends finden.

Das dualistische Dogma also, zu dem Anaxagoras den ersten Anlass gegeben, das in Platos phantasievollen Philosophemen von der grössten Bedeutung ist, das aber erst Cartesius in voller Schärfe erfasst und ausgesprochen hat, lässt sich nach dem Entwickelten als eine wissenschaftlich gesicherte Lehre nicht bezeichnen.

Dem Dualismus steht zunächst der Monismus gegenüber, das heisst die philosophische Ansicht, dass Seele und Körper nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben Realen seien, indem nämlich dasselbe von aussen oder von innen durch die Sinne oder durch das Selbstbewusstsein aufgefasst werde. Danach giebt es also nur eine Substanz, oder besser nur eine Kraft, die hier als Schwere, Kohäsion, Magnetismus erscheint, dort als Denken, Fühlen und Wollen. Diese monistische Doctrin ist die älteste, sie geht zurück bis auf die Eleaten, vielleicht bis auf Anaximander, und ist am klarsten und entschiedensten durch Spinoza vertreten. Ihr gegenüber lässt sich zwar nicht geltend machen, dass sie in sich Widersprüche, Übereilungen, Unklarheiten enthält, um so mehr aber, dass sich aus ihr die bunte Vielgestaltigkeit der Welt nicht verstehen lässt. Woher die Verschiedenheiten der mit einander unablässig ringenden Naturkräfte, der sich durchkreuzenden menschlichen Bestrebungen, die Fülle unzähliger Gestalten, der Wechsel von Entstehen und Vergehen, Aufblühen und Verwelken, wenn alles im letzten Grunde die eine identische Substanz oder Kraft ist? So ist auch der Monismus nicht geeignet, das grosse Rätsel zu lösen, ja es ist nicht abzusehen, wie von streng monistischer Weltauffassung aus die Lösung jemals gelingen sollte.

Dieses Bedenken hat denn schon früh zum Pluralismus geführt, das heisst der Annahme mehrerer an sich, nicht bloss für unsere Auffassung verschiedener letzter unveränderlicher Elemente, auf deren mannichfache Verbindung alles Werden und Geschehen, alles anscheinende Vergehen und Entstehen zurückgeführt wird. Dieser Pluralismus gehört zum Materialismus, wenn die letzten Elemente als Teile der vorausgesetzten Materie aufgefasst werden und alle geistige Thätigkeit durch Bewegungen derselben erklärt wird, er verträgt sich mit dem Dualismus, wenn er auf die Körperwelt beschränkt wird, er nähert sich dem Monismus, wenn die letzten

Teile entweder als zugleich körperlich und geistig angenommen werden, oder wenigstens die Atomistik auf beide Gebiete gleichmässig angewendet wird.

Die materialistische Atomistik nun mag immerhin von dem allergrössten Wert für die Erklärung und Berechnung der einzelnen Naturvorgänge sein; für die metaphysische Forschung hat die Annahme letzter unteilbarer Körper, also immer noch ausgedehnter Wesen, keine Bedeutung. Die bloss zurückgeschobene Schwierigkeit bleibt ganz dieselbe. Etwas ganz anderes ist es, wenn die Atome als punktuell im strengen Sinne des Wortes aufgefasst werden, also als Kraftpunkte oder Kraftcentren. Aber soll aus ihrem Beisammensein und Zusammenwirken die ausgedehnte Welt erklärt werden, so ist das nicht möglich ohne die Annahme einer actio in distans, also einer durch den leeren Raum geschehenden; und wie durch die Hypothese von Kraftpunkten die Seelenthätigkeiten erklärt werden sollen, bleibt uns wenigstens völlig dunkel.

Bisher haben wir uns auf dem Boden realistischer Auffassung bewegt, nach der Raum und Zeit und Causalität als etwas Wirkliches, unabhängig von unserem Denkenden Existierendes, gilt, und haben in ihr auf die Frage, woraus die Welt besteht, entweder widerspruchsvolle oder ganz unzureichende Antworten gefunden.

Die idealistische, also kantische Weltauffassung aber muss nun überhaupt auf eine positive Beantwortung dieser Frage verzichten. Hätte sie aber Recht, so wäre durch sie wenigstens ein sicheres negatives Dogma gegeben.

Kant erklärt nun den Raum für etwas Subjektives, ausserhalb des erkennenden Subjekts gar nicht Vorhandenes, ist aber zu dieser befremdenden Lehre nur dadurch gekommen, dass er nach Trendelenburgs treffender Bemerkung die Raumfunktion in uns nicht gehörig geschieden hat von dem uns wirklich umgebenden Raum. Nur den subjektiven Ursprung dieser Raumfunktion hat er bewiesen, die Realität eines objektiven Raumes keineswegs so widerlegt, dass diese Widerlegung in der philosophischen Welt heute als Dogma gelten kann.

Und wenn das allein Wirkliche, das Ding an sich, raumlos, zeitlos, causalitätslos ist, woher kommt dann der bunte,

vielgestaltige Schein einer ausgedehnten Welt? Jeder Schein, darin hat Herbart gewiss recht, weist auf ein Sein, jede scheinbare Veränderung und Vielheit auf etwas diesen immerhin trügerischen Schein Hervorbringendes. Angenommen aber, Kant hätte recht, dann ziemte es sich nach Feststellung des idealistischen Dogmas für den Philosophen nur noch ein Wort zu sagen, nämlich das letzte Wort des shakespearischen Hamlet: „Der Rest ist Schweigen". Es gäbe dann überhaupt nur ein metaphysisches Dogma, und zwar ein negatives, dass nämlich die Welt philosophisch ganz unerkennbar, durch und durch unverständlich ist. Denn Raum und Zeit leugnen und doch über die Welt etwas Positives aussagen, wie es Schopenhauer mit zum Teil blendender und viele überzeugender Rhetorik thut, zu sagen, dass sie durch und durch Wille zum Leben sei, ein Einheitliches und doch sich Entzweiendes, der Erlösung Bedürftiges, ohne dass irgend welche Verschiedenheit (denn die setzt Raum und Zeit voraus) realiter vorhanden ist, das führt auf ein mystisches Denken, dem gerade Widersprüche das Willkommenste sind. Oder soll man den Schopenhauerschen Willen so auffassen, wie Mainländer in der „Philosophie der Erlösung" seinen Gott? Nach diesem Philosophen hat Gott, die einfache Einheit, sein Wesen verändernd sich voll und ganz zu einer Welt der Vielheit zersplittert. Gott wollte das Nichtsein; aber durch sein Wesen wurde er gehindert, sofort in das Nichtsein einzutreten, so dass nach diesem, in Schopenhauerschen Wegen wandelnden metaphysischen Träumer die Welt als das Resultat eines verunglückten göttlichen Selbstmordes erscheint. Abgesehen davon aber bedeutet der Satz: „die Welt ist durch und durch Wille zum Leben" entweder nichts anderes, als was der monistische Realismus auch behauptet, dass nämlich die Welt durch und durch Kraft sei, nur dass Schopenhauer das hier allein Klarheit bringende Merkmal der Raum- und Zeiterfüllung wegdenken möchte; oder wenn die hinzugefügte Bezeichnung „zum Leben" etwas Neues bringen soll, so kann sie nur auf einen Zweck hinweisen, und diese teleologische Annahme gehört am wenigsten hinein in eine Philosophie, die sogar nicht einmal die Causalität als etwas objektiv Vorhandenes gelten lassen will. Also auch die idealistische Theorie, weder in ihrer Reinheit, noch mit einem gewaltsam erzwungenen Realismus verbunden,

wie bei Schopenhauer, führt zu keinem die Welt erklärenden, widerspruchsfreien Dogma, zu keiner Lösung der uns beschäftigenden Fragen.

Und nimmt man nun noch die Schwierigkeit hinzu, die in der räumlich unendlich aufgefassten Welt nicht minder liegt wie in der endlich gedachten, weil in dem einem Falle Körperliches als unbegrenzt, in dem anderen Falle die ungeheure, für uns ganz unermessliche Welt doch als fast verschwindend dem unendlichen Raume gegenüber angenommen werden muss, nimmt man in die kosmologische Frage auch noch diese Schwierigkeit hinein, so scheint ein skeptisches Verhalten gegen alle bisherigen dogmatischen Lösungen der Standpunkt zu sein, den philosophische Besonnenheit gebietet. Man wird solches Verhalten nicht für eine Überhebung erklären dürfen all diesen scharfsinnigen Lösungsversuchen gegenüber. Ich erinnere an die beherzigenswerten Worte Herbarts über die schöpferischen Philosophen und ihre Anhänger. „Die ersteren," sagt er, „sind gleichsam erhitzt von der Arbeit, ihre Prinzipien konsequent durchzuführen; sie wollen im schlimmsten Falle selbst noch vermöge ihrer ausgebildeten und so leichter zu erkennenden Irrtümer belehren; sie erwarten den Widerspruch ihrer Zeitgenossen und hoffen, im Streite gegen dieselben sich selbst aufzuklären. Aber die Anhänger und Nachfolger, nicht vertieft, nicht ermüdet, unvorsichtig den Fehltritt nachahmend, der sie hätte warnen sollen und nun selbst Hülfte bedürfend, da sie hätten Hülfe leisten sollen, — diese sind es, auf welche der Vorwurf fällt, wenn die Philosophen Irrtümer verbreiten."

Das besprochene kosmologische Problem nun aber, wie mächtig es auch den Menschengeist anzieht, ist doch nicht der Art, dass wir bei der Erwartung seiner etwaigen Lösung mit allen Kräften unserer Seele beteiligt wären. Mag es ungelöst bleiben, mag eine spätere, das Denken völlig befriedigende Antwort ausfallen wie sie wolle; der Friede der Menschenseele, ihre religiöse Empfindung würde voraussichtlich davon unberührt bleiben. Aber es giebt andere philosophische Fragen, die entweder ebenso ungelöst wie diese, oder in einer mit unserem innersten Wesen im Widerspruche stehenden Weise beantwortet, unsere Seele auf das Tiefste bewegen. Zu der ersten Klasse gehört die Frage nach dem

letzten Grunde und nach der Lenkung aller Weltbegebenheiten, zur zweiten die nach der Freiheit des menschlichen Willens. Gottes Existenz ist bisher noch von keinem Philosophen bewiesen, von keinem aber auch bisher der Beweis gebracht, dass er nicht existiere. Dagegen ist die Undenkbarkeit der menschlichen Willensfreiheit als einer mit dem Causalgesetz im Widerspruch stehenden Thatsache mit so vollwichtigen Gründen dargethan, dass ein wissenschaftlicher Zweifel nicht gestattet ist. Dort also eine Lücke in der Gedankenwelt, hier eine scheinbar unumstössliche Wahrheit, die alle Moral aufhebt.

Dem gegenüber hat sich zu allen Zeiten und bei Philosophen aller Nationen und Religionen das Gefühl protestierend und ergänzend verhalten. Das Gefühl protestiert gegen den Atheismus; wir fühlen die Unwahrheit einer Weltanschauung, nach der die geordnete Bewegung der Himmelskörper, der kunstreiche Bau der Organismen, die genialsten Schöpfungen des Menschengeistes ihre letzte Erklärung finden sollen in zweckloser, lediglich nach dem Causalgesetz vor sich gehender Gruppierung von Atomen. Das Gefühl protestiert dagegen und weist das verständige Denken immer und immer wieder darauf hin, eine befriedigende teleologische Weltanschauung zu finden. Der erste Philosoph, von dem wir wissen, hat den Satz gesprochen: Alles ist voll von Göttern. Soll der letzte damit aufhören, dass er sagt: Alles ist leer von Gott? Ebenso lehnt sich auch unsere innerste Empfindung auf gegen die dem Verstande so klare deterministische Lehre von der Unfreiheit des Willens, und immer von neuem wird dadurch das Denken angeregt, zu untersuchen, ob nicht ein Fehler in der bis jetzt giltigen Beweisführung zu finden ist. Lichtenberg sagt mit vollem Recht: „Der Widerspruch, den wir zwischen dem klar ausgedrückten Satze und unserem undeutlichen Gefühl bemerken, macht uns glauben, wir haben den rechten noch nicht gefunden."

Das Gefühl verhält sich aber auch ergänzend, die menschliche Seele da erfüllend und beseligend, wo Begriffe und Worte ihr das nicht bieten können, wonach sie mit nie zu stillender Sehnsucht verlangt. Beweist uns auch kein Philosoph die Existenz Gottes, kann auch kein Begriff ihn erfassen, kein Wort sein Wesen ausdrücken, wir leben und wandeln und

wirken in dem mächtig uns durchwogenden Gefühl der Gottesnähe, und vielleicht sind die seligsten Stunden des Menschenlebens die der gotterfüllten Einsamkeit, und das innige Schweigen der Seele und ihre unaussprechlichen Empfindungen ersetzen uns überreichlich die aufgegebenen philosophischen Begriffe.

Freilich eine dogmatische Philosophie lässt sich weder aus jenem Protest, noch aus dieser friedensreichen Stimmung der Seele gewinnen. Bei dem Mass von Einsicht, das bis jetzt durch philosophische Forschung gewonnen ist, führt solch ein Versuch zu scholastischen Philosophemen, also in ein dämmerndes Dunkel, in dem alle deutlichen Umrisse verschwinden und Schatten und Schemen für Realitäten angesehen werden.

Es ist aber des philosophischen Forschers würdiger, da, wo nichts klar zu erkennen ist, die Schranken der Erkenntnis, die docta ignorantia einzugestehen, zu bekennen, dass in vielen wichtigen metaphysischen Fragen noch tiefe Nacht unser Denken und Forschen umhüllt; haben wir doch aus einem anderen Gebiet des Geistes her die tröstliche Gewissheit gewonnen: „Es hat die Nacht einen Himmel auch und Sterne.“

XIII.

Skepticismus und Mystik.

In den beiden ersten Kapiteln seiner Metaphysik spricht sich Aristoteles über die Stufenfolge der menschlichen Erkenntnis aus und bezeichnet als die niedrigste die aus vereinzelten Wahrnehmungen und Erinnerungen gewonnene; höher stehe, wer durch zusammenhängende Erfahrung gebildet ist; aus dieser würden die Theorieen einzelner menschlicher Bestrebungen gewonnen; wer diese zu einem gemeinsamen Zwecke anzuwenden verstehe, wie der Leiter eines technischen Unternehmens, überrage an Weisheit den durch die

einzelne Arbeit daran Beteiligten. Am weisesten aber sei der, welcher nicht der Anwendung wegen wissenschaftliche Einsicht suche, sondern in dem Wissen selber den letzten ihm völlig genügenden Zweck finde. Denn wie wir nur den einen freien Menschen nennen, der sich selber und keinem andern angehört, so sei auch nur solches Wissen frei und des Menschen am meisten würdig. Unter allen wissenschaftlichen Erkenntnissen aber nehme den höchsten Rang ein die, welche auf die letzten Ursachen gerichtet ist, mag auch alles andere Wissen nötiger sein. Diese wertvollste Erkenntnis bezeichnet Aristoteles mit dem Namen „erste Philosophie“ und versteht darunter das, was man später, nach dem Titel der aristotelischen Schrift und mit Verkennung seiner eigentlichen Bedeutung, Metaphysik genannt hat.

Man mag diese Darlegung des grossen griechischen Denkers mit Freuden billigen und mit ihm in der für praktische Zwecke nutzlosen, aber die edelsten Menschengeister mit wunderbarer Gewalt fesselnden Forschung nach den letzten Gründen alles Geschehens die höchste Stufe alles menschlichen Wissens finden; aber wer besonnen die Geschichte der philosophischen Erkenntnisse betrachtet, wird nicht zugeben wollen, dass diese Stufe von irgend einem Denker erklommen, dass das Rätsel der Welt von irgend einem gelöst sei, so viele sich auch in dem Traum einer derartigen erschöpfenden Kenntnis gewiegt haben. Denn nicht Kants aus der praktischen Vernunft gewonnene Resultate, nicht Hegels Deduction vom leersten Sein bis zur absoluten, sich selbst und alles wissenden Idee, nicht die realen, einfachen Wesen Herbarts, nicht der Schopenhauersche Wille, noch das Hartmannsche Unbewusste können als Lösung dieses Rätsels gelten. Dennoch hatte Voltaire nicht recht mit seinen spottenden Worten, dass zu seiner Zeit die Metaphysik nicht weiter gekommen sei, als zur Zeit der Druiden; noch weniger passt das Wort auf den gegenwärtigen Stand philosophischer Einsicht.

Denn schon dass infolge der glänzenden Fortschritte der Naturwissenschaften die philosophische Forschung einerseits den alten Problemen mit anderem Bewusstsein gegenüber steht und anderseits neue Probleme aufstellt, dass sie in dem Ausgehen von der Beobachtung der Aussenwelt wie der

inneren Zustände des Subjekts, das heisst der äusseren und inneren Erfahrung, mit Recht den einzig möglichen Anfang alles Philosophierens findet, dass sie mit noch gründlicherer Skepsis im Einzelnen, als im griechischen Altertum, manche Begriffe, deren objektive Gültigkeit dem unphilosophischen Denken zweifellos ist, wie den der Causalität, einer genauen Kritik unterwarf und von der andern Seite obwohl unbeeinflusst und uneingeengt von traditionellen Vorstellungen dennoch die in jedem Menschenherzen ursprünglich vorhandenen Gefühle, die durch keine Erziehung geschaffen, durch keine Erziehung zerstört werden können, wie das der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen, als sehr wertvolle Thatsachen für die Erkenntnis betrachtet — das alles, wie vieles Andere, weist auf erhebliche Fortschritte im philosophischen Denken hin.

Das Meiste in diesem Wissen mag immerhin bis jetzt nur die deutlichere Auffassung der zu lösenden Probleme sein oder die gründlich dargelegte Abweisung früherer Lösungen, aber auch schon darin allein würde für den forschenden Verstand ein bedeutender Fortschritt liegen. Am meisten aber dürfen wir uns freuen über die allmählich wieder zur Geltung kommende Methode philosophischer Untersuchungen. Die verwegenen Weltkonstruktionen aus den leersten Begriffen verlieren von einem Jahrzehnt zum andern immer mehr an Anhängern und Bewunderern; es hat sich zu deutlich gezeigt, dass solches Verlassen des Bodens der Erfahrung doch nichts anderes gewesen ist und sein kann als ein Ikarusflug, und man sucht jetzt besonnener und bedächtiger den durch äussere und innere Erfahrung gegebenen Thatsachen folgend die Erkenntnisse zu bereichern und zu vertiefen, das heisst, aus den völlig unsicheren dialektischen Spekulationen zu nüchterner wissenschaftlicher Behandlung der Probleme zurückzukehren. Denn man thut der Naturwissenschaft doch zu viel Ehre an, wenn man diese Methode, wie es häufig geschieht, als die naturwissenschaftliche bezeichnet, als ob je die geschichtlichen oder die philologischen Forschungen nach anderer Methode angestellt worden wären. Es ist eben im allgemeinen die wissenschaftliche Methode, von welcher allerdings Abweichungen in der Naturwissenschaft darum viel seltener vorkommen, weil die infolge der

Abweichung gemachten Fehler viel leichter zum eigenen Bewusstsein des Forschers kommen und eher von anderen entdeckt werden, wenn eben die Theorieen mit den sinnlich gegebenen Thatsachen nicht übereinstimmen. Da nun aber auf philosophischem Gebiet gerade das Thatsächliche viel schwerer festzustellen ist, so wird auch bei der sorgfältigsten Methode das Irregehen der Forschung viel häufiger vorkommen; denn ihre Resultate sind mit den Sinnen nicht mehr zu kontrollieren. Der grosse Cartesius, der so gewaltige Entdeckungen in der Mathematik und Physik gemacht hat, der voraussetzungslos wie nur irgend ein Philosoph und gewiss erfüllt von dem Bewusstsein, dieselbe genaue Methode in der Philosophie anzuwenden wie in seinen übrigen Forschungen, auf die er selber übrigens geringeren Wert legte, ein völlig gesichertes philosophisches System aufzustellen sich bemühte, hat dieses von ihm heiss ersehnte Ziel nicht erreicht, weil er manche Dinge für Thatsachen des Bewusstseins hielt, die keine sind.

Nicht die Methode ist das neue überaus wertvolle Gut, das die philosophische Forschung aus der Naturwissenschaft erst sich zu eigen zu machen hat; es sind vielmehr die rasch auf einander folgenden grossartigen Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung. Dass dies von seiten der Philosophie gegenwärtig geschieht, weiss jeder, der einigermassen mit der hierher gehörigen Litteratur der letzten Dezennien bekannt ist, und ebenso ist es hoch anzuerkennen, dass gerade von den bedeutendsten Naturforschern die philosophischen Probleme die ihnen gebührende Beachtung finden.

Diese Verbindung von Philosophie und Naturwissenschaft, von der reiche Erfolge zu erwarten sind, zeigt sich denn auch in neuester Zeit aufs deutlichste in der von Avenarius unter Mitwirkung von Göring, Heinze und Wundt herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, die nach den Worten ihres Prospekts „dem thatsächlich eingeleiteten Aufschwung Ausdruck geben will, indem sie ihn zu fördern sucht, und von der Voraussetzung ausgehend, dass Wissenschaft nur so weit möglich sei, als Erfahrung die Grundlage bildet, nur solcher Philosophie dienen will, welche im Sinne jener Voraussetzung Wissenschaft ist.“ Und in der That, der Inhalt des ersten vor kurzem erschienenen Heftes zeigt, dass

wir es hier mit nüchterner ernster Forschung zu thun haben, nicht mit luftiger Begriffsdichtung. Ich hebe in diesem Sinne zwei Aufsätze hervor, den einen von Riehl „über die englische Logik der Gegenwart", in welchem die Zurückführung der logischen Operationen auf mathematische besprochen wird, den zweiten von Wundt über das kosmologische Problem, in welchem die Hypothese einer nach Raum und Zeit unendlichen, nach der Masse aber endlichen Welt als die am meisten dem gegenwärtigen Standpunkte der physikalischen Weltbetrachtung entsprechende auf das eingehendste erörtert wird.

So schreitet die philosophische Forschung rüstig vorwärts, unbeirrt durch so manche Misserfolge und wenn sie auch das letzte Ziel schwerlich je erreichen wird. Über die grossen Probleme nachzudenken, ist nun einmal eins der edelsten Menschenrechte, wie es die schönste Menschenpflicht ist, in aufopfernder Thätigkeit für das Wohlergehen aller zu sorgen, wenn auch das praktische Ideal eines völlig befriedigenden gesellschaftlichen Zustandes ebenso fern liegt, wie das theoretische Ideal einer alle Widersprüche lösenden und alle Dunkelheit siegreich durchleuchtenden Erkenntnis.

Aber freilich, wenn überhaupt jedes Wissen unmöglich wäre und was man dafür gehalten, lediglich ein unsicheres, wertloses Meinen, dann wäre die bescheidenste praktische Thätigkeit all diesen mühevollen Bestrebungen weit vorzuziehen; sie wären so thöricht, wie Wasser mit dem Siebe zu schöpfen oder aus dem flüssigen Element plastische Gebilde formen zu wollen. Diese Verzweiflung an der Möglichkeit irgend welcher Erkenntnis, an der Erfassung der Wahrheit überhaupt ist schon früh innerhalb der philosophischen Gedankenarbeit hervorgetreten, schon zur Zeit des Aristoteles, ja die Keime, aus denen diese Ansicht hervorgetrieben ist, finden sich noch früher, bei Aristipp, dem unmittelbaren Schüler des Sokrates, bei Protagoras, über dessen praktischer sophistischer Thätigkeit man nur zu häufig den bahnbrechenden philosophischen Scharfsinn des Mannes vergessen hat, bei Demokrit, dem Atomistiker, und sogar schon fast im Anfange der griechischen Philosophie bei dem tiefsinnigen Eleaten Xenophanes.

Zu erklären ist diese Verzweiflung an der Erkenntnis aus der unrichtigen Auffassung des Begriffes der Wahrheit, die

sich durch die ganze griechische Philosophie hindurchzieht und zum Teil noch die moderne in sehr hervorragenden Erscheinungen z. B. in der Hegelschen Philosophie unverkennbar beherrscht hat. Diese unrichtige Auffassung von dem, was unter Wahrheit zu verstehen ist, verbunden mit dem tiefinnersten Bedürfnis der Menschenseele nach Frieden hat die mystischen Richtungen in der Philosophie nicht minder als die skeptischen hervorgerufen, in welche beide die griechische Philosophie, nachdem alle dogmatischen Versuche der Welterklärung gescheitert waren, zerfällt.

Diesen Zusammenhang nachzuweisen ist der Zweck meiner Darstellung.

Die Definition des Aristoteles, dass Wahrheit Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit der Wirklichkeit ist, wird man annehmen können oder ablehnen müssen, je nach dem, was man sich unter Wirklichkeit denkt. Denkt man sich unter Wirklichkeit das allerdings in sich Widerspruchsvolle, nämlich die Dinge, wie sie sind und bleiben, ohne dass ein Mensch sie sieht oder hört oder mit irgend einer Sinneswahrnehmung erfasst und unter die Kategorieen seines menschlichen Denkens bringt, kurz, denkt man sich, um den seit Kant uns geläufigen technischen Terminus zu gebrauchen, darunter die Dinge an sich, so ist eine Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit dieser Wirklichkeit ganz unmöglich, weil der Begriff davon einen logischen Widerspruch enthält. Man kann eben die Dinge nicht erkennen als von uns nicht erkannte, als mit den Formen unserer Erkenntnis nicht behaftete und — wir wissen nicht wie, dadurch veränderte. Nur davon, wie die Dinge den menschlichen Sinnen und dem menschlichen Denken erscheinen, können wir reden; von dem, was sie abgesehen von unserer Erkenntnis, was sie an sich sein mögen, können wir nicht das Allermindeste wissen; ja nicht einmal eine Offenbarung darüber von einer anderen, höheren Intelligenz, als die unsrige ist, könnte uns gegeben werden, da diese Offenbarung ja notwendig uns in den Formen unserer Erkenntnis gegeben werden müsste, wir also wieder nicht erreichen würden, was wir — freilich thöricht genug — verlangen, die Dinge zu erkennen, wie sie ohne unsere Erkenntnis an sich sein mögen. Das Denken ist eben nicht einer Zange zu vergleichen, mit der man die Dinge erfasst, ohne dass ihre Form

verändert wird, sondern eher mit einem Gefäss, das dem damit geschöpften Wasser stets seine Gestalt giebt. Demokrit, der jetzt wieder zu hohen Ehren kommende griechische Denker, sagte zwar, nach menschlicher Annahme seien die Dinge süss und bitter, warm und kalt, nach menschlicher Annahme seien sie farbig, in Wirklichkeit — damit meint er offenbar, an sich — seien nur Atome und der leere Raum, der sie trenne. Diese demokritische Lehre — ihr erster Begründer ist freilich nicht Demokritos, sondern Leukippos gewesen — mag immerhin für die Naturwissenschaft von bahnbrechender Bedeutung sein, auch in berühmte philosophische Systeme hat sie mit Modifikation Eingang gefunden, ich erinnere an Giordano Bruno, Leibniz und Herbart: nur möge man nicht glauben, dass, ihre wissenschaftliche Richtigkeit vorausgesetzt, damit ein Schritt in das unbekannte Land der Dinge an sich gethan sei. Was wir irgend von den Atomen sagen können, sind natürlich nichts anderes als Arten, wie wir sie uns vorstellen, nicht einmal wie sie uns sinnlich erscheinen, und diese Vorstellungen sind bekanntlich nicht einmal frei von bedenklichen Widersprüchen. Es ist und bleibt also eine vorgestellte und nicht einmal zweifellose Wirklichkeit.

Demokrit selber hat das auch wohl gewusst, denn uns ist von ihm das skeptische Wort überliefert: „Im Abgrund wohnt die Wahrheit."

Diese Wahrheit sicherlich, nicht bloss zu seiner Zeit, sondern für alle Zeiten. Alle Wahrheit, die von Menschen zu entdecken ist, kann sich nur auf die Vorstellungen richten, die wir von den Dingen haben, nicht auf das hinter den Vorstellungen Liegende, uns eben nur in seiner Erscheinung Zugängliche. Das Ideal der menschlichen Wahrheit wäre erreicht, wenn alle Vorstellungen, die aus dem Zusammenwirken der uns ihrem Wesen nach unbekannten Kräfte in der Natur und der die Wirkungen dieser Kräfte erfassenden und eigentümlich gestaltenden Seele in uns entstehen, so beschaffen sind, dass keine mit der andern in Widerspruch steht; eine wahre Erkenntnis ist also eine vollkommen klare und deutliche, und Wahrheit ist die Harmonie aller Vorstellungen unter einander, nicht ihre Harmonie mit einem nicht mehr Vorstellbaren. Dass auch in dieser Auffassung die Wahrheit ein unerreichbares Ideal bleibt, leuchtet ein; aber es trägt

doch in sich keinen Widerspruch. Seine Verwirklichung scheitert jedoch nicht allein daran, dass viele unserer Vorstellungen Fiktionen sein mögen, also einem traumhaften Denken angehören, sondern auch daran, dass grosse Lücken in denselben vorhanden sind; und die Lücken hindern die Harmonie der Vorstellungen mit einander nicht weniger als das unter ihnen vorkommende phantastische, träumende Denken. Der Dichter hat vollkommen recht mit seinen Worten, wenn in ihnen unter „Wissen“ das Ideal, das letzte Ziel desselben verstanden wird:

> Eh' es sich ründet in einen Kreis,
> Ist kein Wissen vorhanden;
> So lang nicht Einer Alles weiss,
> Ist nicht die Welt verstanden.

Dem philosophischen Skepticismus nun aber, und schon bei seinem ersten Auftreten, schwebte dieses wenigstens doch denkbare Ideal der Wahrheit gar nicht vor, sondern jenes unrichtige, in sich unmögliche von einer Übereinstimmung mit der nicht erkannten Wirklichkeit. Man darf nämlich nicht glauben, dass die so überaus wichtige Unterscheidung des Dinges an sich von seiner Erscheinung der griechischen Philosophie unbekannt gewesen wäre; schon die Kyrenaiker unterscheiden zwischen der Affektion in uns und dem ausser uns vorhandenen, uns affizierenden Dinge an sich; in unserem Bewusstsein sei nur jene vorhanden, an dem Vorhandensein des Dinges an sich sei zwar nicht zu zweifeln, aber ein Wissen von ihm sei unmöglich. Dasselbe behaupteten nun die ältesten Skeptiker Pyrrho von Elis und Timon von Phlius; da ihnen aber dieses unmögliche Wissen gerade als das einzig wertvolle erschien, alles andere nur ein leeres, unsicheres Meinen, das uns die Welt der Wirklichkeit nie erschliesse, so sei es besser, sich alles Urteiles, das doch zu keinem Ziele führe, zu enthalten; nur so sei völlige Gemütsruhe, neben der Tugend das einzige Gut, zu erlangen.

Die griechischen Skeptiker leugneten aber die Möglichkeit aller wissenschaftlichen Erkenntnis nicht nur von seiten des allem Wissen unzugänglichen Objekts, sondern auch von seiten des erkennenden Subjekts; sie bezweifelten die Zulänglichkeit der logischen Operationen. Das geschah besonders

von den jüngeren Skeptikern in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Durch sich selbst, sagten sie, könne keine Erkenntnis gesichert werden, das gehe deutlich hervor aus der Verschiedenheit der Ansichten der Dogmatiker über alles Wahrnehmbare und Denkbare, ebenso wenig durch eine andere Erkenntnis, da auch diese wieder entweder ihre Sicherheit in sich selber haben, was aber nicht der Fall ist, oder weiter durch andere und immer andere gestützt werden müsste, was notwendig auf einen regressus in infinitum oder auf ein sich im Kreise herum bewegendes Wissen führe. So bezweifelten sie auch im einzelnen, dass durch das Schlussverfahren irgend eine neue Erkenntnis gewonnen werde. Wenn wir schliessen: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also sterblich — so ist es nach der Meinung der Skeptiker sehr verkehrt zu glauben, wir hätten durch diese Gedankenoperation ein neues Wissen erhalten; denn wenn ich im mindesten die Sterblichkeit des Cajus bezweifle, so hatte ich kein Recht von der allgemeinen Sterblichkeit der Menschen zu reden. Die Richtigkeit des Schlusssatzes muss also erst festgestellt sein, ehe ich den Obersatz überhaupt gelten lassen darf. Es ist nicht zu leugnen, dass die Skeptiker mit diesem Einwande durchaus recht haben in allen Fällen, in welchen die Richtigkeit des Obersatzes nur durch eine vollständige Induktion gesichert werden kann, wo also eine lediglich statistische Wahrheit vorliegt. Es ist allerdings ein ganz wertloser Schluss, wenn ich z. B. aus der statistisch fesgestellten allgemeinen Wahrheit, dass alle Bäume eines Waldes Buchen sind, erkennen will, dass dieser oder jener einzelne Baum desselben eine Buche ist. Etwas ganz anderes ist es, wo der Obersatz ein nicht durch Induktion gewonnenes, aber fest geglaubtes Axiom, oder ein durch unvollständige Induktion in Verbindung mit dem Glauben an durchgängige Gesetzmässigkeit erkannter Erfahrungssatz ist.

Denn das ist nicht zu bezweifeln: alles Wissen ist ohne Grundlage, wenn man nicht den Glauben als eine untrügliche Erkenntnisquelle gelten lassen will. Dann sind die Einwürfe der Skeptiker gegen die Möglichkeit des Wissens durchaus unwiderleglich.

Natürlich darf hier das Wort Glaube nicht, wie wir es im gewöhnlichen Leben häufig anwenden, im Sinne des un-

sicheren, nicht hinlänglich begründeten Wissens, also des Meinens aufgefasst werden; wer in diesem Sinne etwas glaubt, hat sich immer von dem belehren zu lassen, der das Gegenteil davon weiss. Auch der in der Religion übliche Gebrauch des Wortes gehört nicht hierher; denn entweder ist der Glaube in diesem Sinne die innige Hingabe des Herzens an das Ewige und Unentreissbare, ein erregter Zustand der Seele, den menschliche Begriffe nicht umfassen, kein Menschenwort deutlich wiedergeben, kein Menschenwitz dem Herzen rauben kann, jedenfalls aber keine Grundlage für das menschliche Wissen, oder er erscheint dargelegt in Begriffen und Urteilen, in denen eine bestimmte Weltauffassung als selbstverständlich schon vorausgesetzt wird, ist also selber eine Art des Wissens und als solches den skeptischen Angriffen wie jedes Wissen ausgesetzt.

Der Glaube, von dem hier die Rede ist, kann nur ein solcher sein, der in dem Bewusstsein jedes Menschen, er gehöre einer Religionsgemeinschaft, einer Nation an, welcher er wolle, vorhanden ist, eine durch keine Kritik zu erschütternde Überzeugung von Wahrheiten, die nicht gewusst, d. h. nicht weiter abgeleitet werden können, sondern selber die Möglichkeit alles Wissens in sich tragen. So glauben wir an die Wahrheit der mathematischen Axiome, an die Existenz einer Aussenwelt, an die durchgehende Gesetzmässigkeit in den Naturerscheinungen, an die Gültigkeit der logischen Operationen. Diesen Überzeugungen gegenüber kann die Skepsis nichts anderes ausrichten, als dass sie nachweist, dass sie auf keinem Wissen beruhen. Das ist auch völlig richtig. Nicht sie gründen sich auf irgend ein Wissen, sondern alles Wissen hat vielmehr in ihnen und in unseren Sinnesaffektionen seine Quelle. Man mag sich immerhin einmal auf den trostlosen Standpunkt stellen, dass man zugiebt, es sei möglich, dass die ganze bunte, vielgestaltige Erscheinungswelt nichts ist als ein wechselndes Spiel von Phantasmen in der Seele des von solchem absoluten Skepticismus Ergriffenen, dass es ferner nicht ausgemacht sei, dass, wenn die Welt nicht von unendlicher räumlicher Ausdehnung sein könne, sie dann von endlicher räumlicher Ausdehnung sein müsse; das anzunehmen zwängen uns nur logische Gesetze, von denen wir gar nicht wüssten, ob sie geeignet seien die Wahrheit zu erfassen; man

mag also zugeben, dass unser festestes, allem Wissen vorhergehendes Glauben keine Bürgschaft für die Wahrheit seines Inhalts in sich trage: aber mit dieser leeren trostlosen Möglichkeit sich weiter zu befassen und dadurch sich von ernstem positivem Nachdenken abschrecken zu lassen ist Thorheit und nicht philosophischer Tiefsinn.

Diese radikale skeptische Richtung also, welche den Wert des Glaubens verkennt, ist als eine unwissenschaftliche ebenso abzuweisen, wie die, welche in unrichtiger Auffassung der Wirklichkeit ein in sich widerspruchsvolles Wahrheitsideal aufstellt.

Aus derselben verkehrten Auffassung der Wahrheit ist die Mystik hervorgegangen; nur verzweifeln die Mystiker nicht an der Möglichkeit sie zu erfassen, sondern meinen, einen Weg gefunden zu haben, das aller dogmatischen Philosophie Unerreichbare zu erreichen; und während die Skeptiker den Glauben verwarfen, wo er eine notwendige Erkenntnisquelle ist, so lassen sie den Glauben, die unmittelbare Gewissheit, die wissenschaftlichen Wert nur als Basis der Erfahrung hat, mit Vorliebe zu, um ein alle Erfahrung weit überfliegendes Wissen damit zu stützen.

Die Mystik hat sich zu allen Zeiten eng verbunden mit bestimmten religiösen Vorstellungen und Glaubenssätzen; ihr Wesen aber bleibt in allen wechselnden Gestaltungen dasselbe. Es ist deutlich erkennbar in indischer wie in deutscher Mystik, es zeigt sich nicht minder in den mystischen Elementen der nachkantischen Identitätsphilosophie.

Ihr Grundirrtum, die verkehrte Voraussetzung, von der die Mystik ausgeht, ist also das in sich widerspruchsvolle Wahrheitsideal, die ewig wache Sehnsucht, die Dinge zu erkennen, wie sie an sich sind, nicht bloss, wie sie den Menschensinnen und dem Menschenverstande erscheinen. Der einzige Weg, dahin zu gelangen, schien nur der, dass die erkennende Seele mit den Dingen selber identisch würde, nicht mit ihrer wechselnden, durch Zeit und Raum zerklüfteten Erscheinung, sondern mit ihrem zeitlosen und raumlosen Wesen, das heisst mit Gott. Nur der Mensch erkennt das Wesen der Dinge, der in ihnen selber ist, sich ganz in dasselbe verloren hat, ja mit ihm völlig identisch geworden ist. Das ist aber nur möglich einerseits durch rücksichtslose Askese, durch gänz-

liches Abwenden von allen Interessen dieser bunten, trügerischen Erscheinungswelt und anderseits durch ein ekstatisches Verhalten des Geistes, das alles begriffliche und anschauliche Denken weit hinter sich lässt. Wie die Skeptiker verwerfen sie also die logischen Operationen, als für diese höchste Erkenntnis unbrauchbar, statuieren aber im Gegensatz zu diesen ein anderes Denken, ein unmittelbares Anschauen, für welches alle Rätsel, an deren Lösung der diskursive Verstand scheitert, mit einem Schlage verschwunden sein sollen. Und wie die Skeptiker in der Enthaltung von jedem wissenschaftlichen Urteil die ersehnte Gemütsruhe finden, so erreichen sie völliges Genügen und den allertiefsten Frieden in dieser Anschauung, in welcher sie eins zu sein glauben mit dem Wesen aller Dinge.

Da, wo die Skepsis in der griechischen Philosophie ihr erstes Wort gesprochen hat, eben da liegen auch die Keime der Mystik, nämlich in der eleatischen Philosophie. Ihr Begründer Xenophanes leugnete zwar noch nicht die Erkennbarkeit der Dinge; aber er hat ausdrücklich in Abrede gestellt, dass es ein Kriterium für die Wahrheit gebe; es sei also wohl möglich, dass jemand die volle Wahrheit erkenne; aber ob er sie erfasst habe, könne er selber nicht wissen, noch irgend ein anderer. Es liegt auf der Hand, dass mit dieser Resignation des Xenophanes der Weg für die Skepsis gebahnt ist. Die Keime der Mystik dagegen liegen in dem Wort seines berühmten Schülers Parmenides, dass Sein und Denken identisch sei. Mit klarem Bewusstsein von diesem Ursprunge der Skepsis wie der Mystik ist denn auch Xenophanes von einem der ersten Skeptiker, ja von dem ersten, welcher als Schriftsteller aufgetreten ist, nämlich von Timon, besonders hochgehalten worden, und eben so gilt Parmenides dem grössten Mystiker des griechischen Altertums, dem Neuplatoniker Plotinus, als einer der tiefsinnigsten Philosophen.

Der absolute Skepticismus, wie er in der griechischen Philosophie seit Pyrrho klaren und beredten Ausdruck gefunden hat, ist seitdem als erloschen zu betrachten; er ist ja auch naturgemäss keiner Weiterentwicklung fähig, nur einer identischen Wiederholung; aber gegen einzelne Erkenntnisse, die dem gewöhnlichen Denken als durchaus unanfechtbar erscheinen, wie die Realität einer körperlichen Aussenwelt, oder

die objektive Gültigkeit der Causalität, sind besonders von der englischen Philosophie, von Berkeley und von Hume, auf den sich Kants Philosopheme, so weit sie zu negativen Resultaten führen, nach seinem eigenen Eingeständnis gründen, schwer wiegende ernste Bedenken erhoben worden. Dagegen ist der Strom der abendländischen Mystik seit Plotin weiter geflutet in die christliche Dogmatik, in die dem Verstande völlig unfassbaren Lehren des Pseudodionysius, des Meister Eckart, aber auch in die philosophischen Systeme bis auf die Gegenwart, in die Hegelsche Lehre von der absoluten sich selber und alles wissenden Idee, und nicht minder in die Doktrin seines erbitterten Gegners, die von dem Willen, der das All und das Eine ist, und von welchem der Mensch unmittelbare Kunde habe, weil er selber nichts sei als dieser allmächtige Wille, der aber von dem von ihm Erzeugten, der Intelligenz, die ihn beleuchtet, aufgehoben werden könne und müsse, damit der Mensch und durch ihn Alles eingehe in die mystische Seligkeit des Nichts. So wird nach dieser Lehre Schopenhauers das Licht, das in einem Hause angezündet war, um zu zweckmässiger Arbeit zu leuchten, zu einer Brandfackel, welche das Haus, und was in ihm ist, in einen nichtigen Aschenhaufen verwandelt. Damit stimmt nun auch, dass Hegel den verworrenen Mystiker Jacob Böhme einen gewaltigen Geist nennt, dem mit Recht der Name philosophus teutonicus zugelegt worden sei und der in dem Gehalt der Religion die höchsten Probleme der Vernunft concipiert habe. Damit stimmt es, wenn Schopenhauer nicht müde wird auf die Mystiker hinzuweisen und den katholischen Convertiten Angelus Silesius, der Eckarts mystische Spekulationen in kurze Sinnsprüche gefasst hat, als einen Denker von unabsehbarer Tiefe bezeichnet.

Diese Sprüche des Angelus Silesius in ihrem durch keine langen Deduktionen verhüllten Ausdruck, mit ihrer rücksichtslosen Entschlossenheit sind sehr geeignet, ein Bild von dem zu geben, wohin die theoretische und praktische Sehnsucht der Mystik geht. Ich will versuchen, aus der übergrossen Zahl die geeignetsten auszuwählen. Dem vernünftigen, logischen Denken wird ein gänzlich anderes, eben das mystische, von dem der wissenschaftliche Forscher sich natürlich keine Vorstellung machen kann, gegenübergestellt. Von diesen beiden

Erkenntnisarten werde die zweite durch die erste gestört, wie der Schütze nur mit einem Auge auf das Ziel sehen darf, wenn er es treffen will.

> Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
> Das andre richtet sich hin auf die Ewigkeit.

> Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
> Seh' nur mit einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.

Diese rechte Erkenntnis ist nicht möglich, wenn man nicht mit dem zu Erkennenden identisch ist — also das vorhin besprochene verkehrte Wahrheitsideal, das auch den Skeptikern vorschwebte:

> In Gott wird nichts erkannt; Er ist ein einig Ein;
> Was man in ihm erkennt, das muss man selber sein.

Auch die Sehnsucht nach Frieden, also das praktische Ideal, das die Skeptiker in dem Verzichten auf die doch unmögliche Erkenntnis fanden, wird nach mystischer Anschauung auf dieselbe Weise befriedigt:

> Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
> In das, vor dem er kniet, verwandelt innerlich.

> Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas thun verlangen,
> Weil du in dir hältst Gott und alle Ding' umfangen.

> Wie magst du was begehrn? Du selber kannst allein
> Der Himmel und die Erd' und tausend Engel sein.

Zuweilen bricht zwar durch diese mystische Trunkenheit ein Schimmer von Besinnung durch, wenn der Dichter auf die Frage, die er sich selber stellt,

> Sag zwischen mir und Gott den einigen Unterscheid!

doch noch die Antwort hat

> Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

Darunter ist natürlich der bloss numerische Unterschied zu verstehen, dass zwei in ihrem Wesen ganz Gleiche doch eben zwei sind, und nicht einer. Aber für die ekstatischen Augenblicke oder für das Leben nach dem Tode fällt auch diese

Unterscheidung weg, die allerdings in dieser, die Zeit wie den Raum leugnenden Mystik keinen Sinn hat.

Die selge Seele weiss nicht mehr von Anderheit,
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.

Der Mensch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Als bis die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Man muss nicht glauben, dass diese seltsame Verstiegenheit mystischer Rede vereinzelt sei, sie findet sich im Orient so gut wie im Occident, in alter wie in neuer Zeit, bei Philosophen und bei Dichtern.

So tönt uns dasselbe aus der persischen Mystik, aus den Worten des Ferideddin Attar entgegen:

Nicht im Abbild, nein in Wahrheit bin das Ursein selber ich,
Trag das Weltall samt dem König alles Seins in meinem Geist.

So aus den Worten des Dschelaleddin Rumi:

„Mit deiner Seele hat sich meine
Gemischt wie Wasser mit dem Weine;
Du bist mein grosses Ich geworden,
Und nie mehr will ich sein dies kleine.“

Und ist die mystische Überhebung viel geringer, wenn Hegel einmal in seinen Vorlesungen sagt: „Dies ist nicht so ein Einfall der Philosophie, sondern ein Ruck des Menschengeistes, der Welt, des Weltgeistes. Solches Zeug, sagt man, die Abstractionen, die wir betrachten, wenn wir so in unserm Cabinet die Philosophen sich zanken und streiten lassen, und es so oder so ausmachen, sind Wortabstractionen. Nein, nein! Es sind Thaten des Weltgeistes, meine Herren, und darum des Schicksals. Die Philosophen sind dabei dem Herrn näher, als die sich nähren von den Brosamen des Geistes; sie lesen oder schreiben diese Cabinetsordres gleich im Original. Die Philosophen sind die *μύσται*, die beim Ruck im innersten Heiligtum mit und dabei gewesen. Wozu der Weltgeist hundert und tausend Jahre braucht, das machen wir schneller, weil wir den Vorteil haben, dass es eine Vergangenheit, und in der Abstraction geschieht.“

All solche seltsam klingende Anmassung findet ihre Erklärung in dem Grundirrtum der Mystik von der Identität

des Seins und des Denkens, nach welchem es dann freilich möglich schien, eine Naturphilosophie ohne Naturbeobachtung lediglich aus dem mit der Natur identischen Geiste herauszuspinnen. Wenn sich dagegen die Naturforscher spröde und spöttisch verhielten, so war das sehr in der Ordnung; sie lehnten die Mystik ab, nicht die Philosophie. Es ist lehrreich sich zu vergegenwärtigen, was Schelling, der Urheber dieser ganzen Richtung in der nachkantischen Philosophie, einmal in der Zeitschrift für spekulative Physik über seine Bestrebungen äussert: „Ob jene Produkte (meines Denkens) die in der Erfahrung vorkommenden sind, kümmert mich vorerst nicht; ich sehe bloss auf die Selbstkonstruktion des Subjekt-Objekts. Entstehen durch dieselbe Produkte und Potenzen der ideellen Thätigkeit, wie sie in der Natur aufgezeigt werden können, so sehe ich freilich, dass mein Geschäft eigentlich ein Deducieren der Natur, d. h. Naturphilosophie war." Dass sich aber anderseits mitten in den mystischen Spekulationen auch Gedanken finden, die von späteren ernsten Forschern als neue wichtige Wahrheiten aufgestellt und begründet worden sind, darf nicht in Abrede gestellt werden. So lehrt Angelus Silesius, den Andeutungen des Meister Eckart folgend, ganz unzweideutig die Idealität der Zeit und des Raumes, die später Kant wissenschaftlich zu begründen, meines Erachtens allerdings vergeblich, versucht hat:

> Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir;
> Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

und

> Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen:
> Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Und auf ein nicht minder merkwürdiges Beispiel macht Wundt in der erwähnten Zeitschrift aufmerksam, dass nämlich der Mystiker Heinrich Morus, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, auf Spekulationen über einen mehr als dreifach ausgedehnten Raum gekommen ist, analog denen, die vor kurzem aus Riemanns Nachlass veröffentlicht worden sind.

Die pantheistische Mystik, verbunden mit der idealistischen Doctrin, also mit der Lehre, dass Raum und Zeit nur Formen unserer Anschauung sind, nicht den Dingen selber angehören, zeigt sich auch in der neueren deutschen Poesie, sogar bei

Dichtern, in deren sonst so klarer Gedankenwelt sie allerdings durchaus wie ein Fremdling erscheint, ich meine in Friedrich Rückerts Gedichten, besonders in seiner Weisheit des Brahmanen:

Du musst dein dunkles Selbst zum hellen Selbst erweitern;
Nur die Verschlossenheit ist in Gefahr zu scheitern.

Dem Ich, dem Schifflein, steht Nicht-Ich, die Klipp' entgegen,
Und der Notwendigkeit ist Freiheit unterlegen.

Doch schliess in Gott dich auf und fühl dich unbezwinglich
Vom Alldurchdringenden durchdrungen undurchdringlich.

Das Nicht-Ich war dein Feind, nun sieh, Nichts ist als Ich!
Worin denn fürchtetest du zu verlieren dich?

Oder wenn er die Erhebung aus dem verständigen Denken zur mystischen Anschauung schildert:

In einem Augenblick, wenn still der Geist versunken
In sich und Welt und Gott, nicht wein- noch schlummertrunken,

Wenn Fern und Nah, und Ist und War, und Zeit und Raum
Zergangen ist, als wie in stiller Flut der Schaum;

In solchem Augenblick, wo wie mit heil'gem Rauschen
Der Strom der Schöpfung geht durch deines Herzens Lauschen;

Wo du nicht du mehr bist und nichts mehr ist als du
Und Gott, in dem du bist, dem du dich atmest zu;

In solchem Augenblick, wer ihn, eh' er geschwunden,
Empfinden konnte, der hat Ewigkeit empfunden.

Und so wer Ewigkeit empfunden hat einmal,
Hält ewig fest sie, wie der Demant seinen Strahl.

Dass der Inhalt dieser begeisterten Verse, so unzugänglich er auch dem Verstande erscheint, doch nicht bloss leeres Wortgeklingel ist, sondern dass wir es hier mit dem unvollkommenen Ausdrucke eines innigen, mächtigen Gefühles zu thun haben, wird man bei dem gemütvollen Dichter voraussetzen dürfen. Es ist offenbar das Gefühl der Unzulänglichkeit von dem, was bis jetzt Resultat des discursiven Denkens geworden ist, verbunden mit dem lebhaften Wunsche zu einer

adäquateren Erkenntnis zu gelangen. Will man dieses sich im Negativen haltende Gefühl, dieses sich Sträuben gegen einzelne Erkenntnisse, die dem Verstande durchaus einleuchtend erscheinen, als ein mystisches Element im Denken bezeichnen, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn nur zugestanden wird, dass dieses Element ein durchaus berechtigtes ist. Es ist ja zweifellos, dass mancher Mensch die Unwahrheit eines sophistischen Schlusses fühlt, ohne das er imstande ist, die Quelle der Unwahrheit nachzuweisen. In diesem Falle nun lässt sich das richtig leitende Gefühl durch logische Bildung des Menschen sehr leicht zu völliger Harmonie mit seiner Erkenntnis bringen. Sollte aber der Widerspruch des Gefühls da keine Beachtung verdienen, nicht immer und immer wieder zu erneutem Nachdenken bewegen, wo bis jetzt auch der scharfsinnigste Philosoph diese Harmonie zwischen dem klaren Wissen und dem dunklen, aber mächtigen Gefühl noch nicht hat herstellen können? Die allein dem Causalgesetz folgende Erklärung der Welt ist ohne Zweifel eine wissenschaftlich vollkommen berechtigte, aber durchaus widerstrebend dem menschlichen Gefühl, das nur von einer teleologischen die erschöpfende Lösung der Aufgabe hofft. Die durchgängige Bestimmtheit und Notwendigkeit aller menschlichen Handlungen, der geringfügigsten und der grossartigsten, der edelsten und niederträchtigsten, ist dem Verstande überaus klar, und doch sträubt sich gegen diese Erkenntnis jede Menschenseele, da sie sich verantwortlich fühlt für ihre Handlungen. Dieser Widerspruch hat einmal den scharfsinnigen und witzigen Lichtenberg, den niemand für einen Mystiker halten wird, zu folgendem sonderbarem Dictum veranlasst: „Wir wissen (?) mit weit mehr Deutlichkeit, dass unser Wille frei ist, als dass alles was geschieht, eine Ursache haben müsse. Könnte man also nicht einmal das Argument umkehren und sagen: Unsere Begriffe von Ursache und Wirkung müssen sehr unrichtig sein, weil unser Wille nicht frei sein könnte, wenn sie richtig wären?" Das bloss verständige Denken führt für das Menschenleben zu erbarmungslosen Theorieen, und in unserer Thätigkeit lassen wir uns darum oft von Gefühlen bestimmen, die ebenso unklar wie mächtig sind.

Wo nun aber in der Wissenschaft der Versuch gemacht wird — und es ist sehr oft geschehen — den Inhalt dieser Gefühle in positiven Begriffen darzulegen, also das dunkle Fühlen zu einem klaren, widerspruchslosen Wissen dogmatisch zu gestalten, da wird immer das Ohr offen zu halten sein für das Wort der Kritik und der Skepsis, nicht jener vorhin abgewiesenen absoluten, sondern der durchaus berechtigten Skepsis, die keine einzelne Erkenntnis gelten lässt, die nicht durch klare, jedem vernünftigen Menschen einleuchtende Gründe gesichert ist, mag auch die Wahrheit der Erkenntnis noch so sehr uns Herzensbedürfnis sein.

Was wir wissen und einsehen, mag immerhin nur eine kleine Insel in dem weiten Meere des uns Unverständlichen, mindestens Unaussprechlichen sein; wir haben nun einmal uns da zu bewegen, wo für unsere Schritte fester Boden ist. Und die besonnene Skepsis soll uns immer warnen, das flüssige Element, das die Insel umgiebt, nicht für etwas zu halten, worauf ein Menschenfuss wandeln kann, auch nicht dann, wenn es durch den Frost der Dogmatik mit einer dünnen, trügerischen Eisdecke überzogen ist. Die Mystik aber, so weit sie berechtigt ist, soll uns stets daran mahnen, dass eben alles Denken und Erkennen nur eine Insel im weiten Ocean des Unaussprechlichen ist. Dann werden wir gern in der heiligen Meeresflut die Glieder baden, um neu gestärkt zu werden zu frischer, freudiger Menschenarbeit, gern einmal am Strande hinausschauen in die weite Unendlichkeit und den geheimnisvollen Melodieen der Wellen lauschen, die unsere Seele im Tiefinnersten erregen und erschüttern mit wunderbarer, wohlthätiger Gewalt, von welcher das arme, enge Menschenwort zwar keine Kunde zu geben vermag, die aber dennoch deutlich zur Erscheinung kommt in dem Edelsten und Besten, was wir sinnen und sorgen, was wir wollen und vollbringen.

XIV.

Die drei menschlichen Ideale.

In schöner phantasievoller Darstellung hat Sophokles in einem seiner Chorlieder von dem kühnen und rastlosen Streben des Menschen gesungen, der vom Süd umstürmt hinwandelt zwischen den Wogen den rings umtosten Pfad, der mit den Pflügen, die sich wenden von Jahr zu Jahr, selbst die reiche geduldige Erde erschöpft, der die Vögel in der Luft und die Fische im Meer listig in seine Netze lockt, die unbändige Kraft wilder Tiere zähmt und sich dienstbar macht, der in geordnetem Staatsleben sichere und behagliche Wohnstätten sich gegründet, der überall Rat weiss und nur gegen den alles besiegenden Tod kein Mittel kennt, wohl aber gefährliche Krankheiten zu überwinden gelernt hat.

Mit so einfachen Zügen zeichnet der Zeitgenosse des Perikles die menschliche Kulturarbeit seiner Zeit. Als über zweitausend Jahre später Schiller ein Bild davon seinem Spaziergang einfügte, war dieses natürlich ein viel farbenreicheres, schon weil er die Erfindung der Buchdruckerkunst in das kulturhistorische Gemälde aufnehmen durfte. Jetzt aber sind noch nicht hundert Jahre verflossen, seitdem Schiller seine Verse gedichtet hat, und welche Farben stehen heute einem Dichter oder Redner zu Gebote, wenn er die in dem kurzen Zeitraum gemachten Fortschritte in der Unterwerfung der Naturkräfte unter den menschlichen Willen zu schildern unternimmt! In jenem Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren ist in dieser Hinsicht viel weniger geschehen als in diesem noch nicht ganz abgelaufenen einen Jahrhundert. Die Meere jetzt durchfurcht von mächtigen Dampfschiffen, die zivilisierte Erde übersponnen von einem Netz von Eisenbahnen, die auch himmelhohe Berge erklettern oder durchbohren; weit von einander entfernte Menschen in steter Verbindung durch Telephone und Telegraphen und dazu all die anderen Wunder

der elektrischen Kraft und die zahllosen Maschinen, durch die unendlich viele mühselige menschliche Arbeit erspart wird. Und welche Fortschritte in den letzten Jahrzehnten in der Heilung von Krankheiten und in allerjüngster Zeit durch die in unsern Mauern gemachte, überall Staunen erregende Entdeckung Robert Kochs!

Ist nun aber entsprechend diesem gewaltigen Umschwung, diesem ungeahnten Fortschritt in den Lebenseinrichtungen auch die Summe des menschlichen Glückes gestiegen? Oder ist der Ausdruck schmerzlichen sehnsüchtigen Verlangens, mit welchem Schiller den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begrüsste, noch eben so berechtigt, wie heute, da wir in das letzte Jahrzehnt desselben eingetreten sind? Diese Frage lässt sich besonnener Weise nicht verneinen, aber ganz gewiss auch nicht bejahen. Nur so viel ist völlig sicher, dass die äusseren Möglichkeiten, die Mittel, Glück zu erringen und um sich zu verbreiten, erheblich gestiegen und vermehrt sind. Die wirkenden Kräfte aber, die hervorbringenden Ursachen dazu können auch durch die glänzendsten Erfindungen nicht entstehen, wären selbst dadurch nicht gegeben, dass allen Menschen — es steht unserer Phantasie ja frei, sich solch Utopien auszumalen, — die Sorgen um Wohnung, Nahrung, Kleidung genommen wären und ihnen unterschiedslos und mühelos der Zugang zu allen Genüssen offen stände, die sie jetzt schmerzlich vermissen, weil sie das Glück des Lebens darin beschlossen glauben.

Doch Behauptungen über Traumbilder, von denen jeder Vernünftige weiss, dass sie sich nie verwirklichen können, werden die nicht überzeugen, die nun einmal vom Glück eine andere Meinung haben. Man kann ihnen aber die Verkehrtheit ihrer Meinung auch an der uns umgebenden Wirklichkeit nachweisen. Wäre nämlich Glück gleichbedeutend mit Wohlleben, das heisst, mit der stets bereiten Möglichkeit, alle äusseren Genüsse sich zu verschaffen, welche die heutige Kultur darbietet, läge darin überhaupt ein eigentümlich menschliches Ideal, so wäre dieses ohne Zweifel in manchen Menschenexemplaren schon jetzt vollkommen verwirklicht, ohne dass zu dieser Verwirklichung irgend welches Streben nötig gewesen wäre. Wer festeste Gesundheit hat, durch Reichtum gänzlich unabhängig ist, ausreichende Lebens-

klugheit besitzt, universales Verlangen nach Vergnügungen hat und sich ihnen hingiebt, so lange er irgend nur Freude daran findet und keine Schädigung der Gesundheit davon zu befürchten braucht, in dem wäre ja wohl dieses Pseudoideal des Glücks verwirklicht, und der glückselige Träger desselben brauchte nur zwanzig Jahre oder wenig darüber zu sein. Wollte jemand leugnen, dass es solche Menschen in der That giebt, leugnen, dass es damit sich sehr gut verträgt, dass sie voll von innerer Rohheit rücksichtslos fremdes Glück zertrümmern, in innerlicher Stumpfheit vollkommen gleichgiltig sind gegen die Schöpfungen der Kunst und gegen die Eroberungen der Wissenschaft und ohne jede Neigung und Lust, zur Förderung der allgemeinen menschlichen Arbeit auch nur einen Finger zu rühren?

Nicht lebenswert ist solch ein teils leeres, teils unheilvolles Leben, geschweige denn dass in ihm ein menschliches Ideal verwirklicht wäre, nicht lebenswert wenigstens für den Menschen, der ein deutliches Bewusstsein davon hat, welche wesentlichen Unterschiede ihn auch von dem am meisten entwickelten und im Überfluss und in Sicherheit lebenden Tiere mit unübersteiglicher Schranke trennen. Würde doch solch ein Tier den nur auf den Genuss gerichteten Menschen sogar noch dadurch übertreffen, dass es in der Behaglichkeit des Daseins weder durch Übermass im Genusse und dessen verderbliche Folgen noch durch die drohende Vorstellung des unentrinnbaren Todes gestört wird, der all diesen Freuden einmal ein sicheres Ende bereitet.

Die wesentlichen Unterschiede zwischen Menschheit und Tierheit liegen im menschlichen Denken und Wollen. Die Tiere, auch die klügsten, von denen einige ein nicht unerhebliches Mass von praktischem Verstand haben, sind ohne alle Vernunft, das heisst, sie wissen zwar wohl etwas von der Verknüpfung von Ursache und Wirkung — sonst wäre Zähmung und Dressur ganz unmöglich —, aber sie haben keine allgemeinen Begriffe und können infolge dieses Mangels nicht sprechen, also nicht etwa, weil ihnen die Sprachwerkzeuge fehlten, sondern weil sie eben nichts zu sprechen haben; denn die menschliche Rede ist nicht ein Ausdruck von Anschauungen und Einzelvorstellungen (das heisst, von Zeichen für einzelne Dinge), von denen ja auch ein höher or-

ganisiertes Tier einige in sich trägt, sondern von lauter Allgemeinbegriffen, deren jeder auf eine oft unendliche Menge einzelner Vorstellungen anwendbar ist. So kennt jedes Tier zwar einen geringeren oder grösseren Kreis der es umgebenden Wirklichkeit, aber keines auch nur eine einzige allgemeine Wahrheit; denn solche ist immer nur durch begriffliches Denken zu gewinnen und durch die Zeichen desselben, Wort und Rede, andern mitzuteilen. Wahrheit also, wissenschaftliche Einsicht ist ein Ziel, das von allen Wesen, die wir kennen, nur der Mensch sich stecken kann.

Aber noch einen zweiten Vorzug hat das menschliche Denken vor dem tierischen. Jeder Mensch, auch der nüchternste und philisterhafteste, hat Phantasie; die Tiere sind ohne Ausnahme gänzlich phantasielos. Mit Recht spricht Goethe den Menschen gegenüber von den Tieren, als „all den andern armen Geschlechtern der kinderreichen lebendigen Erde", welche „wandeln und weiden im dunklen Genuss und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft". Und in der That, wie eng und arm wäre menschliche Freude, wenn vorher davon in uns nicht ein farbenreiches Phantasiebild lebte, wenn sie nachher nicht wieder und immer wieder gleichsam von Neuem geschaffen würde durch anschauliche Vorstellungen. Und wie viel bedrückender und einschnürender menschliche Not und Sorge, wenn tröstend unsere Phantasie nicht uns ein Gemälde zeigen könnte, aus dem die todesdunkeln Schatten verschwunden sind. Freilich malt die allzugeschäftige Phantasie auch viele Bilder der menschlichen Seele vor, die sie ohne Not ängstigen und quälen. Das Tier kennt durchaus nur Schmerzen und Freuden, welche die Wirklichkeit, von der sie unmittelbar berührt werden, ihnen bereitet; unsere Lust dagegen und unser Leid liegt viel mehr in unsern Vorstellungen, die uns beunruhigen und erfreuen, uns martern und beseligen, als in den Wirklichkeiten, die wir geniessen oder verabscheuen.

Doch hier kann pessimistische Lebensweisheit, die seit der immer mehr um sich greifenden unverdauten Schopenhauerlektüre und seiner Nachfolger die weitesten Kreise in ihrem Banne hält, vielleicht mit Recht einwenden: es halte sich also Vorzug und Nachteil die Wage; in demselben Masse,

in welchem die Lust sich steigere und erhöhe, werde auch das Leid vermehrt und vergrössert. Und sei wirklich die eine Hälfte der Menschen mehr geneigt, möglichst helle Farben zu ihren Phantasiebildern zu nehmen, so trage dafür die andere mit Vorliebe die allerdüstersten auf.

Mag sein, obwohl es an einer Statistik, die hier allein entscheiden könnte, wohl für alle Zeiten fehlen wird, dass die Thätigkeit der Phantasie überall da, wo es sich um persönliches Glück und Unglück der Einzelnen handelt, um eben so viel schädlich wie förderlich ist: aber es giebt eben neben diesem Gebiet persönlicher Interessen, wo die Phantasie nur vorübergehende Phantome der Furcht und der Hoffnung bildet, noch ein anderes herrliches, weites, ganz fern liegendes von Jammer und Not, wie von Jubel und Entzücken, „der Schönheit stille Schattenlande", die Heimat der Kunstwerke aller Art, in der die Phantasie auserwählter Menschen unvergängliche Gebilde schafft und die nachschaffende Phantasie aller nur irgend ästhetisch Empfänglichen sich an ihnen erquickt und voll reiner Freude sie bewundert. Die schöpferische Thätigkeit aber und betrachtende Schau liegt gänzlich ausserhalb alles tierischen Lebens; es ist ein zweites Ziel, das nur der Mensch sich stecken kann.

Das dritte liegt nicht auf dem Gebiet des Denkens, sondern des Wollens. Rücksichtslose Selbstsucht beherrscht die Welt der Tiere, ganz vereinzelte vorübergehende Erscheinungen ausgenommen. Hier gilt einzig und allein das eigene Wohlergehen, Gerechtigkeit und Güte sind unbekannt, Mitfreude und Mitleid setzen kein Thun in Bewegung, halten von keinem Thun zurück. Hier ist keine Scheu vor der Vernichtung der fremden Existenz, keine Reue über angestiftetes Unheil. Darin ist kein Unterschied zwischen der unbelebten und leblosen Natur, die gefühllos und unterschiedslos Segen und Schrecken verbreitet. Wie die Sonne über Bös' und Gute leuchtet, und dem Verbrecher wie dem Besten der Mond und die Sterne scheinen, so rauschen Wind und Ströme, Donner und Hagel ihren Weg, und ergreifen vorübereilend Einen um den Andern. Darum sieht Goethe mit Recht in dem hilfreichen, aus Herzensgüte geborenen Thun den Adel der Menschheit und schöpft aus ihm den Glauben an ein göttliches, die Welt regierendes Walten.

Wie der Mensch allein den Guten lohnen, den Bösen strafen darf, allein heilen und retten und alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden kann, so verehrt er auch den Höchsten, als wär' er ein Mensch und thäte im Grossen, was der Beste im Kleinen thut oder möchte. Das Nützliche, Rechte unermüdet zu schaffen, auch mit der Aufopferung der eigenen Behaglichkeit, ja mit der Zertrümmerung der persönlichen Wohlfahrt, das ist das dritte Ziel, das unter allen Erdebewohnern nur der Mensch sich stecken kann.

So nennen wir denn mit Fug und Recht Wahrheit, Schönheit, Güte die drei menschlichen Ideale. Aber warum überhaupt Ideale? Und warum kann so vieles Andere, wonach die Menschen in atemloser Hast jagen und rennen, was ihnen als überaus verlockendes Ziel vor der Seele steht, was sie zu erringen und zu erwerben suchen mit Aufbietung aller Kraft, oft genug auch ohne Scheu vor Unrecht und Verbrechen, was sie verteidigen gegen jeden Angriff, worin sie schwelgen und in den Augen derer, die es entbehren, unsäglich glücklich sind — warum können diese heiss erstrebten Ziele nicht auch Ideale genannt werden, wie jene drei, die wir aus der Vergleichung des menschlichen Lebens mit dem tierischen gefunden haben?

Mag man sie immerhin so nennen. Was kommt auf das Wort an, wenn wir es nur einsehen, dass, wenn man sie so nennt, man das Wort Ideal in völlig anderem Sinne versteht, als wir es in Beziehung auf jene drei anzuwenden haben. Wird unter Ideal nicht anderes verstanden, als das, was mit heisser Gier erstrebt wird und in dessen Erlangung man glücklich zu sein wähnen kann, dann sind auch Genuss, Reichtum, Macht, Musse, Freiheit und noch manches Andere zweifellos Ideale. Wir hätten eben dann manche Ideale gemeinsam mit den Tieren, mit denen uns ja überhaupt so vieles verbindet. Denn dass auch die Tiere das Glück des Sinnengenusses haben, ist klar; dass viele von ihnen in reichster Fülle leben, kann niemand bestreiten; dass Löwe und Tiger auf dem Lande, Hecht und Haifisch in Flüssen und Meeren über eine schreckenerregende Macht gebieten, bezweifelt niemand. Und in welchem Leben gäbe es mehr Musse als im tierischen? Oder wo ist der Mensch, der so frei wäre, wie der Vogel in der Luft?

Gewiss sind das alles sehr erstrebenswerte Dinge, und nur bedauernswerte menschenfeindliche Abnormität kann zum Verzichten darauf führen, und nur Schwächlichkeit, Faulheit, Feigheit vom ernstlichen Streben nach diesen Gütern abhalten. Aber entweder sind sie nur Zustände, welche die menschliche Arbeit vorübergehend unterbrechen sollten, wie der Sinnengenuss, um zu neuer Arbeit zu kräftigen, oder es sind überhaupt gar keine Ziele, sondern nur Mittel. Nicht Reichtum selber, auch nicht Macht und Musse und Freiheit sind an sich letzte Ziele; sondern nur das ist letztes Ziel, wozu man jene Güter anwendet. Wer nun blosse Mittel und Bedingungen, welche nötig sind, damit ein Anderes in die Wirklichkeit trete, auch Ideale nennen will, der mag es immerhin thun; nur muss er, wenn seine Rede nicht verwirrt und unverständlich werden soll, noch nach einem besonderen Worte suchen, um jene Ideale, die zugleich letzte Ziele sind, deutlich als solche zu bezeichnen.

Und letzte Ziele sind Wahrheit, Schönheit, Güte ohne Zweifel. Wie wäre denn etwas auf dem Gebiete des begrifflichen Denkens noch darüber hinaus auch nur vorstellbar, dass der Mensch die Erkenntnis aller Kräfte, welche die Erscheinungen um uns und in uns bewirken, sich erwirbt und diese Erkenntnis in Sätzen ausspricht, welche die ewigen ehernen, grossen Gesetze enthalten, nach denen sich die Kreise alles Werdens und Vergehens vollenden? Und diese bis in die tiefsten Tiefen dringende und zugleich alles Dasein umfassende Erkenntnis wäre doch wohl, was wir das Ideal der Wahrheit nennen, das Ideal, nach dem die scharfsinnigsten Geister seit Jahrtausenden und wahrlich nicht ohne rühmliche Erfolge streben, wenn es natürlich auch niemals ganz erreicht werden kann.

Und was ist auf dem Gebiete des anschaulichen, schöpferischen Denkens noch Höheres möglich, als dass der gottbegnadete Künstler den Teil des Weltbildes, der in ihm vorhanden ist, in Tönen oder Worten oder Farben oder Steinen so makellos, so rein und klar ausprägt, dass jeder Empfängliche sagen muss: hier wird ausgesprochen, hier ist ewig geworden, was sonst im Augenblick geschwunden, was ich gelebt, gedacht, genossen und empfunden. In solchen Kunstwerken aber — freilich sind es bisher immer nur wenige ge-

wesen und von geringem Umfang — ist das Ideal der Schönheit verwirklicht.

Und drittens, was kann im praktischen Leben, in dem Gebiet der auf menschliches Glück gerichteten Willensbestrebungen denn Höheres und Edleres erreicht werden, als dass Gerechtigkeit keinem das vorenthält oder verkümmert, worauf er als Mensch Anspruch hat, jeder dem, mit welchem er in Berührung kommt, hilft, womit er nur irgend helfen kann, an seinen Freuden neidlos teil nimmt, seine Schmerzen mitempfindet und es für eine wesentliche Bedingung des eigenen Glückes hält, dass auch die ihn Umgebenden glücklich sind! Mag die Verwirklichung solcher Vorstellung immer ein schöner Traum bleiben, wir können von dieser Vorstellung nicht lassen; denn der Traum hat zum Inhalt das dritte, das herrlichste und nötigste aller menschlichen Ideale, das der vollendeten Gerechtigkeit und reinen Güte, das heisst, des Paradieses auf Erden.

Doch die drei Ideale sind nicht nur darin gleich, dass sie alle letzte Ziele sind, über die hinaus nichts mehr vorgestellt werden kann, was für die Menschheit noch wertvoll wäre: sie haben auch unter einander noch einige Ähnlichkeiten, die nicht zu bestreiten sind.

Alle drei stimmen darin überein, dass sie ohne das Merkmal der Harmonie nicht zu denken sind. Jedem leuchtet das sofort inbezug auf das Schöne ein. Wo wäre denn ein Kunstwerk, das nicht darauf Anspruch machte, ein harmonisches Ganze zu sein? Am klarsten tritt das in den Werken der Musik und der Architektur hervor, die in anderer Beziehung unter den schönen Künsten die äussersten Gegensätze bilden.

Und ist es nicht die jedem Gebildeten geläufige Erklärung der Wahrheit, dass sie gar nichts anderes ist, als die volle Übereinstimmung unserer Gedanken mit der Wirklichkeit? Absichtlich wird Disharmonie zwischen dem, was er denkt, und dem, was geschehen oder vorhanden ist, durch den Lügner geschaffen, und unabsichtlich entsteht solche Disharmonie in dem Irrenden. Eben darum, weil Lüge und Irrtum die Harmonie zwischen uns und der Welt aufheben, sind sie die Gegensätze der Wahrheit.

Wer aber endlich sich ein Leben vorstellen will, in welchem das Ideal der Güte verwirklicht wäre, wie könnte er es anders,

als wenn er von einem Leben träumt, in welchem die Willensbestrebungen aller mit einander in Harmonie stehen. Da tritt niemand dem andern zu nahe, verletzt kein fremdes Recht, achtet jede fremde Persönlichkeit, durchkreuzt nicht die Pläne eines andern, sondern sucht sie zu fördern, so viel in seinen Kräften steht. Das wäre das goldene Zeitalter, von dem die Dichter singen, das es freilich niemals und nirgends gegeben hat. Im Gegenteil, die Annäherung an dieses Ideal — denn von einer Erreichung kann auch hier natürlich nicht die Rede sein — ist viel mehr einer fernen Zukunft, einer helleren Zeit vorbehalten, als einer Vergangenheit angehörig, die in matter Dämmerung weit hinter uns liegt. Jetzt herrscht im allgemeinen und wird voraussichtlich noch lange herrschen der rücksichtslose Kampf ums Dasein, wie man es heute nennt, oder wie frühere Philosophen es nannten, der Krieg aller gegen alle, das bellum omnium contra omnes, und wenn auch, wie kein Verständiger in Abrede stellen kann, überall in der gebildeten Welt der eine dem andern in die Hände arbeitet und nur durch harmonisches Wirken Bedeutendes hervorgebracht werden kann, so ist es doch wahrlich nicht immer Herzensgüte, was dazu treibt, sondern im günstigsten Falle Pflichtgefühl und Ehrliebe und oft genug blosse Klugheit. Aber so trübe steht es doch nicht um die gegenwärtige Welt, dass das Ideal der Güte nirgends im Kleinen verwirklicht wäre oder diesem Zustand wenigstens nicht nahe käme. Die Stätte, wo das am meisten geschehen kann, ist ohne Zweifel die Familie und nächst ihr jede gesellige, freundschaftliche Vereinigung, besonders wenn sie sich auch Ziele setzt, die auf dem Gebiete der beiden andern Ideale liegen, also dem des künstlerischen Genusses und dem der wissenschaftlichen Förderung.

Wie die Harmonie ein wichtiges, unverkennbares Merkmal der drei Ideale selber ist, so herrscht dem entsprechend in den Personen, so lange sie nach ihnen streben, tiefer stiller Friede und reine reuelose Lust. Jeder erfährt das ohne Ausnahme, so oft er in die aufmerksame, nicht bloss neugierige Betrachtung eines Kunstwerks versunken ist, mag es mit dem Auge oder dem Ohr aufzufassen sein, so oft durch ernste wissenschaftliche Arbeit allmählich sich ihm Gebiete erhellen, die ihm bis dahin dunkel waren, so oft er mit voller

Herzenshingebung für das Wohl anderer thätig ist. Und dieser selige Zustand hat lediglich seinen Grund darin, dass man für diese Zeit, wie lang oder wie kurz sie nun sein mag, von der ewig fordernden Selbstsucht befreit ist, die dem Menschen stets ein letztes, höchstes Glück verspricht und doch niemals verschafft. Mit schönem, sinnigem Ausdruck nennt unsere Sprache diesen Zustand sich in etwas verlieren. Und in der That, nur wer sich selber verliert, hat damit den Weg zum Frieden gefunden. Auch mit den Worten „sich vergessen" bezeichnet man dieses schnell vorübergehende, zuweilen aber auch Wochen und Jahre fast ganz erfüllende Leben im Ideal. So lässt es Goethe seinen Tasso von Homer annehmen, als er die Gestalten des Achill und Odysseus schuf:

> Homer vergass sich selbst, sein ganzes Leben
> War der Betrachtung zweier Männer heilig.

Und ganz ohne alle Erfahrung solchen Friedens ist wohl kein einziger Mensch, der die Kinderjahre hinter sich hat, und hätte er sie nur beim Anhören von Musik gemacht, die allgemeiner und sicherer zum Ideal empor hebt, als jede andre Kunst. Darum sagt Goethe von ihr mit Recht:

> Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen
> Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
> Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
> Zu überfüllen ihn mit ewger Schöne.
> Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
> Den Götterwert der Töne wie der Thränen.

Wie unumgänglich nötig es aber ist, dass man im Streben nach den Idealen sich selber verliert und seine persönlichen Ansprüche und Begehrungen vergisst, lässt sich leicht nachweisen.

Es kommt nicht selten vor, dass Lektüre ernster, wissenschaftlicher Bücher oder eigenes grübelndes Nachdenken uns zu Erkenntnissen führt, deren Wahrheit dem Verstande überaus einleuchtend ist, gegen deren Richtigkeit wir gar keinen vernünftigen Beweisgrund vorbringen können, so sehr wir uns auch bemühen, und die wir dennoch nicht gelten lassen wollen, nur weil die neu gewonnene Einsicht uns unbequem, unsern praktischen Zwecken hinderlich ist und lange und gern ge-

hegte und gepflegte Vorurteile mit einem Schlage vernichten würde. Wer dann seine Augen vor dem blendenden und allerdings zuerst schmerzenden Licht verschliesst und wohl gar mit dreisten Sophismen und leeren Wortgaukeleien es für einen trügerischen Schein erklärt und lieber in der trüben Dämmerung verharrt, weil sie ihm behaglicher war: der hat es eben nicht über sich gebracht, sich zu verlieren, um dadurch die Wahrheit zu gewinnen.

Nicht viel anders ist es mit der Liebe zum Schönen. Der hat sich nicht verloren und ist nicht erlöst von der trügerischen Lust und geheimen Qual des egoistischen Willens, welcher das Schöne nicht achtet, wenn es nicht zugleich ein Reizendes und Stachelndes ist, und dem die Schönheit ohne dergleichen Zuthaten gleichgiltig und langweilig bleibt. Dürfte ein solcher es wagen, seine aufrichtige Herzensmeinung kund zu thun, so würde er Goethes Iphigenie und Tasso und Hermann und Dorothea für ziemlich langweilige Dichtungen erklären, die er jetzt doch nun einmal mit Worten loben und zu bewundern vorgeben muss, um nicht für ästhetisch ganz ungebildet zu gelten. Seinem Schönheitsideale, wenn man es überhaupt noch so nennen kann, entsprechen viel mehr, als jene herrlichen Schöpfungen, gewisse Romane und Theaterstücke, die ihm vorübergehend wohl unsägliche Lust bereiten mögen, das Herz aber mit Frieden zu erfüllen ganz und gar ungeeignet sind.

So ist auch vom sittlichen Ideal, dem der Güte, kein Strahl in die trübe Seele dessen gefallen, der zwar oft und jedem wahrnehmbar, ja sich ihm aufdrängend, Gutes thut in Hülle und Fülle, dabei aber immer sich selber im Auge hat und die eigenen selbstsüchtigen Zwecke. Ihn hat nicht das Mitleid gerührt und die Mitfreude nicht getrieben; und wie Harmonie und Freude um sich zu verbreiten nicht seine letzte, seine eigentliche Absicht war, so ist auch kein Friede in seine Seele eingezogen; denn den bringt auch hier nur das Leben im Ideal, das Wohlthun, das aus Wohlwollen hervorkeimt.

Das tiefe Glück nun aber und die unbeschreibliche Lust, welche alle drei Ideale oder vielmehr das ernste aufrichtige Streben nach ihnen dem Menschen bereiten können, liegt stets ganz beschlossen innerhalb der Welt unserer blossen

Vorstellungen. Das ist aber auch die wahrhaft menschliche Welt, die Welt, die unsere Heimat ist. In ihr keine behagliche Wohnstätte zu haben oder sie verloren zu haben, ist das ödeste Gefühl oder der bitterste Schmerz, und nach ihr vergeblich zurück zu verlangen das quälendste Heimweh. Gegen Naturgewalten, auch gegen andere Menschen kämpfen zu müssen, ist nun einmal Menschengeschick, wird uns oft von aussen aufgedrungen, ist mit fröhlichem Sinn durchaus vereinbar, ja ist eine notwendige Bedingung für jeden Kulturfortschritt; aber die eigenen Vorstellungen zu erbarmungslosen Feinden zu haben, geht weit über alle Not, die von aussen auf uns einstürmen kann. Darum eben übertrifft aber auch das Glück dessen, dem es vergönnt ist, mit seinen eigenen Vorstellungen in Frieden zu leben, alle Pracht und Macht des Reichsten und Mächtigsten.

Und was ist nun Wahrheit anderes, als die richtigen Vorstellungen, die wir von den Dingen um uns, von den Kräften in uns, von unserem Verhältnis zur Welt uns allmählich erarbeiten, soweit wir dazu imstande sind? Und was hat der, welchen Herzensgüte und Pflichtbewusstsein für das Wohl Anderer seine besten Kräfte einzusetzen treiben, Anderes davon als das beglückende Bewusstsein und die beseligende Vorstellung, dass dieses Gute ihn selber zum Urheber hat? Dass aber auch das Schöne nur durch unsere Vorstellung vorhanden ist, mag sie in uns nun lediglich durch die Kraft der Phantasie entstehen, mögen wir es anschauen und anhören, leuchtet jedem ohne weiteres ein. Freilich steht die Freude am Schönen in engerer Beziehung zu der Sinnenwelt, als die am Wahren und Guten, aber doch nur zu der Sinnenwelt, so weit sie durch die edelsten Sinne, durch Auge und Ohr, uns erschlossen wird. Mit den anderen Sinnen, also mit denen, die uns gerade tief in die Sinnlichkeit hinunter führen, hat die ästhetische Lust nicht das mindeste zu thun; und wenn wir von einem, dem das Schöne sein Auge und sein Ohr erfüllt, mit sinnigem, bezeichnendem Ausdruck sagen, er sei ganz Auge, ganz Ohr geworden, so meinen wir eben damit, dass er nun ganz in Vorstellungen lebe und sich ganz darin verloren habe.

Aber daran ist nicht zu denken, dass der Mensch zu dem

Leben im Ideal und der Freude daran so ganz mühelos und gemächlich gelangen könne.

Nicht einmal auf dem Gebiete des Schönen, obwohl hier der Zugang für den nur Empfangenden noch der müheloseste ist. Wenigstens in das Verständnis einer grossen Dichtung dringt man nicht ohne ernste geistige Arbeit, auch dann nicht, wenn die Sprache derselben unsere Muttersprache ist.

Doch alle Arbeit, die wir auf uns nehmen, um die uns vorschwebenden Ideale, besonders das des Guten, nach Kräften zu verwirklichen, hindert nicht, dass ein davon erfülltes Leben ein friedenreiches und seliges sei. Diese schönste Eigenschaft ist und bleibt ein wesentliches Merkmal jenes Strebens, wie es Merkmal der drei Ideale selber bleibt, dass sie auf Gebieten liegen, die dem tierischen Leben gänzlich fremd sind, dass sie allein letzte Ziele, nie blosse Mittel in einem Menschenleben sein können, dass in ihnen allen die Harmonie als eine wichtige Eigenschaft deutlich erkennbar ist.

Aber das lässt sich nicht behaupten, dass sie von gleicher Bedeutung, von gleichem Werte wären für die menschliche Kultur und Gesittung. Das Allernotwendigste ist, nicht wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, die Güte, sondern die Wahrheit. Ohne richtige Erkenntnis von Naturgesetzen und Naturkräften hätte auch nicht die simpelste Erfindung zu stande kommen können. Alle äussere Kultur beruht auf Technik, und keine Technik ist denkbar ohne richtige Erkenntnis. Ohne beständige neue Aneignung der schon gefundenen Wahrheiten kann der gegenwärtige Kulturzustand nicht behauptet werden, ohne Auffindung und Anwendung neuer Wahrheiten ist kein Fortschreiten möglich. Wahrheit also — ein Kinderverstand kann das einsehen — ist für das Menschengeschlecht ganz unentbehrlich, auch wenn es sich nur um das Allernötigste, um Wohnung, Nahrung und Kleidung handelt.

Aber gegenseitige Hilfe, also die Herzensgüte, nicht ebenso? Wie schwach ist der einzelne, allein auf sich gestellte Mensch, und wäre er der stärkste, klügste, geschickteste! Zweifellos ist gegenseitige Hilfe, ja ein tausendfaches, zweckmässiges Ineinandergreifen menschlicher Thätigkeit unbedingt nötig, wenn sich das Leben des Einzelnen auch nur einigermassen behaglich gestalten soll, geschweige denn, wenn ein

Kulturzustand wie der gegenwärtige erreicht und erhalten werden soll. Aber Liebe und Güte sind zu diesem Ineinandergreifen sehr viel seltener die Motive, als der eigne Vorteil all der angestrengt und rastlos auch für uns Arbeitenden. Gewiss entsprechen Schillers bekannte Verse in der Glocke der Wirklichkeit:

> Tausend fleiss'ge Hände regen,
> Helfen sich im muntern Bund,
> Und in feurigem Bewegen
> Werden alle Kräfte kund.

Aber das dieselbe Arbeit von der innern Seite aus darstellende Distichon im Spaziergang ist leider mehr Ausdruck eines schönen Ideals als thatsächlicher Verhältnisse:

> Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
> Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

In Wirklichkeit helfen einander glücklicher Weise auch unendlich viele Menschen, denen als Zweck nichts ferner liegt als diese gegenseitige Hilfe, deren ganzes Streben auf gar nichts anderes gerichtet ist, als auf die eigne Wohlfahrt. Ist aber fremdes Glück nicht der letzte Zweck, ist es blosses Mittel, das zudem sehr vielen als solches kaum einmal ins Bewusstsein kommt, so kann es eben darum auch nicht ein Ideal sein. Erst wo in einem Herzen das Bewusstsein erwacht ist, dass wir das Leben haben, um für andere zu arbeiten und zu sorgen, und dass wir in solchem Thun den eignen Frieden uns erringen, da tritt das Ideal seine segensreiche Herrschaft an, da mag äusserlich nicht viel mehr und nicht viel anderes geschehen, als wo der Egoismus regiert; aber innerlich hat sich alles gänzlich umgestaltet.

Von solchem Ideal mag Alfred Krupp in seiner grossartigen Thätigkeit geleitet gewesen sein. Darauf weist sehr vieles hin, was wir von dem merkwürdigen Manne wissen, weisen auch die Worte der Inschrift hin, die er beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seiner Geschäftsübernahme in der schlichten Arbeiterwohnung, die einst die Zuflucht seiner Eltern war, und von der aus er selber vor vier Jahren begraben wurde, hat anbringen lassen: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann

ist Arbeit Gebet", das heisst, dann bringt sie dem Menschenherzen den Gottesfrieden.

Wirksam also ist das Ideal der Güte gewiss in manchen Erscheinungen, und ihm verdanken die Menschen da, wo sie näher an einander gerückt sind, in der Familie und in Freundschaftsverhältnissen ohne Zweifel so manches zwar sehr unscheinbare, aber um so tiefere Glück. Dass es aber für die Gestaltung unseres äussern Lebens so unumgänglich nötig wäre, wie die Erkenntnis der Wahrheit, lässt sich mit besonnenem Urteil nicht behaupten, um so notwendiger freilich ist es jedem für den Frieden der eignen Seele.

Ganz unnötig für die nur praktischen Zwecke der Menschheit scheinen die auf Hervorbringung des Schönen gerichteten Bestrebungen zu sein. Handelt es sich nur darum, dass die Menschen in recht behaglichen, gesunden Wohnungen möglichst lange leben, auf die allervortrefflichste Weise sich nähren und kleiden, in den lebendigsten und schnellsten Verkehr mit einander treten, sich so gut wie nur irgend möglich sichern gegen die von den Naturgewalten, von verbrecherischen Menschen, von feindlichen Nationen drohenden Gefahren, so ist gar nicht abzusehen, wie zu diesen Zwecken die Pflege des Schönen auch nur von fern mitwirken solle. Es wäre solch ein gesichertes Dasein durchaus vorstellbar, ohne dass irgend ein Kunstwerk geschaffen würde. Und es giebt ja in der That einige sehr brave und tüchtige und kluge und herzensgute Menschen, denen die Musik ein langweiliges Geräusch ist, die den schönsten Gemälden und plastischen Werken durchaus keinen Geschmack abgewinnen, denen bei jedem Gebäude die Kastenform vollkommen genügt und jedes dichterische Werk gänzlich überflüssig erscheint.

Demnach dürfen wir die Einsicht nicht von uns weisen, dass von den drei Idealen das des Schönen, so sehr auch unser Herz daran hängen mag, für die praktischen und wahrlich doch recht hohen Ziele der Menschheit am entbehrlichsten scheint. Für diese, so scheint es, brauchte es also Künstler überhaupt nicht zu geben, nur Handwerker, Techniker, Ärzte, Lehrer, Kaufleute, Entdecker, Erfinder, und ferner die, welchen die Sorge für den Verkehr, die Verwaltung, die Rechtsprechung und die Sicherheit der Gesellschaft übertragen ist.

Aber nun stelle man sich einmal das menschliche Leben

vor, aus welchem jedes Schöne verschwunden wäre. Keine Farben an den Wänden, geschweige denn Tapeten oder gar Bilder, die Möbel der einfachsten Verzierungen entbehrend, die jetzt auch den billigsten nicht fehlen; Stickereien und Schmucksachen wären gänzlich ausgeschlossen, nicht einmal die Rose im Haar hätte dann noch irgend welchen Sinn; von Edelsteinen fände kaum mehr als der Diamant im Werkzeug des Glasers Anwendung, und wie wären die Menschen gekleidet, wenn es wirklich nur noch auf den Nutzen und die Bequemlichkeit ankäme! Und da selbst nicht einmal jede Unsauberkeit als gesundheitsschädlich gelten könnte, würde man diese auch nur da fern halten, wo ein Schaden davon zu befürchten wäre. Und der würde von einem Kleide voller Flecken kaum nachweisbar sein.

Wem würde wohl, wer könnte es aushalten in solcher Welt der Hässlichkeit und blossen Nützlichkeit! Auch die Schönheit also ist ein elementares Lebensbedürfnis, dessen Befriedigung sich aus der Welt nicht wegdenken lässt. Auf Kunstwerke, die nur um ihrer selbst willen da sind, mag zwar der ästhetisch ganz Stumpfe und Ungebildete immerhin verzichten können; auf das Schöne aber an den nützlichen Dingen, die uns umgeben, kann und will auch der Roheste nicht verzichten.

Wer nun aber an irgend einem reinen Kunstwerk trotz seines gänzlichen Mangels an praktischem Nutzen herzliches Wohlgefallen empfindet, dem öffnet sich dadurch ein Zugang zu der Welt der Wahrheit und der Güte. Drücken doch alle schönen Gebilde, in welchem Stoff sie auch immer erscheinen, nichts anderes, als die tiefe (nicht begriffliche), aber anschauliche Erkenntnis aus, die der Künstler von der Welt um uns und in uns gewonnen hat.

Und wenn nun auch diese Erkenntnis dahin führen muss und immer geführt hat, dass auch das Böse und Niederträchtige, weil es eben nun einmal der Wirklichkeit angehört, in den Kunstwerken — ich meine hier besonders die dichterischen — zur Darstellung kommt, so ist es doch erst ein Irrweg der neuesten Zeit, wenn es sich dort breiter macht, als die Wirklichkeit zeigt, oder wenn es gar ausschliesslich die Herrschaft hat. Die grossen Dichtungen, in die wir uns gern vertiefen, die uns bei der zehnten Lektüre noch mehr anziehen als bei

der ersten, wirken alle ohne Ausnahme dahin, dass unser Sinn für das Edle und Gute in ihnen reiche Nahrung und Kräftigung findet. Denn vorläufig giebt es noch keine grösseren als die homerischen Epen, die sophokleischen Tragödien, Shakespeares Dramen und die Werke der Weimarer Dioskuren.

Und noch eins. Es kommt recht häufig vor, dass ein Mensch vom Unrechtthun nicht dadurch abgehalten wird, weil er darin eine Verletzung der Pflicht erkennt, sondern weil ihn solches Thun durch seine widerwärtige Hässlichkeit abschreckt. Im sittlichen Leben wirkt das Schönheitsgefühl mehr, als es auf den ersten Blick scheinen will. Demnach ist zwischen den drei Idealen in Wirklichkeit folgendes Verhältnis:

Wer mit grosser Energie und rühmlichem Erfolg auf Wahrheit, das heisst, auf wissenschaftliche Erkenntnis gerichtet ist, der kann dabei von grosser Gemütsroheit und ganz unempfänglich für die Kunst sein; wer das gütigste und mitleidigste Herz hat, braucht weder für wissenschaftliche Erkenntnis, noch für die Schönheit, wie sie in Bild und Wort und Klang erscheint, irgend welches Interesse zu haben; wer aber von einem Gebilde der Schönheit tief und mächtig ergriffen wird, dessen Herz und Geist ist sicherlich auch zugleich für die Ideale des Guten und Wahren aufgeschlossen.

Durch eigene Lebensthätigkeit nun unmittelbar, sei es ausschliesslich, sei es nur in Mussestunden, für die Verwirklichung der Ideale der Wahrheit und Schönheit zu arbeiten, ist immer nur das Vorrecht weniger gewesen. Und es ist für die menschliche Kultur gut, dass es so ist. Was sollte aus der Welt werden, wenn es nur Künstler und wissenschaftliche Forscher gäbe. Es giebt zum Beispiel schon jetzt mehr Malerinnen, als eigentlich nötig wären.

Aber wohl ist es für jedes Menschenleben wünschenswert, und dieses gewinnt unendlich dadurch an tiefster reinster Freude, wenn man, soviel die Forderungen des praktischen Lebens dazu Zeit lassen, sich um die ideale Welt bekümmert und von den Strahlen, die von ihr ausgehen, sein Leben erleuchten lässt.

Friedrich Rückert, der grosse, so wenig gekannte Lyriker, hat einmal in einem geistvollen Gedicht diese Welt mit dem Sternenhimmel verglichen.

Der ist immer über uns; wir sehen am Tage die Sterne nur nicht, weil unsere Augen ganz vom Sonnenlicht erfüllt

sind. Das heisst, die Arbeit des Tages, das praktische Leben, hindert uns an der Betrachtung des Ideals.

Es giebt aber zwei Möglichkeiten, auch am Tage die Sterne zu sehen. Wer am hellsten Mittag in die Tiefe eines Brunnens hinabsteigt, sieht dann die Sterne oben am Himmel. Das heisst, derjenige, den seine Begabung darauf hinweist, und dem es seine Lebensverhältnisse gestatten, sich dem praktischen Leben, dem Leben im Sonnenlicht, zu entziehen, der kann jederzeit als Künstler oder als Forscher mit dem Ideal sich beschäftigen. Von solchen gottbegnadeten Menschen sagt Rückert:

> Wer so sich ganz vertieft, der hat sich ganz erhoben,
> Ihm leuchtet höhres Licht, als von der Sonne droben.

Die zweite Möglichkeit entsteht dann, wenn die Sonne ihr Licht durch Verfinsterung verliert. In solcher Sonnenfinsternis erscheinen die bis dahin unsichtbaren Sterne deutlich dem nicht mehr vom Sonnenlicht erfüllten menschlichen Auge. Was meint Rückert damit? Nichts anders, als die unbestreitbare Wahrheit, dass Menschen, die für Erregungen idealer Art sonst ganz unempfänglich sind, durch schweres Leid und bittre Schmerzen oft zur Erkenntnis kommen, dass jenseits der praktischen Lebensbestrebungen eine Welt liegt, in der das von der Wirklichkeit gequälte Herz wenigstens vorübergehend Trost und Frieden finden kann. Rückert drückt den Eintritt solcher Lebenserfahrung mit den Worten aus:

> Das ist ein plötzliches, eingreifendes Geschick,
> Das aufthut dem Gemüt ins Ewige den Blick.

Doch gegenüber diesen beiden Möglichkeiten, von denen die erste nur für sehr wenige begabte Menschen vorhanden ist, und die zweite, welche die Verfinsterung der Sonne zur Voraussetzung hat, keine gerade erwünschte ist, hebt der besonnene Dichter mit Nachdruck die Wirklichkeit hervor, dass es jedem ohne Ausnahme frei steht, die Sterne zu betrachten am Abend und des Nachts, wenn die Sonne nicht mehr am Himmel steht, das heisst, in den Mussestunden, welche die angestrengteste praktische Lebensarbeit auch dem Vielbeschäftigten gewährt. Das gilt dem Dichter als der gelinde Weg, wie man am schönsten die Sterne sieht.

Gefordert werden, und zwar unbedingt, kategorisch, kann von jedem Menschen nur, dass er das Ideal des Guten anerkennt und es durch seine ganze Lebenshaltung gegenüber den ihm nahe Stehenden selber verwirklicht und der Welt gegenüber verwirklichen hilft. Wenn irgend möglich, das letztere mit klarem Bewusstsein. Inbezug auf eine sehr viele Menschen in Anspruch nehmende, für die menschliche Kultur sehr wichtige Lebensthätigkeit, die kaufmännische, weist auf dieses Bewusstsein Schiller hin mit den treffenden Worten:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
> Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

So Schiller. Und Goethe hat in einer seiner schönsten kleineren Dichtungen, dem Wanderer, in wundervoller Weise dargestellt, dass ein von dem Ideal der Güte ganz erfülltes, von denen der Wahrheit und Schönheit aber ganz unberührtes Menschenkind einem andern Menschen, der bis dahin keine anderen Interessen kannte, als wissenschaftliche Forschung und Versenkung in die Schönheit, dennoch als eine Verkörperung des menschlichen Glückes erscheint.

Ein junger Archäolog, so dichtet Goethe, trifft auf einer Studienreise in Italien mit einem jungen Bauernweib zusammen, die den säugenden Knaben an ihrer Brust trägt. Er bittet sie um einen Trunk Wasser. Sie führt ihn zur Quelle. Auf dem Wege dahin sieht er in Steinen und Inschriften und Säulen die schönsten Reste künstlerischen Altertums, für welche die Frau gar kein Verständnis hat. Dann nimmt er, als sie fortgeht, ihm den Trunk Wasser zu schöpfen, ihren Knaben auf den Arm, und in dessen Betrachtung und in den schlichten Reden der zurückgekehrten Frau über ihr einfaches, schönes, reines Familienleben kommt ihm zum ersten Male das Bewusstsein, dass es doch noch ein Höheres giebt, als alle Wissenschaft und Kunst, wonach ein Menschenherz sich sehnen kann. Er drückt das aus, indem er zugleich an seinen früheren Idealen festhält, in seinem Monolog, als er von der einfachen Frau geschieden ist; aber er hat es schon vorher noch deutlicher und kräftiger in den Worten ausgedrückt, mit denen er von ihr Abschied nimmt: „Leb' wohl, du glücklich Weib."

XV.

Gefahren und Wandlungen im Sprachgebrauch.

Vor hundert Jahren erschien Johann Christoph Adelungs Buch „Über den deutschen Stil", ein Buch, das, wie seine übrigen Schriften, für die damalige Zeit von hoher Bedeutung war. Schöpften doch selbst Goethe und Schiller aus Adelung oft genug Belehrung und betrachteten ihn als zuverlässigen Führer im richtigen Gebrauch der Muttersprache.

In dem erwähnten Buch spricht er von dem schlechten, verderbten Geschmack, unnütze fremde Wörter zum Nachteil guter einheimischer in den mündlichen und schriftlichen Gebrauch einzuführen, ein Geschmack, der wohl nie so allgemein gewesen sei, wie in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts; aber — fügt er hinzu — der fremde Mischmasch ist verschwunden, und die Sprache steht mit ihrem ganzen Reichtum wieder da.

Hätte er Recht mit dieser tröstlichen Versicherung, so wäre hundert Jahre später die Gründung eines Allgemeinen deutschen Sprachvereins ein sehr überflüssiges Unternehmen gewesen; denn schwerlich wird man behaupten wollen, dass unser heute gesprochenes und geschriebenes Deutsch wieder von neuem und in höherem Grade durch Fremdwörter verunziert und verunstaltet sei als das Deutsch der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Am Ende dieses Zeitraums hielt Schiller seine Antrittsvorlesung in Jena. Wer diese sonst in edelster Sprache verfasste Schrift mit Rücksicht auf den Gebrauch unnützer, durchaus entbehrlicher Fremdwörter durchliest, wird finden, dass durchschnittlich auf jeder Seite mindestens ein solches Wort erscheint, für welches ein eben so klar bezeichnendes dem sprachgewaltigen Dichter leicht und mühelos zu Gebote gestanden hätte. Oder wer wollte behaupten, dass damals Wörter wie Tradition, Organ, Generation, Faktum, isoliert, profan un-

entbehrlich gewesen wären? Sie waren damals eben so leicht zu vermeiden, wie sie es heute sind; Schiller aber hat sie damals aus demselben Grunde gebraucht, aus welchem diese Wörter auch noch heute oft genug das Gespräch und die schriftstellerische Darstellung verunstalten, aus eingewurzelter Gewohnheit, aus Bequemlichkeit.

Diese schädlichen Mächte machen sich natürlich noch mehr geltend im mündlichen Gebrauch, in der zwanglosen Unterhaltung. Ein Abbild wenigstens davon haben wir in dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel, der gerade zehn Jahre nach der Zeit anfing, in welcher Adelung sein stolzes Wort niedergeschrieben hatte. Dieses unsterbliche Vermächtnis der beiden grossen Männer weiss ich gewiss zu würdigen, wie jeder, welcher einen hohen und ganz eigenartigen Genuss darin findet, sie in ihren Werkstätten zu belauschen; aber trotzdem bleibt es doch wahr, dass der Briefwechsel durchaus nicht frei ist von Fremdwörtern, an deren Aufnahme nicht von fern etwa die Armut unserer Sprache schuld ist, sondern einzig und allein die leidige Gewohnheit, sie statt der guten deutschen Wörter zu gebrauchen. Wie oft ist in ihm die Rede von Success, von Acquisitionen, von Produzieren und Kommunizieren; ja gelegentlich kommen solche Fremdwörter vor, die heute kein Deutscher mehr anwendet, wie Apparition oder Acheminement oder insigne Geringschätzung.

Mit früheren Zeiten verglichen — darin hat Adelung unzweifelhaft Recht — ist ein Fortschritt in rein deutschem Ausdruck in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar, aber in ihrem ganzen Reichtum ist weder damals unsere Sprache wiederhergestellt worden, noch steht sie heute da in so reinem, leuchtendem Glanze.

Wie schnell aber könnte es erheblich besser werden, fast wie mit einem Schlage, wenn man sich nur entschliessen wollte, diejenigen Fremdwörter vom Gespräch und von der schriftlichen Darstellung fern zu halten, für welche die genau entsprechenden deutschen jedem ohne viel Nachdenken bereit liegen und thatsächlich neben jenen hässlichen Eindringlingen gebraucht werden, wenn also auch nur zunächst die widerwärtigen Doppelgänger verschwinden. Wer ein schönes behagliches Wohnhaus von seinen Vorfahren ererbt hat, der

baut sich doch nicht daneben ein hässliches und unbequemes, um abwechselnd in beiden zu hausen, oder um gar das bessere und behaglichere leer stehen zu lassen. Dem entsprechend handelt aber wirklich der Deutsche, der bald das gute, klare Wort seiner Muttersprache, bald das entsprechende aus einer fremden anwendet oder gar auf den Gebrauch des deutschen, obwohl es ihm jeden Augenblick zu Gebote steht, ganz verzichtet.

Diese völlig unnützen Fremdwörter, diese nicht das mindeste für die Klarheit der Rede leistenden Schmarotzer aus der schriftlichen Darstellung rücksichtslos zu verbannen, ist kinderleicht; schwerer entfernt man sie aus der schneller hineilenden mündlichen Rede.

Wesentlich anders steht es mit denjenigen, für welche wir in unserer Sprache kein genau den Begriff deckendes Wort haben, welche wir also bald durch dieses, bald durch jenes Wort ersetzen müssen, wie zum Beispiel Interesse und interessant. Wenn wir sie aber durch geschickte Verwendung des gegebenen Wortschatzes umgehen können, ohne von der Klarheit der Rede das mindeste zu opfern, so haben wir mit dem deutschen Ausdruck stets auch zugleich den deutlicheren gewonnen, da wir dann das Bestimmte und genauer Bezeichnende statt des Vieldeutigen und Unbestimmten gesetzt haben. Wird dagegen durch das ängstliche Vermeiden des Fremdworts die Rede auch nur im allermindesten unklarer, so war es besser, ruhig das Fremdwort anzuwenden; denn noch wichtiger als die Schönheit der Rede ist ihre vollkommene Deutlichkeit.

Das gilt nun zwar nicht von den Wörtern Interesse und interessant; ich kann mir wenigstens keine Mitteilung denken, in welcher diese als unentbehrlich erscheinen könnten, so leicht sie auch in Folge langer Gewöhnung sich uns aufdrängen; aber in arge Verlegenheit würde ich kommen, wenn ich den Sinn des Satzes „hier hat er pedantisch gehandelt“ klar und bestimmt ohne Anwendung des Fremdwortes, ohne überlästige Breite ausdrücken sollte. Ich müsste dafür etwa sagen: „Hier hat er sich in seinem Handeln von allgemeinen Regeln leiten lassen, ohne auf die durch die Einzelanschauung gegebene Erkenntnis Rücksicht zu nehmen“; ja ich müsste noch hinzufügen „in verkehrter Weise“; denn pedantisch ent-

hält immer einen Tadel. Aber selbst wenn man diese lächerliche Breite nicht scheute, würde man doch durch dieselbe vermutlich bei vielen eine sehr viel unbestimmtere Vorstellung hervorrufen, als durch Anwendung des Wortes pedantisch, bei dem die meisten das dunkel und richtig empfinden, was ihnen durch die breite begriffliche Darlegung nun noch mehr verhüllt als erhellt wird.

Wenn nur das dunkel Empfundene auch immer ein richtig Empfundenes wäre! Aber es liegt nun einmal der Fluch auf so manchem Fremdwort, dass es von Ungelehrten oft genug in ganz verkehrter, zuweilen dem Sinne geradezu widersprechender Weise angewendet wird.

Es ist mir mehr als einmal begegnet, dass ich von prägnantem Ausdruck sprechen hörte, und der Redende damit den möglichst genauen meinte, während doch der prägnante Ausdruck nie und nimmer der genaue ist, sondern stets einer, der sehr viel mehr sagt, als das Wort in seinem gewöhnlichen Sinne bedeutet. Von einem siegreichen Feldherrn in genauem Wortsinn zu sagen „er blieb immer ein Mensch“ ist eine ganz leere, lächerliche Rede; aber in prägnantem, d. h. bedeutungsvollen Sinne soll damit kurz gesagt werden „er blieb in seinem Siegeslauf stets den edelsten menschlichen Gefühlen zugänglich.“ Gerade umgekehrt aber ist die Prägnanz desselben Wortes in der Iphigenie, wo Thoas zu ihr sagt: „Ich bin ein Mensch, und besser ists, wir enden.“ Hier ist an die menschliche Leidenschaft und Gebrechlichkeit gedacht.

Vermutlich verwirren die, welche dieses Fremdwort so verkehrt gebrauchen, es mit einem anderen, mit präzis, das, von dem Bilde eines zurecht gehauenen Balkens hergenommen, allerdings das gerade genau Passende bezeichnet. Für präzis und Präzision des Ausdrucks bedürfte man nun wahrlich keines Fremdworts; genau und Genauigkeit sagt ganz dasselbe. Für prägnant und Prägnanz würden gute, die Sache deutlich bezeichnende deutsche Ausdrücke schwerer zu finden sein.

Viel häufiger ist der Missbrauch der Fremdwörter logisch und Logik in der gewöhnlichen Rede, für die sie doch gänzlich überflüssig sind. Die, welche von logischen Lehren nichts wissen — und wie wenige haben sich damit beschäftigt! — thäten wahrlich besser, das gefährliche Fremdwort zu ver-

meiden, statt durch dessen Gebrauch in den Augen der wissenschaftlich Gebildeten sich eine Blösse zu geben. Zwar ist nichts, was vernünftig und richtig ist, unlogisch; aber manche Unvernunft, ja mancher offenbare Unsinn verstösst nicht im mindesten gegen die logischen Gesetze. Unlogisch ist z. B. gar nichts in folgendem Schluss, dessen beide Vordersätze sachlich lächerlich unrichtig sind, dessen Schlusssatz aber richtig ist und nach logischen Gesetzen aus jenen beiden gewonnen:

Alle Berliner sind geborene Dichter,
Goethe war ein Berliner,
Also war Goethe ein geborener Dichter.

Selbst in der Grammatik spielt das Wort logisch eine klägliche Rolle, wenn dort von logischen Subjekten gehandelt wird.

Warum also die Vornehmthuerei mit der Anwendung eines Wortes, wenn man seinen Sinn nicht beherrscht und wenn es für das gewöhnliche Leben gänzlich unnötig ist? In das Deutsche übersetzen wird man es schwerlich je können, darum sollen es Unbefugte vermeiden. Das gilt auch von solchen Worten wie unästhetisch, das so mancher in dem Sinn von unanständig anwendet und damit zeigt, dass er keine Ahnung hat von der Kraft und Bedeutung dieses Fremdwortes, dass er nicht weiss, dass z. B. eine höchst anständige, peinlich gezwungene Körperhaltung gerade darum eine höchst unästhetische ist, weil sie der Freiheit entbehrt, ohne welche Schönheit nicht möglich ist; dass dagegen in der Gesellschaft manche schöne und malerische Körperhaltung mit Recht als gegen den Anstand verstossend verurteilt wird, so ästhetisch sie auch sein mag.

Prägnant, logisch, ästhetisch sind Fremdwörter, von denen die beiden ersten in der Umgangssprache zwar gewiss entbehrlich sind, die aber alle drei doch feste, bestimmte Begriffe so bezeichnen, dass über ihre Geltung unter den Gelehrten kein Streit ist. Das ist aber z. B. durchaus nicht der Fall bei dem Worte tragisch, so viel es auch von Gelehrten und Ungelehrten gebraucht wird. Wie viel ist schon geschrieben worden, um den Begriff genau und endgiltig zu be-

stimmen, und noch immer erscheinen Bücher und Abhandlungen, um sein eigentliches Wesen zu erfassen und darzustellen.

Beschränkte man, wie billig, die Anwendung des Wortes auf die Tragödie und fasste es anderseits wieder weit genug, um es auf alle Tragödien anwenden zu können, so könnte über seinen Sinn kaum ein Streit sein; denn dann bestände das Tragische in der dramatischen Darstellung eines mit drohendem Unglück ringenden, es besiegenden oder ihm unterliegenden Menschen. Dann wäre auch das Fremdwort fast überflüssig. Nun soll aber einmal das griechische Wort, dessen Grundbedeutung freilich den allerfreiesten Spielraum lässt, mit besonders feinem und tiefsinnigem Inhalt gefüllt werden, es soll in ihm das sogenannte echt und wahrhaft Tragische gedacht werden; und da nun jeder dies in derjenigen Tragödie am meisten verkörpert findet, die ihm am meisten gefällt und ihn am mächtigsten ergreift, so wird die Anwendung des Wortes in diesem höheren oder tieferen, jedenfalls aber willkürlichen Sinne eine sehr verschiedene sein, je nachdem man zum Muster nimmt die Antigone oder den König Oedipus oder Macbeth oder, wie jüngst ein hiesiger Kunstschriftsteller, die Braut von Messina.

Lächerliche Missgriffe in der Anwendung dieses Wortes kann man so leicht nicht machen; denn abgesehen von jenen überfeinen, oft nur gerade bei den Schriftstellern zu findenden Gebrauchsweisen, welche sie ausgeklügelt haben, ist der Kreis der Anwendung im gewöhnlichen Leben ein so weiter, dass man ungescheut von tragischen Verwickelungen im Leben und von der Tragik des Zufalls spricht. Darum aber eben ist für diesen Gebrauch das Fremdwort ganz unnötig; wir haben gute, deutsche, klare Wörter genug dafür, wie traurig, schmerzlich, ergreifend und andere.

Die hat man auch vollauf für das, was heute leider häufig in politischen Erörterungen über Parteiverhältnisse als platonisch bezeichnet wird, nämlich schwächlich, unentschieden, lau oder ähnliches. Während aber die Grundbedeutung des Wortes tragisch keinem eine Schranke setzt für seine Versuche neuer Begriffsbestimmung, vielmehr als Sündenbock so recht dafür geeignet ist, sollte doch die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Denker, des Name in dem Wort platonisch steckt, dem Denker, dessen Geist noch immer auch

die mächtig beherrscht, welche nie seinen Namen gehört haben, davon abhalten, das Wort in einem Sinne zu gebrauchen, der es nicht nur fast zu einem Schimpfwort macht, sondern auch ein albernes Missverständnis einer der schönsten platonischen Schriften zur notwendigen Voraussetzung hat.

Solche unfreiwillige Verhunzung eines der ehrwürdigsten Namen des Altertums ist wirklich beklagenswert; harmloser sind Anführungen ganzer Sätze aus alten Schriftstellern in einem Sinne, der gar nicht zu dem Zusammenhange passt, in welchem sie dort stehen. Ich meine das heute so oft in Zeitungen und in Reichstagsreden erscheinende: Hic Rhodus, hic salta, zu deutsch „Hier ist Rhodus, hier thu' doch den Sprung."

Vielleicht hat Goethe durch seine bekannten Verse in den zahmen Xenien die Verbreitung des Missverständnisses hervorgerufen:

> Willst du dich als Dichter beweisen,
> So musst du nicht Helden noch Hirten preisen;
> Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
> Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht.

Nach der ursprünglichen Überlieferung aber ist gar nicht vom Tanzen, sondern vom Springen die Rede, und dort wird der Ausspruch nur dadurch verständlich, dass er gegen einen aufschneiderischen Prahler gerichtet ist. Folgende Erzählung nämlich ist durch eine der Äsopischen Fabeln überliefert: „Ein Athlet, der wegen seiner jämmerlichen Leistungen bei seinen Mitbürgern in sehr schlechtem Rufe stand, erzählte prahlend nach der Rückkehr von einer Reise, dass er auf Rhodus so weit gesprungen sei, dass keiner von den Olympiasiegern ihm habe gleich kommen können; das würden ihm die Rhodier bezeugen, wenn einer einmal hierher käme. Da sagte einer von den Anwesenden: Mein lieber Freund, wenn Du die Wahrheit sprichst, so bedarfst Du gar keiner Zeugen. Auch hier ist Rhodus, hier thu' doch gleich den Sprung."

Goethe hat also in geistvoller Weise der Erzählung eine ganz andere Spitze gegeben, hat das Gestalten alter überlieferter Stoffe dem Gelegenheitsgedicht gegenübergestellt; wie aber die fremden Worte heute oft angeführt werden, ist gar

keine Spitze in ihnen und, wir wollen hoffen, auch durchaus keine Grobheit inbezug auf den Gegner beabsichtigt, der durch Anführung der Worte als jämmerlicher Prahler gebrandmarkt werden müsste.

Das Fremde also in herübergenommenen Wörtern und Redensarten führt in wissenschaftlicher Rede und noch viel mehr in der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht nur zu buntscheckiger Hässlichkeit, sondern auch zu unnützen Schwierigkeiten und sonderbaren Missverständnissen, so dass äusserste Vorsicht in der Anwendung der vorhandenen geboten ist und entschieden ablehnendes Verhalten gegen die Aufnahme neuer.

In schroffem Widerspruch mit dieser jetzt durch den Allgemeinen deutschen Sprachverein vertretenen Ansicht stand noch Schopenhauer, der in der Stoffsammlung (er nennt sie Materialien) zu einer beabsichtigten Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird, die Worte niedergeschrieben hat: „Mit dem Aufnehmen fremder Ausdrücke hat es keine Not: sie werden assimiliert. Aber gerade gegen diese wenden sich die Puristen. Sie schreiben statt Appellationen „Berufung“: falsch! müsste heissen „Anrufung“: wollt ihr deutsche Michel sein, so versteht wenigstens deutsch. Aber die „Postzeitung“ sagt: „Die Berufung Proudhons an den kaiserlichen Gerichtshof wird zur Verhandlung kommen“, — da muss man denken, er wäre als Beisitzer des Gerichtshofes berufen: — er ist (aber) der Delinquent und hat appelliert“.

Schopenhauers Tadel und Spott über das Beispiel ist nicht ohne Grund und giebt zu denken. Adelung erwähnt vier andere Verdeutschungen von Appellation, erklärt sich aber gegen alle vier und behält das Fremdwort bei. Ich weiss nicht, ob man heute ein zweckmässigeres Wort gefunden hat als Berufung, durch dessen Anwendung für Appellation die Sprache zwar an Reinheit gewinnt, dafür aber auch an Reichtum verliert, da nun ein Wort zwei ganz verschiedene Begriffe ausdrücken soll.

Der allgemeinen Bemerkung Schopenhauers aber muss man auf das Entschiedenste widersprechen. Und spasshafter Weise hat er gerade darin ein Fremdwort gebraucht, das hier denselben Mangel hat wie Berufung, wenn es als deutscher Ausdruck auch für Appellation gelten soll. „Die Fremd-

wörter werden assimiliert" sagt er. Ist damit gemeint, dass sie deutsche Deklinations- und Konjugations-Endungen annehmen, so ist das in diesem Zusammenhange ein eben so wertloser wie richtiger Gedanke, durch welchen dem albernsten Mischmasch das Wort geredet würde. Soll es heissen, dass sie im Wortstamm Änderungen erleiden, durch welche das Fremdartige dem gewöhnlichen Bewusstsein verdeckt wird, wie in Kirche, Leier, schreiben, so gilt das nur von solchen Fremdwörtern, gegen welche kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden hat. Gerade die unsere Rede entstellenden, hässlichen werden durch die Bemerkung nicht getroffen, wie amüsieren oder Instrument. Schopenhauer meint sein assimilieren aber vermutlich gar nicht in sprachlichem, sondern in naturwissenschaftlichem Sinne und entschuldigt nichts und begründet nichts, sondern bestätigt nur die traurige, glücklicher Weise nicht für alle Deutschen geltende Thatsache, dass fremde Bestandteile der deutschen Sprache zugeführt werden, eben so wie sehr verschiedene Nahrungsmittel dem menschlichen Körper, um gleichmässig verdaut zu werden. Freilich, im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte man für diesen Zweck noch einen viel kräftigeren Magen.

Vereinzelt aber herrscht in dieser Beziehung auch noch eine fast unglaubliche Leistungsfähigkeit. Ich will ein einziges Beispiel anführen; es ist bezeichnend. In einem ganz vor kurzem erschienenen Buch über Unterricht und Erziehung wird in dem Abschnitt über die Behandlung der Vergehen der Schüler auch von besonders „graven" Fällen gesprochen. Dass diesen schweren oder ernsteren Fällen die leichteren als „leve" Fälle gegenüber gestellt werden, dass die Schüler in „bone" und „male" eingeteilt werden, wäre genau eben so berechtigt, wäre kein höherer Grad, kein „graverer" Fall von trauriger Sprachmengerei.

Schade, dass Schopenhauer in seiner Abhandlung sich so nachsichtig gegen die Aufnahme von Fremdwörtern gezeigt hat; denn bekanntlich ist er in seinen Schriften ein Muster geschmackvoller, klarer Darstellung. Jeder hat es empfunden, der auch nur das dritte oder vierte Buch seines Hauptwerkes einmal gelesen hat.

Darum haben wir auch an ihm einen Bundesgenossen, zwar nicht im Kampfe gegen die Fremdwörter, aber einen

um so streitbareren im Kampfe gegen alle sonstige Verschlechterung und Verunzierung unserer Muttersprache, auch gegen die Aufnahme fremder und darum ungehöriger Wortfügungen in das Deutsche.

Keiner hat sich zum Beispiel kräftiger und heftiger gegen die jetzt so landläufige Redensart „Rechnung tragen" ausgesprochen, als er. Er sagt darüber: „Rechnung tragen (dreimal auf jeder Seite statt in Anschlag bringen, berücksichtigen) ist nicht bloss ein Gallicismus, sondern eine plumpe und sinnlose Übersetzung des französischen „tenir compte". — Er hat Recht. Ich weiss nicht, wann diese allerdings sehr geschmacklose und sprachlieh ganz unklare Redensart zuerst aufgetaucht sein mag. Jedenfalls war sie aber noch 1851 ziemlich neu; denn in diesem Jahre schrieb der berühmte Philolog Lobeck an einen Freund: „Ich habe, als die Grippe hier Mode war, der Zeit Rechnung getragen, wie die Leute jetzt sagen." Lobeck spottet mit gutem Grund über die Neuerung; denn schlecht ist die Redensart gewiss und unnötig erst recht. Wir haben mindestens zwanzig gute deutsche Ausdrücke, um genau dasselbe zu sagen, was der unglückliche, unbeholfene Erfinder, dem jetzt so viele gedankenlos nachsprechen, mit seiner kläglichen Bereicherung der deutschen Sprache sagen wollte; und schlecht ist sie deshalb, weil sie aller und jeder Anschauung entbehrt, weil sie entweder gar keine oder eine unsinnige Vorstellung giebt. Was das für eine Rechnung sein soll, was es mit dem Tragen derselben auf sich hat, und was der Dativ bei tragen oder tragen beim Dativ soll, das weiss kein Mensch anzugeben. Wer die Redensart dennoch anwendet, kommt in die Lage eines Menschen, der ein von ihm sprachlich nicht verstandenes, aber dem Sinne nach richtig empfundenes Fremdwort gebraucht, ja in eine noch bedenklichere, da hier die einzelnen Wörter ihm, wie jedem, ganz klar und verständlich sind, und er sie nun doch in einer Verbindung aussprechen soll, deren Sinn er zwar richtig empfindet, in welcher aber die klaren, deutschen Wörter, jedes für sich, zu unverständlichen Fremdwörtern herabsinken.

Mit wahrem Ingrimm hat Schopenhauer die abgeschmackte und misstönige Neubildung „Jetztzeit" verfolgt, auch Rudolf Hildebrand hat sich auf das allernachdrück-

lichste und mit bitterem Hohn gegen dasselbe ausgesprochen. Und der sprachlich so feinfühlige Denker wie der gelehrte Sprachforscher sind wahrlich nicht die Einzigen, die es verurteilen. Es gehört auch in der That nur ein ganz bescheidenes Mass von Geschmack und von sprachlicher Einsicht dazu, das unaussprechbare Unwort zu verwerfen. Die richtig gebildeten, der Zunge keine unlösbaren Aufgaben stellenden Wörter Neuzeit und Gegenwart standen und stehen noch immer jedem dafür zu gebote. Da erfindet aber einer, vielleicht ein Ausländer, der noch mit dem Deutschen zu ringen hatte, in der Not des Augenblicks das lächerliche Wort, und Tausende folgen ihm nach. Wann mag es entstanden sein? Ich weiss nur und weiss es mit voller Bestimmtheit, dass ich es als Knabe von zehn Jahren zum ersten Male gehört habe (in der Schule von einem Lehrer), und dass ich ganz betroffen war über das sonderbare Wort, noch betroffener, als wenn ich heute von einer „Jetztlage“ und von „Jetztumständen“ hörte; denn erstens sind wir durch Jetztzeit bereits auf die Bildung solcher Ungeheuer vorbereitet, zweitens lassen sie sich allenfalls aussprechen, und drittens könnte man doch einen Beweggrund entdecken; denn für die jetzige oder gegenwärtige oder heutige Lage hat nun einmal unsere Sprache kein besonderes einzelnes Wort, eben so wenig wie für das jetzige Wetter.

Dieser Entschuldigungsgrund ist aber nicht vorhanden für die schönen Neubildungen Aufbesserung und Herabminderung statt der früher allgemein üblichen Wörter Verbesserung und Verminderung mit den eben so gebräuchlichen Gegensätzen Verschlechterung und Vermehrung. Die Neubildungen zeigen deutlich, dass ihren Erfindern die Bedeutung der Begriffe bessern und mindern schon etwas verblasst war, und ihnen deshalb die Vertauschung der Vorsilbe ver mit auf und herab nötig schien; aber ich halte es doch nicht für möglich, dass sie einem geborenen Deutschen hier so gänzlich entschwänden, dass er einmal ungescheut auch die Verschlechterung durch Abbesserung und die Vermehrung durch Hinaufminderung bezeichnen sollte. Ja, ich glaube nicht einmal, dass hier das Stümpern und Lallen eines deutsch lernenden Ausländers Nachfolge finden würde.

Die erwähnten Verunstaltungen unserer Sprache haben

kein hohes Alter, haben aber bei vielen schnell Beifall gefunden; vielleicht verschwinden sie eben so schnell. Wie aber jeder, so weit er irgend kann, und wenigstens für seinen eigenen Gebrauch gegen solche traurige Bereicherung des Deutschen durch hässliche und unnötige Wörter und Wortfügungen Widerspruch erheben sollte, so müsste er sich auch angelegen sein lassen, der Verarmung unserer Sprache mit vollem Ernst entgegenzutreten.

Jede Sprache verarmt aber dadurch, dass trotz des Vorhandenseins von zwei Wörtern für zwei deutlich geschiedene Begriffe nur ein Wort für beide gebraucht wird. So ist es etwas anderes, wenn wir zwei Dinge oder Personen einander in Gedanken gegenüberstellen und uns ihrer Ähnlichkeiten und Unterschiede bewusst werden — das geschieht durch eine Vergleichung, und etwas anderes, wenn wir mit einem Gegner uns so verständigen, dass die Ursachen der Gegnerschaft beseitigt werden — das geschieht durch einen Vergleich.

Gegenwärtig ist nun unsere Sprache im begriff, das eine der beiden Wörter zu verlieren, nämlich Vergleichung, — weil es das längere ist; denn manche glauben, thöricht genug, Kraft und Kürze der Rede schon durch den Gebrauch kürzerer, einzelner Wörter zu erreichen. Aber wäre das auch wirklich der Fall, so geschähe es auf Kosten der Klarheit, welche die allernötigste Eigenschaft jeder Rede ist.

Es hat wenig geholfen, dass Goethe, als ihm zur Zeit der Befreiungskriege der verkehrte Gebrauch des Wortes Vergleich auch für Vergleichung in einer Schrift auffiel, in einem kleinen Gedicht sich über die Ärmlichkeit der Ausdrucksweise lustig machte. Vielleicht sind aber die Verse nicht allen bekannt, und vielleicht lässt sich doch jemand, der sie kennen lernt, durch das Ansehen des grossen Dichters bewegen, künftig zwei ganz verschiedene Dinge auch durch die Sprache zu unterscheiden.

Es schreibt mir einer: „Der Vergleich
Von Deutschen und Franzosen“;
Und jeder Patriot sogleich
Wird heftig sich erbossen.

Kein Christenmensche hört ihm zu;
Ist denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber lässt man zu;
Da müssen wir gewinnen.

Ähnlich steht es mit Geschick und Geschicklichkeit, Bezug und Beziehung, hindern und verhindern, schwinden und verschwinden, nötig und notwendig. Von diesen Wörtern gleicher Stämme, aber geringeren oder grösseren Unterschiedes in der Bedeutung wird in der Regel das kürzere Wort zugleich für beide Bedeutungen gebraucht, selten das längere, wie notwendig statt nötig. Schopenhauer nennt das Buchstabenknickerei und Wortknappereikniffe, und hat in seinem Zorn harte, heftige Worte gegen die Schriftsteller, von welchen solche Armut des Ausdrucks befördert wird:

„Schreibt schlechtes und dummes Zeug, so viel ihr wollt: es wird mit euch zu Grabe getragen und schadet weiter nicht; aber die Sprache lasst unangetastet. Sie ist das Eigentum der Nation und das Werkzeug, dessen künftige, wirklich denkende Geister sich zu bedienen haben; daher ihr es ihnen nicht verderben sollt. Was würde aus der lateinischen, was aus der griechischen Sprache geworden sein, wenn Griechen und Römer sich einer solchen niederträchtigen Buchstabenzählerei ergeben hätten? — Empörend ist es, die deutsche Sprache zerfetzt, zerzaust und zerfleischt zu sehen, und oben drauf den triumphierenden Unverstand, der selbstgefällig sein Werk belächelt; während man bedenken sollte, dass die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, welches man daher in Ehren halten und nicht mutwillig antasten soll."

Ja, er hat noch härtere, geradezu leidenschaftliche Worte über diese Sprachverschlechterung:

„Mir ist, als sähe ich unsere sämtlichen Schriftsteller, jeden mit einer Scheere in der Hand herlaufen hinter der deutschen Sprache, um ihr irgendwo eine Silbe, wenigstens einen Buchstaben abzuknapsen. Buchstabenersparnis ist alles, was diese Tröpfe im Kopfe haben; diesem hohen Zwecke sollen Logik, Grammatik, Wohlklang, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks und Schönheit des Stiles geopfert werden. — Wenn unfähige und urteilslose Köpfe tagtäglich schlechte Bücher in die Welt setzten, so ist davon kein ernstlicher Nachteil zu befürchten: ein Thor ist, wer sie liest, und ihr Einfluss geht nie weit. Ein anderes aber ist es, wenn solche Köpfe sich an die Sprache machen und diese nach irgend einer Flause umformen und verbessern wollen. Da wird die Sache bedenklich. Denn sie können ihre Tatze so tief in die Sprache eindrücken, dass die Spur bleibend wird, weil sie den grossen Tross von ihres Gleichen hinter sich haben, welche, wie das gemeine Volk, in allen Dingen stets nur durch Beispiel und Nachahmung geleitet werden und jetzt sich beeilen, der Narrheit nachzueifern. — Überall sitzt Unverstand und Geschmacklosigkeit am Ruder,

um die Sprache zu vernichten. — Ich wollte, ich könnte sagen, es wäre Manie; denn Manie ist oft heilbar: ich fürchte aber, es ist eine unheilbare Krankheit, und ihr Name ist Dummheit".

Man wird Schopenhauern, wenn man seinen edlen Zweck bedenkt, diese allzu kräftigen und ungerechten Ausdrücke zu gute halten. Von Dummheit kann in den allermeisten Fällen gar keine Rede sein, wohl aber nicht selten von einer gewissen Unentschiedenheit im Denken, welche dazu treibt, Wörter zu bevorzugen, die möglichst unbestimmt sind, und andere verkümmern zu lassen, die einen ganz deutlichen Begriff enthalten. Daraus erklärt sich, dass man heute so oft davon redet und schreibt, dass etwas durch ein anderes bedingt sei, auch wenn es offenbar dadurch verursacht oder hervorgerufen ist. Gar keinen Grund weiss ich dafür anzugeben, dass man jetzt nicht selten das Wort beiläufig auch in dem Sinne der Wörter ungefähr oder etwa verwendet, also sagt, „es waren beiläufig hundert Menschen zugegen", oder dass man Aufzählungen von Gründen mit dem Worte einmal statt mit „erstens" anfängt, oder dass man „kürzlich" nicht nur in dem Sinne von „vor kurzem", sondern auch in dem von „in aller Kürze" gebraucht, so dass man, wenn man jetzt hört: „er sprach kürzlich darüber", erst raten soll, ob gemeint sei, dass dies neulich geschehen sei, oder dass der Redner sich kurz gefasst habe.

Auf viele von den erwähnten Beispielen hat Schopenhauer in der lesenswerten, aber auch gefährlichen Abhandlung hingewiesen. Gefährlich nämlich ist sie für jeden, der sie ohne eigenes Urteil und sprachgeschichtliches Wissen liest und ihr überall glaubt und folgt. Er hat nämlich manches für mutwillige Neuerung gehalten, was längst übliches und gutes, durchaus nachahmenswertes Deutsch ist, anderseits einzelnes verworfen, was zwar erst in diesem Jahrhundert sich gebildet hat, aber durchaus sprachrichtig und zweckmässig ist. Oft ist es nur eine Grille und die lange Gewöhnung an eine bestimmte Ausdrucksweise, welche ihn in den heftigsten Zorn versetzt über eine andere, genau eben so berechtigte.

Aber die Fortentwickelung der Sprache hängt nun einmal nicht von dem Wunsch und Willen einzelner ab und von ihrem Urteil über den Wert des Alten und des Neuen, wenn auch die Urteilenden selber noch so ausgezeichnet die Sprache

beherrschen oder als Sprachforscher grosses und verdientes Ansehen haben. Es ist sehr lehrreich, einmal davon Kenntnis zu nehmen, welche Wörter und Wortfügungen vor hundert Jahren Adelung als unnötige und fehlerhaft gebildete oder unwürdige und geschmacklose verworfen hat, und sein Urteil mit dem gegenwärtigen Bestande unserer Sprache zu vergleichen.

Als gänzlich veraltet galten ihm damals die Wörter: beginnen, Anbeginn, anheben; man könne keine Ursachen anführen, um sie wieder einzuführen. Als veraltet erklärte er auch: bar für bloss, weshalb man auch besser ungeschuhet statt barfuss sage, entsprechen für gemäss sein, eitel für lauter, heil für ganz, auch Obhut, hehr (für heilig), Buhle, bieder, Fehde, Leumund, Heimat, Eiland, Reisig, Sippschaft, stattlich, Seher (für Prophet), lustwandeln, Imbiss, Strauss (für Kampf). Alle diese Wörter sind noch jetzt nach hundert Jahren frisch und lebendig, die meisten auch in gewöhnlicher Umgangssprache.

Von andern Wörtern meint er, dass man sie in den „edleren Fällen“ veralten lasse, weil sie häufig auch von unedlen Gegenständen gebraucht würden und dadurch einen niedrigen Nebenbegriff bekämen. Dahin rechnet er Gesell, Knecht, Schalk, Edelknecht, Adelschalk. Von diesen ist freilich Adelschalk veraltet, es mag überhaupt nur kurze Zeit gelebt haben; die andern aber leben noch heute in voller Kraft, nur ist Schalk aus einem stark tadelnden Wort zu einem Wort inniger Liebkosung geworden, ebenso wie Schelm. Man denke nur an die schöne Stelle in Goethes Wanderer. Für den durchaus edlen Gebrauch aber von Edelknecht giebt Schillers Taucher ausreichendes Zeugnis, und Gesell kommt in der alleredelsten Sprache und Anwendung, nämlich in Goethes Iphigenie, wiederholt vor, ohne dass wir heute auch nur im mindesten dadurch befremdet würden.

Denn Iphigenie spricht dort von Tantalus als von dem Gesellen des grossen Donnerers, und Pylades sagt zu Iphigenie die Worte:

> Betrüglich schloss die Furcht mit der Gefahr
> Ein enges Bündnis; beide sind Gesellen.

Wie in der Beurteilung des scheinbar Veralteten oder zu unedlem Gebrauch Hinabgesunkenen hat sich Adelung auch oft in seinem Urteil über Neubildungen, oder was er damals für solche halten konnte, durchaus geirrt. Anstössig und bei genauerer Untersuchung an beträchtlichen Mängeln leidend (er sagt aber nicht, an welchen) waren ihm: Leerheit, sich etwas vergegenwärtigen, liebevoll, weinerlich, Fühlung, entgegen, Gemeinplatz, Allgemeinvorstellung, lauter jetzt ganz gebräuchliche Wörter.

Das Wort Ingrimm verwirft er auf das entschiedenste; vielleicht hat er dessen Bildung gar nicht für möglich gehalten, vielleicht hat er aber auch Wieland, der es zuerst angewendet zu haben scheint, auf versteckte Weise recht hart tadeln wollen. Adelung sagt nämlich darüber: „Am wenigsten kann ein nach einer veralteten Analogie gebildetes Wort, wenn es das einzige seiner Art ist, zum Muster für andere dienen, z. B. wenn man Ingrimm, Inhass, Inliebe, Inneid nach dem Muster von Inbrunst bilden wollte." Trotzdem ist es gebildet oder wieder eingeführt worden, und heute nimmt kein Deutscher an dem Wort irgend welchen Anstoss.

Das Wort Vervollkommnung, das jetzt wohl schwerlich zu entbehren ist, galt ihm als doppelt fehlerhaft gebildet, nämlich weil es durch die Häufung der Konsonanten den Wohllaut beleidige und nicht einmal grammatisch richtig sei, da es eigentlich Vervollkommnerung heissen müsse.

Ich habe nur Beispiele davon gegeben und geben wollen, wie sich ein so bedeutender Sprachgelehrter, wie Adelung, der von Goethe und Schiller und Johann Heinrich Voss wie ein „Orakel" geschätzt wurde, über die zukünftige Entwickelung der Sprache geirrt hat; erschöpft habe ich den mir zu gebot stehenden Stoff bei weitem nicht.

Wenn sich nun aber ein solcher Mann so geirrt hat, woher sollen wir Regel und Richtschnur für unser Sprechen und Schreiben nehmen? Schopenhauer sagt, wir sollen schlechterdings keine andere Sprache schreiben, als die von den klassischen Schriftstellern der Nation befolgte. Diese echten deutschen Schriftsteller sind nach seiner Meinung aber sämtlich aus dem vorigen Jahrhundert. Und er befürchtet, dass, wenn die von ihm beklagte, allerdings in viel zu grellen Farben gemalte Sprachverderbnis so wie jetzt ihren Fortgang

nimmt, man im Jahre 1900 die deutschen Klassiker nicht mehr verstehen werde.

Das ist eine recht unnötige Besorgnis. Den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehören von Goethe an: seine Iphigenie, Tasso, die römischen Elegieen, die Anfänge des Wilhelm Meister, Schillers Dichtungen bis zum Carlos. Herders Ideen, am Schluss des Zeitraums das grosse Fragment des Faust, am Anfang Wielands Oberon und kurz vorher Lessings Nathan.

Wer will behaupten, dass diese Werke einem Deutschen heute unverständlich seien, wer es für möglich halten, dass dieses Schicksal ihnen in dreizehn Jahren bevorstehe?

Aber als unbedingte Regel für unser gegenwärtiges Sprechen können sie nicht mehr dienen. So erstarrt ist die deutsche Sprache noch nicht, dass dergleichen möglich wäre. Schopenhauer selber hat teils mit Recht, teils mit Unrecht manche Ausdrucksweise getadelt, die sich Lessing und Goethe und Schiller gestattet haben.

Kein gebildeter Deutscher sagt heute „lass mir das sehen". keiner „ohnedem", oder „das Gedichte", „ein Stücke", „das Geschäfte".

Wir scheiden jetzt nach bestimmten Regeln sorgfältiger, als es früher geschehen, als und wie, wenn und wann, welches und was, brauchen und gebrauchen, innig und innerlich.

Wir vermeiden Formen wie „trete" statt „tritt", wir stellen die Wörter „auch" und „nur" nicht mehr so frei, wie Goethe es that, lassen den Konjunktiv nicht mehr zu in einer Satzverbindung, wie: „Sage, wer du seist."

Unsere Sprache hat sich in diesem Jahrhundert fortentwickelt, und es wäre ungerecht zu behaupten, dass die Fortentwickelung und Veränderung überall eine Verschlechterung sei. Manche Erscheinungen sind allerdings leider so zu bezeichnen; ich habe vorhin von einzelnen gesprochen.

Ein Fortschritt zum Besseren ist jedenfalls auch die Gründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins und die Zustimmung, die sein Bestreben in weiten Kreisen gefunden hat, — wenn er vorsichtig, sehr vorsichtig bleibt in Neubildungen für Fremdes und mit demselben Eifer das schlechte Deutsch bekämpft, wie die unnötigen fremden Wörter.

Könnte zum Beispiel jetzt noch ein deutsches Wort für Telephon gebildet werden, so würde dringend zu empfehlen sein, dabei nicht die Wörter fern und sprechen zusammen anzuwenden. Wenn Adelung schon das Wort Vervollkommnung wegen zu grosser Anhäufung von Konsonanten tadelte, was würde er gesagt haben zu Fernsprechen und gar zu Fernsprechstelle! Warum hat man nicht lieber das Wort „reden“ gewählt? „Fernredestelle“ würde uns gewiss nicht fremdartiger berührt haben, und der Klang des Wortes und seine leichtere Aussprache hätte es vor jenem empfehlen sollen. Freilich das Fremdwort ist entschieden abzulehnen, schon wegen seiner dreifachen Aussprache, nach welcher die, welche die Ableitung des Wortes kennen, es Telephón aussprechen, das Volk es sich als Télephon zurechtlegt und die, welchen immer noch die einzige fremde Sprache, die sie kennen, das Französische, als die Allerweltssprache gilt, sich mit der Aussprache Telephong besonders vornehm dünken.

Wo aber innerhalb der echt deutschen Wörter die Sprache sich weiter entwickeln will, haben wir uns über alles Neue zu freuen und haben es willig anzuwenden, sobald durch Abzweigung in den Bedeutungen der Unklarheit und Verschwommenheit der Rede mehr und mehr gesteuert wird, entschieden dagegen alles abzulehnen, was nur dazu dienen kann, unserer Mitteilung die Deutlichkeit zu nehmen; wo aber die Wahl zwischen gleich klaren, Gleiches bedeutenden Wörtern und Wendungen offen steht, werden wir das Anschauliche, Kurze, Wohlklingende bevorzugen. Denn Schönheit und Wohlklang ist wohl ein sehr willkommener Schmuck der Rede, aber ihr Zweck ist und bleibt ohne allen Zweifel der völlig klare Ausdruck unserer Gedanken und, so weit es möglich ist, auch unserer Gefühle.

XVI.

Verdeutschung von Fremdwörtern.

Vortrag gehalten in einer Sitzung des Berliner Sprachvereins am 4. April 1894.

Es wäre ein gefährlicher, ein unheilvoller Irrweg in den Bestrebungen des deutschen Sprachvereins — leider wird er zuweilen beschritten —, wenn von der Deutlichkeit der Rede auch nur das Allermindeste zu gunsten ihrer Reinheit von Fremdwörtern geopfert würde. Dass der Hörende und der Lesende genau und möglichst ohne misszuverstehen wisse, was der Redende und Schreibende meint, ist das Allererste und Wichtigste. Dagegen kommen die an sich so lobenswerten Vorzüge der Darstellung, wie Schönheit, Reinheit, selbst Kürze der Rede kaum in betracht.

Bietet sich aber für ein in Gebrauch gekommenes Fremdwort ein gutes klares deutsches Wort wie Werkstatt für Atelier, oder wird es mit Geschmack und richtigem Sprachgefühl neu gebildet, wie das aus unserm Kreise hervorgegangene Wort Bahnsteig für Eisenbahnperron oder Fahrscheine für dieArt von Billets, die uns zum Fahren berechtigen, so liegt auf der Hand, dass durch Anwendung dieser Wörter die Rede an Deutlichkeit nicht das mindeste verliert, vielmehr auch dem verständlich ist, der sie zum erstenmal hört. Oder wäre es zum Beispiel irgendwie zu bemängeln, dass man gerade auch die Stätte Werkstatt nennt, in der künstlerische Werke geschaffen werden? Gemälde und Marmorgebilde werden doch wohl denselben Anspruch darauf haben, Werke zu heissen, wie Stiefel und Röcke, die der Verfertiger selber kaum als seine Werke, sondern als seine Arbeiten bezeichnen würde.

So ist auch zu hoffen, dass sich statt Telegramm allmählich die viel klareren deutschen Ausdrücke Drahtnachricht und Drahtbericht einbürgern werden, zumal für den, der Griechisch versteht, das Fremdwort den unangenehmen Bei-

geschmack unrichtiger sprachlicher Bildung hat, da es ja eigentlich Telegraphem lauten müsste, wie denn auch die heutigen Griechen dafür *τηλεγράφημα* und nicht etwa *τηλέγραμμα* sagen.

Viel trauriger freilich noch steht es mit dem Eigenschaftswort anormal, das ich immer noch gelegentlich höre und lese. Das lächerliche Wort muss von jemand gebildet worden sein, der einmal als Gegensatz zu dem aus dem Lateinischen entnommenen normal das Griechische anomal gehört und sich nun eingebildet hat, dass in anomal auch nichts anderes als Norm stecke, und das Wort eben nur undeutlich und nachlässig ausgesprochen worden sei. Wer aber ein klein wenig Griechisch und Lateinisch versteht, auf den muss die Schöpfung des ungeheuerlichen Fremdworts anormal statt abnorm denselben Eindruck machen, als wenn jemand statt Invalide Avalide sagen wollte. Hoffentlich lebt das Wort nicht mehr lange und hat in gebildeter Sprache wohl niemals gelebt.

Für eine sehr glückliche Neubildung halte ich das wohl noch ziemlich junge Wort Machenschaften statt Machinationen, glücklich gerade wegen des sehr weiten Umfangs des Stammworts machen. Über diesen ungemein weiten Umfang hat sich einmal Ilgen, der alte Rektor von Schulpforta, in einer ergötzlich polternden Rede lustig gemacht[1]). Nachdem er das Wort für den Regiments-Pack- und Plackesel erklärt hat, dem alles aufgebürdet werde, was auf die Wörter „anzünden, reisen, eilen, öffnen, verschliessen, arbeiten, vornehmen, sich befinden“, genug fast auf alle Zeitwörter der Sprache verteilt werden müsste, wenn es Recht und Gerechtigkeit gäbe, stellt er den Missbrauch, der nach seiner Meinung mit dem Worte getrieben wird, durch folgende lustige Schilderung aus dem Leben eines Bauern dar: „Früh, wenn es Tag macht, macht sich der Bauer aus seinem Bette heraus, das ihm seine Frau am Abend zuvor gemacht hat. Er macht die Kammerthür auf und macht sie wieder zu, um sich an sein Tagewerk zu machen, dessen Anfang damit gemacht wird, dass man Feuer macht, um vor allen Dingen Kaffee zu machen. Die Frau macht indessen die Stube rein,

[1]) Vergl. „Erinnerungen an K. D. Ilgen“ Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. 12. Okt. 1884.

macht Ordnung und macht sich die Haare. Wenn sie zu lange macht, macht der Mann ein finsteres Gesicht. Daraus macht sie sich nun freilich nicht viel; aber gutes Blut macht es doch auch nicht, wenn einem immer die Bemerkung gemacht wird: Mache, dass du fertig wirst; ich kann eher nichts machen. Als er sich endlich auf den Weg machen will, um auf den Buttstädter Jahrmarkt zu machen, macht es ein so gräuliches Schneewetter, dass er nicht weiss, was er machen soll u. s. w.

Ilgen fügt diesem Beispiel, in dem beinahe ein Viertelhundert Sätze nach einander mit dem Aussagewort machen und meist in tadellosem Deutsch erscheinen, die kräftige Mahnung hinzu: „Ei so macht ihr Deutsche eurer verwünschten Macherei doch endlich einmal ein Ende!"

Das gute deutsche klare Wort machen hätte diesen grimmigen Spott eigentlich nicht verdient; lieber wäre der Spott solchen verschwommenen inhaltslosen Fremdwörtern wie Faktor und Moment zu gönnen gewesen, die in mancher tönenden Rede oft so ausgebalgt sind, dass sie nicht viel mehr als das Wort „etwas" bedeuten, zum Beispiel, wenn man von erregenden Momenten in Schauspielen spricht.

Übrigens wäre es spasshaft gewesen, wenn jemand aus den im Zorn herausgesprudelten Worten von der verwünschten Macherei Anlass genommen hätte, gerade Macherei als eine sehr zweckmässige Verdeutschung von Machination vorzuschlagen, natürlich das Wort in anderm Sinne nehmend, als Ilgen in seinem Zornausbruch. Auch Machung, das noch bei Fischart vorkommt, heute aber nur in Zusammensetzungen, wie Bekanntmachung gebraucht wird, wäre für Machination vielleicht ein eben so guter Ersatz wie Machenschaft. Alle diese von dem Ilgenschen Regiments-Pack- und Plackesel herstammenden Wörter haben eben wegen dieser Abstammung den Vorteil, dass sie nicht bloss Anzettelung von bösen Dingen, ränkevolle Anstiftungen zu bedeuten brauchen, sondern jedes überlegte Hinarbeiten auf Zwecke, auch durchaus erlaubter Art, und durch Mittel, die dem Sittengesetz nicht immer widersprechen.

Ich habe Beispiele gegeben von Fremdwörtern, die zu gunsten der Reinheit unserer Rede teils ohne weiteres aus der deutschen Sprache gänzlich verschwinden könnten und

sollten, wie die beiden Wörter Faktor und Moment, mit ihrem merkwürdig kümmerlichen Inhalt, teils durch gute alte oder neugebildete deutsche Wörter zu ersetzen sind. Aber es giebt auch so manches Fremdwort, das man gar nicht ersetzen, sondern nur dadurch vermeiden kann, dass man den Satz, den man in Gedanken hatte, völlig umformt, was keineswegs immer so ganz leicht ist und im Alltagsgespsäch nur von einer kleinen Minderheit erwartet werden kann. Und auch die sprachlich Gewandten fallen dann leicht in gedrechselte Redeweise; ihre Rede ist dann zwar reinlicher, aber zugleich auch unbeholfener, langweiliger, leider zuweilen gar unverständlicher. Mag man zum Beispiel immerhin das Wort interessant in vielen Fällen sehr zweckmässig durch anziehend, ergötzlich, fesselnd, belehrend, überraschend, aufregend wiedergeben und dann sogar durch die deutschen Wörter genauer ausdrücken, was man im Sinne hat, weil man eben engere Begriffe dafür gegeben hat: es werden doch immer noch Fälle übrig bleiben, in denen keins von diesen Wörtern recht passt, eben weil sie eng sind. Ein deutsches Wort, das das Fremdwort interessant in allen seinen Anwendungen umspannt, kenne ich nicht; es also um jeden Preis vermeiden heisst den vorhandenen Reichtum unserer Sprache schädigen.

Bedenklicher aber noch wird das Bestreben, rücksichtslos die Fremdwörter zu verbannen, wenn es sich um Begriffe handelt, deren Inhalt und Umfang klar abgegrenzt ist, und die nun durch deutsche Wörter so wiedergegeben werden sollen, dass die Abgrenzung gar nichts von ihrer Bestimmtheit verliert. Überall wird das schwerlich jemals gelingen, ist wenigstens bis jetzt nicht gelungen. Ich will das nur an einigen Beispielen aus der Ästhetik nachweisen.

Zwar das Fremdwort Ästhetik selber liesse sich allenfalls vermeiden und durch Schönheitslehre ersetzen. Ich denke wenigstens unter diesem deutschen Wort nichts anderes als unter dem fremden. Manchem mag Kunstlehre oder Kunstwissenschaft noch näher zu liegen scheinen. Mir scheinen die Wörter aber zu eng zu sein, weil dadurch das Naturschöne ausgeschlossen ist, von dem in der Ästhetik doch auch gehandelt wird. Also Schönheitslehre mag für Ästhetik ein vollkommen zutreffender deutscher Ausdruck sein. Aber nun kommt gleich die so viele brauchbaren Verdeutschungen

störende, alte, böse Frage: Wie machen wir es mit dem dazu gehörigen Eigenschaftswort? Verdeutschungsbücher empfehlen für ästhetisch: geschmackvoll oder schön oder die Schönheitslehre betreffend. Das Letzte allein erklärt den Begriff richtig, ist natürlich aber als Ersatz für das Fremdwort gänzlich unbrauchbar. Geschmackvoll aber oder schön ist durchaus nicht so viel wie ästhetisch, sondern so viel wie ästhetisch zu billigen. Wie sonderbar würde der sprechen, der für ästhetische Wirkungen sagen wollte geschmackvolle Wirkungen! Das richtige Wort für ästhetisch wäre geschmäcklich (Goethe hat ja das Substantiv Geschmäckler, freilich in wegwerfendem Sinne); ich würde mich jedoch ängstlich hüten, das Wort geschmäcklich für ästhetisch zur Einführung vorzuschlagen, aber auch nicht gern das bereits vorgeschlagene, die Sache treffende, aber viel zu lange „schönwissenschaftlich“ in Gebrauch nehmen.

Die Wörter Ästhetik und ästhetisch sind noch ziemlich jung. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie noch kein Deutscher gebraucht, und bei den Griechen haben sie eine ganz andere Bedeutung gehabt, als sie der Philosoph Baumgarten, von dem sie in dem jetzigen Sinne erfunden sind, ihnen aufgeprägt hat. Es wäre nun — ja wie soll ich sagen, fesselnd, anziehend, belehrend? am liebsten sage ich, es wäre interessant, wenn jemand sich die Mühe gäbe zu untersuchen, wie man vor Baumgarten sich mit dem Begriff ästhetisch in gutem, reinem Deutsch abgefunden hat. Vielleicht eröffnet sich von daher ein Weg zu zweckmässiger, heute brauchbarer Verdeutschung.

Von den drei Dichtungsarten bietet sich für Drama ohne weiteres dar Schauspiel und Bühnenstück, freilich beides nicht in gleichem Sinne. Aber wieder dramatisch ist bis jetzt durchaus nicht zu entbehren. Denn das dafür vorgeschlagene „voll Handlung“ lässt sich überhaupt nicht als Beifügung zum Substantiv, sondern nur als Beifügung zum Aussagewort verwenden und drückt ausserdem den Begriff in seiner Weite auch nicht von fern aus. Noch verkehrter ist es, das Wort durch „bühnenmässig, in Wechselrede verlaufend“, oder gar durch das ganz leere Wort „darstellend“ ersetzen zu wollen. Das alles ist aber leichten Herzens wirklich vorgeschlagen worden.

Bei den beiden anderen Dichtungsarten versagt aber die Verdeutschung schon in bezug auf die Substantiva. Ich bitte um Entschuldigung für die wiederholte Anwendung dieses Fremdworts; aber ich kann mich nicht dazu entschliessen, die Bezeichnung Hauptwort einer Wortart zu geben, die an Wichtigkeit für den Satz durchaus dem wirklichen Hauptworte desselben, dem Aussagewort nachsteht, abgesehen davon, dass ich dann auch von hauptwörtlichen Bestimmungen und dergleichen reden müsste.

Also schon für die Substantiva Epos und Lyrik ist bis jetzt keine genügende Verdeutschung gefunden worden. Denn für Epos Heldengedicht zu sagen, ist darum ganz unzweckmässig, weil dann solche Dichtungen, wie Goethes Hermann und Dorothea, unter eine Bezeichnung gebracht würden, die sehr wenig zu ihrem Inhalt stimmt. Und für unendlich viele kleinere epische Dichtungen würde der Name Heldengedicht geradezu lächerlich sein. Die richtige Bezeichnung „erzählendes Gedicht“ ist natürlich wegen ihrer Länge ganz unbrauchbar, und für solche Ausdrücke wie „epische Ruhe, epische Breite“ wäre doch kein Ersatz gefunden, möchte man nun Epos selber so oder so verdeutschen. Innerhalb der epischen Dichtung sähe ich aber zwei Fremdwörter gern ganz verbannt, ohne jeden Ersatz aus deutscher Rede verstossen, nämlich Ballade und Romanze. Ihre Anwendung bringt keine klare Einteilung, sondern giebt uns Anlass zu fruchtlosen ästhetischen Erörterungen, die seit Echtermeyers Versuch einer Begriffsbestimmung noch zu keinem allgemein anerkannten Ergebnisse geführt haben.

Epos und Drama haben stets Handlungen zum Inhalt, die Lyrik Gedanken und Gefühle. Aber eben darum passt für Lyrik weder Gedankendichtung noch Gefühlsdichtung, weil keins von den Wörtern den Begriff Lyrik wiedergiebt, sondern jedes nur eine Art derselben. Noch unglücklicher ist der Vorschlag, statt Lyriker Liederdichter zu sagen. Denn dann wären Schiller und Rückert kaum noch Lyriker zu nennen, auch der Goethe nicht, der den Gesang der Geister über den Wassern und Ganymed, der die Harzreise und Euphrosyne gedichtet hat.

In ästhetischen Betrachtungen über dramatische Dichtungen giebt es noch ein sehr — interessantes Fremdwort, über das

viele Abhandlungen, ja Bücher geschrieben sind, das Wort tragisch. In gewöhnlicher Rede gebraucht man es ganz unbefangen in dem Sinne von traurig, erschütternd, schmerzlich. Und doch gehört es zu den allerentbehrlichsten Fremdwörtern; denn ich glaube kaum, dass, wenn jemand im Gespräch einen Vorfall, ein Zusammentreffen, den Ausgang einer Unternehmung als traurig, erschütternd oder als verhängnisvoll, bejammernswert bezeichnet, der andere in dem stolzen Bewusstsein grösseren sprachlichen Reichtums oder des Vermögens schärferer Begriffsbestimmung verbessernd sagen könnte: „Nein, mein Lieber, das alles war diese Begebenheit nicht, sie war tragisch“ und mit diesem Orakelspruch nun über die Sache ein ganz neues, ungeahntes Licht ergösse.

Ich sage also: „Weg mit dem Fremdwort aus der alltäglichen Rede!“ und werde mit diesem Verdammungsurteil wohl nicht bei vielen auf Widerspruch stossen. Aber nicht ohne banges Zagen, und doch in dem wohlthuenden Gefühl, richtig zu urteilen, gehe ich einen Schritt weiter und sage: „Weg auch mit dem Wort aus der Ästhetik!“ Ja, ich lasse es mir noch lieber in der gewöhnlichen Rede gefallen, denn da ist es nur überflüssig; in ästhetischen Betrachtungen aber ist es recht oft störend, wenn man nämlich nicht genau weiss, welchen Begriff der Betrachtende denn eigentlich mit dem zum Kunstausdruck geprägten Wort verbindet. An eine Übereinstimmung der Ästhetiker über den Inhalt des Wortes ist bis jetzt auch nicht von fern zu denken. An der grossen Uneinigkeit über das Wort zweifelt auch wohl niemand, der sich mit Abhandlungen und Büchern darüber einigermassen vertraut gemacht und gar öfter Gelegenheit hat, darüber mit andern zu sprechen.

Ich denke mit einem gewissen Behagen noch immer an ein langes Gespräch zurück, das ich mit zwei Freunden, beide gelehrt, scharfsinnig, mit feinem ästhetischen Gefühl, über das Wort tragisch geführt habe. Ich war schon damals so ketzerisch wie jetzt, und schlug deshalb vor, was ich heute vorschlage, das Wort erbarmungslos aus dem Wortschatz der Ästhetik zu streichen oder, wenn man nun einmal durchaus es nicht entbehren zu können glaube, mit Oskar Jäger darunter einfach alles das zu verstehen, was traurig und zugleich erhebend ist. Damit hätte das Wort gegenüber dem gewöhnlichen

Gebrauch offenbar einen klaren Inhalt gewonnen und wäre für ästhetische Erörterung brauchbar und jedem leicht verständlich, freilich darum noch lange nicht unumgänglich notwendig. Mein ketzerischer Vorschlag wurde mit Entrüstung zurückgewiesen; das Gespräch über den eigentlichen Sinn des Tragischen ging weiter; ich aber blieb stummer, aufmerksamer Zuhörer. Und da zeigte es sich denn, dass die, welche mit so grosser Einmütigkeit an der Notwendigkeit festgehalten hatten, im Drama etwas als tragisch zu bezeichnen, in voller Uneinigkeit darüber waren, was das eigentlich sei, was man als tragisch zu bezeichnen habe. Ich war nun in grosser Seelenruhe der tertius gaudens.

Es zeigt sich nämlich hier die sonderbare Erscheinung, dass man ein leeres oder fast leeres Wort früher gehabt hat als die Sache. Sonst pflegt man zu einem noch namenlosen Begriff, den man bisher nur mit vielen Umschreibungen hat ausdrücken können, den möglichst kurzen, treffenden Namen zu suchen, der ihn künftig bezeichnen soll. Hier aber ist ein Name gegeben, der erst mit Inhalt gefüllt werden soll; denn was das Wort im Griechischen bedeutet hat, das einfach als seinen Inhalt gelten zu lassen, das kommt keinem mehr in den Sinn.

Soll aber ein Inhalt zu einem Wort gefunden werden — übrigens ein recht seltenes Vorkommnis — so ist natürlich für die Suchenden und Findenden eine sehr viel grössere Willkür vorhanden, und darum von seiten der Annehmenden eine sehr viel grössere Sprödigkeit zu erwarten, als wenn zu einem allen vorschwebenden Inhalt nur die passendste Form herausgefunden oder geprägt werden soll. So scheint mir denn alles heisse Bemühen um die endgültige Feststellung des Begriffes des Tragischen eine wahre Danaidenarbeit zu sein, eine sonderbare Sisyphusmühe, eine selbstgeschaffene Tantalusqual. Das leere Fass wird nicht voll, die Zweige fliegen immer wieder zurück, der mühsam bergan gewälzte Stein entrollt immer wieder den Händen.

Für manche andere Fremdwörter in ästhetischen Betrachtungen über das Drama liessen sich ohne Mühe leicht verständliche deutsche Wörter finden und sind zum Teil schon im Gebrauch. So für Peripetie Umschwung; aber nicht Umkehr, was auch vorgeschlagen worden ist. Ein Umschwung

zum Beispiel findet im Wallenstein da statt, wo er den Befehl giebt, die drei Boten satteln zu lassen, nämlich der von zaudernder Bedenklichkeit zu offener Empörung. Eine Umkehr dagegen ist in dem Drama nicht zu entdecken; sie wäre später eingetreten, wenn Gordons Mahnung auf den Helden gewirkt hätte. Damit wäre freilich aber auch die dramatische Handlung zerstört gewesen.

Der glücklichen Lösung stellt man mit Hilfe eines Fremdworts die Katastrophe gegenüber. Man könnte vielleicht im Anschluss an das in Lösung liegende Bild die Katastrophe als Bruch (oder Riss) bezeichnen, oder dem Inhalt des griechischen Wortes treuer bleibend, die Katastrophe den Niedergang (oder Sturz) nennen. Viel Aussicht auf Erfolg wird aber der schwerlich haben, der einen von diesen Vorschlägen macht.

Gegen das Wort Komposition hat sich Goethe einmal mit heftigem Unwillen erklärt; er hat es als ein niederträchtiges Wort bezeichnet, wenn es auf eine geistige Schöpfung wie Mozarts Don Juan angewendet werde. Für die Bezeichnung einer Dichtung allerdings wäre es wohl zu entbehren, schwerlich aber gerade für das Werk Mozarts selber, die musikalische Form. Den Inhalt aber mit der Form zusammen eine Tondichtung zu nennen, wie das zuweilen geschieht, halte ich für einen unglücklichen Einfall. Das Wort ist viel zu weit, es würde eben jedes musikalische Gebilde bezeichnen und die ohne Worte gerade am klarsten ausdrücken. Aber überhaupt hier von Dichtung zu sprechen halte ich für ungehörig; denn für jede Dichtung ist nun einmal das Wort ein wesentliches Merkmal. Dann könnten auch die Maler sich Farbendichter nennen und die Bildhauer Steindichter, und die armen Poeten, die sich sonst einfach Dichter nennen konnten und damit deutlich ihre Kunst bezeichneten, wären nun gezwungen, der grösseren Klarheit wegen sich Wortdichter zu nennen.

Aber wären auch die Wörter Komponist und Komposition zu vermeiden, mit dem Zeitwort komponieren würde das sehr schwer gehen. Man kann doch nicht das Zeitwort tondichten einführen wollen, man kann nicht den Satz bilden wollen „ich tondichte“, und die beiden Wortstämme umgekehrt zu stellen ist eine Tollheit, an die man gar nicht denken darf.

Jedes Drama hat seine Exposition. Das ist ein recht hässliches Fremdwort, das man gern verbannt sehen möchte.

Blasendorff hat in seinem Verdeutschungswörterbuch dafür „Darlegung“ vorgeschlagen. Damit hat er natürlich den besonderen Begriff der dramatischen Exposition gar nicht treffen wollen. Ferner: „Eröffnung, Entwickelung“. Mit diesen beiden scheint er — von dem ersten Wort ist es wohl sicher — auf die dramatische Exposition gezielt zu haben. Dann hätte er aber beidemal vorbeigeschossen. Die Exposition ist darum nicht die Eröffnung des Dramas, weil Teile der Exposition sich fast bis zum Ende des Dramas finden können. Sie ist aber auch nicht die Entwickelung; denn diese erfolgt durch eine Willensäusserung der handelnden Personen, die sich freilich unmittelbar an die ersten Triebe der Exposition anschliessen kann, wie in der Antigone oder in den Räubern.

Was man heute unter dramatischer Exposition versteht, ist leider ein Doppeltes. Erstens die Vorgeschichte selber (also eigentlich das expositum) und zweitens die dramatische Darstellung dieser Vorgeschichte (die expositio) in Erzählungen oder in blossen Andeutungen, in denen bekanntlich Ibsen seine grösste Stärke hat. Exposition ist also ein undeutliches Fremdwort. Für die eine Bedeutung, die aber eigentlich nicht in ihm liegt, haben wir ein gutes Wort in Vorgeschichte. Aber für die andere? Ich weiss es nur auszudrücken durch „Darstellung der Vorgeschichte“. Das ist sehr lang, sehr unbequem. Man wird nicht gern sprechen wollen von Teilen der Darstellung der Vorgeschichte; aber im Zusammenhang der Rede wird auch diese ellenlange Bezeichnung kaum nötig sein, und so könnte man ohne die Deutlichkeit der Rede zu schädigen, die Exposition wohl ungescheut auf die Liste der zu verbannenden Fremdwörter setzen. Im allgemeinen aber ist Vorsicht in der Behandlung der Fremdwörter zu empfehlen wie Rücksichtslosigkeit, jedes am rechten Orte.

XVII.

Der Unterricht im Deutschen.

Wenn man bedenkt, wie vieles und so ganz verschiedenartiges vom Unterricht im Deutschen verlangt und erwartet wird, so scheint es, als ob die Vermehrung der Stundenzahl, die voraussichtlich eine nahe Zukunft uns bringen wird, kaum zu reichlich ausfallen könne.

Da soll der Lehrer des Deutschen nicht nur die praktisch am nächsten liegenden Zwecke erreichen, dass seine Schüler grammatisch richtig und phonetisch möglichst vollkommen sprechen, verständnisvoll lesen und korrekt (in Grammatik Orthographie, Interpunktion) schreiben lernen; es soll auch ihr begriffliches Denken geschärft, ihr anschauliches geklärt und gekräftigt werden, eine starke Einwirkung auf ihr Gemütsleben hervorgebracht werden, besonders in bezug auf patriotische Empfindungen und Willensregungen. Die Schüler sollen so weit mit den für sie passenden Meisterwerken unserer Litteratur vertraut werden, dass sie ihre Kenntnis als einen wertvollen unverlierbaren Besitz von der Schule ins Leben mit hinausnehmen, das Wichtigste über den Lebensgang der grössten Dichter und über die Hauptepochen der Litteraturgeschichte kennen lernen, wobei denn auch Belehrungen über die Arten und Formen der Poesie ganz unvermeidlich sind. — Zur Aufsatzbildung für die oberen Klassen ist es, abgesehen von dem, was die Lektüre bietet, unumgänglich notwendig, dass den Schülern eine klare Gedankenwelt erschlossen werde, in welcher Lehrer und Schüler einander verstehen, dass sie mit Bewusstsein die Thätigkeiten der Partition, Division und Definition anwenden, was nur durch mannigfache Übung erreicht werden kann. Endlich sind an den grammatischen Unterricht, den doch niemand für ganz überflüssig hält, wenn auch über das Mass und die Art desselben die Ansichten ungemein auseinandergehen, ganz besondere Anforderungen zu stellen, da er hier

nicht ein Mittel ist, eine bis dahin unbekannte Sprache zu lehren, sondern vielmehr der Zweck erreicht werden soll, dass die Schüler sich des von ihnen schon lange und gerade in den Hauptsachen richtig Geübten bewusst werden.

Zu diesen wohl allgemein anerkannten Forderungen an den Unterricht im Deutschen kommen nun aber noch besondere, die von manchem Didaktiker und Pädagogen mit Nachdruck erhoben werden. Über das verständnisvolle Lesen hinaus will man die Schüler zu schönem Vortrag, zur Deklamation anleiten, in den oberen Klassen auch wohl zur freien Rede, über die Lektüre deutscher Klassiker hinaus eine Zeit lang mit ihnen Shakespeare lesen, ferner sie nicht bloss in die Kenntnis der wichtigsten Litteraturepochen einführen, sondern ihnen einen, wenn auch noch so farblosen Abriss der ganzen Litteraturgeschichte geben, Logisches, Ethisches, Psychologisches mit ihnen erörtern über das für den Inhalt der Aufsätze Nötige hinaus, sei es im Anschluss an ein besonders zu diesem Zweck eingerichtetes Lesebuch, sei es in einem selbständigen propädeutischen Kursus; und endlich in der Grammatik hält man es für wünschenswert, ihnen ein historisches Verständnis des Gewordenen aufzuschliessen und zu diesem Zweck und zugleich aus ästhetischen und patriotischen Rücksichten mit ihnen eine Zeit lang mittelhochdeutsche Lektüre zu treiben.

Eine grosse Fülle von Aufgaben und von zum Teil recht schwierigen Aufgaben, so gross, dass wohl sehr selten ein Lehrer ihnen allen gleichmässig gerecht geworden ist. Nicht so sehr aus Mangel an Zeit, obwohl auch dieser oft daran schuld sein mag, sondern infolge der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Denn was wird bei der Menge und Vielgestaltigkeit der ihm gestellten Aufgaben nicht alles vom Lehrer des Deutschen erwartet! Gründliche Gelehrsamkeit in sprachgeschichtlichen Fragen, eindringendes, scharfes grammatisches Verständnis der gegenwärtigen Sprache, Vertrautheit mit Poetik und Rhetorik, umfassendes ästhetisches und litterarhistorisches Wissen, phantasievoll nachschaffende Auffassung vieler grosser und kleiner Dichtungen, tüchtige philosophische Bildung wenigstens auf ethischem, logischem und psychologischem Gebiet, die Fähigkeit in schönem mündlichem Vortrag, wie in geschmackvoller schriftlicher Darstellung für die Schüler ein Muster zu sein.

Hat er diese Eigenschaften alle und ausserdem noch das von jedem Lehrer zu Fordernde, unerschütterte Disciplin und möglichst sicher und schnell zum Ziele führende Methode, die freilich hier wegen der eigentümlichen und oft sich kreuzenden Aufgaben ihre besonderen Schwierigkeiten hat, so liegt es auf der Hand, dass der Unterricht im Deutschen für die meisten Schüler anregender und nachhaltiger, fruchtbringender und einflussreicher sein muss, als der in anderen Lehrgegenständen, weil er alle Geistes- und Gemütskräfte in Anspruch nimmt, ohne das Gedächtnis mit solchem Stoff zu überladen, der bald nach der Schulzeit tief unter die Schwelle des Bewusstseins hinabsinkt, um selten oder nie wieder emporzutauchen.

Für solchen Unterricht wäre also eine Vermehrung der Stundenzahl freudig zu begrüssen. Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite, die ein völlig anderes Bild aufzuweisen hat. Wie in der Hand des dem Ideal nahe kommenden Lehrers der Unterricht im Deutschen mächtige und dauernde Wirkungen hervorbringt, so kann er in trägen oder ungeschickten Händen auch zu einer Bedeutungslosigkeit hinabsinken, wie kaum irgend ein anderer. Und diese Gefahr droht ihm in allen Teilen seines weit verzweigten Gebietes und auf allen Stufen. Überall kann an die Stelle des wirklich Fördernden das ganz Unnötige und Langweilige oder das Verstiegene, ja das geradezu Verwirrende treten, von der grammatischen Belehrung in den unteren Klassen an bis zu der Dramenlektüre, der Aufsatzbildung, den philosophischen Unterweisungen in der obersten. Dass solche Verfehlung der Lehraufgabe in andern Lehrgegenständen in gleichem Grade überhaupt vorkommen könne, ist nach meiner Überzeugung gänzlich ausgeschlossen, da dort überall die Ziele viel bestimmter und einfacher sind und auf Gebieten liegen, die dem Schüler viel fremder und ferner gegenüber stehen, als die Muttersprache, die Werke in derselben und die Vorgänge in der eigenen Seele, es also dort auch dem Lehrer, wie dem Schüler, viel deutlicher zum Bewusstsein kommt, ob durch den Unterricht in der That Neues angeeignet worden ist oder nicht.

Werden also die deutschen Unterrichtsstunden vermehrt, so ist auf das Dringendste zu wünschen, dass die gewonnene Zeit nicht mit Dingen ausgefüllt werde, die schon bei der jetzigen Stundenzahl besser fehlen würden. Sonst verliert der

Unterricht im Deutschen an Wert und Einfluss, was er an Zeit gewinnt.

Zu solchen nicht nur unnötigen, sondern geradezu schädlichen Dingen rechne ich es, wenn in der Grammatik in den unteren Klassen wissenschaftlich ganz unhaltbare Dinge gelehrt werden, von denen auch nicht einmal irgend ein praktischer Nutzen zu erwarten ist, wie die Lehre vom zusammengezogenen Satz, die bei ernstlicher Betrachtung zu Lächerlichkeiten führt, und die vom verkürzten Satz, welche dem Schüler die richtige Erkenntnis vom Wesen des Satzes geradezu vermauert. Das sind nur zwei Beispiele von dem verworrenen Kram, den man heute noch vielfach für grammatische Einsichten ausgiebt. Aufgeklärt werden kann dadurch kein Schülerverstand, und die, welche nichts davon zu hören bekommen, haben es jedenfalls besser, als die darin Unterwiesenen, so wie eine ganz unbeschriebene Tafel viel besser ist, als eine mit wieder erst zu tilgenden Schriftzügen beschriebene. Solche Dinge sind also schädlich. Andere sind unnötig, wie ein langes Verzeichnis von Verben, die den Dativ oder Genetiv regieren oder gar von Adverbien mit dem Genetiv. Diese nennt man dann Präpositionen und zerstört damit mutwillig und geflissentlich jede klare Anschauung, jede begriffliche Bestimmung dieser wichtigen Wortart. Es sind jetzt gerade zweihundert Jahre verflossen, seit Bödiker (damals Rektor des Köllnischen Gymnasiums) in seinen „Grund-Sätzen der deutschen Sprachen im Reden und Schreiben“, Schottelius darin siegreich bekämpfend, mit sehr triftigen Gründen die Sätze beweist (S. 377): „Es sind nicht alle Präpositiones, die dafür ausgegeben werden“ und (S. 381): „Keine wahre Präposition auf Deutsch nimmet zu sich einen Genitivum“. Aber geholfen hat es nichts. In den meisten Schulgrammatiken wuchert die alte Verwirrung immer noch lustig fort. Sollte also eine künftige Vermehrung der deutschen Stunden in den unteren Klassen ein noch nachdrücklicheres Betreiben solcher schädlichen oder ganz überflüssigen Dinge zur Folge haben, so wäre diese Vermehrung sehr zu bedauern. Um die Sprachrichtigkeit zu fördern, dazu reichen gelegentliche Bemerkungen, nämlich bei Gelegenheit der wirklich gemachten Fehler, vollkommen aus; dazu braucht es kaum irgend welcher grammatischen Belehrung; jedenfalls ist hier Grimms Spott über die „Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen

und Hausbedarf" immer noch durchaus zutreffend und wird es wohl für alle Zeit bleiben. Kann man sich daher nicht entschliessen, in den grammatischen Unterricht nur die wissenschaftlich ganz sicheren Thatsachen in Formenlehre und Satzlehre, so weit sie für die Schüler, je nach ihrem Alter, verständlich und aufklärend sind, aufzunehmen, so ist es gewiss besser, wenn man überhaupt jeden Unterricht in der Grammatik aufgiebt und neben den notwendigen Übungen in der Orthographie und neben gelegentlichen Unterweisungen über den Sprachgebrauch sich darauf beschränkt, die Lektüre so zu behandeln, dass sie zugleich auf Verstand, Phantasie, Gemüt aufklärend, anregend und kräftigend wirkt. Jedenfalls muss die so behandelte Lektüre derjenige Zweig des deutschen Unterrichts bleiben, der bei Stundenvermehrung am meisten Raum gewinnt; denn auch die orthographischen Übungen und noch mehr die Unterweisungen darin und in der Interpunktionslehre bedürfen keiner Erweiterung und Verstärkung über das gegenwärtige Mass hinaus. Die Rechtschreibung stellt sich wenigstens bei der Gymnasialjugend durch beständige Gewöhnung an das Wortbild mit den Jahren von selbst ein, und in der Interpunktionslehre sind klare, allgemein anerkannte Regeln überhaupt nur allenfalls über das Komma vorhanden; über die Setzung von Semikolon, Kolon und Punkt gehen die Ansichten der Lehrenden und ihre eigene Praxis im Schreiben weit auseinander, so weit, dass die Schüler oberer Klassen auf den Gebrauch des Semikolons, trotz aller Lehren darüber in Quinta und Quarta, bekanntlich oft lieber ganz verzichten.

Ich würde auch darin eine Gefahr eines weiter ausgedehnten Unterrichts in der Orthographie sehen, dass dann der Lehrer mehr Zeit gewönne, die neu angeordneten Schreibungen, wie „imstande, aufgrund" unausrottbar fest den Schülern einzuprägen. Bis jetzt verdunkeln sie wohl nur noch wenig das grammatische Verständnis dieser Wortverbindungen, aber etwas befördern sie jedenfalls solche Verdunkelung, während ein Nutzen von der Neuerung weder praktisch noch theoretisch auch nicht von fern abzusehen ist. Aber wer weiss, ob man nicht bald auch auf bequemen, gebahnten Wegen dahin fortschreitet zu schreiben: „nachart, aufbefehl, imdienst, zumschluss" und diese neuen, schönen, klaren Wortbilder dann den Präpositionen mit dem Genetiv hinzufügt, um das Register

derselben der wünschenswerten Vollständigkeit etwas näher zu bringen, damit endlich einmal beglücktere spätere Schülergenerationen eine vollständige Übersicht gewinnen über diese interessanten Wörter, gegen deren Geltung als Präpositionen mein Amtsvorgänger vor zweihundert Jahren einen so aussichtslosen Kampf begonnen hat.

Für die mittleren Klassen würde ich eine Gefahr, welche die Vermehrung der Unterrichtsstunden mit sich bringen könnte, nur darin erblicken, dass die Versuchung an manche Lehrer heranträte, mit noch grösserem Zeitaufwand Deklamationsübungen mit den Schülern anzustellen. An manche Lehrer, nämlich an diejenigen, die mit wohltönender, modulationsfähiger Stimme begabt, selber eine Freude daran haben, Gedichte mit schönem Ausdruck vorzutragen. Solches Vortragen ist gewiss sehr wünschenswert; wünschenswert ist es auch, dass der Lehrer die Schüler, an denen er eine ähnliche Begabung kennen gelernt hat, gelegentlich zu solchen Leistungen heranzieht; aber durchaus nicht wünschenswert ist es, wenn der Lehrer unsägliche Mühe und sehr viele Zeit auf das doch ganz vergebliche Unternehmen verwenden wollte, alle Schüler oder auch nur den Durchschnitt zu deklamatorischen Leistungen heranzubilden. Auch bei einer über Erwarten starken Vermehrung der Stunden könnte dieses Ziel doch nicht erreicht werden. Die Mehrzahl würde von diesen Bemühungen nichts haben, ja manches Gedicht könnte ihnen durch die eigenen nutzlosen Quälereien und durch das Anhören ganz verfehlter Leistungen anderer auf immer verleidet werden, während durch das Anhören einer schönen, würdigen Deklamation des Lehrers, wozu auch jetzt schon Zeit genug vorhanden ist, auf ihre Phantasie und ihr Gemüt ein tiefer, reiner, nachhaltiger Eindruck hervorgebracht werden kann.

Freilich ist es zu beklagen, wenn ein Lehrer, dem die dazu nötige Begabung durchaus fehlt — und er könnte trotz dieses Mangels ein ganz vortrefflicher sein — in eitler Selbstverblendung das leisten zu können glaubt und in solchem thörichten Wahn ein Zerrbild von künstlerischem Vortrag zum Besten giebt, statt sich besonnener Weise darauf zu beschränken, die Schüler durch Lehre und eigenes Beispiel zum verständnisvollen Lesen und Sprechen anzuleiten. Das muss jeder Lehrer können, das kann jeder Schüler lernen. Aber

den leidenschaftlichen, den wehmütigen, den innigen, den spöttischen Ausdruck so zu treffen, dass andere daran Freude haben, ist keineswegs jedermanns Sache. Das unerträglich Pathetische oder Weinerliche freilich lernen viele Schüler dieser Klassen, welche natürliche und wahrlich nicht tadelnswerte Schüchternheit von solchen Produktionen nicht fern hält.

Werden also die deutschen Stunden auf dieser Stufe vermehrt, so bleiben andere wichtige Lehraufgaben genug, die von solcher Vermehrung grossen Nutzen haben können. Hier sind umfangreichere und schwierigere Gedichte und Prosastücke zu lesen, deren Besprechung oft genug nicht in einer Stunde gründlich abgemacht werden kann, hier wird der erste Versuch gemacht, die Schüler mit dem Bau eines leichteren Dramas bekannt zu machen und ihnen zu zeigen, wie der Dichter charakterisiert und motiviert und die Vorgeschichte zwanglos exponiert. Welche Fülle von Anschauungen und Erkenntnissen, die sie aus solchen Betrachtungen gewinnen können, wie viel Gelegenheit ihren Verstand zu üben, ihre Phantasie anzuregen, ihr Gemüt auf Edles und Hohes zu richten! Aber auch grammatische Wiederholungen und Ergänzungen sind hier sehr nötig, teils an die Prosalektüre und die Aufsätze angeknüpft, teils gelegentlich ohne solche Anlehnung in systematischem Zusammenhang behandelt. Unerlässlich sind hier auch kurze, klare Belehrungen, natürlich dem Bedürfnis und dem Verständnis der Schüler angepasst, über einzelnes aus der Poetik und Rhetorik, noch wichtiger aber ernste, gründliche Übungen in Divisionen, besonders aber in Partitionen, die oft nur zu sehr vernachlässigt werden und doch für die ersten Aufsatzversuche in abhandelnder Form in Untersekunda von der grössten Bedeutung sind.

Wird in den drei oberen Klassen der Unterricht im Deutschen um je eine Stunde vermehrt, so entsteht natürlich für Obersekunda sofort die Frage, ob es zweckmässig scheint, das Mittelhochdeutsche wieder in den Lehrplan aufzunehmen.

Die Frage wird auf das lebhafteste bejaht werden, auch von manchen, welche gegen den Betrieb dieses Unterrichts bei der Zahl von nur zwei wöchentlichen Lehrstunden sich entschieden ablehnend verhalten haben. Zu den letzteren rechne ich auch mich, sowohl was die frühere Ablehnung, wie die gegenwärtige eventuelle Bejahung angeht. Nur glaube

ich nicht, dass es anzuraten wäre, die ganze neugewonnene Zeit auf das Mittelhochdeutsche zu verwenden, sondern nur die kleinere Hälfte, nämlich jedesmal im Sommerhalbjahr eine wöchentliche Stunde. Denn die jetzt vorhandene Lehraufgabe ist gross genug, dass auch schon für diese ein grösseres Mass von Zeit dringend erwünscht scheinen muss.

Wie für Obersekunda das Mittelhochdeutsche, so kommt für Prima sogleich die etwaige Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik in betracht.

Doch ist zunächst zu erwägen, ob überhaupt dieser Unterricht als organischer Bestandteil gerade des Unterrichts im Deutschen anzusehen ist, oder ihm nur von aussen angefügt wird, so dass dann nur durch den Lehrer eine Art von Personalunion geschaffen wäre. Je nach dem, was in ihm von dem Lehrer behandelt wird, ist die Frage zu verneinen oder zu bejahen.

Im vorigen Jahrgang des Weidmannschen Kalenders (1890 bis 91) hat Fr. Paulsen sich über die Art ausgesprochen, wie dem vollständigen Mangel an philosophischer Bildung, mit dem jetzt sehr viele Schüler das Gymnasium verlassen, am zweckmässigsten abgeholfen werde. Er denkt dabei nicht an einen dem Lehrplan einzufügenden Unterrichtsgegenstand, sondern daran, dass gelegentlich einmal eine Stunde ganz freier, aus der Ordnung des Lehrgangs heraustretender und gleichsam mehr persönlicher Aussprache und Mitteilung gewidmet werde. Er giebt selber ein Beispiel, wie man das „eigentlich centrale Problem aller Philosophie“, das des Verhältnisses der körperlichen zur geistigen Welt in solcher Weise mit Primanern erörtern könne, sowohl durch metaphysische wie erkenntnistheoretische Betrachtung.

Paulsen mag bei der Wahl gerade dieses Problems die Fassungskraft des Durchschnitts der Primaner überschätzt haben, er mag auch bei dem auf S. 15 gezogenen Ergebnis einem begabteren Schüler nicht das Bedenken fortgeschafft haben, wie es sich mit den Bewusstseinsvorgängen nun bei den Tieren, besonders den allerniedrigsten, verhalte: er hat jedenfalls recht darin, dass ähnliche Erörterungen in der obersten Klasse gewiss sehr wünschenswert sind. Doch zu dem deutschen Unterricht hat dergleichen kein besonders nahes Verhältnis, kein näheres sicherlich als zu der altklassischen

Lektüre und zum physikalischen Unterricht. Es ist auch gar nicht Paulsens Meinung, dass solche gelegentlichen Besprechungen gerade von dem Lehrer des Deutschen zu erwarten seien; er erwartet sie von jedem, „dem solche Dinge am Herzen liegen." Wie nahe liegt es zum Beispiel dem philologischen Lehrer bei der Platonlektüre oder, wo irgend von Anaxagoras oder Demokrit die Rede ist, das Problem des Verhältnisses der körperlichen zur geistigen Welt zu besprechen, wenn er Interesse und Verständnis dafür bei seinen Schülern voraussetzen darf.

Falls aber abweichend von Paulsens Ansicht irgend ein zusammenhängender philosophischer Unterricht für zweckmässig erachtet würde, so würde ein solcher in der Logik jedem andern Unterrichtszweige gleich nahestehen und einer in der Geschichte der Philosophie dem philologischen Lehrer viel näher als dem des Deutschen.

Demnach ist der Gedanke abzuweisen, dass eine Vermehrung gerade der deutschen Unterrichtsstunden die Behandlung philosophischer Probleme, wie des oben erwähnten, oder die zusammenhängende Unterweisung in einer philosophischen Disciplin in diesen zur Folge haben müsste. Man kann einen Unterricht in diesen Dingen für sehr wünschenswert halten, wie ich ihn auch dafür halte, kann ihn auch dem Lehrer des Deutschen, wenn dieser gerade dazu der geeignetste ist, zuweisen; mit dem Unterricht im Deutschen hat er aber keinen besonders nahen Zusammenhang.

Damit steht indes nicht in Widerspruch, dass eine gewisse Verstärkung des philosophischen Elements bei vermehrter Stundenzahl gewiss recht zweckmässig wäre. Ich meine damit die Mitteilung und Durcharbeitung solcher philosophischen Gedanken, die in unverkennbarer, ganz deutlicher Beziehung stehen zu den anderen Aufgaben des deutschen Unterrichts, also zu der Behandlung der Lektüre und dem in ihr enthaltenen Stoff, sowie zu den Aufsätzen. Meinetwegen mag man dafür die Bezeichnung „philosophische Belehrungen" für zu vornehm und anspruchsvoll erklären, und lieber den von mir im Anfang dieses Aufsatzes gebrauchten wählen: Erschliessung einer klaren Gedankenwelt, in der Lehrer und Schüler einander verstehen. Dahin rechne ich zum Beispiel die Aufklärung über Begriffe wie: Ereignis, Zustand, Handlung;

Motiv, Zweck; Ursache, Bedingung; Verstand, Vernunft, Phantasie; die Temperamente, die Richtungen des Willens, die drei menschlichen Ideale; Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Wirklichkeit; Egoismus, Eudämonismus; Moralität, Religiosität; Anschauung, Vorstellung, Begriff und manche andere ebenfalls aus der Logik, Psychologie und Ethik geschöpften. Dass ausserdem viele ästhetische Kunstausdrücke den Schülern zu völliger Klarheit gebracht werden müssen, ist bei einem Unterricht, in welchem die Betrachtung von Dichtungen einen so wesentlichen Teil bildet, ganz selbstverständlich; nur möge man die Schüler mit einer Begriffsbestimmung des Tragischen verschonen, über die bekanntlich kaum zwei Ästhetiker dieselbe Ansicht haben, und die immer nur (falls man mit ihr nicht den allgemeinen Sinn verbindet, den die Schöpfer des Worts, die Griechen damit verbanden) auf eine Mehrzahl von Tragödien, niemals auf alle anwendbar ist.

Auch auf einzelne Belehrungen aus der Geschichte der Philosophie wird oft das Bedürfnis des Unterrichts führen, und es ist sehr willkommen, wenn etwas mehr Zeit dafür vorhanden ist, als gegenwärtig zu gebote steht. Dass es zu wünschen wäre, dass die Schüler neben so vielen Namen „vergessener Poeten oder vergangener Grössen in Kriegs- und Staatskunst“ auch einige Namen und Gedanken der grossen Philosophen von der Schule mitnehmen, zumal von diesen „Führern in der Welt der Gedanken hier Mehreres und Verständlicheres zu berichten ist, als von vielen Führern in Schlachten“, hebt Paulsen (a. a. O. S. 11) nachdrücklich und mit vollem Recht hervor. Und auch das würde sich dann aus dem vermehrten deutschen Unterricht von selber ergeben, ohne dass eine besondere philosophische Propädeutik unorganisch mit ihm verbunden würde.

Natürlich würde der Inhalt der so den Schülern erschlossenen Gedankenwelt in den verschiedenen Primen der Gymnasien recht verschieden sein, je nach der gewählten Lektüre und besonders nach den Persönlichkeiten der Lehrer und ihren wissenschaftlichen Studien. Das ist aber auch gerade für diesen Unterricht unvermeidlich, und jeder Versuch, eine grössere Uniformität herbeizuführen, würde ihn lähmen oder verflachen.

Den litterarhistorischen Belehrungen aber eine grössere Breite zu geben, als es gegenwärtig geschieht oder geschehen sollte, würde ich nicht für zweckmässig halten. Es fördert die Schüler herzlich wenig, wenn sie in das Gebiet der Notizen und ästhetischen Urteile, die für sie unkontrollierbar sind, hineingeführt werden. Das Litterarhistorische sollte immer nur im engen Anschluss an das Gelesene und seine Autoren mitgeteilt werden.

Auch das, was ich als Dressur in der Aufsatzbildung bezeichnen möchte, sollte nach meiner Überzeugung bei Gewinnung ausgedehnterer Zeit durchaus nicht vermehrt werden. Es geschieht wohl schon jetzt zuweilen darin zu viel. Ich halte es wenigstens für sachlich unrichtig und für unpädagogisch, wenn man den Schülern beibringt, jeder Aufsatz müsse eine besondere Einleitung und einen besonderen Schluss haben. Warum sollen sie denn nicht mit dem ersten Gedanken des Inhalts selber anfangen, warum mit dem letzten nicht schliessen? Ich habe mich wenigstens nicht gescheut, es mit dem Anfange dieses Aufsatzes so zu halten, der, so klein er ist, doch an Umfang die meisten Primanerarbeiten übertreffen wird; ich gedenke es ebenso mit dem Schluss zu halten. Und welche Mängel er nun auch haben, welchen Widerspruch er hervorrufen mag, in dieser Einrichtung kann ich keinen Mangel sehen und brauche keinen Tadel deshalb zu befürchten. Soll es nun für Schüleraufsätze noch besondere Vorschriften geben, die sie eben nur auf der Schule zu befolgen haben, nachher nicht mehr?

Wenn die Schüler, wie sie doch sollen, die von ihnen gefundenen Gedanken, bevor sie mit der Darstellung anfangen, geordnet haben, so ist der Anfang und der Schluss von selber da. Und ich meine, dass ihnen eine unnütze Last aufgebürdet, eine überflüssige Qual bereitet wird, wenn sie nun noch, eingedenk einer ihnen gegebenen Vorschrift, nach einem pikanten Gedanken suchen sollen, der die Aufmerksamkeit des Lesers gewinnen und zum eigentlichen Thema hinüberleiten soll. Stellt sich ihnen solcher Gedanke von selber ein, so wird sich der Lehrer ihn gewiss gern gefallen lassen, ja er mag den Eingang loben, er mag sogar gelegentlich ihnen zeigen, wo die Fundstätten für solche Eingänge sind, und welche leeren Einleitungen gänzlich zu verwerfen wären: nur fordern

soll er nie eine besondere Einleitung, und soll einen Aufsatz als völlig genügend, unter Umständen als gut erklären, der mit begrifflicher Klarheit, in korrekter, wenn auch ganz nüchterner, aber von groben Verstössen gegen ästhetische Regeln freier Sprache (z. B. von Kakophonien, schleppenden, fallenden Perioden, ungeschickten Einschachtelungen), die gestellte Frage sachlich befriedigend erörtert. Positive ästhetische Vorzüge darf man von keiner Schülerarbeit verlangen, verlangt ja niemand von wissenschaftlichen Arbeiten gelehrter Männer. Es ist ja etwas sehr Schönes um affektvoll gehobene, um witzige, um phantasievolle Darstellung, wo sie hingehört. Kann es aber keinem Lehrer im Ernst einfallen, dergleichen von Schülern zu fordern, warum denn geistvolle Einleitungen und effektvolle Schlüsse, die gleichfalls in das Gebiet der positiven, ästhetischen Vorzüge gehören und immer besonderer Begabung vorbehalten bleiben? Was von den nicht so begabten Schülern durch Dressur erreicht werden kann, werden wohl immer nur sehr kümmerliche allgemeine Einleitungen und noch traurigere Schlüsse sein, letztere nach dem Schema „So haben wir denn gesehen“ oder gar „So lasst uns denn“, die jeder Lehrer mit Nachdruck verbieten sollte, statt dazu anzuleiten.

Derjenige Teil des deutschen Unterrichts in Prima, der neben jener Einführung in eine klare Gedankenwelt am meisten darauf Anspruch hätte, von einer Stundenvermehrung Vorteil zu haben, ist die Behandlung der Lektüre, besonders der dramatischen. Denn der Vorschlag, den R. von Raumer einst machte, dass man in den drei letzten Schuljahren monatlich einen Tag ansetzen solle, an welchem grössere Dichtungen den Schülern vorgelesen werden, ohne dass man ein Wort an ihnen erkläre, ist hoffentlich recht selten ausgeführt worden. Gegenwärtig wird viel erklärt und besprochen, und mit vollem Recht; denn diese Erklärungen und Besprechungen, richtig gehandhabt, sind für das Geistes- und Gemütsleben der Schüler von grosser Bedeutung.

Diese richtige Handhabung würde ich in solchem Unterricht vermissen, der sich bei der Entstehungsgeschichte einer grösseren Dichtung aufhält, es müssten denn ganz kurze Notizen sein, die ein paar Minuten ausfüllen; und in demjenigen, der sich in die Besprechung von Einzelheiten der Darstellung

verliert, welche oft genug für die richtige Auffassung des Inhalts keine Bedeutung haben.

Jene Erörterungen über die Entstehungsgeschichte, über die Beziehung der Dichtung zu der Person des Dichters und seinen Lebenserfahrungen, über die Quelle, aus welcher er schöpfte, haben im allgemeinen ein lediglich gelehrtes Interesse und sind darum keine zweckmässige Geistesnahrung für Gymnasiasten, sind ihnen oft unverständlich, meist gleichgültig und zum teil mehr Gegenstände des Meinens als des Wissens.

Noch schlimmer ist die mühselige, langweilige, von Stunde zu Stunde, von Scene zu Scene sich fortschleppende Einzelerklärung, vor welcher der Zusammenhang des Ganzen verschwindet. Besonders aber hat sie den grossen Fehler, dass Zeitmangel in der Regel zu einer flüchtigen Durchnahme des Schlusses nötigen wird, wenn sie nicht im letzten oder gar im vorletzten Akt stecken bleibt.

Um diese Ungleichmässigkeit in der Behandlung, die ich für den allerbedenklichsten Fehler in diesem Unterricht halte, mit Sicherheit zu vermeiden, sollte man mit der Besprechung eines Dramas im Laufe des Vierteljahrs mehr als einmal fertig werden.

Die erste, das ganze Drama berücksichtigende Besprechung sollte man etwa vierzehn Tage vorher ankündigen, damit die Schüler Zeit haben, die bis dahin unbekannte Dichtung einigermassen kennen zu lernen oder die Kenntnis der bereits von ihnen gelesenen wieder aufzufrischen. Für zweckmässig halte ich es, sie bei dieser Ankündigung darauf hinzuweisen, dass sie sich klar machen, wie die Handlung an jedem Aktschluss steht, und wo und wie der Dichter die Vorgeschichte exponiert. Sie haben dann gleich eine ganz bestimmte, ohne Hilfe von ihnen zu leistende und sie interessierende Aufgabe. Diese allgemeine Besprechung müsste in einer Stunde zu Ende geführt werden. In den nächsten Stunden würde dann je ein Akt genauer besprochen, so dass die Besprechung eines fünfaktigen Dramas mit der sechsten Stunde bereits zum zweiten Mal zu einem gewissen Abschluss gelangt wäre. Für die folgenden Stunden kann sich dann die Lehraufgabe sehr verschieden gestalten. Es wird ein Charakter durch das ganze Stück verfolgt, es wird irgend eine für die Handlung besonders wichtige Scene in ihrem Gange eingehend besprochen, es wird das

Verhältnis von zwei Personen zu einander erörtert, es werden einzelne schwierige Stellen interpretiert, es werden Monologe oder andere längere Reden von den Schülern verständnisvoll und mit guter, keinen Buchstaben unterschlagender Aussprache gelesen, während das Vortragen von ganzen Scenen mit verteilten Rollen nur unter sehr günstigen Bedingungen, die keineswegs immer vorhanden sind, einen nennenswerten Nutzen bringen könnte.

Der Erfolg müsste dann sein, dass die Schüler von jeder Scene, jedem Charakter deutliche Vorstellungen haben, dass sie über alle wichtigen Einzelheiten Bescheid wissen, den Gang der Handlung in ihren verschiedenen Stadien genau kennen, und zwar in ihrem letzten eben so gut wie im ersten.

Um das aber zu erreichen, ist nach jeder sechsten Stunde noch manche andere nötig, und eine Vermehrung der deutschen Stunden überhaupt sollte auch eine Vermehrung solcher Stunden zur wohlthätigen Folge haben.

Verzeichnis der Schriften
von
Franz Kern.

Schulpforta.

1861.

Ernst Moritz Arndt. Rede gehalten am 18. October 1861 [Kleine Schriften I S. 214—229; war ungedruckt].

1864.

Nicolaus Lenaus Leben und Character. Bremer Sonntagsblatt, XII. Jahrg., 25. Dezember 1864 S. 421—426 [schon früher in Stettin entstanden; vgl. Kleine Schriften I S. 185—213].

Quaestionum Xenophanearum capita duo quibus memoriam anniversariam inauguratae ante hos CCCXXI annos Scholae Provincialis Portensis a. d. XII Kal. Iunias a. MDCCCLXIV rete celebrandam indicunt — rector et collegium scholae regiae Portensis. Numburgi typis Henrici Sieling.

1866.

Johannes Schefflers Cherubinischer Wandersmann. Eine litterarhistorische Untersuchung. [Ludwig Giesebrecht gewidmet.] Leipzig, S. Hirzel. Vgl. dazu den ungefähr in derselben Zeit entstandenen Aufsatz Über den Dichter Angelus Silesius Kl. Schr. I S. 1—18 [abgedruckt auch Pommersche Blätter 1880 (IV. Jahrgang) No. 23 S. 353—365].

Oldenburg.

1867.

Symbolae criticae ad libellum Aristotelicum *περὶ Ξενοφάνους, περὶ Ζήνωνος, περὶ Γοργίου*. Programm des Grossherzoglichen Gymnasiums.

1868.

Θεοφράστου περὶ Μελίσσου. Philologus XXVI S. 271—289.

Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen dargestellt und beurteilt. Oldenburg, Ferdinand Schmidt. (Zweite Ausgabe. Berlin 1885, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.)

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen (zusammen mit A. Lübben). Zwei Auflagen. Oldenburg, Ferdinand Schmidt.

1869.

Kritische Bemerkungen zum dritten Teil der pseudoaristotelischen Schrift *περὶ Ξενοφάνους, περὶ Ζήνωνος, περὶ Γοργίου.* Programm des Grossherzoglichen Gymnasiums.

Danzig.

1870.

Gedächtnisrede auf Franz Bresler. Programm des Städtischen Gymnasiums 1871 S. 6f.; vgl. Kl. Schr. I S. XV.

1871.

Beitrag zur Darstellung der Philosopheme des Xenophanes. Programm des Städtischen Gymnasiums.

Stettin.

1874.

Über Xenophanes von Kolophon. Programm des Stadtgymnasiums. [Ohne die Anmerkungen Kl. Schr. II S. 109—128].

1875.

Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann. Stettin, Th. v. d. Nahmer. [Als Anhang: Ferdinand Calos Leben, erzählt von Ludwig Giesebrecht, fortgesetzt von Franz Kern.]

Über die neueste Übersetzung altklassischer Poesieen. [E. Geibels Klassisches Liederbuch.] Neue Stettiner Zeitung, 13. Novbr. 1875.

1876.

Über die Antigone des Sophokles. Vortrag [ungedruckt; Kl. Schr. II S. 88—109].

Zu Timon Phliasius Philologus Bd. XXXV S. 373—376.

Richard Türschmanns Recitation der beiden Ödipus und der Antigone des Sophokles. Grenzboten II S. 24—29.

Scepticismus und Mystik. Im neuen Reich 1877 I S. 121—135. [Kl. Schr. II S. 168—186.]

1877.

Über philosophischen Dogmatismus. Im neuen Reich 1877. II S. 841—854. [Kl. Schr. II S. 152—168.]

Untersuchungen über die Quellen für die Philosophie des Xenophanes. Programm des Stadtgymnasiums.

1878.

Zur Erklärung von Goethes Gedicht Grenzen der Menschheit. Neue Jahrb. f. Philologie und Pädagogik Band 120 (1878) S. 196—201. [Kl. Schr. II S. 80—86.] Dazu Nachtrag aus dem Nachlass (ungedruckt) Kl. Schr. II S. 86—88.

1879.

Gedächtnisrede auf Friedrich Calebow. Programm des Stadtgymnasiums 1879 S. 29—31.

Über das Schreiben von Extemporalien beim Gymnasial- und Realschul-Unterricht in den fremden Sprachen, im Rechnen und in der Mathematik. Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preussen Band I (1879) S. 312—354.

Ein Interpunktionsfehler in Goethes Iphigenie. Zeitschrift für das Gymnasialwesen Band XXXIII S. 231. [Kl. Schr. II S. 74—77.]

Ludwig Giesebrecht. Allg. deutsche Biographie 1879 Bd. IX S. 159—161.

Über die Chorgesänge der sophokleischen Antigone und ihr Verhältnis zur Handlung. Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXXIII S. 369—395.

Zu Sophokles' Antigone V. 23. 98. 175. 743. 776. 853. Fleckeisens Jahrbücher f. klass. Philologie S. 453—460.

1880.

Bemerkungen zu Sophokles' Aias und Antigone. Programm des Stadtgymnasiums.

Über Demokrit von Abdera und die Anfänge der griechischen Moralphilosophie. Zeitschr. f. Philosophie und philosoph. Kritik 1880 S. 1—26 (Ergänzungsheft). [Kl. Schr. II S. 129—152].

Zur Würdigung des Melissos von Samos in der Festschrift des Stettiner Stadtgymnasiums zur Begrüssung der XXXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner S. 1—24.

Rede zur Eröffnung der XXXV. Philologenversammlung in Stettin. Verhandlungen der XXXV. Vers. deutsch. Philologen und Schulmänner. Leipzig 1881 S. 9—13.

Die Abschiedsrede der sophokleischen Antigone. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen XXXIV S. 1—26.

Über einige Übelstände in der Behandlung der Satzlehre. Pommersche Blätter, Jahrgang 1880 No. 2.

Adelbert von Chamisso. Pommersche Blätter 1880, IV. Jahrgang, No. 12 S. 178—186, 13 S. 193—200.

Über die Handlung in Goethes Tasso. N. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1880 S. 585—600. [Vgl. Goethes Torquato Tasso Beiträge zur Erklärung des Dramas 1884, S. 1—25 und die grosse Tassoausgabe 1893 S. 7—32.]

1881.

Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten in den Jahren 1878—1881 in Stettin gehalten. Stettin, H. Dannenberg.

Berlin.

1881.

Zu Sophokles' Antigone V. 392. 601. 1061. Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philologie 1881 S. 825—831.

1882.

Zu Sophokles' Antigone V. 722. Fleckeisens Jahrbücher für klass. Philologie 1882 S. 237.

Zu Sophokles' Antigone V. 755—757; ebenda S. 351—356.

Drei Characterbilder aus Goethes Faust (Faust, Gretchen, Wagner). Oldenburg, Ferdinand Schmidt. [Zweite Ausgabe Berlin 1885. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.]

Schillers Ideale vom Menschenglück. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, II. Abteilung 1882 S. 196—270. (Kl. Schr. I S. 19—42.)

1883.

Zu Timon von Phlius. Fleckeisens Jahrbücher für klassische Philologie 1883 S. 113—114.

Über den Schluss des zweiten Epeisodions in Sophokles' Antigone. Fleckeisens Jahrbücher f. klass. Philologie 1883 S. 393—403.

Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Ebenda.

Zu Goethes Gedicht Königlich Gebet. Voss. Zeit. Sonntagsbeilage No. 38, 23. Sept. 1883. [Kl. Schr. II S. 78—79.]

1884.

Zu Sophokles' Antigone V. 576. Fleckeisens Jahrbücher für klass. Philologie 1884 S. 494—496.

Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Grundriss der deutschen Satzlehre. Ebenda. [Neue Auflagen 1885. 1896.]

Zur Reform des Unterrichts in der deutschen Satzlehre. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

1886.

Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. [Zweite Auflage 1897.]

Deutsche Dramen als Schullektüre. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Zustand und Gegenstand. Betrachtungen über den Anfangsunterricht in der deutschen Satzlehre. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Chamissos Faust und Peter Schlemihl. Voss. Zeitung. Sonntagsbeilage 28. Nov. u. 5. Dec. 1886. [Kl. Schr. I S. 92—118.]

Über Deklamationsübungen in den Gymnasien. Gymnasium IV No. 6.

1887.

Gedächtnisrede auf E. Wasmannsdorff. Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums 1887 S. 22—24.

Über die Anfangsgründe der deutschen Satzlehre. Frankfurter Schulzeitung, IV. Jahrgang No. 1 S. 2—4; No. 2 S. 9—12. 1. und 15. Januar 1887.

Über Felix Dahns epische Dichtung Harald und Theano. Voss. Zeit. Sonntagsbeilage No. 13. 14. (27. März und 3. April.) [Kl. Schr. I S. 244—265.]

Gefahren und Wandlungen im Sprachgebrauch. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1887 No. 4 u. 5. [Kl. Schr. II S. 206—223.]

Zweite vermehrte Auflage der Schulreden (s. 1881). Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Sprachgebrauch und Grammatik. Zeitschrift des allg. deutsch. Sprachvereins Bd. I No. 14 (20. August 1887).

Goethes Natürliche Tochter im deutschen Unterricht. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. I. Jahrgang. S. 61—69. [Kl. Schr. II S. 63—73.]

1888.

Zu Sophokles' Antigone V. 392. 855. Jahrbücher für klassische Philologie 1888 S. 451—454.

Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung. Zweite vermehrte Auflage.

Leitfaden für den Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung. [2. Auflage 1897.]

Die fünfte Direktorenversammlung in der Provinz Sachsen und die deutsche Satzlehre. Begleitworte zu dem Leitfaden für den Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Der Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik. Pädagogische Reform XII. Jahrgang, No. 6 (10. Februar 1888).

Zur Erinnerung an Joseph von Eichendorff. Voss. Zeitung. Sonntagsbeilage No. 10 u. 11. [Kl. Schr. I S. 118—142.]

Über die Sprache Goethes in der Natürlichen Tochter. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, II. Jahrg. S. 283—294. [Kl. Schr. II S. 50—63.]

Zu Lessings Fabel von den Sperlingen. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, II. Jahrg. S. 332—333.

Das Dämonische in Goethes Egmont. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, II. Jahrg. S. 325—328.

Zur Erinnerung an Friedrich Rückert. Voss. Zeitung. Sonntagsbeilage No. 20. 21 u. 22. [Kl. Schr. I S. 42—71.]

Zur Würdigung von Uhlands Gedichten. Voss. Zeit. Sonntagsbeilage No. 6 u. 7 (5. u. 12. Febr.). [Kl. Schr. I S. 143—164.]

Gedächtnisrede auf Gustav Krause. Jahresbericht des Kölln. Gymn. S. 23—24.

Ansprache an die Schüler beim Tode Kaiser Wilhelms; ebenda S. 26—27.

1889.

Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Zu Goethes Proserpina. Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage Nr. 17. [Kl. Schr. II S. 41—49.]

Helena und Gretchen im zweiten Teile des Faust. Voss. Zeit. Sonntagsbeilage No. 37. [Kl. Schr. II S. 26—41.]

Gedächtnisrede auf Johann Friedrich Fischer. Jahresbericht des Kölln. Gymnas. S. 21—23.

1890.

Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias. Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage 1890 Nr. 2 u. 3. [Kl. Schr. II S. 1—25.]

Friedrich Rückerts Poetisches Tagebuch. Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage 1890 No. 20 u. 21. [Kl. Schr. I S. 72—92.]

Homers Ilias, in einem durch Ausscheidung der Nebenhandlungen hergestellten Auszuge nach der Übersetzung von J. H. Voss. Bielefeld. Velhagen und Klasing. [Dritte Auflage 1897.]

Fr. Kreyssigs Vorlesungen über Goethes Faust. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung. Zweite Auflage.

1891.

Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten. Michaelis 1887 bis Michaelis 1890. Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin 1891.

Die drei menschlichen Ideale. Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage 1891 No. 7 u. 8. [Kl. Schr. II S. 187—205.]

Bemerkungen zum Unterricht im Deutschen. Weidmannscher Kalender für die höheren Lehranstalten Preussens 1891/92. [Kl. Schr. II S. 234—247.]

1892.

Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Schulausgabe. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Goethes Tasso und Kuno Fischer, nebst einem Anhange: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Zur Kritik und Erklärung von Goethes Tasso. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. VI. Jahrg. S. 474—486.

Ludwig Giesebrecht. Voss. Zeitung. Sonntagsbeilage 1892, No. 27 u. 28. [Kl. Schr. I S. 229—243.]

1893.

Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten. Ostern 1891 bis Michaelis 1892 und Ansprache an die Schüler am 27. Januar 1892. Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin 1893. [Dazu die folgenden bis Michaelis 1894. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik II. Abteil. 1895, S. 330—342.]

Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Gedächtnisrede auf P. Herrmanowski. Jahresbericht des Kölln. Gymnas. S. 21—23.

1894.

Gedächtnisrede auf F. A. O. Lorenz. Jahresbericht des Kölln. Gymnas. S. 21—25.

Verdeutschung von Fremdwörtern. Vortrag gehalten im Allgemeinen deutschen Sprachverein (4. April). [Kl. Schr. II S. 224—233.]

Letzte Schulrede am 29. September. [Vgl. oben unter 1893 und Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin 1895 S. 20.]

Unbestimmt.

Über Platens dichterische Bedeutung mit besonderer Beziehung auf Heines Urteil in den Reisebildern. (Aus den sechziger Jahren?) [Kl. Schr. I S. 164—185.]

Kroll's Buchdruckerei, Berlin S., Sebastianstrasse 76.

